Erzählungen

von

Karl Stöber.

Gesammt-Ausgabe

mit Zeichnungen nach Professor Ludwig Richter.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Dresden,
Verlag von Justus Naumann,
1846.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck und Papier von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Vorrede.

Der Erzähler wurde schon von dem Einen und dem Andern gefragt, wo er die Geschichten aufklaube, die durch seine Feder liefen. Die Antwort zu dieser Gewissensfrage lautet: Auf seinem Wege nach St. Gallen. An der Altmühl ist nämlich ein Gottesacker, und mitten darin steht ein uraltes Kirchlein, das einen Thurm mit einem Satteldach und den heil. Gallus zum Schutzpatron hat. Auf diesem Acker, hart neben dem Gotteshause, hat sich der Erzähler ein Schlafkämmerlein bestellt, sieben Schuh in der Länge und drei Schuh in der Breite, und mit grünem Rasen ge-

deckt, wie eine Feldhütte. Und geschieht es nun, daß er sich selbst fragt, oder ein Anderer ihm zuruft: „Wohin des Weges?“ so pflegt er zu antworten: „nach St. Gallen“. Denkt aber dabei nicht sowohl an die Schlafkammer, die er sich bestellt hat, als an das große Spital über den Wolken, in welchem so viele Pfründen sind, — gewiß auch für den armen Sünder ein Dachstüblein mit Einem Fenster, aus welchem er durch die Palmen-Gruppen bis an das Thor des Paradieses schauen und sehen kann, wer von seinen Haus- und Pfarrkindern ihm nachkommt. — Auf diesem Wege nach St. Gallen nun, welcher nicht geradeaus geht, wie die Landstraße zwischen Triesdorf und der hohen Fichte, sondern viele Krümmungen hat, wie der Pfad in einem Irrgarten, — auf diesem Wege spricht der Erzähler von allen Dingen weit weniger, als er hört, und gesellt sich am liebsten zu alten Leuten, denen die gegenwärtige Zeit nicht gefallen will, und daher zumeist von der zukünftigen oder von der vergangenen reden. Läßt aber ein solcher Pilgersmann ein Wort fallen, so einer Geschichte gleicht,

so steigt der Erzähler nicht darüber hinweg, wie Petrus über das Hufeisen, sondern hebt das Ding auf und betrachtet es von allen Seiten, wie der Arbeiter in der Demantgrube das Steinlein, das ein Anderer ohne Weiteres wegwürfe. Und merkt er, daß etwas Gutes unter der Schale stecke, so rastet er nicht eher, als bis er den innersten Kern herausgekehrt hat. Kann auch sein, daß es dann Mancher nicht mehr als seine Geschichte erkennt; ist aber, wie gesagt, weiter nichts, als daß der Erzähler sie nicht ließ, wie er sie fand, sondern ihr Innerstes herausgekehrt, und in einen Rahmen gefaßt oder unter eine Glasglocke gelegt hat. — Wie der Schreiber des Büchleins Tobiä nicht blos schrieb: „Es war einmal ein jüdischer Mann in Ninive, mit Namen Tobias, der wandelte unverrückt auf den Wegen Gottes in guten und bösen Tagen, und sein Sohn, der junge Tobias, auch.“ Sondern er ließ das Schwalbennest an der Wand, und das meckernde Zicklein, und den feinen jungen Gesellen, der ein Engel Gottes war, und den großen Fisch und das Hündlein, so vorhin lief und mit dem

Schweife wedelte, auch mitthun. Und wer es nun lieſt, kann nicht aufhören, bis er mit dem vierzehnten Kapitel zu Ende iſt, dann erſt legt er die Geſchichte, die zum Gleichniß geworden iſt, weg und ſpricht dabei: „Ja den Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen.“

Inhalt des ersten Bandes.

Der Tag im Walde 1
Der Schneider von Gastein 23
Schweizer Sagen 74
Wessen Licht brennt länger? 97
Asmus 106
Dürrenstein 129
Der Bredil 187
Der kleine Friedensbote 192
Drei Vorahnungen 196
Wie man sich auf einer Insel einrichten und verhalten solle . . . 204
Die Tischreden 209
Der Tag auf dem Wege 222
Nichts mehr in der Welt als ein Weinglas 274
Das Steinthor 281

Der Tag im Walde.

An die Klosterkirche in Weißenburg am Sand sind zwei Wohnungen angebaut, oder, wenn man sie mit den Nestern der Hausschwalben über ihnen vergleichen will, angeklebt. Die eine derselben wird vermiethet, in der andern hauset der Kirchner, der täglich das Eßglöcklein zu läuten hat, und, wenn er will, die Woche zweimal sich über die liebe Jugend ärgern kann, die am Mittwoch und Sonntag in dem Gotteshause Religionsunterricht erhält. Jedoch steht in seinem Anstellungsdekret nichts davon, daß er sich ärgern muß, weil man, seitdem der Heiland die Kinder in seine Arme genommen und gesegnet hat, wissen will, daß man mit der Jugend auch ohne Aerger und Anfahren zurecht kommen kann, einzig und allein mit der Ruthe, die unter Gebet aus den Oelzweigen der Liebe, der Herablassung und des Ernstes gebunden ist.

Am Tage Nikodemie des Jahres 1733 sah es in der Kirchnerswohnung sehr freundlich aus. Die Sonne, die einen leichten Herbstnebel niedergeschlagen hatte, schien durch die runden Fensterscheiben. Ein Theil ihrer Strahlen fiel auf den Wasserspiegel in dem Gefäß, in welchem Leder eingeweicht war, und wurde an die Decke des Stübleins hinaufgewiesen. Da ruhten sie von ihrer weiten Reise, wie Paradiesvögel, die nach einem Flug über breite Meeresarme sich niederlassen und aufblähen, oder wie ihre Brüder die Son-

nenstrahlen, welche der Spiegel eines Teiches den niedern Pflanzen unter den Uferweiden zusendet, weil sie sonst unter ihren grünen Gewölben von der Sonne weder einen Morgengruß noch einen Abendsegen erhalten würden.

Eine Kohlmeise aber, das damalige Wahrzeichen von Weißenburg, war das einzige fühlende Wesen, das sich an jenem Morgen der heiteren Stube und seines Lebens darin freute. Der Kirchner und Schuhmachermeister Andreas Schnee saß auf seinem Rappen stumm und in sich gekehrt, wie eine Feldwache in der Regennacht zu Pferd auf dem verlorenen Posten. Sein Weib, mit Spitzenwirken beschäftigt, brachte wenig zu Stande. Sie konnte nicht, wie sie sollte, sich über die Kugel hinbeugen, weil sonst ihre Thränen auf das kostbare goldene Gewebe gefallen sein würden, das sie für die Fabrik zu fertigen hatte. Hinter dem Ofen saß der ältere Sohn, und jede seiner Mienen war ein Frakturbuchstabe zu den Worten „Der Andere ward angenommen und ich wurde verlassen." Den Tag zuvor hatte nämlich der Rath der freien Reichsstadt einen Konrektor gewählt, und von den zwei Candidaten, die sich um die erledigte Stelle beworben hatten, wurde der junge Schnee verworfen und sein Mitbewerber angenommen. Damals aber, wo jede Reichsstadt oder jeder Reichsfreiherr in der Regel nur ihre eingeborenen Candidaten berücksichtigten, und wo es schwer hielt, zu einer Anstellung aus einem Gebiet in das andere aufgenommen zu werden, damals war eine fehlgeschlagene Bewerbung um ein Amt weit schmerzlicher, als in unserer Zeit. Kein Wunder daher, wenn der alte Andreas nichts mehr vor Augen sah, als daß sein Sohn den Candidatentitel bis an sein Ende behalten oder höchstens auf einem Kantoratsstuhl niedersitzen würde, ob er gleich in Jena die Magisterwürde rühmlich erlangt hatte und Mitglied der dortigen Lateinischen Gesellschaft war. Die Stim-

mung des Candidaten aber glich der eines Landmanns, der vor seiner Wiese steht, nachdem sie den Tag vorher durch ein wildes Wasser ellenhoch mit Sand und Steinen überschüttet wurde, so daß in einem Menschenalter kein Sensenklang mehr darauf zu erwarten steht.

Sein jüngerer Bruder an der vorderen Seite des Ofens theilte die Stimmung seiner Familie, die mit dem heiteren Herbstmorgen in so großem Widerspruch stand, nicht ganz. Er verhielt sich zwar stille, rüstete sich aber emsig zu einem Ausfluge, den sein Lehrer, der gelehrte Rektor Döderlein, am Tag zuvor seinen Scholaren angekündigt hatte. Kaum war er damit zu Stande gekommen, als seine Mitschüler, den Lehrer voran, über den Holzmarkt herauf kamen. Er eilte ihnen entgegen. Und so traurig war seine Mutter, daß sie ihn nicht einmal fragte, ob er sich mit Lebensmitteln versehen habe, während sie ihn sonst immer, wenn er auch nicht weiter als in die Schule ging, bis unter die Hausthüre zu begleiten und ihm dieses oder jenes zuzustecken pflegte. An dem nächsten Bäckerladen sorgte er selbst für sich.

Wenn man aber heutigen Tages von lateinischen Schülern redet, so denkt man dabei an Knaben oder angehende Jünglinge, welche so leicht und dünn befiedert sind, wie ein Vogel in den Tropenländern. Eine Kappe, die mehr der Mode, als des Hauptes wegen getragen wird, ein offener und bloser Hals, ein Röcklein von Halbtuch und weite luftige Hosen bedecken jetzt gewöhnlich das Männlein, welches weiß, warum sein Pudel Caro oder sein Spitz Phylax heißt. Damals aber, in der Zeit, worein unsere Geschichte fällt, war es ganz anders. Die Knaben, welche ihren Rektor begleiten durften, hatten ein einziges bequemes Kleidungsstück, nämlich ihre Stiefel, in denen sie nicht staken, sondern standen, und die sie Abends nicht auszogen, sondern wegschlen-

kerten, mit mehr oder weniger Geräusch, mehr oder weniger weit, je nachdem die Schranken waren, die ihnen strenge oder nachsichtige Aeltern gesteckt hatten. Stiefel, welche vom Fuß geradewegs ins Fenster flogen, gehörten damals nicht zu den seltsamsten Erscheinungen, und Etliche, die auf den tiefsten Grund der Dinge zu sehen pflegen, denen ich aber gerade in diesem Fall nicht beipflichten möchte, behaupten, daß manche ausschlagende Regungen und Bewegungen der jetzigen Weißenburger Jugend noch von jener Weise, sich der Stiefel zu entledigen, herrühren. Die Hosen dagegen, von Schaafs- oder Bocks-Leder und aus Rücksichten auf Sparsamkeit schwarz gefärbt, waren eng und anliegend. In den Jacken, die aus Respekt vor dem Lehrer zugeknöpft waren, stak ein Sacktuch, welches zur Noth auch als Leintuch in eine mäßige Bettstatt verwendet werden konnte. Die ganze Gesellschaft, ihren gelehrten Führer ausgenommen, trug noch Sommerkappen aus Kalbsleder, dem untern Theil eines Wiegengauls, aufwärts getragen, nicht unähnlich. Mit etwas Ballast beschwert und in das Wasser gestellt, waren sie Fahrzeuge, welche nicht übel schwammen, zumal da sie von Zeit zu Zeit mit Fett gesalbt wurden, wie die Stiefel. Ein einziger von den Lateinern hatte schon seine Wintermütze zu dem herbstlichen Ausflug aufgesetzt, entweder weil es seine sorgliche Mutter wünschte, oder weil er sich als der Sohn eines Rathsältesten auszeichnen wollte. Sie war aus einem vollständigen, schönen Fuchsbalg gefertigt, und wie von einem Helm der Roßschweif, so hing von ihr der Fuchswedel in seiner vollen Länge, wie ihn Meister Reinecke im Leben getragen hatte, über den Rücken des Schülers hinab. Die Mütze saß auf dem Haupte ihres Trägers wie ein Fuchs auf dem Ahornstumpf, wenn er auf Feldmäuse lauert. Statt der Stecken oder Ruthen in der Hand trugen die Lateiner Reuthauen auf der Schulter.

Denn ihr Lehrer, ein Alterthümler, hatte von seinem Collegen in Pappenheim die Nachricht erhalten, daß in dem großen Weißenburger Forst hin und wieder tumuli d. i. Grabhügel aus der Heidenzeit zu finden wären, und wollte nun mit seinen Schülern einen derselben aufsuchen und öffnen. Ueber das Auffinden dieser Ueberreste der grauen Vorzeit machte er sich keine Sorge, weil er meinte, sie wären groß, wie der Steinhaufen in dem Thale der Betrübniß, den Josua und das ganze Israel auf Achan, den Sohn Serah, seine Söhne und Töchter, seine Ochsen und Esel und Schaafe, seine Hütten und Alles, was er hatte, warfen. Unter seinem dreieckigen Hute und der Weste von grünem Plüsch hegte er allerhand angenehme Gedanken und Hoffnungen, die den muthmaßlichen reichen und belehrenden Inhalt der Heidengräber zum Gegenstand hatten. Seine Zöglinge benahmen sich ohnedieß wie Schatzgräber auf dem Hinwege zu dem Platze, von dem sie als reiche Leute wieder zu kehren hoffen, nur mit dem kleinen Unterschied, daß sie weniger von vergrabenem Gelde als von andern Dingen sprachen, die beim Unterricht über römische Alterthümer vorkommen.

„Wenn unter diesen tumulis," sagte der gelehrteste unter ihnen „auch nur die Gebeine gemeiner Soldaten ruhen, so können wir doch minora praemia finden, etwa goldene oder silberne Ketten oder dergleichen Armringe, womit die römischen Feldherren die Tapfersten im Heere auszeichneten und belohnten."

„Wo Gemeine begraben wurden," sagte ein Zweiter, „da könnte auch ein Officier liegen, der einmal ein majus praemium, z. E. eine goldene Lager- oder Schiffs-Krone, erkämpft und mit in sein Grab genommen hat."

Ja, der unter der Fuchskappe äußerte sogar, daß man unter den Knochen einer Frau Bürgermeisterin oder Senatorin, welche aus Curiosität ihrem Gemahl in das Feld nach-

gefolgt wäre, einen vollständigen **mundum muliebrem**, d. i. einen ganzen Damen-Schmuck, bestehend aus Ringen, Spiegeln, Balsamgeschirren und andern Gefäßen der Ehre und Unehre finden könne. — Esajas Schnee meinte zwar in seiner Bescheidenheit und Genügsamkeit, es könnten auch deutsche Gräber nur mit eisernen, höchstens ehernen Ueberresten sein. Er wurde aber von seinen Commilitonen alsbald überstimmt und zog sich zurück, schüchtern, wie ein Gemeiner, wenn er im Kriegsgericht seine Stimme abgegeben hat.

Hoffnungen sind für den Wanderer Straußenflügel. Dieses bewährte sich auch an unseren Schatzgräbern. Schneller, als von Fußgängern in engen ledernen Hosen zu erwarten war, kamen sie durch den Stadtwald, an den reichen Quellen von Suffersheim vorüber, in die Gegend, wo nun die Ortschaft Rothenstein liegt, und wo man von dem Bergdorfe Biswangen herüber die Glocken hörte, die einem Entschlafenen zu Grabe läuteten. In diesem Reviere sollten nach den Mittheilungen des Pappenheimer Schulmannes die tumuli sein. Aber da war nichts dergleichen zu sehen, weder im Dickicht des Forstes, noch auf den großen, freien Ackerplätzen, welche später in Waldwiesen umgewandelt wurden, und jetzt in der Umgegend unter dem Namen „Mähder" bekannt sind, weil das auf denselben wachsende Gras nicht mehr blos abgeweidet, sondern auch des Jahres einmal gemäht wird.

Nach langen und beschwerlichen Kreuz- und Querzügen sagte endlich der Rektor verdrüßlich: „Wir haben einen Metzgergang gemacht," und ließ sich auf einem alten morschen Eichenstock nieder, der von einem halbtausendjährigen Baume auf einer fast unmerklichen Erhöhung des ringsum flachen Bodens stehen geblieben war. Dem Beispiele des Führers folgten seine sieben Begleiter fast instinktmäßig, wie in der Schule, wenn er sich auf dem Cathedr niederließ. Statt

der Bücher langten sie aber die Lebensmittel hervor, mit denen sie sich vorgesehen hatten. Der unter dem Fuchsdeckel ein Gansviertel, in dessen hohler Seite zwei Speckwürste und etliche Stücken Schinken staken. Es schien, als wollte er seine Commilitonen bewirthen, so förmlich breitete er seinen Vorrath auf einem großen Bogen Packpapier aus. Aber bei dem vorherrschenden Triebe der Selbsterhaltung, der ihn beseelte und auszeichnete, und bei einiger Uebung, die er sich auf Kirchweihen erworben hatte, verbat er sich jeden Beistand, und wurde mit dem mütterlichen Pensum ganz allein fertig. — Der arme Esajas hatte nur zwei Dreierbrode, wozu das Geld am Tage zuvor bei einer Leiche ersungen worden war. Und diese zwei theilte er noch mit Einem, der keins hatte.

Quer über das Moos, auf welchem die Lateiner offene Tafel hielten, kam nämlich ein alter Mann daher, dem man theils an seiner Kleidung und theils an seinem hinkenden Gang den ausgedienten und invaliden Kriegsknecht ansah. Er setzte sich mitten unter die jungen Gelehrten, ohne seine brennende Pfeife aus dem Munde zu nehmen. Ein Brummer, der wahrscheinlich ein Gruß für Alle sein, und ein Ruck seines Hutes auf die Seite, der dem alten Herrn auf dem Eichenstocke gelten sollte, waren sein ganzer Aufwand von Complimenten, den er machte, ehe er sich der Länge nach auf den Rasen hinstreckte. Dem jungen Herrn unter der Fuchshaube erschien diese Frechheit unbegreiflich, und es war, als ob er sich nach dem Bettelvogt, dem Schrecken der Vagabunden, umsähe. Er wußte nicht, daß er eigentlich in dem Hause dieses Menschen sei, der, wie Alle seines Standes, den Wald und den Anger und den windstillen Platz an dem Zaune für sein Eigenthum ansah, und diejenigen, die sich unter dem blauen Dache des Himmels niederließen, als geduldete Gäste betrachtete, gerade wie ein Herbergs-

vater die wandernden Gesellen, die sich auf seiner Bank niederlassen.

„Ich war," sagte der Invalide, indem er sich auf seinen Ellenbogen stützte und an den jungen Schnee wandte, „diesen Morgen auf der Post in Weißenburg und auch bei Deinem Vater. Er flickte mir diese meine Schuhe für einen Vergeltsgott; denn sie waren fast ganz aus dem Leim gegangen. — Aber, Esajas, Deine Leute lassen ja die Köpfe hängen, wie die Türken, die wir Anno 83 bei unseren Ausfällen in den Laufgräben vor Wien fingen. Denn sie meinten, mit ihnen wäre es nun aus. Und das glauben gewiß Deine Leute auch, weil der erste Sturm, den sie auf Euer Rathhaus machten, abgeschlagen ist. — Doch was wollt denn Ihr Stadtvögel mitten im Walde?"

Der Angeredete reichte ihm sein anderes Brod und antwortete: „Wir suchten die Heidengräber, aber fanden sie nicht, und gehen nun wieder heim."

Der Invalide lachte laut auf, und rief: „O Ihr Doktoren, Ihr sucht den Esel und reitet darauf! Was ist's denn, worauf Ihr sitzet? Ists ein Ameisen- oder ein Maulwurfs-Haufen! Nein, sage ich Euch, es ist ein Heidengrab, und der Eichenstock darauf bezeugt, daß es noch unberührt ist. Dieses Insiegel ist alt. Denn ein Baum, wie der, braucht mehr als 500 Jahre, bis er so groß wird und in seinem Stock wieder so weit verfault. Vor 500 Jahren gab es aber noch keine gelehrten Sappeurs, welche gegen die Heidengräber zu Felde zogen."

Der Rektor und seine Scholaren fuhren bei diesen Worten von ihren Sitzen auf, als hätte der Invalide gesagt, sie säßen auf Ameisenhaufen, und machten sich sogleich munter an das Werk unter Anleitung des alten Mannes, der sich den Todtengräber des Nordgaues nannte, weil er schon

oft, bald dem Rektor in Pappenhein und bald einem Domherrn aus dem nahen Eichstädt bei dem Aufsuchen und Oeffnen der Heidengräber Auge und Hand geliehen hatte.

Der Todtenhügel, der seine Schätze wiedergeben sollte, hatte einige Fuß in der Höhe und 55 Schritte im Umkreise. Eine Decke von Moos, über welches Binsen, gelbe Grashalmen, Glockenblumen und Gentianen hervorragten, lag darüber. Eine Familie brauner Eidechsen, die, wer weiß wie lange, hier in der Stille gehaust hatte, ergriff die Flucht, als die Moosdecke hinweggenommen wurde. Der größten unter ihnen eilte der Sohn des Rathsältesten nach und hieb sie mitten entzwei; was ihm aber übel bekam. Denn der Todtengräber des Nordgaues, ergrimmt über diesen abscheulichen Mord, an einem unschädlichen Thiere begangen, schlug ihn so gewaltig an seine Fuchshaube, daß er taumelte. „Wart," schrie er dazu, „Du Gelbschnabel! Ich wollte, eine türkische Kugel risse Dich mitten entzwei, wie dieses Thier! Du kannst kein Härlein, das von Deinem Schaafskopf fällt, wieder einsetzen, und willst Gottes Werke zerstören!"

Unter der Moosdecke des Grabhügels lagen Steine, größere und kleinere unbehauen durcheinander und mit vieler Thonerde vermischt. Unter der ersten Schicht derselben kam eine große Menge von Kohlen und irdenen Scherben zu Tage.

„Wahrscheinlich," bemerkte der Rektor im docirenden Tone, „sind diese Scherben und Kohlen Ueberreste und Zeichen von dem Schmause, der nach der heidnischen Sitte unserer germanischen Urahnen die Beerdigung auch an dieser Stelle begleitet hatte. Manches schöne Pferd wird dabei geschlachtet, manches große Horn, mit Gerstentrank gefüllt, wird dabei geleert worden sein."

Die Scherben und Kohlen, sichere Beweise, daß der Hügel Etwas aus der vorchristlichen Zeit decke, ermunterten die

Lateiner zur verdoppelten Thätigkeit. Sie legten aber, von dem Invaliden dazu aufgefordert, ihre Reuthauen weg, und warfen mit den Händen die aufeinander liegenden Steine hinter sich zurück. So kamen sie dem Urboden, oder, wie man in der Umgegend sagt, dem gewachsenen Boden, nahe, auf Menschenknochen, die aber theils durch die ungleiche Unterlage, theils durch die auf ihnen liegende Last und theils durch die Verwesung aus allem Zusammenhange gerissen worden waren. Aus der Stärke der Knochen konnte man jedoch mit Recht schließen, daß sie zu seiner Zeit einem Manne angehört hatten. Die hohlen Augen des Schädels, der mit einem eisernen Ringe umgeben war, schauten nach Osten. Unter den Brustbeinen lag eine Hafte von Erz, und neben ihr eine Conchylie von der Gattung, welche man die Voluten oder Walzen nennt. An einem Fingerknochen stak ein schwacher Ring. Zwischen der rechten Seite des Schädels und dem Schulterbeine fand sich ein ehernes Ding, welches der Rektor beim ersten Anblick eine Nadel nannte. Ein keilförmiger Stein in der Gegend der Hüftknochen, ein größerer ovaler Ring und mehrere vom Rost fast ganz verzehrte Eisentrümmer waren die übrigen Dinge, die man noch entdeckte. Dann kamen die Schatzgräber vollends auf den Urboden und überzeugten sich, daß nun der Hügel ganz leer und ausgebeutet sei.

Während des Grabens waren der Rektor und sein Schüler Esajas auf sehr verschiedene Weise thätig. Der erstere kümmerte sich um nichts, als um das Metall, und ob es gleich unter dem Roste längst seinen Glanz verloren hatte, so wußte er es doch von dem es umgebenden Thon so geschickt zu unterscheiden, wie ein Huhn die kleinsten Brosamen weißen Brodes aus dem gleichfarbigen Sand herauspickt. Der Andere dagegen richtete sein Augenmerk nur auf die

Knochen. Er hob sie, groß und klein, wie sie ausgegraben wurden, auf, und legte sie unter einer Eiche beiseits, während die übrigen Schatzgräber sich fast davor fürchteten und sie höchstens mit dem Fuße wegstießen.

Ueberhaupt war unter der ganzen Gesellschaft der Invalide der Einzige, der noch für etwas Anderes ein Auge hatte, als für den Grabhügel. Von seinem Feuer, das er sich mit den trocknen Trümmern des Eichenstocks aufgeschürt hatte, stand er auf und hinkte einem alten Jäger zu, der hinter einer Haselstaude stand und ihm winkte. Nach einer halben Stunde kehrte er mit ihm zu dem Feuer zurück.

Indessen waren auch die Schatzgräber mit ihrer Arbeit fertig geworden, und hatten sich schon um die lustigen Flammen gelagert, als der Todtengräber mit dem Jäger herbeikam, langsam und unter einem lebhaften Gespräche, von dem aber die neugierigen Weißenburger kein Wort enträthseln konnten, weil es in der Sprache der Magyaren oder Ungarn geführt wurde.

Das Aeußere des alten Forstmannes hatte etwas Auffallendes. Eine Kappe von Stroh, fast geformt, wie sie heutiges Tages ein Jokey von Sammet und mit Gold besetzt trägt, bedeckte sein Haupt und beschattete sein braunes Angesicht. Sein dünnes, weißes Haar war nachlässig in eine Locke zusammengebunden, und hing über den Rücken hinunter. Um seinen etwas langen Hals lief ein breites, schwarzes Band, hinten durch eine silberne Schnalle zusammengehalten. Die Kamaschen gingen hoch über die Kniee herauf und stießen fast an die Taschen der sehr langen Weste. Koller, Weste, Hosen und Kamaschen waren grün, aber nicht viel mehr, als ein Erlenblatt, das schon etliche Novemberfröste erlebt hat.

Der Rektor grüßte ihn flüchtig, und ohne ihm mehr als Einen Blick zu schenken. Denn er war zu sehr mit seiner Ausbeute beschäftigt. Dagegen offenbarte sich bei seinen Zöglingen eine Eigenschaft, welche zu der Schattenseite der damaligen Weißenburger Jugend von 1733 gehörte. Die Lateiner dachten nämlich nicht daran, dem Jäger auf seinen Gruß einen freundlichen „guten Abend" zu erwiedern. Die guten Leute waren es anders gewohnt. Der Eine drehte sich auf seinem Hintertheil, auf welchem er gerade saß, herum wie eine Töpferscheibe und glotzte ihn an; der Andere kehrte ihm nach dem ersten Blick sogleich wieder den Rücken zu, steckte seinen dicken Kopf zwischen die Schultern, hielt die zwei Hände vor sein Gesicht und wollte vor Lachen bersten. Der Dritte sagte dem Vierten seine Bemerkungen in das Ohr; ja der unter dem Fuchsdeckel theilte sie seinem Nachbar halb laut mit, so daß man die Ausdrücke Fuchsjäger, Pappenheimer, Zaunstecken, Rattenfänger u. s. w. so leicht hören konnte, als die Beifallsbezeugungen, womit sie der Andere aufnahm. Nur Esajas, der eben damit beschäftigt war, für die gesammelten Knochen ein kleines Grab zu machen, ließ seine Arbeit, ging auf den Fremdling zu und küßte ihm die Hand, als ahnete er in demselben etwas Besseres und Edleres, als einen Schrecken der Ratten oder einen Zaunstecken. Auch darf sich der freundliche Leser über sein sittiges Benehmen nicht wundern. Seine Aeltern hatten ihn von Kindheit auf daran gewöhnt. Sie selbst besaßen jenes feine Benehmen, das aus einem wahrhaft christlichen Sinne von selbst hervorgeht. Voll Bedauern sahen sie es immer mit an, wenn die Weißenburger Jugend einem Fremden gegenüber sich benahm wie die ungezogenen Knaben von Bethel wider den Propheten Elisa.

Unser Jägersmann aber kümmerte sich um das Benehmen der lateinischen Gelbschnäbler so wenig, als ein Löwe um die Geberden der Affen, Paviane und Meerkatzen, die von den Bäumen herab ihn angrinzen. Er nahm seine Büchse von der Schulter und stützte sich darauf, um dem Rektor zuzuhören, der sich anschickte, zu den gefundenen Gegenständen seine erklärenden Bemerkungen zu geben.

„Dieser eiserne, durch und durch oxydirte oder verrostete, plattgeformte, mit einem scharfen Rande versehene Ring," begann der Magister, „etwa sieben Zoll im Durchmesser und sechs Loth im Gewicht, schließt sich bis auf einen Zwischenraum von einem Zoll. Wahrscheinlich schmückte er das Haupt eines Celtischen oder Gälischen Priesters, eines Druiden, im Tode wie im Leben. Denn nach dem Zeugnisse des älteren Plinius waren die Mistel und die Eiche, der diese entsproßt, jenen Magiern heilige Gewächse, ohne welche sie keine ihrer religiösen Verrichtungen vornahmen. Ein metallener, elastischer Kopfring, der das Eichen- und Mistel-Laub unter sich und an dem Haupte des Priesters fest hielt, während er opferte, oder lehrte, oder Belohnungen austheilte, oder richtete, oder den Bannfluch aussprach, gehört also nicht zu den sonderlich auffallenden Erscheinungen in einem Grabhügel, welchen ich für den eines Druiden halte. Die Hand der Verwesung hat natürlich das Eichenlaub von dem Ringe längst abgestreift und dem Roste das leere Metall überlassen. Elastisch und nicht ganz geschlossen, war der Ring am geeignetsten, sich über dem reichen und langen Haarwuchs seines Trägers fest anzuschließen. Sollte aber dieser Magus des Eichenhains in Walhalla seinem Stande gemäß erscheinen, so mußte ihm seine heilige Laubkrone in das Grab mitgegeben werden."

„Als wir," sprach der Invalide dazwischen, „nämlich ich und der Eichstädter Domherr, nicht weit von da einen Grabhügel öffneten, fanden wir an dem ausgescharrten Schädel nicht nur einen solchen eisernen, sondern auch einen sehr sauber gearbeiteten ehernen Ring, der zu den Eichenblättern nicht uneben gestanden haben mag. Außerdem staken seine Arm- und Fußknochen in schönen, starken Ringen, so daß es gewiß ein Hoherpriester war, der da eingescharrt worden ist."

„Ein Oberpriester, lieber Mann, will Er wohl sagen," unterbrach ihn der Rektor. „Und Er mag wohl recht haben, da Julius Cäsar schreibt, die Druiden hätten einen Oberdruiden gehabt, der gewählt wurde oder auf eine andere, oft gewaltsame Weise diese hohe Würde an sich riß. — Diese Hafte aber," fuhr er fort, nachdem er das zweite Stück der Ausbeute aus der Schiffskappe eines seiner Scholaren herausgenommen und auf seiner magern Hand gewogen hatte, — „kein volles Loth schwer, von Erz und mit einem zwei Zoll langen Bogen, sieht fast aus wie eine Sichel mit einem vierkantigen Heft, die an ihrer Spitze ein rundes Querholz hat, welches mit Drath umwickelt ist, und von dem eine Nadel ausläuft und in die Rinne des Heftes einfällt. Sie diente dazu, den kurzen, mantelartigen Ueberwurf zusammenzuhalten, welchen Tacitus in seinem Sittengemälde ein **Sagum** nennt, welches mit einer Hafte oder mit einem Dorn zusammengehalten wurde. — Ich glaube nicht," setzte er umherschauend hinzu, „daß dagegen werde etwas einzuwenden sein."

„Von mir aus nichts," antwortete der invalide Todtengräber des Nordgaues, nachdem er einen vollen Zug aus seiner Pfeife gethan hatte.

„Nun" — fuhr der Schulmann in seiner Vorlesung weiter fort, „so können wir zu der gefundenen Conchylie übergehen. Ihre Oberfläche ist braun, weiß und meergrün, und

an ihrer zurückgeschlagenen Lippe sind zwei Löcher angebracht, durch welche wohl einmal eine Schnur gegangen ist. Für unsere Zeit wäre sie ein armseliger Schmuck; zur Zeit des Druiden und in weiter Entfernung vom Meere mag sie geschätzter gewesen, und vielleicht gegen Pelzwerk oder Häute oder blonde Menschenhaare eingetauscht worden sein."

Darauf kam die Reihe an den Fingerring. Auch über ihn hatte der Rektor den Mund voll genommen, wie alle Alterthümler, wenn sie einmal ins Erklären gerathen sind; aber der Todtengräber ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern rief: „Pah! ein erbärmliches Machwerk, wie es ein Hafenbinder auch kann. Ein simpler Messingdrath, oben ein wenig gewunden und verschlungen, ist die ganze Kostbarkeit, die einem Hohenpriester keine sonderliche Ehre macht."

Fast etwas beleidigt legte der Rektor den Ring in die Schiffshaube zurück und langte ein andres Objekt heraus, nämlich den Stift, der ungefähr vier Zoll lang, etwas über ein Quent schwer und oben mit einem Knopfe versehen war. „Was ich daraus machen soll," setzte er hinzu, „weiß ich vorderſamst nicht. Diente etwa die Nadel einen germanischen Haarwuchs oder ein Kleidungsstück zusammenzuhalten? Wer mag das bestimmen?"

„Ich meine," versetzte der Invalide, „diese Stifte, die man in den Heidengräbern häufig findet, können so und so gebraucht worden sein. Diejenigen, die wir, ich und der Eichstädter Domherr gefunden haben, sind stark und schwach, lang und kurz, gegossen und getrieben, rund und breit, mit und ohne Oehr. Er hat in seinem Kabinet eine ganze Schublade davon, und keine ist der andern gleich."

Den ovalen Ring erklärte der Rektor für einen Ueberrest von dem Gürtel des Druiden, woran er zum Schlachten des Opfers sein Messer trug oder die goldene Sichel,

wenn er im weißen Kleide den heiligen Baum beſtieg, um die Miſtel abzuſchneiden. Den keilförmigen Stein aber wollte er zuvor einer reiflicheren Ueberlegung unterwerfen, um ſeine Meinung darüber deſto ſicherer ausſprechen zu können. Schließlich machte er ſeine Zöglinge noch beſonders darauf aufmerkſam, daß für den Leichnam des Druiden kein Grab geſchaufelt, ſondern daß er auf den Raſen gelegt und dann mit einem Haufen Erde und Steine zugedeckt worden iſt, zwiſchen welche auch die Kohlen und Opfergeſchirre zu liegen kamen.

Unter den Lateinern hatte die Fuchskappe auf die Erörterungen des Lehrers am wenigſten gemerkt. Die Hoffnung ſeiner Frau Mutter, er werde den Schmuck einer römiſchen Senatorin mit nach Hauſe bringen, war zu Waſſer geworden, und dieß hatte ihn nächſt der Ohrfeige des Invaliden ſehr verdrießlich gemacht. Deſto aufmerkſamer war ſein Gegenfüßler Eſajas geweſen. Er kehrte aber, ſobald die Erklärungen des Rektors zu Ende waren, ſogleich zur Vollendung ſeines Grabes zurück, um darin die Gebeine des Druiden unterzubringen, ehe er mit ſeinen Gefährten aufbrechen mußte.

Der alte Jäger ſah ihm theilnehmend zu, und der Invalide, der bis dahin keine Haue angerührt hatte, half ihm ſogar. Denn Beide ſchienen von ſeiner Pietät innigſt angeſprochen und gerührt zu ſein.

Als Eſajas mit ſeinem frommen Werke zu Stande gekommen war, ſagte ſein Gehilfe zu ihm: „Freund, ich möchte auf meinem Heidengottesacker, auf meinem Todtenfeld, auch einmal eine Leichenrede hören. Du hältſt aber, wie ich weiß, als Alumnus nach der Sitte Deiner Stadt in den Häuſern vornehmer und reicher Leute Sermone, ehe die Pfarrherren kommen und den Sarg in Empfang nehmen, und haſt

Dir damit schon ein schönes Stück Geld verdient, weil die Leute Deine beweglichen Reden gerne hören. So kann es Dir auch nicht schwer sein, zu thun was ich wünsche."

„Wenn Ihr, erwiderte Esajas, meine Mitschüler zur Ruhe bringt, die gerade das wilde Heer spielen, dann will ich es thun."

In der Zeit aber, die der Invalide brauchte, um das wilde Heer in ein stehendes zu verwandeln, dachte er über seine Rede nach, stellte sich dann an das westliche Ende des Grabes, wohin er den Schädel des Druiden gelegt hatte, und sprach dann aus dem Stegreife:

„Hesekiel! Hesekiel! Prophet voll schrecklichen Ernstes und süßer Verheißung, rede Du für Deinen Knaben. Ueber Dich kam des Herrn Hand und führte Dich hinaus; und stellte Dich mitten in das Thal, das voller Beine lag. Und er führte Dich allenthalben durch selbige herum. Und siehe, ihrer lag sehr viel auf dem Felde, und siehe, sie waren sehr verdorret. Und er sprach zu Dir: Du Menschenkind, meinest Du auch, daß diese Gebeine wieder lebendig werden mögen? — Und Du sprachst: Herr, das weißt Du. — Und er sprach zu Dir: Weissage von diesen Gebeinen, und sprich zu ihnen: Ihr verdorrten Beine, höret des Herrn Wort! So spricht der Herr Herr von diesen Gebeinen: Siehe, ich will einen Odem in Euch bringen, daß Ihr sollt lebendig werden. Ich will Euch Adern geben und Fleisch lassen über Euch wachsen und Euch mit Haut überziehen, und will Euch Odem geben, daß Ihr wieder lebendig werdet, und sollt erfahren, daß ich der Herr bin. — Und Du weissagtest, wie Dir befohlen war. Und siehe, da rauschte es, als Du weissagtest, und siehe, es regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebeine. Und Du sahest, und siehe, es wuchsen Adern und Fleisch darauf, und

Er überzog sie mit Haut. Es war aber noch kein Odem in ihnen. Und Er sprach zu Dir: Weissage zum Winde, weissage, Du Menschenkind, und sprich zum Winde: So spricht der Herr Herr: Wind, komme herzu aus den vier Enden der Welt, und blase die Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden. — Und Du weissagtest, wie er Dir befohlen hatte. Da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße. Und ihrer war ein sehr großes Heer. Und er sprach zu Dir: Du Menschenkind, diese Gebeine sind das ganze Haus Israel. Siehe, jetzt sprechen sie: Unsere Beine sind verdorret, und unsere Hoffnung ist verloren und es ist aus mit uns. — Darum weissage und sprich zu ihnen: So spricht der Herr Herr: Siehe, ich will Eure Gräber aufthun, und will Euch, mein Volk, aus denselben herausholen, und Euch in das Land Israel bringen, und sollt erfahren, daß ich der Herr bin, wenn ich Eure Gräber geöffnet, und Euch, mein Volk, aus denselben heraufgebracht habe. Und ich will meinen Geist in Euch geben, daß Ihr wieder leben sollt, und will Euch in Euer Land setzen, und sollt erfahren, daß ich, der Herr, es geredet und auch gethan habe, spricht der Herr Herr! — — Druide! Heidenpriester! wie jetzt der Abendwind wehet durch diese Eiche über Deinem Grabe, so wird einst der Odem des Herrn, wehend von den vier Enden, auch Deine Gebeine wecken, daß sie sich regen und wieder zusammen kommen, ein jegliches zu seinem Gebeine. Aber was ist's mit Deiner Seele? Trauert sie noch, daß die Mistel vom Haupte gefallen und die güldene Sichel zerbrochen? Zürnet sie noch, daß das Kreuz über den Triangel und der Oelbaum über die Eiche gesiegt hat? Dürstet sie noch nach dem Blute der Gefangenen für die Götzen die nichts sind? — Nein, der Deine Haine fällte und die Räder an dem heiligen Wagen

zerschlug, der hat sich gewiß auch Deiner armen Seele erbarmt. Die Füße seiner Friedensboten sind wohl auch zu Dir hinabgestiegen in die Tiefe unter der Erde. Und das Heil, das sie im Schattenreich predigten, hast Du angenommen, und bist mit ihnen eingegangen in das Reich der Walhalla. Und wenn nun die große Stimme vieler Schaaren im Reich der Herrlichkeit rufet: Hallelujah! Heil und Preis, Ehre und Kraft sei unserem Gott! — und wenn nun die Stimme von dem Stuhle aus rufet: Lobet unsern Gott alle seine Knechte und die ihn fürchten, beide Klein und Groß! — und wenn es nun rufet als die Stimme einer großen Schaar, und als eine Stimme vieler Wasser und als eine Stimme starker Donner: Hallelujah! denn der Herr unser Gott hat das Reich eingenommen! — fällst auch Du nieder vor dem Allmächtigen, der auf dem Stuhle sitzet, und antwortest, Seinen heiligen Namen auf der Stirne: Amen! Hallelujah! Amen!"

Auf den alten Jäger hatte die Rede des Alumnus einen sichtbaren Eindruck gemacht. Als das Amen auf dem stillen Todtenfelde verklungen war, reichte er dem jungen Redner dankend die Hand, und fragte ihn, ob er der Bruder von dem Candidaten Schnee sei, der im vergangenen Jahre die Salzburger Erulanten an dem Weitsteine vor Dietfurt mit einer Rede empfangen habe. Der Gefragte bejahte es, und der Forstmann unterredete sich hierauf mit dem Invaliden wieder in ungarischer Sprache, wobei sich der Letztere einigemale wie ein Supplicant geberdete. Als ihm seine Bitte gewährt zu sein schien, stützte er sich mit den beiden Händen auf seine Kniee, brachte seinen Rücken in eine horizontale Lage, und bildete so ein lebendiges Schreibpult, dessen sich die Officiere im Felde öfters bedienen, wenn es an einem andern und bessern gebricht. Der Jäger aber zog

aus seiner alten, braunledernen Brieftasche ein Blatt Papier, legte es auf den Invaliden und schrieb einige Zeilen. Dann rollte er das Blatt zusammen, steckte es in eine leere, blecherne Patrone, wie sie die Jäger in einem Nebenbehältniß ihrer Waidtasche führen, drückte das Ganze dem Alumnus in die Hand und sagte: „Da, mein Freund, hast Du ein gutes Recept für Deine bekümmerten Aeltern und Deinen Bruder; aber wenn Dir die Bitte eines alten Mannes etwas gilt, ziehst Du es nicht eher aus der Büchse, als bis Du, heute Abend nach Hause gekommen, mit den Deinen am Tische sitzest. Adje, mein Sohn, Adje, meine Herren!“

„Das Recept wird Wunder thun,“ raunte der Invalide seinem jungen Freunde in's Ohr, und folgte dann dem Forstmanne über die Matte nach.

Auch die Weißenburger brachen nun auf, Esajas seine blecherne Büchse in der Hand und den Daumen fest auf der Oeffnung derselben, damit das Recept nicht herausfalle. Ueber die Büchse aber entbrannte die Neugierde des Männleins unter der Fuchskappe im höchsten Grade, und er versuchte sogar seinen Commiliton durch einen vorgehaltenen Kreuzer zur Mittheilung des Arkanums zu bewegen. Aber dieser, dem die Bitte eines grauen Hauptes heilig war, widerstand der Versuchung, und schlüpfte, nachdem er, auf dem Holzmarkt angekommen, dem Rektor zum Dank und Abschied die Hand geküßt hatte, durch seine schmale und niedere Hausthüre eiligst, wie die Schwalbe über denselben in ihr Nest.

Seine Leute saßen, als säßen sie verzaubert in dem Untersberg, fast noch so, wie er sie am Morgen verlassen hatte. Nur zwischen Vater und Mutter hingen mit Wasser gefüllte Glaskugeln, welche das Licht der Lampe verstärkten.

Esajas fiel aber nicht mit der Thüre zur Stube hinein, sondern grüßte mit gedämpfter Stimme, legte seine inhalt-

schwere Büchse in den Schüsselrahmen und warf sich aus seinem Sonntagsgewand in die Hauskleider. Dann nahm er das Gemüse, das man ihm vom Mittag übrig gelassen hatte, aus der Röhre im Ofen, und erzählte, während er seinen Hunger stillte, die Begebenheiten des abgelaufenen Tages. Seine Leute, noch von ihrem Kummer überwältigt, hörten ihm fast ganz theilnahmlos zu. Als er aber auf das Recept zu reden gekommen war, erhoben sie ihre gesenkten Häupter, und als er vollends das geheimnißvolle Papier aus der sonderbaren Büchse nahm, ließ sein Vater die Ahle und seine Mutter die Kegel fallen. Auf dem Blatt aber stand mit großen Buchstaben und von einer Hand, die mehr an das Schwert, als an den Bleistift gewöhnt war:

Mein lieber Candidat Schnee!

So eben komme ich von der Bestattung meines Seniors in Biswangen, des treuen Knechts, den der Herr heimgerufen hat. Die durch seinen Hingang erledigte Stelle will ich sogleich wieder besetzen, da weder Wittwe noch Waisen vorhanden sind. Wie ich Ihn, mein lieber Candidat, als Vicar in Dietfurt nach Seinem Wandel und Seinen Predigten habe kennen lernen, scheint Er mir der rechte Mann für meine nun hirtenlose Gemeinde zu sein. Auch hat der invalide Freund Seines Vaters für Ihn gebeten. Ich deferire Ihm also hiermit die Pfarrei Biswangen. Will Er sie übernehmen, so komme Er morgen nach Pappenheim, mir bei einem Löffel Suppe die Antwort zu sagen.

Sein wohlgewogener

Christoph, Herr zu Pappenheim.

Der alte Jäger auf dem Todtenfelde im Walde war also der Herr einer bedeutenden Grafschaft, und der Mann, den

die Lateiner keines Grußes gewürdigt hatten, einer von den Helden, welche im Sommer 1683 unter dem Rüdiger von Stahremberg in Wien ſtatt der niedergeworfenen Mauern ihre Bruſt dem Erbfeinde der Chriſtenheit entgegen geſtellt hatten. Der Invalide aber hatte während jener Belagerung unter dem Hauptmann Pappenheim gedient, und einen von den ſechzehn Agas erlegt, welche ihr Leben an der Vormauer unſeres deutſchen Landes an der Donau ließen. Als Invalide lebte er theils in ſeinem Geburtsorte Biswangen und theils im Schloſſe zu Pappenheim. Nach Weiſſenburg führten ihn öfters ſeine Botengänge, und von der Kirchners-Wohnung aus beſorgte er ſeine Aufträge. Daher ſeine Bekanntſchaft mit der Familie unſers Eſajas und ſeine Theilnahme an ihrem Wohl und Wehe. Als er im Walde mit dem alten Jäger ſich in der ungariſchen Sprache ſo eifrig unterhielt, beſchleunigte er den Entſchluß deſſelben, die bekümmerte Familie aus der Aſche der Traurigkeit herauszuheben.

Der Schneider von Gastein.

In dem Wildbad Gastein giebt es gar viel Ungewöhnliches und Auffallendes, besonders für Leute, welche, wie wir, der Erzähler und sein Freund, aus dem Hügellande an der Altmühl und über die Flächen an dem Lech, der Isar und dem Baierischen Inn hinaufkommen.

Sobald unser Fuhrmann aus Salzburg den letzten Strang von dem Wagscheit an der Kutsche losgemacht hatte, liefen seine Gäule, die schon öfters in den Tauern gewesen waren, begierig von dem Wagen auf einen großen Trog mit stark dampfendem Wasser zu. Wir Fremdlinge fürchteten, die guten Thiere möchten sich das Maul verbrennen; aber sie schlürften behaglich und in langen Zügen, wie die nordischen Seeleute, die noch zu keinem Mäßigkeits-Verein gehören, ihren dampfenden Grog. — Es ergießen sich nämlich ganz nahe nebeneinander zwei Brunnen-Röhren, von denen die eine aus einer kalten und die andere aus einer heißen Quelle gespeist wird. Diese füllen den Tränktrog mit einer Mischung, welche für diese Klasse von Trinkern so lieblich und lockend sein mag, als für den brittischen Seemann seine eben erwähnte Mixtur aus heißem Wasser, Zucker und Rum.

Schon über eine Stunde vorher, auf dem steilen und zum Theil einer Felsenwand abgerungenen Wege von Lend herauf, wo wir mit ihm neben und hinter dem Wagen her-

gingen, hatte der Fuhrmann die kalten und heißen, nahe nebeneinander hervorsprudelnden, Quellen von Gastein zum Gegenstande der Unterhaltung gemacht. Das Wasser, sagte er, das man aus einer kalten Quelle nehme und in einem Topf an das Feuer stelle, fange weit eher an zu sieden, als Wasser aus einer heißen Quelle geschöpft und unmittelbar darauf an das Feuer gesetzt, während dagegen das siedende Wasser aus der kalten Quelle weit eher wieder erkaltet, als das andere Wasser, das aus dem heißen Bo[illegible] geschöpft und nicht siedend gemacht werde. Das Letztere wurde uns auch durch die eigene Erfahrung bestätigt. Denn das Bad, das wir am Montag Morgens um sechs Uhr nehmen wollten, wurde am Sonntag Abends eingelassen, und war, als wir hineinstiegen, noch so warm, daß wir es eine Stunde später genommen haben würden, wenn unsere Abreise noch so lange hätte aufgeschoben werden können. — Unsere Arme, die wir, im Wasser sitzend, unter den Bademänteln hervorstreckten, und etwas tief unter das Wasser hielten, erschienen, durch dieses Medium betrachtet, als wären sie aus dem feinsten Cararischen Marmor gebildet, während sie diesen Schein der Verklärung nicht hatten, wenn wir sie einen Augenblick darauf außer dem Wasser besahen.

Nach Hofgastein, wohin das Heilwasser seit einigen Jahren aus Badgastein in hölzernen Röhren geleitet wird, die über der Erde liegen, hat es über eine Stunde zu laufen, und kommt doch an dem ersteren Orte noch warm genug an. Aber die eigentliche, in dem Wasser liegende Heilkraft, der auf die Nerven so mächtig wirkende, aber weder in das Auge, noch in die Nase oder auf den Gaumen fallende Aether, der bisher den Chemikern so wenig Stich gehalten hat, als die menschliche Seele den Anatomen, möchte doch noch weit flüchtiger sein, als die darin enthaltene

Wärme. Und in dieser Vermuthung würde es der Erzähler doch vorziehen, im Wildbad selbst, und so unmittelbar an den Quellen ihre heilende Kraft zu versuchen. Das Wasser steht zwar auch da, wie schon gesagt, in den gemeinschaftlichen Bädern vom Abend bis zum Morgen, aber in großen Massen, aus denen jener Geist gewiß nicht so schnell und in dem Grade entweichen kann, wie aus einem stundenlangen Wasserfaden von etwa zwei Zoll im Durchmesser.

Doch dem Reisegefährten, der unterwegs eine große Brieftasche voll schrieb, sei es überlassen, dieses merkwürdige Wasser noch ausführlicher zu beschreiben, und dann auch noch andere Dinge, welche das Wildbad und seine Umgegend auszeichnen, die unterirdischen Schwitzbäder, die tolle Gastein, das zitternde Schlafgemach in dem hölzernen Hause neben dem Bärenfall, die besten aller Forellen und der Spiegelsaal ohne Spiegel. Ich will eine andere Merkwürdigkeit, welche diesem so wißbegierigen und sorgfältigen Sammler entgangen ist, behandeln, nämlich die wandernden Schneider in den Tauern, über welche ich während meines Aufenthalts in diesem Hochgebirge zuverlässige Nachrichten eingezogen habe.

In den Tauern hat es, so lange sie stehen, nie eine Mode gegeben. Die Römer brachten ihre Tunika mit herauf, und nahmen sie wieder mit zurück, die alten Germanen desgleichen, und die wackeren Gasteiner haben bei ihren Kleidern gewiß heute noch den nämlichen Schnitt, den schon die Familie Weitmoser von ihren Vorältern erbte. Wer sich daher als Schneider in den Tauern sein Stücklein Brod verdienen will, braucht nicht erst in Paris Magister zu werden. Hat er vollends ein Jahr in Salzburg als Altgeselle gearbeitet, so kann er auch seinen Pfarrherrn mit den nöthigen Kleidern versehen. Der Kleidermacher in diesen Berg-

winkeln weiß nicht von der Mode, und kommt nicht aus der Mode, wie so viele seiner Collegen auf dem ebenen Lande. Auch braucht er keine Werkstätte. Mit einer guten Scheere und einem Dutzend Schwabacher Nadeln in der Tasche wandert er von Hof zu Hof und von Ort zu Ort, ißt und schläft bei seinen Kunden, bildet ein Glied ihrer Familien, bis er mit der Arbeit fertig ist, und setzt dann mit einigen verdienten Groschen im Beutel seinen Wanderstab weiter. Dieser Wanderstab ist von einem gewöhnlichen Stecken nur dadurch verschieden, daß die Drittel und Viertel der Landeselle an demselben mit Einschnitten bezeichnet sind. Das Normalmaß dazu ist die erste beste Elle in einem Kramladen und der Stempel Treu und Glauben, wie sie noch in diesen Thälern gefunden werden.

Ist ein solcher wandernder Kleidermacher nicht mehr als ein bloser Schneider in seinem Geschlecht, so führt er entweder grämlich und stumm seine Nadel, oder er kramt vor seinen Kunden die Neuigkeiten aus, die er da und dort, wahr oder falsch, am rechten oder unrechten Ende aufgeklaubt hat. Ist er aber mehr als ein bloser Schneider, hat er ein von dem Geiste Gottes belehrtes und beseeltes Herz und Lippen, welche von diesem Geiste übergehen und aus dem Schatze mannichfacher Erfahrungen reden, dann ist er eine wahre Wohlthat in seinem Revier, für die Kinder ein Lehrer, für die erwachsene Jugend ein Prediger, für Männer und Frauen ein Berather und Tröster. Ja, wenn der Erzähler in einem Sprengel lebte, wo die einzelnen Höfe und Häuser so weit auseinander liegen, wie in dem Hochgebirge, und ein Seelenhirte wäre, und das Glück hätte, einen solchen werthen Mann unter seiner Heerde zu besitzen, er würde ihn als seinen Cooperator betrachten und dann und wann eine Weste oder ein Paar Beinkleider mehr

machen lassen, als er eigentlich bedürfte, nur um ihn desto öfter und länger im Hause zu haben, wie der Teppichmacher Aquila in Corinth seinen Gesellen Paulus. — Uebrigens widmen sich diesem Handwerke meistens nur schwächliche, junge Leute; die stärkeren gehen dem Viehe auf den Alpen, mehrentheils aber dem Verdienste in den Salinen und Bergwerken nach.

Indeß der Erzähler diese und andere Nachrichten über die wandernden Schneider in den Tauern von seinem Tischnachbar an der Wirthstafel einzog, legte sein Reisegefährte Messer und Gabel auf die Gräten einer Forelle zur Ruhe und ersuchte den Wirth, einen tüchtigen, starken und munteren Führer zu besorgen, der den folgenden Tag zwei Seelen mit ihrem Wanderbündlein nach Malnitz an der südlichen Abdachung des Hochgebirges bringen könnte.

Dieser Führer war am Morgen nach dem Bade beim Frühstück der Hauptgegenstand des Gesprächs. Man erwartete, — denn man war damals noch um zwanzig Jahre jünger, eitler und unerfahrener, als jetzt, — einen jungen, rüstigen Mann in dem vollen Costüme eines Bergjägers mit der Feder des Auerhuhns auf dem Hute, mit dem großen silbernen Kampfring am Finger und mit der Büchse am Schulterriemen, — eine von jenen Figuren, wie sie in dem Freischützen über die Bretter steigt, oder wie sie der Romanschreiber braucht, wenn er zum Erstaunen seiner Leser grimmige Bären oder wüthende Wölfe erlegen lassen will, die seinen fahrenden Damen in den Weg kommen.

Wie wurde aber die Erwartung getäuscht! Der Führer, welchen der Wirth besorgt hatte, saß schon, während das Frühstück genossen wurde, hinter dem großen Ofen des gemeinschaftlichen Gastzimmers, und trat unter tiefen Verbeugungen hervor, als man, zum Aufbruch bereit, nach ihm

fragte. Ein Männlein, an dem die Natur allenthalben so ſtiefmütterlich geſpart hatte, als ängſtlich der Schneider, von dem es mit Rock, Weſte und Hoſen überkleidet worden war. Die Haare dünn und glatt, die eingefallenen Wangen bleich und mit zwei rothen, hektiſchen Flecken bezeichnet. Eine von den dürren Händen hielt einen Hut mit breiter Krempe und die andere einen großen Tragkorb, in welchem neben dem beſagten Wanderbündlein zur Noth der Träger ſelbſt noch Platz gehabt hätte. Der tiefſte Reſpekt ſchien das Männlein theils noch mehr zuſammen zu drücken, und theils ſeine Glieder zu löſen. Vielleicht trug auch das Geſpräch beim Frühſtück das Seinige dazu bei. Denn er hatte es, ehe er von dem Wirthe vorgeſtellt wurde, hinter dem Ofen ganz mit anhören können.

„Den können wir nicht brauchen," ſagte der Gefährte des Erzählers im erſten Zorn über den Wirth. „Wir haben einen ſtarken Mann beſtellt, der uns führe, nicht einen Patienten, den wir auf der Hälfte des Wegs entweder liegen laſſen oder tragen müſſen. Die Tauern im Oktober ſind keine Maulwurfshaufen, über die man auch ohne einen Schneider kommen könnte."

Bei dieſen Worten des Reiſegefährten beobachtete der Erzähler den Mann, über welchen ſie ausgegoſſen wurden. Die Flecken auf ſeinen bleichen Wangen wurden etwas dunkler und größer, aber nicht viel. Und dieß war gut, ein Zeichen, daß der feurige Pfeil ſeines Widerſachers und Verächters zwar ſein Herz getroffen, aber ſeine Galle unberührt gelaſſen hatte. Mit einer bewundernswerthen, nur den wahren Nachfolgern des HErrn eigenthümlichen Ruhe erwiderte er ſeinem Beleidiger: „Gnädiger Herr, verſucht's halt mit mir. Unſer Herr Gott hat ſchon ſchwächeren Leuten, als ich bin, über die Tauern hinübergeholfen."

„Sein Weib," fügte der Wirth hinzu, „ist schon lange krank und seine fünf Kinder haben nichts zu essen."

Dieser Grund beschwichtigte auch den Zorn und die ausgetretene Galle des Reisegefährten. — Lebensmittel auf drei Tage wurden sorgfältig in den Tragkorb des Führers gepackt, und dann brachen wir auf. Der Freund ging immer weit voran. Denn er wollte auf diesem Wege keine Menschen, am wenigsten den Schneider plaudern, sondern nur die großen Werke Gottes reden hören, die Wasserfälle, den Morgenwind in den Steinklüften, die rollenden Steine in der Gastein und die wandernden Vögel. Er war ein Poet, und wollte zu seiner Zeit denen unten auf der Ebene in Reimen sagen, was er da oben vernommen hätte.

Der Erzähler für seinen Theil plauderte lieber mit einem christlichen, verständigen und vielerfahrnen Manne, als welchen sich der Führer immer mehr und mehr zu erkennen gab, der nun anfing, eine Kammer seines Herzens nach der andern aufzuschließen, als er vernommen hatte, daß auch der Erzähler zu Hause Weib und Kinder hätte, welche ihm mitunter viele Sorgen und nicht wenig Arbeit machten. Er eröffnete unter andern Dingen, daß er einer von den wandernden Schneidern sei und daß er eigentlich Johannes Erzberger heiße, aber an der Gastein nur unter dem Namen Schnackenhans bekannt wäre, denn er sei schon als Knabe sehr mager und langbeinig, und unter seinen Jugendgenossen gewesen, wie eine Schnacke unter den breiten und runden Mistkäfern, mit Respekt zu vermelden.

Auf dem sogenannten Naßfelde, wo die schroffen Felswände an der Gastein rechts und links aufhören, eine enge Gasse zu bilden, und auf dem ein dicker in Staubregen sich auflösender Nebel lag, wartete der Reisegefährte an einer Sennhütte, welche er für diejenige hielt, in der nach

einem von dem Wirthe am Morgen ertheilten Rathe Mittag gehalten und dann erst der Giebel der Tauern überstiegen werden sollte.

In dieser Sennhütte, welche dem Wirthe in Gastein selbst gehörte, aber schon vor etlichen Wochen mit dem Vieh verlassen worden war, schürten wir von dem noch vorräthigen Holz ein Feuer an und setzten uns um den Heerd. Der Führer würzte die Schnitten von einer Kalbskeule, indem er so manche von den Erfahrungen mittheilte, die er als wandernder Schneider in reichen und armen, christlichen und unchristlichen Familien gemacht hatte. Er war nun angenehmer und willkommener, als der erste Gemsjäger in den Tauern, der höchstens von überstandenen Gefahren und erlegtem Wild hätte erzählen können. Unter andern theilte er folgende Thatsache mit, als ihn der Reisegefährte nach den Erscheinungen des Aberglaubens in dem Hochgebirge gefragt hatte.

„Im vorigen Jahre am Stachustage — am 20. September wollte er sagen — ging ich nach Hofgastein hinab, wo ich in dem Hause eines Bergmanns Kleider machen sollte. Das Haus des Bergmanns ist aber das äußerste des Marktfleckens rechts gegen den Berg und Wald zu. Einige hundert Schritte davon begegnete ich einem armen alten und wackeren Weibe des Orts, deren Manne ich vor mehreren Jahren das Sterbhemde gemacht hatte. Der einzige Sohn dieser Frau, der als Knappe in dem Rathhausberg arbeitet, pflegt nur an Sonn- und Feier-Tagen zu seiner Mutter zu kommen, an den übrigen Tagen aber in meinem Hause zu Badgastein zu essen und zu schlafen. Deßwegen erwartete ich, meine Base werde mir, wie gewöhnlich, in den Weg treten und sich nach ihrem Joseph erkundigen. Aber sie eilte dießmal nur mit einem kurzen Gruß und ohne

mich recht anzuſehen, vorüber. Vielleicht, dachte ich, ſind ihre triefenden Augen wieder ſo ſchlimm geworden, daß ſie dich gar nicht erkannte. — Einige Augenblicke darauf, als ich ihr noch einmal nachſah, bemerkte ich überdieß, daß ſie ohne das Kopftuch war, wie es bei uns in den Tauern von den Weibern und Mädchen immer getragen zu werden pflegt."

„In dem Hauſe des Bergmanns, wohin ich zur Arbeit beſtellt war, ſprangen mir die Kinder, wie immer, freundlich, munter und fröhlich entgegen und empfingen die ſchon längſt verheißenen Heiligenbilder. Aber ihren Vater und noch mehr ihre Mutter fand ich ſehr betrübt und niedergeſchlagen. Denn ihre einzige, dreijährige Kuh, eine der ſchönſten und beſten in der ganzen Heerde, geberdete ſich ſchon ſeit einigen Tagen, als wäre ſie von einem böſen Geiſte beſeſſen, fraß nichts und fiel ſichtlich vom Fleiſch. Der Fallmeiſter von Lend war zwei Tage zuvor dageweſen, aber auf ſeinen Trank waren die Anfälle der Patientin eher ſchlimmer als beſſer geworden, deßwegen hatte man einen andern Doktor gerufen, der den Grund des Uebels nicht in, ſondern außer der Kuh ſuchte, und es mit Weihwaſſer und geweihten Kerzen zu bekämpfen verſprach, wie mir die guten Leute im Stall erzählten, wohin ſie mich ſogleich von der Hausthüre aus geführt hatten, um mir den Gegenſtand ihres Kummers und ihrer Betrübniß zu zeigen. Der Stall aber war ausgeräuchert und die Patientin darin reichlich mit Weihwaſſer beſprengt worden."

„Den Wundermann ſelbſt fand ich in der Stube. Er ſaß, ausruhend von ſeinen Beſchwörungen und von ſeinem Kampfe mit den böſen Geiſtern, bei einer Speckſeite und einem Glas Kirſchwaſſer. Nachdem er der Gabe auf dem Teller und dem Geiſt in der Flaſche ſo tapfer zugeſetzt hatte,

als eine Viertelstunde zuvor dem Geist in der Kuh, erhob er sich, steckte die einpapierten Zwanziger, welche ihm der Bergmann reichte, zu sich und sagte, die Person, die es dem Bläß — so hieß die Kuh — angethan hätte, würde bald selbst kommen, und dann wüßten sie schon, was sie zu thun hätten. Mit dieser Andeutung entfernte er sich und machte im Weggehen zu mehrerer Verständlichung mit seinem Stocke einige Luftstreiche."

„Ich nahm nun meinem Kunden das Maß, sein Weib holte das Tuch, woraus der Rock geschnitten werden sollte, aus dem oberen Stocken herab, und die Kinder pappten und klebten ihre Heiligenbilder an die schwitzenden Fenster. Aber kaum waren wir so, ein Jegliches in seiner Art, beiläufig eine halbe Stunde beschäftigt, als wieder hinten im Stall ein höllischer Spektakel losging. Es lärmte, als wäre der von dem Wundermanne gebannte Unhold mit einem starken Sukkurs zurückgekommen. Wir liefen hinter, ich voran, der Bergmann mit seinem Weibe unter Bekreuzen und Beten mir nach. Die Kuh war wieder wie rasend, und zog ein weißes leinenes Tuch in ihrem Barn auf und ab, indem sie es dazwischen schüttelte, wie eine Hyäne den Sack, den man ihr vorgeworfen hat. Ich riß es ihr weg, und sie wurde nach einigen Minuten wieder so ruhig als zuvor. Daher ließen wir sie wieder allein und kehrten in die Stube zurück, um den Gegenstand ihrer Wuth näher zu betrachten. Es war ein Kopftuch von der feinsten Leinwand, wie es nur die allerreichsten Bräute oder Frauen zu tragen pflegen, und an dem einen Zipfel gezeichnet mit „Josepha Erzberger" dem Namen meiner Base, die mir, wie gesagt, kurz zuvor auf dem Weg in den Wald begegnet war. Gut, dachte ich bei mir selbst, indem ich es dem Bergmann in die Hand legen

wollte, gut, daß du nicht lesen kannst, sonst würde es der Josepha Erzberger schlimm ergehen."

„Der Bergmann berührte aber das geheimnißvolle Tuch gar nicht, sondern ließ es aus meiner Hand auf den Boden fallen, nahm meinen Stecken und schlug so eifrig darauf los, daß es bald auf den Ofen und bald unter den Tisch flog, zum großen Erstaunen und nicht geringer Ergötzlichkeit seiner Kinder, die ihren Vater noch nie in einer so sonderbaren Arbeit und Bemühung gesehen hatten."

„Inzwischen dachte die Hausfrau an das Wichtigste. Sie füllte einen großen alten Topf mit glühenden Kohlen aus dem Ofen, holte den Weihrauch, welchen der Wundermann zurückgelassen hatte, aus der Kammer, und begab sich damit in die Stube. Der Topf wurde auf einen Schemel gestellt und das Rauchwerk hineingeworfen. Der Vater hielt mit meinem Stecken das Kopftuch darüber, und seine beiden Buben bliesen in die Gluth. Sie machten ihre Sache so gut, daß der Gegenstand der Räucherung auf einmal Feuer fing, von dem Stecken in den Hafen fiel, und allda jämmerlich verbrannte. Seht da, sagte der Vater, wie jetzt die Funken in dem verbrannten Fetzen herumlaufen, so läuft es brennend in den Gliedern des bösen Weibes herum, das Euren Bläß krank gemacht hat. Und gebt nur Acht, Buben, über ein Kleines wird sie selbst kommen, und dann schlagt nur aus Leibeskräften auf sie los."

„Eine schöne Lection für Christenkinder! dachte ich in meinem Sinn. Dagegen sagen durfte ich aber nichts. Es wäre vergeblich gewesen und so viel, als riefe man der rasenden Gastein zu, sie möchte doch nicht so unsinnig und toll sein."

„Als von dem Kopftuche nichts mehr übrig war, als einige von dem Kohlendampf bewegte graue Fetzen, öffnete

die Hausfrau die Fenster, um die Rauchwolken hinauszulaſſen. Dabei glaubte ſie hinten an dem Stallfenſter, das man wegen eines davor ſtehenden Ahornbaums nicht ſehen konnte, ein verdächtiges Geräuſch zu hören. Der Gedanke, das böſe, feindſelige Weſen werde nun in ſichtbarer Geſtalt erſcheinen, lag am nächſten, und ſo nahm man denn auch beſondere Maßregeln. Der älteſte Knabe mußte ſich an das Stubenfenſter auf die Lauer ſtellen, der Bergmann ſchlich ſich durch die vordere Thür um das Haus herum, die Hausfrau ging mit mir geradenwegs in den Stall."

„Da angekommen ſahen wir wirklich, wie ein langer, magerer Arm, der einem alten Weibe angehören mußte, durch die etwas hoch angebrachte Fenſteröffnung des Stalles hereinreichte, und, mit den dürren Fingern auf dem Sims herumtaſtend, nach Etwas ſuchte, aber auch, ehe wir beide den Muth faßten, näher hinzuzutreten, unter einem gellenden Schrei verſchwand."

„Von einem großen Schrecken gejagt, verließen wir über Hals und Kopf den Stall und begegneten auf der Tenne dem Hausvater, der ein altes Weib mit fliegenden, grauen Haaren von hinten um die Mitte des Leibes gepackt hatte, und durch die Thüre herein auf die Wohnſtube zu trug. Es war meine Baſe Erzberger, wie ich ſie am Morgen in den Wald hatte hinaufgehen ſehen. Aber meine Kunden fragten nichts nach der Verwandtſchaft. Der Bergmann langte wieder nach meinem Stecken, ſein Weib nach dem leeren Rocken, und die Knaben krochen unter den Ofen nach Holzſcheiten, um damit der erhaltenen Weiſung gemäß auch ein Scherflein beizutragen. Und jetzt wäre es gewiß um das Leben oder wenigſtens um die geſunden Gebeine meiner Baſe geſchehen geweſen, wenn ich ihr nicht auf die Gefahr hin, in dieſem Hauſe meine Kundſchaft zu verlieren, Luft gemacht hätte.

Ich warf mich aber dem Bergmann in den Arm, meine Base befreite sich von ihrer Gegnerin durch einen kräftigen Griff ins Gesicht, überrannte den ältesten Knaben, der mit einem Holzscheit angerückt kam, und gewann so das Freie."

„Der Zorn der guten Leute, denen durch meine Dazwischenkunft der Gegenstand der Rache entrückt wurde, ergoß sich nun in manchen bitteren Vorwürfen und bösen Anspielungen über mich. Es fehlte gewiß nicht viel, so hätte mir die Hausfrau ins Angesicht gesagt, ich sei auch ein Bundesgenosse von den teuflischen Wesen, welche die Ställe, die Milchkammern und Kinderstuben der Hausmütter zu ihren Tummelplätzen wählten. Der Bergmann ließ nicht undeutlich merken, ich möchte auch der ehrenwerthen Sippschaft angehören, welcher der Schlot doch immer noch offen bleibe, wenn auch alle Thüren und Fenster sowohl mit Riegeln als auch mit Segenssprüchen und Kreuzen verwahrt wären. Ich aber antwortete auf Tausend nicht Eins, und krümmte bei meiner Arbeit den Rücken noch mehr, damit die Herzensergüsse der guten Leute desto schneller abliefen. So legten sich den Tag über die hohen Wellen immer mehr und mehr, besonders da man an dem Bläß im Stalle unverkennbare Zeichen der Besserung wahrnahm. Die Milch, welche die Kuh Abends gab, war fast ganz so gut und reichlich, wie vor ihrer Krankheit."

„Als es um sechs Uhr zu dämmern anfing, legte ich meine halbfertige Arbeit zusammen, aß das Abendbrod, welches mir die Hauswirthin vorgesetzt hatte, und begab mich dann zu meiner Base, unter deren Dache ich immer mein Nachtquartier hatte, wenn ich in Hofgastein arbeitete. Die gute Frau hatte mit dem Füttern und Melken ihrer Geisen das Tagewerk vollendet, und setzte sich zu mir in die Stube. Mein erstes Wort an sie war, daß sie mir doch sagen und

erklären möchte, wie sie in die gewaltigen Arme des Bergknappen Toni Scheitberger gefallen und unter den Rocken seines Weibes gekommen sei."

„Das ist bald gesagt, antwortete meine Base. Seht, Vetter, gestern war es Quatember, wie Ihr wißt, und als ich meine Kleider zum Kirchgang aus der Truhe nahm, fiel mir das Tuch in die Hand, das ich seit meinem Hochzeittage gespart und nimmer auf den Kopf gebracht hatte. Ich bekam es von meiner seligen Mutter, und diese hatte es von ihrer Großmutter geerbt, und man wollte wissen, daß es von einer vornehmen, aber herabgekommenen Frau herrühre. Denn ehe meine Großmutter ihren Namen „Josepha Erzberger" hineinnähen ließ, stand „Johanna Weitmoser" darauf gezeichnet. Wer weiß, dachte ich, als ich das schöne Tuch in der Hand hatte, du hast keine Tochter, wer weiß, wem einmal nach dir das gute Stück zu Theil wird. Du kannst es ja vor deinem Tode noch etliche Male tragen. Und somit habe ich es zum Kirchgang aufgehabt. Nach demselben hatte ich sogleich mit meinen Geisen viel zu schaffen, und legte es daher nicht alsbald wieder hinauf in die Truhe, sondern hängte es an den hölzernen Nagel dort neben mein Alltagsgewand. Heute früh, als es noch nicht ganz Tag war, zog ich mich in aller Eile an, nahm meinen Laubsack und ging dem Walde zu, um für meine Geisen Streu zu holen. Denn die Lerchenbäume lassen schon, wie Ihr wißt, die Nadeln fallen. Erst unterwegs merkte ich, daß ich in der Eile mein schönes Tuch über den Kopf gethan hatte. Umkehren und ein anderes holen wollte ich nicht, aber auch das schöne Stück nicht mit dem Laubsack verderben, den ich heimwärts auf dem Kopfe tragen mußte. Darum nahm ich es herunter, legte es sorgfältig zusammen und steckte es bei dem Toni in das Stallfenster. Als ich Euch

darauf begegnete, schämte ich mich freilich sehr wegen meines bloßen Kopfes. — Auf dem Rückweg aus dem Walde wollte ich mein Tuch wieder mitnehmen. Aber es lag nicht mehr auf dem Sims, und als ich darnach herumtappte, so weit ich reichen konnte, nahm mich der grobe Toni unversehens von hinten um den Leib und trug mich in seine Stube. Ihr aber, Vetter, Ihr seid gerade im Hause gewesen, und könnt mir vielleicht sagen, warum der Toni so ungeschlacht mit mir umgegangen ist, als wäre ich eine Here."

„Ihr habt es selbst gesagt, antwortete ich meiner Schwägerin. Dem Toni wurde sein Bläß krank, und der Salzpeter von Böckstein, der diesen Morgen etwas brauchte, sagte zu ihm, die erste Weibsperson, die nach ihm kommen würde, sei die Thäterin. Nun hatte aber einige Augenblicke zuvor, ehe Ihr an das Fenster kamt, der Bläß in seiner Tollheit Euer Kopftuch von dem Sims genommen und in dem Barn herumgezogen. Da war es denn kein Wunder, daß Euch der Toni für die Rechte hielt und Euch mit meinem Stecken den unsaubern Geist austreiben wollte. Mir habt Ihr es zu danken, daß Euch die Rippen im Leibe noch ganz sind."

„Unter diesen Worten wurde meine Base todtenbleich bis in den Mund, und sah mich starr an. Denn man glaubte ja nun von ihr das Schrecklichste, was man einem Weibe in den Tauern nachsagen kann. Sie wußte wohl, daß nun ihr guter Ruf eben so wenig mehr hergestellt werden könnte, als ihr verbranntes Kopftuch, und daß eine Klage vor Gericht das Uebel nur noch ärger machen würde. Sie verbarg sich von nun an mit ihrem Kummer in ihrer Hütte, wagte sich nicht mehr in die Kirche und starb einige Monate darauf, — ein zerstoßenes Rohr und in der Hoffnung, daß der Herr droben ihre Unschuld an das Licht bringen werde."

„Gut, daß nun die Geschichte mit Erde bedeckt und

Gras darüber gewachsen ist, und ein Glück, daß der hinterlassene einzige Sohn meiner Schwägerin leidet. Sonst hätte es Mord und Todtschlag gegeben. Denn Feindschaften, die aus solchen Händeln und Geschichten entspringen, sind in den Tauern unversöhnbar und dauern ewig. Sie erben von den Vätern auf Kinder und Kindeskinder."

„Es ist bei uns an der Altmühl auch nicht anders," versetzte der Freund des Erzählers, und schaute dabei durch die offene Thüre der Sennhütte in den grauen Nebel hinaus. „Aber der heutige Tag dauert nicht ewig," fuhr er fort, „und ich meine daher, es sei hohe Zeit aufzubrechen und weiter zu gehen."

Wir an dem Herde folgten der dringenden Erinnerung des Freundes, löschten das Feuer aus, sammelten die übrigen Brocken von dem gehaltenen Mahle und brachen eilig auf. Der Nebel, in welchen wir aus der Sennhütte traten, war so dicht, daß wir keinen Gegenstand sehen konnten, der über drei Schritte von uns entfernt war. Die Wildbäche hörten wir von allen Seiten her rauschen, aber ihre gewaltigen Sprünge über die Felsenwände sahen wir nicht. Die Grüße, welche, vielleicht nur wenige Klafter über uns, die wandernden Zugvögel unter einander wechselten, hörten wir, und es wurde uns dabei sonderbar zu Muthe; aber die fliegenden Pilgrimme selbst sahen wir nicht. Von der ganzen Herrlichkeit der langen Tauernkette sollten wir in jenen Stunden nichts schauen, als immer nur einen Platz von wenigen Quadratschuhen, worauf wir standen oder gingen. Die Schneeballen, die wir in das Graue hineinwarfen, verschwanden fast unmittelbar vor unserer Hand, während wir bei heiterem Wetter ihrem Bogenflug über Felsentrümmer, Alpenrosen und Zwergföhren lange hätten nachsehen können.

Eine halbe Stunde hinter der Sennhütte ging es auf

einmal steil aufwärts. An einen betretenen Weg, dem wir hätten folgen können, war nicht mehr zu denken. Unser Führer schien sich mehr nach den Furchen zu richten, welche das herabrinnende Schneewasser in die nackten Seiten des Bergs gezogen hatte. Theilweise mußten wir, weil nicht auszuweichen war, in diesen Furchen selbst aufwärts klimmen, was sehr ermüdete, uns junge Männer aus dem Altmühlthale jedoch sichtbar mehr, als unsern Mann von der Nadel. Wir hatten gleich anfangs beim Antritt unseres Weges zu viel unnöthige Schritte und Sprünge gemacht, während unser Führer die für Fußgänger und Tagelöhner so ersprießliche Kunst übte, mit den frischen Kräften hauszuhalten.

So kamen wir auf die Scheideck der Bergkette, auf welcher die Gränze zwischen Salzburg und Kärnthen hinläuft. Auf dieser Gränze und an dem Wege, den wir kamen, stand ein hohes und massives Kreuz von Eichenholz. Es schien noch nicht lange hier zu stehen. Denn seine Kanten waren noch ganz scharf und seine glatt gehobelten Seiten nur unbedeutend verwittert. Die nördlichen Flächen waren der Nässe wegen ganz dunkel, die gegen Süden aber mit einem dichten weißen Email überzogen. Der Wind, der diesen Nachmittag aus jener Himmelsgegend blies, hatte die großen und nassen Schneeflocken so kräftig an das Kreuz geworfen, daß sie hängen geblieben waren und, als wir vorübergingen, noch einen dichten und durch die Kanten des heiligen Denkzeichens scharf begränzten Ueberzug bildeten.

„Ei," sagte da der Erzähler zu seinem Reisegefährten, „welch ein Unterschied zwischen den zwei Hauptseiten dieses Kreuzes! Ist es nicht, als wenn die dunkle dem Charfreitag und die andere dem Osterfeste angehörte?"

„Ja, mein Herr," sagte der Führer, der mit dem Erzähler stehen geblieben war, „dieses Kreuz hat überhaupt zwei

sehr verschiedene Seiten. Wenn ich im Lande zu gebieten hätte, so würde ich an die Seite, welche nach Kärnthen hinunterschaut, schreiben lassen: „Herr, so du willst, kannst du mich gesund machen.“ Denn die Gichtbrüchigen, die aus dem Kärnthner Lande oder noch weiter her auf diesem Wege nach Gastein getragen werden, pflegen sich auf dieser Seite des Kreuzes noch einmal niedersetzen zu lassen und zu beten, ehe es über die Scheideck weg und den Berg hinunter geht, über die sie oft gar nicht mehr zurückkommen, oder, was noch schlimmer ist, ohne Hoffnung auf Besserwerden. Diejenigen Leute aber, welche aus dem Bade ihre wiedergeschenkte Gesundheit, oder die Hoffnung bringen, bald zu genesen, pflegen auf jener Seite niederzufallen, wie der Aussätzige vor dem Herrn, und zu danken. Darum würde ich auf die Gasteiner Seite die Ueberschrift schreiben lassen: „Opfere Gott Dank, und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre.“

„Ich war einmal dabei, als zu gleicher Zeit zwei Personen an dem Kreuze knieeten. Die eine auf dieser und die andere auf jener Seite, beide in einer und ebenderselben Angelegenheit, die eine, um zu danken, und die andere um zu bitten. — Die Sache ging aber so her.“

„Es können jetzt zwölf Jahre oder darüber sein, als ich von daheim nach Malnitz hinüberging, um Arbeit zu suchen, mit dem Glaser von Hofgastein, zu dem man auch nicht geht, sondern wartet, bis er, seine Butte auf dem Rücken, kömmt, an das Fenster klopft und fragt, ob Alles noch ganz sei. So kam ich auch in ein Haus, wo man aber nicht des Schneiders, sondern des Arztes bedurfte. Denn die Hausfrau lag in großen Schmerzen auf ihrem Bette und von der Gicht an den Händen und Füßen gelähmt. Sie

hatte schon viel erlitten von Aerzten, von studirten und unstudirten, und es half ihr nichts, sondern vielmehr ward es immer ärger mit ihr. Essen und Trinken mußte man ihr reichen, wie einem Kinde, dem die Hände in das Wickelkissen gebunden sind. Die Thränen, die sie vergoß, konnte sie nicht abwischen, so wenig als der Weinstock, wenn er beschnitten und angebunden ist. Die Fliegen mußte sie in ihrem Gesichte sitzen lassen, bis eine fremde Hand oder die Nacht kamen und sie verscheuchten. Denn auch ihr Nacken war so steif, als hätte der Hochmuthsteufel darin seine Residenz aufgeschlagen."

„An einem solchen Schmerzenslager wird Jedermann zum Doktor. Ich rieth der Patientin unser Bad in Gastein zu brauchen, das schon gar Vielen geholfen habe, und das Heilwasser zu versuchen, vorausgesetzt, daß ihre Brust nicht schwach und angegriffen, sondern gut und stark sei."

„Ihre Brust," erwiderte das kranke Weib, „sei so gesund und gut, wie die Brust der Fischotter, die ein Vaterunser lang unter dem Wasser bleibe. Aber sie sitze am Teiche Bethesda, und habe und wisse keinen Menschen, der sie hineintrage. Ihr Mann sei als Senn oben auf der Alpe des Klosters, und könne nicht weg, und könnte er es, so vermöchten es doch zwei Arme allein nicht, sie über die Tauern zu tragen. Und wer besorge ihr Haushalten die drei oder vier Wochen, die sie im Wildbad zubringen müßte? Und — —"

„Kurz, wie es beladene Herzen im Gebrauch haben, die arme Frau hätte sich gewiß noch lange damit geplagt, Alles aufzuzählen, was sie nicht fortlasse. Aber ihr Töchterlein, welches ihr zu Füßen, an der Bettstelle stand, that ihr Einhalt und sprach: »Mutter, sagt doch nicht, daß Ihr nicht fort könnt. Verlaßt Euch auf mich, ich will das Haushalten

führen. So lang Ihr gesund waret, bin ich wohl mit den andern Dirnen lieber hinter den Ziegen hergegangen an den Zäunen und unter den Büschen; seitdem Ihr aber darnieder liegt, hab' ich Alles gethan nach Eurem Wort und so viel gelernt, daß ich weiß, was ich zu schaffen habe vom Morgen bis zum Abend und vom Sonntag die ganze Woche durch. Und der Vater hat mir erst gestern gezeigt, was ich zu thun habe, wenn die Immen schwärmen. Und was man nicht weiß, habt Ihr oft gesagt, heißt der Herr Die, welche guten Willens sind und ihn anrufen.«

„Und bei mir in meinem Hause, liebe Frau, sagte ich, einen Büchsenschuß oder zwei vom Wildbad, könntet Ihr bleiben, bis der Herr zu Euch sagen wird: »Stehe auf, nimm dein Bette, und gehe heim!« Ich verlange nichts dafür, als daß Ihr meiner kleinen Elsbeth dann und wann etwas erzählt, wenn sie Euch die Fliegen wehrt. Ueber die Tauern werdet Ihr aber bald sein. Vorgestern schneiderte ich bei dem Walther am Gsteig. Zu dem kamen noch fünf andere Männer, jünger als er, und verabredeten mit ihm, an Medardi nach Hofgastein zu der Mutter Gottes zu wallfahrten, weil sie, wie Ihr wißt, vor einigen Wochen einer großen Gefahr entronnen sind. Zu diesen Leuten will ich jetzt sogleich gehen und sagen: Männer tragt nicht den Rosenkranz allein über die Tauern, sondern macht es, wie die Leute in Capernaum. Nehmt Euch eine Bahre dazu, und tragt die gichtbrüchige Staudacherin hinüber in das Wildbad zu mir. Dieß wird Euch, wenn Ihr es um Gottes willen thut, besser sein, als wenn Ihr Euren Odem allein auf viel Vaterunser und Ave Maria verwendet."

„Der Staudacherin ließ ich nicht Zeit, nein zu sagen, die sechs Männer unterzogen sich dem guten Werk mit Freuden, und so waren wir schon am Medardi-Morgen an dem

Kreuz auf der Scheideck. Wir verrichteten darunter unsere Andacht auf den Knieen. Die Patientin lag daneben, in Decken eingewickelt und zusammengekrümmt, wie ein Schaaf, welches zur Schur gebunden ist. Mittags gelangten wir an meine Hütte. Die Malnitzer ließen die Gichtbrüchige sammt der Bahre an meiner Hausthüre stehen, und gingen dann ihres Weges weiter hinunter."

„Mein Weib nahm sich nun der Patientin schwesterlich an, und trug sie jeden Morgen auf ihrem Rücken in das Wildbad und wieder zurück. Aber es schien mit der Kranken eher schlimmer, als besser zu werden, und ein starker Haut-Ausschlag, der sich bald zu der Gicht gesellte, vermehrte die Zahl ihrer Schmerzen. Als daher nach drei Wochen ihr Töchterlein kam, sich nach der Mutter umzusehen, während eine Nachbarin in Malnitz das verlassene Haus hütete, begehrte sie mit Thränen großer Sehnsucht wieder heimgetragen zu werden, damit sie auf ihrem Bette sterben und in der Erde ihrer Heimath ruhen könnte. Aber da trat ich kräftig und streng dazwischen und sagte zur Tochter: »Du, Christel, gehst wieder heim, und kommst nicht eher wieder, als bis ich es Dir sagen lasse. Du brauchst Deiner Mutter das Herz nicht noch schwerer zu machen.« Und zu der Andern sagte ich: »Ihr aber, Staudacherin, bleibt, wo Ihr seid. Ich meine, Ihr habt Euch bisher ein wenig zu viel auf das Wasser verlassen. Aber Wasser thuts nicht allein. Verlaßt Euch nur von nun an ganz und allein auf den Herrn, und Er wird's wohl machen.«

„Das Töchterlein versprach darauf, nimmer zu kommen, bis man es rufe, und kehrte im Mondschein über die Tauern zurück. Die Mutter machte dann wieder wie zuvor auf dem Rücken meines Weibes alle Tage den Weg in das Wildbad, und zwar bald mit sichtbarem Erfolg. Zuerst

wurde ihr Gemüth ruhig, heiter, ja fröhlich, als wollte der Heiland die Cur von innen heraus anfangen, wie bei dem Gichtbrüchigen, dem er zurief: »Sei getrost, mein Sohn, Deine Sünden sind Dir vergeben!« Dann kehrte der Schlaf zurück, und, als sie eines Morgens aufwachte, konnte sie ihre Finger, die lange gekrümmt waren, wie die Krallen des Raben, wenn er auf einem Zweige sitzt, wieder strecken und zum Gebete in einander legen. Einige Tage darauf konnte sie sich plötzlich wieder auf ihre Füße stellen zum großen Erstaunen der Leute, die mit ihr in dem gemeinschaftlichen Bade waren. Später legte sie den Weg von meinem Hause in das Bad an Krücken zurück. Zuletzt brauchte sie auch nicht mehr mein Weib zum An- und Ausziehen des Bademantels. Sie war wieder ganz gesund, wieder jung und verneut, wie ein Adler durch die Federung, ein Wunder in den Augen Aller, die sie vor zwei Monaten gesehen hatten, und sie nun sahen."

„Zu jener Zeit befand sich in dem Wildbad ein Graf aus Bayern, ein leutseliger Herr. Der war zum fünfzigsten Mal nach Gastein gekommen, und wir wollten ihn nicht wieder fortlassen, ohne mit ihm ein Jubiläum gefeiert zu haben. Wer an den Bergen umher wohnte, von denen man nach Gastein hineinschauen kann, zündete am Abend vor dem Feste große Scheiterhaufen an. Am Morgen darauf wurde ein feierlicher Kirchgang gehalten. Zuerst kamen die Bergknappen und bliesen einen Marsch; dann kam der Schulmeister mit seinen Kindern und sang das Tedeum dazwischen; hinter diesen gingen die geistlichen Herren alle von Lend bis nach Böckstein; darauf folgte der Graf. Vor ihm trug ein Ministrant auf einem blauen Kissen die schwere, silberne Grafenkrone, die er in München hatte machen lassen, damit er sie auf dem Altar unserer Kirche niederlege und so

auch Gott die Ehre gebe, der ihm fünfzig Mal das Bad an Leib und Seele gesegnet hatte, hinter dem Grafen gingen fast alle Männer des Thals Paar und Paar. Hinter ihnen trug man eine Bahre, wie man sie in der umliegenden Gegend hat, um die Siechen über die Berge in das Wildbad zu tragen. Es war dieselbe, auf der wir drei Monate zuvor die Staudacherin aus Malnitz herübergebracht hatten. Sie war für den Festtag mit Bändern geschmückt und wurde von vier Knaben getragen. Denn sie sollte in der Kirche zerlegt, und dann neben dem Altar zum Gedächtniß aufbewahrt werden. Die Frau selbst, an der sich die Hilfe des Herrn so verherrlicht hatte, ging hinter der Bahre, geführt von zwei Töchtern des Grafen und in einem langen Zuge von Weibern begleitet. Das Tuch, welches sie auf ihrem Kopfe trug, hatten die Gräfinnen mit eigener Hand genäht, und die neuen Kleider, welche sie anhatte, waren aus dem Gemeinde-Säckel angeschafft worden. — Nach dem Gottesdienste wurden die ärmern Badgäste von dem Grafen im Wirthshause gespeist. Die Staudacherin saß oben an, und vor ihr stand eine zinnerne Schüssel, in welche für sie legte, wer einen Zwanziger oder Thaler übrig hatte. Aber sie behielt nur den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, den der Graf eingelegt hatte, und vertheilte das Uebrige unter die, welche mit ihr zu Tische saßen."

„Ich fürchtete, die gute Frau möchte durch das große Getümmel um sie herum, durch die vielen Wohlthaten, womit man sie überhäufte, und unter der großen Ehre, die man ihr anthat, von Neuem krank werden. Aber es bewährte sich auch an ihr, daß eine Seele, die, wie die ihrige, in Gott ruht, weder von der Freude noch von dem Leid zu sehr angerührt und bewegt wird."

„Nach dem Freudenfeste, meinte ich, sollte die Frau noch einen Tag unter meinem Dache ruhen; aber sie wollte nicht. Von dem Feste nach Hause gekommen, packte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ein Bündlein und ging zeitig zu Bette. Früh um zwei Uhr trat sie mit mir den Rückzug an, frisch und munter, wie eine Gemse, wenn sie im Morgenthau von den Matten in die Schroffen zurückkehrt. Das letzte Viertel des Mondes stand am Himmel. Um die siebente Stunde waren wir schon am Kreuze."

„Vor demselben gegen Kärnthen zu lag schon eine andere Person, die mit ihrem Gesichte fast die Erde berührte, und unter viel Seufzen und Schluchzen betete. Sie schaute nicht nach uns auf, als wir herankamen, und wir störten sie nicht, sondern knieeten auf der andern Seite zum Gebet nieder."

„Während wir noch beteten, stand die andere Person auf, und grüßte, als sie an uns vorüberging, nach unserer guten Landesweise mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christ!" und ich antwortete: „In Ewigkeit. Amen!" Die Staudacherin aber fuhr, als wäre sie vom Himmel herab gegrüßt worden, in die Höhe, und die beiden Weibspersonen standen einander wie Salzsäulen gegenüber. Als sie wieder lebendig wurden, rief es von der einen Seite: »Bist Du's, Christel?« und von der andern: »Seid denn Ihr's, Mutter?« Und die Freude war unbeschreiblich."

„Die Tochter hatte lange meinem Befehl gehorcht, und war daheim geblieben, um nicht wieder durch einen Besuch ihrer Mutter das Herz schwer zu machen. Aber als eine Woche um die andere verging, ohne daß ihre Mutter kam oder etwas von sich hören ließ, wurde ihre Angst immer größer und war zuletzt nicht mehr zu ertragen. Sie sah in ihren Träumen die Mutter im Sarge liegen, sie sah, wie

der Priester ihr Grab mit dem Weihwedel besprengte, und konnte diese Träume den ganzen Tag über nicht mehr aus dem Kopf bringen. Deswegen übergab sie eines Abends das Haushalten der Nachbarin, und machte sich, früh, da es noch finster war, auf den Weg. Am Kreuze auf der Scheideck kam sie mit der Mutter zusammen."

„Der Morgen war lieblich. Wir setzten uns unfern von dem Kreuze unter einen Felsen, der die Sonnenstrahlen zuließ und dem frischen Wehen des Ostwindes den Zugang wehrte, und erquickten uns mit einigen Brosamen von dem gestrigen Male. Christel berichtete dabei der Mutter, es stehe im Hause Alles wohl. Aus den sechs Bienenstöcken des Vaters wären indeß zwölf geworden, und hinter jeder Geis liefen zwei Zicklein zur Weide, und der geistliche Herr habe ihr jede Woche etliche Male etwas von seinem Tische geschickt. — Nach diesem Bericht nahm die Mutter den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, durch welchen sie ein Loch gebohrt und ein grünes Schnürlein gezogen hatte, und hing ihn der guten Christel um den Hals."

So erzählte der Schneider von Gastein, aber nicht in Einem Stück, sondern mit vielen Unterbrechungen, so daß ich seinen Bericht an meinem Schreibtische aus vielen Bruchstücken erst wieder zusammensetzen mußte, wie eine zerbrochene Tasse, welche man kitten will. Denn als wir auf unserem Wege nach Malnitz die Scheideck der Tauernkette überstiegen und das Kreuz auf der Gränze zwischen Salzburg und Kärnthen im Rücken hatten, fing das Unwetter an fast unerträglich zu werden. Die Windstöße von Süden her wurden immer heftiger und anhaltender, der Schnee fiel wie Nadelspitzen in die Augen und benahm jede Umsicht. Wir durften zwar nur immer bergab gehen, um unserem Ziele näher zu kommen; aber der Schnee ging schon fast allenthalben

über die Knie, an manchen Stellen war er so aufgehäuft, daß wir Umwege nehmen mußten. Alle Tiefen und Löcher waren mit Schnee bedeckt, wie Wolfsgruben mit Laub, und wir mußten bald in Entfernungen von mehreren Schritten hintereinander gehen, damit die Andern zu Hilfe kommen konnten, wenn Einer eingesunken war.

Die Mattigkeit und Erschlaffung des Leibes und der Seele, welche mit dem längeren Waten im tiefen Schnee verbunden sind, stellten sich bald ein. Wir schwitzten nicht mehr, wie beim Erklimmen des nördlichen Abhangs der Tauernkette, unser Blut konnte keinen Schweiß mehr abgeben, eine trockene, höchst unangenehme Fieberhitze war an seine Stelle getreten. Wir, nämlich der Erzähler und sein Reisegefährte, wir hatten große Lust, uns in den Schnee zu legen. Denn wir machten in jenen Augenblicken an uns selbst die Erfahrung, wie im Winter zwischen dem müden Wanderer und seinem Grabe nur ein kleiner Schritt ist, den zu thun es keine Ueberwindung kostet, sondern der so leicht gethan wird, als wenn ein Schlaftrunkener von dem Stuhl, auf dem er sich entkleidet hat, in ein weiches Federbett steigt. Aber unser Führer, zwar schwächeren Leibes aber stärkeren Geistes, denn wir, ließ die starke Versuchung nicht über uns Herr werden. Er führte uns unter vielfachen Ermunterungen von einem Schneewall zum andern, wie ein tapferer Offizier seine stürmenden Soldaten von Schanze zu Schanze. Wir müßten, sagte er unter anderm, doch bald an den Heuschuppen des Wirths von Malnitz kommen, hätten wir diesen erreicht, so wären wir geborgen. Der Speicher liege an einem Wasserfall, und wir möchten nur von Zeit zu Zeit horchen, ob wir nicht das Rauschen desselben hörten. Er selbst habe kein scharfes Ohr.

Wirklich hörten wir auch bald, als wir unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatten, ein Rauschen, welches gleichmäßig anhielt, während das Brausen der Windstöße bald von längerer und bald von kürzerer Dauer war. Aber, ob wir nun gleich wußten, welche Richtung wir einzuschlagen hatten, so war doch die Gefahr noch nicht überstanden. Zwischen uns und dem Speicher konnten noch undurchdringliche Schneelagen sein. Der Wind durfte sich nur ein wenig drehen, und wir hätten von dem rauschenden Wasser, nach welchem wir unseren Curs richteten, nichts mehr gehört. Das trübe Tageslicht begann in die Abenddämmerung überzugehen. Tief von Malnitz herauf, woher, wie aus einem tiefen Schlunde, die Windstöße kamen, hörten wir die Vesperglocke läuten, bald heller und bald dumpfer, je nachdem ihre Töne mehr in den Fluthen des Luftstroms untergingen oder auf demselben fortgerissen wurden. Als sie auch in das Ohr unseres Führers drangen, bekreuzte er sich und sprach halblaut vor sich hin:

Liebster Mensch, was mags bedeuten
Dieses späte Glockenläuten? —
Es bedeutet abermal
Meines Lebens Ziel und Zahl.

Dieser Tag hat abgenommen,
Bald wird auch der Tod herkommen;
D'rum, o Mensch, so schicke Dich,
Daß Du sterbest seliglich.

Diese bekannten Worte aus einem alten Liede entrückten mich aus den Kämpfen mit Sturm und Schnee und versetzten mich in die Stube, wo ich sie so oft mit Vater und Mutter und mit Bruder und Schwester in der Abenddämmerung gebetet hatte. Meine ganze Seele war eine Viertelstunde lang

bei diesen Lieben und vergaß darüber ihre irdische Hülle, die eigentlich nicht mehr ging, sondern ohne Haltung dahin wankte, wie ein Boot, in welchem der Steuermann träumt, und die Ruderer schlafen. Da rief der Führer: „Gott sei Lob und Dank!“ Denn wir waren indeß um eine Felsenecke getreten und standen vor dem Speicher, welchen der Schneider mit diesem Freudenrufe begrüßte.

Der Speicher stand auf Pfählen, so daß das Regenwasser darunter weglaufen konnte. Eine Thür zu ebener Erde hatte er nicht, sondern nur sieben oder acht Fuß über dem Boden eine Oeffnung, die mit einem Laden verschlossen war. Aber für das Auge eines Fremden war da keine Leiter und noch weniger eine Stiege zu sehen, und ohne ein solches Mittel konnte man die Oeffnung nicht ersteigen. Ohne unsern Führer wären wir daher vor dem Speicher gestanden, wie ein fremdes nothleidendes Fahrzeug vor den Scheeren bei Stockholm ohne einen Lootsen. Wie dieses nicht allein in den Hafen, so hätten auch wir nicht ohne unsern Leitsmann in die ersehnte Hütte eingehen können. Er kannte aber die Gelegenheit. Aus einem Schneehaufen, der sich an die Rückseite des Speichers angelehnt hatte, wühlten wir mit unsern letzten Kräften die eingeschneite, massive Leiter heraus und bedienten uns ihrer zum Erklimmen der Oeffnung. Der Laden davor war nur ganz einfach mit einem hölzernen Riegel verschlossen. Und so kamen wir ohne weitere Schwierigkeiten in den innern Raum der Hütte, die zu zwei Dritteln ihrer Höhe mit Heu angefüllt war. Die Leiter, diese fliegende Treppe, zogen wir uns nach und hängten sie an einen Zapfen unter dem Dache, damit, wie der Schneider sagte, die Wölfe und Bären sich den Appetit vergehen lassen müßten, wenn sie uns etwa witterten. Auch streiften einige Ausreißer in den Tauern umher, und

diese waren noch weniger willkommen zu heißen, als jene Bestien.

In dem Speicher befanden wir uns weit besser, als in so manchem Wirthshause auf dem übrigen Theil unseres Weges an das adriatische Meer. Die Hütte, ganz aus Holz erbaut, war noch neu und gegen Wind und Wetter wohl verwahrt. Das wohlriechende Berghen hatte fast noch seine volle Sommerwärme, wenigstens die Temperatur der warmen Herbsttage, die dem Unwetter fast einige Wochen ohne Unterbrechung vorangegangen waren. Kopfkissen und Decken konnten wir uns aus demselben leicht bereiten, wenigstens der Erzähler mit der Fertigkeit, die er sich als Knabe in so manchem Heumagazin seiner Heimath angeeignet hatte. — Als wir uns aus unserem Vorrathe mit Speise und Trank erquickt hatten, schlossen wir auch den Laden mit einem transportabeln Nachtriegel, welchen mein Freund der süddeutschen Wirthshäuser wegen zur Vorsorge mitgenommen hatte. In der Hoffnung, am nächsten Morgen wieder weiter ziehen zu können, schliefen wir ein und die ganze Nacht hindurch fort.

Aus unserem Schlafe erwacht, öffneten wir das Fenster der Arche. Das Wetter hatte sich noch nicht geändert. Wir mußten bleiben, und sahen einem langweiligen Tage entgegen, wie Seeleute in einer Windstille. Dazu rieth uns der Führer beim Frühstück unseren Speisevorrath möglichst zu sparen, weil es sein könnte, daß wir in unserer Hütte noch länger als einen Tag damit wirthschaften müßten. Er selbst sei einmal in einem solchen Speicher, wie in einem Blockhause von Wind und Schnee belagert zwei Tage und Nächte gelegen.

Wären übrigens wir Wanderer aus dem Altmühlthal allein in der Arche gewesen, so würden wir gewiß den

größten Theil des Tages mit Schlafen zugebracht haben, und wir müssen es heute noch dem wackern Manne von der Nadel zuschreiben, daß es auch nicht eine Viertelstunde lang dazu kam. Ohne ein überlästiger Schwätzer zu sein, wußte er unsere Ohren immer in Anspruch zu nehmen, und auf eine eben so wenig ermüdende als aufdringliche Weise aus dem Schatze seiner Erfahrungen ein Ding nach dem andern hervorzuholen.

Nachdem wir ihn unter andern gefragt hatten, warum jene sechs Männer von Malnitz, welche das gichtbrüchige Weib über die Tauern trugen, eine Wallfahrt nach Hofgastein gelobt und unternommen hätten, gab er uns die folgende Geschichte zum Besten, welche der Erzähler in diesem Buche wieder giebt, weil sie dazu dienen kann, dem freundlichen Leser den ernsten Charakter des Hochgebirgs noch näher zu bezeichnen.

„Ich weiß es wohl," begann der Mann von der Nadel, daß man in protestantischen Ländern über die Weinkeller der Klöster dieses und jenes spricht. Erst im vorigen Jahre war ein solcher Herr da unten vom Rhein herauf in dem Wildbad. Der erzählte auf dem Wege nach dem Schleierfall, wohin ich ihn mit anderen Badegästen führte, er habe erst letzthin in einer uralten Chronik gelesen, wie die Mönche des Klosters St. Gallen von Constanz herüber hätten ein großes Faß Wein kommen lassen. Unterwegs sei ein Rad gebrochen und das Stückfaß von dem Wagen in ein Loch neben der Heerstraße gerollt. Das Gefäß sei zwar unter dem Schutze des heiligen Kilian nicht zerbrochen, sondern wunderbarer Weise ganz und unversehrt geblieben, aber es aus der tiefen und engen Grube wieder ganz herauszubringen, wäre den guten Leuten im ersten Schrecken unmöglich vorgekommen. Darum seien die Mönche in förmlicher Pro-

ceſſion aus ihrem Kloſter gezogen, hätten, das Kreuz voran, einen dreimaligen Umgang um das Faß gethan, das ſie mit ſeinem großen Spund elendiglich und flehentlich angeſchaut habe, und dabei aus allen Kräften das „ex profundis“ geſungen.“

„Mag es übrigens vor fünf hundert Jahren oder drüber in St. Gallen geweſen ſein, wie es mag, das geht uns nichts an, wie es aber in dem Kloſter von Villach zugeht, weiß Niemand beſſer, denn ich, weil ich als Geſelle mit meinem Meiſter oft darin arbeitete an Kutten und Meßgewändern. Die Mönche erhielten jeden Tag im Refektorium ihr Krüglein Wein; aber ich meine, auch St. Auguſtin hätte weder an dem Gefäß noch an der Portion darin ein Aergerniß genommen. Auch jeder durſtige Wanderer bekommt, wenn er darum bittet, ein Krüglein mit einem Trunk. Hat er's, ſo legt er dafür ein Scherflein in den Opferſtock auf dem Kreuzgang; hat er's nicht, ſo iſt der Bruder Kellermeiſter mit einem Vergeltsgott zufrieden, und der Pförtner giebt den Segen darein. Aber käme auch der reiche Mann und ſagte, nachdem er ſein Krüglein geleert hat, »Noch eins! ich will's bezahlen,« ſo würde der Bruder Kellermeiſter antworten: »Der Prior hat's verboten,« das Krüglein ganz ruhig in den Spühlkeſſel tauchen und wieder an ſeinen Platz in das Eckſchränklein ſtellen. — Reichten nur unſere Schenkwirthe auf dem Lande und in der Stadt ihren Gäſten auch nicht mehr, als Bruder Franziskus den ſeinen, ich meine, es wäre für die Gäſte am beſten und den Wirthen könnte es der HErr auf eine andere Weiſe gut thun.“

„Aber, Meiſter Erzberger, ſo werden die ſechs Männer noch lange nicht ihre Wallfahrt beginnen,“ warf der Freund des Erzählers aus einer finſteren Ecke der Arche dazwiſchen,

um einem langen Sermon von Seiten des Schneiders zu begegnen.

„Nun," fuhr der Mann von der Nadel fort, indem er den Laden einen Augenblick öffnete und eine Schaar Schneeflocken hereinstürzen ließ, als wollte er damit andeuten, daß wir bei einem solchen Wetter keine Eile und nichts zu versäumen hätten, — „nun, das Kloster in Villach hat seit unfürdenklichen Zeiten bei Udine Weingärten. Ein reicher und gottesfürchtiger Mann vermachte sie dem Kloster zur Erquickung der Pilgrimme und Wanderer, und die Mönche sollten nach seinem letzten Willen nicht minder von dem Gewächs des Weinstocks trinken, damit auch sie daran dächten, daß sie Pilgrimme und Wanderer wären. — Die Mönche lassen diese Weingärten im Herbst lesen und den Most den Winter über in Udine in den Kellern unter der Kelter liegen. Jedes Frühjahr schicken sie dann einige Dienstleute ihres Klosters hin und lassen den Wein abholen. Heuer traf sechs Männer in Malnitz die Reihe."

„Diese nahmen drei Wagen, von denen jeder mit vier Ochsen bespannt war, und fuhren langsam nach Udine zu über Villach und durch Tarvis. Hinter diesem Flecken läuft die Straße ein gutes Stück zwischen dem Fuße des Bredils und einem See hin, so daß man weder zur Rechten noch zur Linken ausweichen kann, es sei denn, daß man ein Schifflein hätte, über den See zu fahren, oder Flügel, um über die Felsenwände zu fliegen. — Im Sommer ist diese Straße vom Berg aus lieblich anzuschauen, wie eine große graugelbe Wasserschlange, die sich am blauen See sonnt. Aber sie ist auch zu Zeiten so gefährlich und hinterlistig, wie eine Natter. Kaum waren die Männer auf ihr angekommen, als es auf einmal anfing über ihnen zu donnern. Ein großer Schneesturz ging ungefähr hundert Schritte vor

ihnen nieder, und der Sturm, der ihn begleitete, riß sie fast in die Tiefe des Sees mit sich fort. Sie standen einige Augenblicke wie Leute, neben denen der Blitz eingeschlagen hat, und wendeten dann um. Aber kaum schauten ihre Deichseln wieder gen Tarvis zu, so kam ein zweiter Schneesturz den Bredil herab und versperrte ihnen auch den Rückweg. Es war Nachmittags um die dritte Stunde."

„Die armen Leute waren nun so schlimm daran als Israel im Thale zwischen den Aegyptern und dem Schilfmeere. Hinter und vor ihnen lagen zwei Wälle, über welche nur ein flatterndes Schneehuhn hätte entkommen können, rechts und links hatten sie auf der einen Seite die schroffen Wände des Bredils und auf der andern den See. Dieser hatte sich wohl in der kalten Märznacht mit einer Eisrinde überzogen; aber die Rinde war nicht so stark, um Männer zu tragen, und doch dick genug, um einen Kahn aufzuhalten, besonders in der Mitte, wo noch eine große Scheibe vom Wintereis schwamm."

„Für einen Menschenfuß gab es aus dieser Klemme keinen Weg, sondern nur für das Gebet und den Blick, und auch dieser stieß, wenn er sich zum Himmel kehrte, auf die Schnee- und Eislasten, welche noch hoch über den Männern hingen und die der mindeste Anstoß zum Rutschen und Fallen bringen konnte. Kleinere Brocken lösten sich fast unaufhörlich von ihnen ab, zerschlugen sich im Herabrollen an den Felsen und rieselten auf die Männer als Gries herunter. Es mußte ihnen dabei zu Muthe sein, als rieselte das letzte Restlein Sand aus ihrer Stundenuhr auf ihre Häupter."

„Ja, denkt Euch, meine Herren," fuhr der Schneider fort, nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, „wir ständen jetzt statt unter diesem leichten Schindeldach unter

dem großen Gewölbe der Domkirche in Salzburg. Alle Thüren und Pförtlein des Gotteshauses wären verschlossen, das weite Gewölbe aber hätte durch und durch einen großen Riß, und aus diesem Sprunge rieselte fort und fort Sand auf unsere Häupter. Denkt Euch das recht lebhaft, und Ihr habt eine Vorstellung von der damaligen Lage der Malnitzer am Fuße des Bredils."

„Für die in Bleiberg jenseits dem See waren die Donnerschläge, von denen die Schneestürze begleitet wurden, gleichsam Nothschüsse, und sie sahen vom Anfang an, in welcher Klemme und Todesgefahr sich ihre Landesleute befanden. Die von Tarvis kamen zu ihnen eiligst hinüber und beriethen sich mit ihnen, was zu thun sei. Ein Versuch, den Malnitzern mit einem Kahn zu Hilfe zu kommen, mißglückte. Sich durch die Schneewälle zu graben, wäre für die Knappen, die aus den Bleigruben hervoreilten, ein gar Leichtes gewesen. Aber so lange der schnell eingetretene Thauwind wehte, konnten jeden Augenblick noch mehrere und größere Schneestürze nachkommen. In jenen Stunden unter den Wänden des Bredils arbeiten, wäre eben so viel gewesen, als unter einer wankenden Stadtmauer mit Hacke und Schaufel handthieren. Der Berghauptmann ließ also seine Leute nicht ziehen, ob sie gleich bereit waren, Hand an das Werk zu legen. Er wollte das Leben von etwa funfzig Familienvätern, welche ihm der Kaiser anvertraut hatte, nicht gegen die nur wenig wahrscheinliche Rettung von sechs Männern einsetzen. Und wir werden sehen, daß er recht daran that."

„Zuletzt erschien noch auf einer Anhöhe am See, den Schneestürzen gerade gegenüber, der Pfarrer von Tarvis mit seinen zwei Caplanen in den Gewändern, welche die geistlichen Herren bei Leichenbegängnissen zu tragen pflegen. Er

zeigte den Malnitzern das Hochwürdigste, wie dem Kaiser Maximilian geschehen sein soll, als er sich an der Martinswand verstiegen hatte."

„Die Männer zwischen den Schneestürzen sahen daraus, daß sie von ihren Landsleuten aufgegeben seien; aber sie verloren Muth und Besinnung nicht, sondern gebrauchten, wie es Christen ziemt, mit Besonnenheit alle die Mittel, die ihnen der Herr über Leben und Tod zu ihrer Rettung noch übrig gelassen hatte. Sie spannten ihre Ochsen aus und banden sie an die Erlenbäume am See. Sich selbst bauten sie unter einer etwas überhängenden Felsenwand theils aus den einzelnen Theilen ihrer Wagen und theils mit dem Heu, das sie von daheim für ihr Vieh mitgenommen hatten, eine Hütte. Die Leitern lehnten sie, drei neben- und immer zwei übereinander an den Felsen; die Breter von den Wagen legten sie darauf. Von den Heubündeln machten sie vorn und hinten Wände, die sie mit den ausgehobenen Rädern und Deichseln befestigten. Denn sie wollten sich weniger gegen Wind und Wetter, als gegen einen noch nachkommenden Schneesturz sichern. Sie arbeiteten emsig wie Murmelthiere, wenn sie ihre unterirdischen Wohnungen zum Winterschlaf zurichten und die Röhren, d. h. die Ausgänge derselben mit Gras und Moos verstopfen."

„Der Südwind wurde inzwischen immer heftiger und führte einen neuen Schneesturz herab, bald nachdem die Männer ihren Bau vollendet und sich hinein begeben hatten. Die Massen fuhren aber da, wo sich die Malnitzer eingebaut hatten, einige Fuß über den Rand der Felsenmauer hinaus, und bildeten auf der Heerstraße einen Aufwurf, und erst die obere Hälfte des Hügels sank, als sie das Uebergewicht bekommen hatte, langsam auf die Hütte der

Fuhrleute zurück. Die Leitern und Breter krachten wohl einige Male unter der schweren Last, brachen aber unter derselben nicht zusammen."

„Nun wollten die jüngeren und unerfahrenern von den Verschütteten anfangen, sich selbst aus ihrem Grabe herauszuwühlen; aber der alte Walther am Gsteig rieth, die Reuthauen, welche sie bei sich hatten, lieber gegen das Schutzdach zu stemmen, als sonst zu gebrauchen, und dann ruhig abzuwarten, bis sie von den Bergknappen herausgegraben würden. Er setzte seine schönste Kuh gegen eine Ziege, daß die Dächse mit ihren Hinterledern noch vor Sonnenaufgang anfangen würden zu wühlen."

„Dies geschah auch. Als der Tag graute und der Bergbauptmann sah, daß sich der alte Bredil auf der Seeseite ganz rein abgeschüttelt habe, ließ er seine schwarzen Maulwürfe los. Diese griffen die Schneewälle von Tarvis aus an, und zwar mit aller Kraft, die in ihren geübten Armen lag. Denn die Arbeit galt nicht armseligen Bleiadern, sondern anderen Adern, in denen noch Bruderblut rinnen konnte. Außerdem hatte der Berghauptmann seinen Leuten für jeden Malnitzer, den sie lebendig herausgraben würden, ein Fäßlein Klosterwein verheißen."

„Bis es wieder dämmerte, war Alles geschehen. Die Malnitzer stiegen unversehrt, aber doch bleich, wie Begrabene, aus ihrer Gruft hervor. Die Fuhrwerke wurden wieder zusammengesetzt und von den dienstfertigen Leuten nach Tarvis zurückgeschoben, wie Triumphwagen. Die Ochsen konnten nimmer ziehen. Sie waren alle erstickt, zur großen Freude einer Zigeuner-Familie, die in jenen Thälern umherzieht und das Verbot vom Erstickten nicht respektirt."

„Die Mönche in Villach lösten ihre geretteten Lehns-

leute mit einem Fasse Udiner, den sie später unterwegs für die Knappen in Bleiberg abladen ließen, und womit diese ihr Osterfest feierten, ein Jeglicher jedoch in dem Maaße, wie es im Kloster selbst den Wanderern gereicht wurde. Das Geld zu den Osterlämmern hatte der Kaiser zur Belohnung für die Rettung seiner Unterthanen gegeben."

So berichtete der wandernde Schneider, und der Erzähler fragte, als er fertig war: „Werden denn in Oesterreich noch herumziehende Zigeuner geduldet?"

„Todt schlagen," antwortete der Gefragte, „darf man sie nicht, und an feste Wohnsitze kann man sie so wenig gewöhnen, als die Wolken unter dem Himmel. Es ist auch ein ganz eigener Geist, der aus diesen schwarzbraunen Fremdlingen spricht. Davon kann ich ein Exempel erzählen."

„Das Siechenhaus draußen vor Werfen, das mit seinem alten spitzigen Giebeldache in den Gottesacker hineinschaut, war schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seiner ursprünglichen Bestimmung entrückt und mit einer Wirthschafts-Gerechtigkeit verpachtet worden. Bald darauf übernachtete eine Zigeunerin unter dem Dache desselben, und es mußte sie in diesem sonstigen Zufluchtsort der Aussätzigen etwas besonders wohlthuend angesprochen haben, vielleicht das Schlafgeld, das man ihr erließ, und die gute Milchsuppe, die man ihr darein gab. Kurz, sie erbot sich, ohne nur durch den leisesten Wunsch der Hausleute dazu aufgefordert worden zu sein, der Frau Wirthin, die erst vor Kurzem zur Witwe geworden war, aus dem Satz in ihrer Kaffeeschale umsonst wahrzusagen. Diese wollte aber das unheimliche Weib nicht länger aufhalten, und verbat sich diese Vergeltung ihrer Gastfreundschaft auf das Bestimmteste, und aus dem Grunde, daß ihre Tasse schon gespühlt und wieder an ihren Platz gestellt worden sei. Aber die alte

Zigeunerin geberdete sich gerade wie eine Henne, die ihres reifen Eies los werden möchte und dazu einen geeigneten Platz sucht. Sie ging, ohne weiter um Erlaubniß zu fragen, hinaus in die Küche, nahm den Topf, in welchem der Morgenkaffee gekocht worden war, verdünnte den dicken Satz darin mit einem neuen Aufguß von Wasser, und schüttete von dieser braunen Brühe in die Schaale der Wirthin, die sie aus dem Schüssel-Rahmen genommen hatte. Dann betrachtete sie den Niederschlag, der von dem wieder abgegossenen Wasser in dem Porzellangefäß zurückblieb, sehr aufmerksam mit ihrem einen gesunden Augapfel, dessen Zwillingsbruder wahrscheinlich in einem Handgemenge auf immer unbrauchbar geworden war. Endlich, nachdem sie noch einen stechenden Blick auf die Wirthin vorausgeschickt hatte, sagte sie, als läse sie auf dem Boden der Schaale eine geheime Schrift: „Der schon an sie denkt, bekommt sie nicht — der sie bekommt, weiß es noch nicht — Hochzeit — Musik — Tanz — gutes Haushalten — aber — aber — bösen Tod."

„So weissagte die Morgenländerin, schob ihr rabenschwarzes Haar unter den alten wetterfarbenen Strohhut, und eilte davon. Ihre drei Zuhörer, die junge Wittwe, den Gesellen und das sechsjährige Töchterlein derselben ließ sie in sehr verschiedenartigen Stimmungen zurück. In dem Auge des Kindes glänzte es, wie lauter Hochzeit, Musik und Tanz, der Geselle kraute hinter dem Ohre, ein Bild vereitelter Hoffnungen, und über dem Angesicht der Mutter lag es, wie Todesschatten. Dieser böse Tod, meinte sie, drohe ihr in dem Siechenhause. Denn dieses lag von der Stadt etwas ab, und es pflegten hinter seinem Schilde damals so manche Gäste einzukehren und zu übernachten, welche sich, wie die Zigeunerin, nicht gern in der Nähe der Rathhäuser, Wachtstuben u. s. w. aufhielten. In dieser Meinung

wurde ihr der Aufenthalt in der Pachtwohnung immer unheimlicher; jede schreiende Elster erinnerte sie an die Wahrsagerin, und sie bezog ein Jahr darauf ein Haus in der Stadt, das sie gekauft hatte."

„Der verstorbene Ehemann der Wittwe war ein Kürschner gewesen. Der Geselle führte sein Geschäft fort, und hätte sich gar gern auf den Stuhl seines dahingegangenen Meisters gesetzt, aber nach anderthalb Jahren hatte er sich vollkommen überzeugt, daß keine Aussicht dazu mehr da sei, nahm Feierabend und ergriff aufs Neue den Wanderstab. Seinem Nachfolger in der Werkstätte reichte endlich die Witwe ihre Hand, um ihrer Familie wieder das unentbehrliche Haupt zu geben. Die Leute feierten, wie es damals allgemein gewöhnlich war, ihre Hochzeit auf der Herberge der Kürschner mit Musik und Tanz, und lebten dann in ihrem Ehestande so zufrieden mit einander, daß es den Mann nie reuete, auf seiner Wanderschaft herab aus dem nördlichen Deutschland zwei ähnliche Versorgungen ausgeschlagen zu haben."

„Mehrere Jahre darauf, am Morgen des Sonntags vor Weihnachten, hatte die Kürschnerin ihren Eheherrn, der einen Markt in der Nähe besuchen wollte, bis vor die Thüre begleitet und nach der damaligen christlich frommen Sitte mit einem Segenswunsche entlassen, und war dann in ihr Haus zurückgekehrt. Einige Stunden später, als vom Kirchthume zum Vaterunser nach der Predigt geläutet wurde, kam ihr ihre verheirathete älteste Tochter dahin nach, und fand ihre Mutter mitten in der Wohnstube ohnmächtig liegen, und neben ihrem Haupte einige Tropfen Blut. Auf ihr Jammergeschrei eilten viele vor dem Hause vorübergehende Kirchenleute zu Hilfe und legten die Schwerverwundete auf ihr

Bett. Uebrigens fanden sie Alles in der gewöhnlichen Ordnung. Nur unter dem Drathkäfig, der von der Stubendecke herabhing, stand der Stuhl, dessen man sich bediente, wenn man dem Kanarienvogel darin sein Futter reichte. Die herbeigerufenen Aerzte trieben dann das Getümmel der Neugierigen aus, untersuchten die Verletzung am Hinterhaupte der Kürschnerin, und sagten der indeß erschienenen Gerichtsperson, die tödtliche Verletzung sei mit oder an einem harten stumpfen Gegenstande geschehen. Aber über das Wie oder Wer vermochte Niemand etwas mehr als Vermuthungen zu geben, auch der Geselle nicht, ob er gleich an diesem Morgen nicht in der Kirche, sondern nebst der Meisterin allein im Hause gewesen war. Der Thäter selbst konnte er auch nicht sein. Denn er saß einen Schritt von dem Bette der Verwundeten ganz ruhig hinter dem Tische und verzehrte sein Mittagessen, welches die Meisterin noch bereitet und er sich selbst angerichtet hatte, als wäre nichts Ungewöhnliches vorgefallen. Wäre er der Thäter gewesen, so hätte er nicht so unbefangen bleiben können. Denn die Verwundete, die wohl stumm und mit starren Augen da lag, aber von Zeit zu Zeit tief aufseufzte und mit ihren Händen um sich schlug, konnte jeden Augenblick ihr Bewußtsein und ihre Sprache wieder erhalten und ihren Mörder anklagen."

„In diesem Zustande, ohne Bewußtsein und Sprache, lebte das arme Weib noch bis zum nächsten Freitag, und wurde dann den nächsten Sonntag darauf begraben. — Das Geheimniß ihrer tödtlichen Verletzung mit ihr."

„Der bessere, wirklich christliche Theil der Stadt sah die Ursache von dem traurigen Ende der Frau in dem Stuhle unter dem Vogelbauer. Auf diesem, meinte man, habe sie das Gleichgewicht verloren, und sei dann unter vergeblichen Versuchen, es wieder zu gewinnen, mit dem Hinter-

haupte an eine breite Schraube des Ofens gefallen. Der unchriſtliche Theil des Fleckens, dem der Stuhl als eine gar zu einfache Urſache von dem böſen Tode erſchien, urtheilte über den Unfall nach ſeiner liebloſen Weiſe. Einige ſagten ſich beim Biere, die Kürſchnerin habe nüchtern etwas ſtarke Magentropfen genommen und ſei von ihnen umgeworfen worden; Andere erzählten ſich beim Kaffee, ſie habe die Thaler ihres Mannes decimiren wollen und dabei das Gleichgewicht verloren, noch ehe ſie mit ihrem Nachſchlüſſel zum Ziele gekommen ſei; ja einige, die von der Zigeunerin etwas wußten, legten die Ofengabel aus der Hand und ſagten ſich unter dem Rauchfang in das Ohr, der oberſte unter den böſen Engeln habe ſeine Hand im Spiele gehabt. — Dieſe liebloſen Urtheile fielen aber den Hinterbliebenen ſchwerer auf das Herz, als der Verluſt der wackeren Gattin und Mutter ſelbſt, und es wurde einer ihrer ſehnlichſten Wünſche, Gott möchte den guten Namen der Hingegangenen auch vor der Welt noch retten. Der Geſelle ſtimmte, wenn dieſer Gegenſtand zur Sprache kam, auf das eifrigſte und wärmſte mit ein. Einige Wochen darauf nahm er aber unter irgend einem Vorwand Feierabend und zog weiter. Und jetzt erſt meldete die Hausmagd, die den unheimlichen Burſchen immer gefürchtet hatte, dem Meiſter, an David wäre ſeit dem Tode der Meiſterin eine auffallende Unruhe zu bemerken geweſen, und namentlich habe er Nachts auf dem Dachboden, wo er ſchlief, ſein Bett immer bald dahin und bald dorthin getragen, als wenn ihm Jemand in ſeinem Verſchlage keine Ruhe ließe. Mit der Ausſage der Magd hielt nun der Kürſchner einen bedeutenden Defekt in ſeiner Geſchäfts-Caſſa zuſammen, die ſich in einem Wandſchränklein befand und von ſeiner Frau verwaltet worden war. Dieſen Ausfall ſetzte er um ſo mehr auf Rechnung

des Gesellen, als er noch überdieß erfuhr, daß er früher in Nürnberg eine Uhr entwendet hätte, und hielt ihn sofort nicht allein für den Dieb seines Geldes, sondern auch für den Mörder seines Weibes. Seiner habhaft zu werden, war von jetzt an sein sehnlichstes Verlangen; aber von der Richtung, welche derselbe eingeschlagen hatte, war unter den damaligen Verhältnissen fast eben so wenig eine Spur zu finden, als von dem Storche, der mitten in der neblichten Herbstnacht aufbricht und davon zieht. In jener Zeit fragte man bei einem Wanderer auf der Straße fast eben so wenig nach einem Ausweis oder Paß, als heut zu Tage bei einem Luftschiffer, der hoch über den Städten und Dörfern hinschwebt."

„Als über das Grab der Kürschnerin Gras gewachsen war, kam eines Tags ein Transport österreichischer Rekruten nach Werfen in das Wirthshaus, wo sie des Mittagessens wegen schon zuvor angesagt worden waren. Der Zug dieser berückten und gefangenen Vögel war lustig und guter Dinge bis auf einen. Dieser setzte sich sogleich nach seiner Ankunft hinter den Ofen, und blieb, die beiden Arme auf den Tisch und den Kopf darauf gelegt, drei volle Stunden lang in derselben Lage, wie Einer, der eine schlaflos zugebrachte Nacht, so gut es geht, nachholen will. Seine Kameraden, die ihr Handgeld verzechten, tranken ihm Anfangs ein Glas um das andere zu, um ihn aufzumuntern; aber er wies jeden Trunk mit einem abwehrenden Zeichen der Hand zurück. Dem Werber, der, zufrieden mit seinem Fange, unter den lärmenden Vögeln umherstieg, fiel dieß auf, und er rief, indem er ihn an der Schulter faßte: „Nun, David Rummel, Bursche, fehlt Dir was?" Dieß hörte die Wirthin, eine entfernte Base der verstorbenen Kürschnerin, und der Name David Rummel fuhr ihr, wie ein elektrischer Schlag,

durch Mark und Bein. Sie schickte sogleich ihren Knaben ab, und ehe noch eine Viertelstunde verging, war die Kunde: „Der David Rummel ist da!“ durch die ganze Verwandtschaft gelaufen. In möglichster Eile, mit dem Schurzfell und in der Küchenschürze, versammelten sich die Betheiligten im Wirthshause um den Rekruten. Das Schwert hing an einem Roßhaar über seinem Haupte. Man berathschlagte sich vor seinen Ohren, ob man ihn des Mords anklagen sollte oder nicht. Er athmete oft Minuten lang nicht, und schnaubte dann wieder, wie der Knabe von Sunem, nachdem er aus seinem Todesschlummer erwacht war. Man stieß Verwünschungen über ihn aus. Er schwitzte wie ein Apfel in heißer Asche. Aber man kam zu keinem Entschluß. Der Werber brach mit seinen Vögeln wieder auf, und so entkam auch der schwärzeste unter ihnen unversehrt aus der Schlinge, die er schon um seinen Hals fühlte.“

„Man wundert sich, daß die Verwandten der Kürschnerin diese gute Gelegenheit, die Ehre der Verstorbenen zu retten, so unbenützt vorüber gehen ließen. Aber bei einer Anklage auf Leben und Tod war damals nicht wenig auf's Spiel gesetzt. Denn hätte der Angeklagte in der Untersuchung nicht bekannt, hätte er sogar, ohne zu bekennen, die Folter überstanden, so hätten seine Ankläger nicht nur seine Unterhaltungskosten während der Haft, sondern ihm selbst auch eine große Entschädigungssumme zahlen müssen, davon zu schweigen, daß dann auch der Ehre der Ermordeten mehr geschadet, als genützt worden wäre.“

„Zwei Jahre darauf fand aber der Kürschner den schwarzen Vogel doch in der Schlinge. Auf einer Geschäftsreise war er nämlich auch nach Frankfurt an der Oder gekommen, und benützte eine freie Stunde, die dortige Kaserne in Augenschein zu nehmen. In dem weiten Hofe derselben hatte

sich eben die furchtbare Gasse gebildet, durch welche in der nächsten Minute der Mann schreiten sollte, der wegen Desertion zu den Spießruthen verurtheilt und schon nach der oberen Hälfte des Leibes entkleidet worden war. Der Mann schaute den Kürschner mit großen Augen an, mit noch größeren der Kürschner den Mann. Denn er erkannte in ihm den Mörder seines Weibes. Deswegen ließ er sich auch sogleich nach der Execution bei dem Oberst des Regiments melden, und erkundigte sich, ob der Maleficant David Rummel bei der letzten Untersuchung nichts aus früherer Zeit eingestanden habe. Man sagte ihm, daß er auch eingestanden hätte, er habe eine Kürschnerin in Werfen durch einen Schlag mit der Rückseite eines Beils betäuben wollen, um ungehindert die Cassa in einem Wandschränklein berauben zu können."

„Von dem Theil der Untersuchungsakten, der sich auf seine ermordete Gattin bezog, ließ sich der Kürschner sogleich eine beglaubigte Abschrift geben, und reiste den andern Tag wieder ab, weniger vergnügt über die guten Einkäufe, die er auf der Messe gemacht hatte, als über das Document in seiner Tasche, womit er nun die üble Nachrede, die über dem Grabe seines Weibes noch forthallte, zum Schweigen bringen konnte."

„Aus diesem Documente wurde auch die Inschrift genommen, die man noch an dem Grabsteine der unglücklichen Kürschnerin lesen kann."

„Wieder nach etlichen Jahren kam ihr hinterlassener Sohn an einem Herbstabend vor die Festung Neisse in Oberschlesien. Vor dem Thore begegnete er einem alten Schimmel, den ein langer ernster Mann am Zaume führte, während der gewaltige Hund neben ihm über die lärmende Jugend knurrte, die in einem langen Schweife hinter dem Gaule herzog. Es war der Fallmeister von Neisse und statt des Sattels trug

sein altes Roß einen Sack, der hin und wieder von dem Knechte zurecht geschoben wurde, wenn er mit seinem Inhalt aus dem Gleichgewicht kommen wollte."

„Ein vornehmer Herr fragte den diensthabenden Offizier an dem Thore, was für einen Transport der Meister vom Fallhof hätte. — „David Rummel," erwiederte der Kriegsmann, „Deserteur und Straßenräuber, der auf zwanzig Jahre zur Festungsstrafe ersten Grades verurtheilt wurde, hat sich in der vergangenen Nacht entleibt, und sein Cadaver wird nun von dem Fallmeister in den Zwinger des Gottesackers gebracht."

„Als der wandernde Sohn der Kürschnerin dieses vernommen hatte, schloß er sich, ohne den Bündel vom Rücken zu thun, dem Zuge hinter dem Fallmeister an. Dieser führte seinen Gaul bis an die Mauer des Friedhofs, und klopfte an ein Pförtlein, welches sogleich aufgethan wurde. Es führte in den Zwinger. Sein anderer Knecht darin hatte schon, nicht ein Grab, sondern nur eine seichte Grube geschaufelt. In diese wurde der Leichnam des Selbstmörders geworfen und mit Steinen, Erdschollen und Rasenstücken bedeckt. Der Vollmond leuchtete dazu."

Damit schloß der Mann von der Nadel seine Geschichte. Uns aber wurde die hochdeutsche Sprache, worin er erzählte, und die ziemliche Gewandtheit, womit er sich ausdrückte, immer auffallender, und der Erzähler richtete daher in der Finsterniß der geschlossenen Arche die Frage an ihn, ob denn der Meister Erzberger auf seiner Wanderschaft viel im nördlichen Deutschland herumgekommen sei, da er weit anders rede, als alle seine Landsleute von Golling an bis zu diesem Speicher.

„Ich bin nicht weiter gekommen, als bis nach Salzburg, antwortete der Schneider, und von da nach einem halben

Jahre wieder heim. Bei dem Meister in Salzburg habe ich aber das Reden nicht gelernt. Denn diesem war der Schöndank zu viel, den er mir manchmal auf meinen »guten Morgen« gegeben hat. Kann ich besser reden, als meine Landsleute, so habe ich es zum Theil von den Badegästen gelernt, die ich in den Bergen herumführte, meistens aber aus einem großen, alten Buche, das vor langer Zeit durch meinen Großvater in meine Familie gekommen ist, und von dem man nicht gerne redet, wie von einem verborgenen Schatze, weil man fürchtet, es könnte sich diese oder jene Hand darnach ausstrecken."

„Was für ein Buch ist es denn? was steht auf dem Titelblatte?" fragten wir Wanderer aus dem Altmühlthale hastig und in aufwallender Neugierde.

„Das Buch," antwortete der Schneider mit gedämpfter Stimme, als offenbarte er uns ein großes Geheimniß, fängt an mit den Worten: »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde,« und schließt mit dem Gruße: »die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit Euch Allen! Amen.«

„In diesem Buche lernte ich lesen. Denn die Winterschule, die zu meiner Zeit der Badmeister in Gastein hielt, konnte ich von meiner Einöde aus nicht besuchen. Manche Aeltern, die in solchen Einöden hausen, unterrichten auch jetzt noch immer ihre Kinder selbst, wie die Isländer, von denen neulich ein Herr aus Dänemark im Wildbad erzählte. Auch mein seliger Vater that es. Er las mir die Geschichten in dem Buche vor, noch ehe ich sie selbst lesen konnte. Aber jedes Mal sagte er am Ende: »Hänsli, wenn Du den Leuten etwas von dem großen Buche sagst, dann thue ich es wieder in den Stollen auf dem Berge, woraus es gekommen ist, und Du magst sehen, wer Dir wieder Bilder zeigt und dazu erzählt.«

Der Reisegefährte, welchen der Bildungsgang des Schneiders nicht sehr ansprechen mochte, öffnete dazwischen den großen Laden des Speichers. Der Wind hatte sich etwas geändert und die großen Schneeflocken flogen vorüber, während sie noch vor einer Stunde geradewegs und schaarenweise in das Heumagazin hereingestürzt waren. An ein Aufbrechen und Weitergehen war jedoch nicht zu denken, sondern nach den Mahnungen unseres Appetits vorerst an das Mittagessen. Als aber der Führer die Reste unseres Vorraths aus dem Korbe gethan und vor unseren Augen ausgebreitet hatte, mußte auch diesem Gedanken der Abschied gegeben werden. Die Knochen unserer Kalbskeule lagen schon so blos und des Brodes war schon so wenig geworden, daß wir einmüthig beschlossen, das Mittagsmahl auszusetzen und bis auf den Abend zu fasten oder bis an den folgenden Morgen, je nachdem es die Umstände und ferneren Aussichten erheischen würden.

Der Laden wurde also wieder geschlossen, der wandernde Schneider aber that nochmals seinen Mund auf und erzählte:

„Mein Großvater hütete einmal als Knabe an einer steilen Halde des Berges, der dem Rathhausberge nach Süden gegenüber liegt, und an dem wir gestern vorübergekommen sind, seine Ziegen, und bald gesellten sich, wie gewöhnlich, noch zwei andere Knaben zu ihm. Sie setzten sich zusammen an ein Feuer, das die Nadeln an den Wedeln der Zwergföhre brasselnd verzehrte, und sprachen, wie sie es verstanden, von diesem und jenem, auch von den glänzenden Goldadern, welche sie finden würden, wenn sie nach einigen Jahren als Knappen in die tiefen Gruben einfahren dürften. Desgleichen wünschten sie, daß sie einmal auf eigene Rechnung eine Goldstufe finden möchten, so groß wie eine Milchgelte daheim. Vor vielen, vielen Jahren, erzählte bei dieser Gelegenheit

einer der Knaben, als der Herr Bischof von Salzburg eine ganze Gemeinde wegen Abfall aus dem Tefferegger Thal austrieb, wäre ein Mann aus Gastein in den alten Stollen da unten hineingegangen, und habe weit dahinten ein Licht über dem Schatz darin brennen sehen. Aber hinter dem Licht hätte es geseufzt und gestöhnt, wie eine arme Seele, die erlöst werden wollte, und darüber wäre er so erschrocken, daß er wieder umgekehrt und über Hals und Kopf davongelaufen wäre. Etliche Tage darauf hätte er mit einigen Kameraden noch ein Mal in dem alten Stollen gesucht, aber nichts weiter weder gesehen noch gehört."

„Ueber dieser Erzählung ihres Mithirten bekamen die beiden andern Knaben Lust, selbst einen Versuch anzustellen. Mein Großvater zog den Rest einer Wachskerze aus seiner Tasche. »Seht,« sagte er dabei zu seinen Spießgesellen, »das ist das Uebrige von einer geweihten Kerze. Des Meßners Sohn hat sie mir unterwegs für meine große Schwester mitgegeben, welche bei den Leuten näht und gern einen glatten Faden hat. Der Rosenegger kann ihr ein anderes Stück schicken. Meine Else hat ohnedieß noch drei, immer eins größer, als das andere, in ihrer Truhe. Dieses Trumm brennt wohl noch so lange, als ein Hochamt dauert, und wir können damit den alten Stollen untersuchen, und wäre er auch noch ein Mal so lang, als von da bis zum Rathhausberg hinüber. So weit aber der Schein einer geweihten Kerze reicht, müssen die bösen Geister aus dem Wege gehen.«

„Das leuchtete den beiden andern Burschen sogleich ein; denn der böse Geist der Schatzgräberei war in sie gefahren. An ihre Ziegen dachten sie nimmer. Und das wundert mich nicht, da schon mancher weit ältere Knabe über dem Schatz-

graben nicht blos ein Dutzend Ziegen, sondern Amt und Ehre, Weib und Kinder vergessen hat."

„Mein Großvater zündete seine geweihte Kerze an, hielt den alten Topf darüber, in welchem die glühenden Kohlen zum Anschüren des Hirtenfeuers aus dem Wildbad heraufgetragen worden waren, und stolperte seinen Kameraden voran in den Stollen, der nur etliche hundert Schritte entfernt war. Die kecken Knaben gingen nun tief in den unterirdischen Gang hinein. Das Tageslicht, welches durch den Eingang hereinfiel, erschien ihnen am Ende nicht mehr viel größer, als der Abendstern. Aber sie sahen nichts, als die nackten Felsenwände, und hatten noch keine Stecknadel, geschweige denn mehr gefunden, als sie an die Stelle kamen, wo ein herabgesunkenes Felsenstück das Weitergehen wie ein Fallgitter verwehrte. Die Schatzgräber kehrten also um. Auf dem Rückwege bekam die brennende Kerze, wie man bei uns zu sagen pflegt, einen Räuber, und während mein Großvater beschäftigt war, das Licht mit dem Finger zu putzen, bemerkten seine Freunde an der Seite des Ganges Steine, die ganz leicht aufeinander geschichtet waren. Voll Neugierde nahmen sie die Steine über die Hälfte hinweg und eröffneten sich dadurch den Eingang in eine kleine Zelle, die sonst den Bergleuten zur Aufbewahrung ihrer Werkzeuge gedient haben mochte. Nun lag aber zum großen Schrecken der Neugierigen ein vertrockneter und ganz wohl erhaltener Leichnam darin. Er lag auf dem Rücken, seine Hände waren gefaltet, seine Füße zusammengestellt, seine Kleider ein Sonntags-Anzug. Kurz, Alles ließ vermuthen, daß der Mann in dem Stollen nicht verschüttet worden war, sondern in der Verfolgung von 1685 darin seine Zuflucht gesucht und bald seinen Tod gefunden hatte. Doch mußten ihn seine Freunde, die vielleicht schon im Begriff waren,

aus den Salzburger Landen zu scheiden, auf das Eilfertigste bestattet haben. Denn in einer Ecke der Zelle stand noch neben einer Lampe, wie man sie bei uns auf den Tisch stellt, ein großer, zinnbeschlagener Krug und darunter lag ein Säcklein."

„Der älteste unter den Knaben öffnete vor allen Dingen den Sack. Da er aber nur ein altes Buch darin fand, warf er ihn auf die Seite und nahm den Krug. Der andere wählte die Ampel von Messingblech, und mein Großvater, als der kleinste und schwächste unter seinen Gesellen, warf seinen alten Topf weg und langte nach dem Säcklein. Dann verließen die Knaben eilends die Gruft. Die unbedeckte Kerze verlosch nun zwar bald; aber das Tageslicht, das von ferne durch den Eingang hereinfiel, diente ihnen zum Leitstern. So kamen sie wohlbehalten wieder in's Freie, einige leichte Beulen abgerechnet, welche sie sich in übergroßer Eile an den vorstehenden Felsenecken stießen."

„Die Ziegen hatten nicht auf die Schatzgräber gewartet, sondern waren schon an ihren Stallthüren als Ankläger ihrer nachlässigen Hirten erschienen. Mein Großvater wurde daher auch als Miethling von seiner strengen Mutter mit einer vollen Tracht Schläge empfangen, obgleich der Knabe meinte, er habe in seinem eroberten Säcklein eine hinreichende und vollgiltige Entschuldigung bei sich. Denn er hatte ja mehr als ein Mal gehört, wie seine Mutter zu dem Vater sagte: »Wenn ich nur wieder einmal ein gutes Buch bekommen könnte, ich gäbe gerne einen Finger aus meiner rechten Hand darum.«

„Doch auf das Ungewitter folgte desto schöneres Wetter. Als meine Urgroßmutter endlich das Säcklein geöffnet und das Buch darin gefunden und aufgeschlagen hatte, war sie vor Freude außer sich und dankte Gott unter vielen Thränen,

daß er ihr Flehen so gnädig erhört habe. Ihr Söhnlein hinter dem Tisch bei seiner Abendmilch hatte nun vollauf zu thun, seinen Hornlöffel zu handhaben und nebenbei die Fragen der Mutter bezüglich des gefundenen Schatzes zu beantworten. Sein Vater verbot es ihm aber auf's Ernstlichste, Jemanden von seinem Funde etwas zu sagen."

„Seitdem," fuhr der Schneider fort, „also fast seit hundert Jahren, ist das Buch in meiner Familie. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir haben darin das Lesen gelernt. Aber das ist das Geringste. Ich möchte es vielmehr die Sonne in meinem Hause nennen. So lange es darin ist, war es geistlicher Weise unter unserem Dache immer so ruhig und stillfreundlich, wie in einer Stube nach dem Winter, wann die Sonne den Schnee auf dem Dache schmelzt, und dabei so erquicklich durch das Fenster scheint, daß der Karnarienvogel anhebt zu dichten."

Während unser Führer also erzählte, fiel das Tageslicht durch die Scheinlöcher im Dache und durch die Ritzen der Wände immer heller auf unser Heulager. Der Gefährte öffnete den Laden, und wir sahen nun, daß sich das Wetter gänzlich geändert hatte. Sogleich wurde mit dem Rest unseres Speisevorraths ein Freudenmahl angestellt und bezüglich des geöffneten Ladens offene Tafel gehalten. Dann brachen wir auf und wateten vollends nach Malnitz hinab.

Schweizer-Sagen.

1. Der Heidenbote.

Auf der Südseite von Ober-Wallis liegt zwischen zwei der höchsten Bergreihen das Einfischthal. Es ist sieben Stunden lang und durchflossen von der Usenz, welche am oberen Ende des Thals aus den Eisgewölben eines großen Gletschers hervorkommt. Der einzige Eingang in dasselbe liegt zwischen zwei himmelhohen und unten zusammen stoßenden Felsenpfeilern, dem Orte Siders gegenüber, und ist noch immer sehr beschwerlich und halsbrechend. Ehedem konnte man während der Winterzeit aus diesem Nebenthale gar nicht in das Hauptthal von Wallis gelangen; erst in neuerer Zeit haben seine Bewohner einen Weg in die Felsen gehauen, den sie les Pontis d. i. die Brücken nennen, und der einen großen Theil des Jahres noch immer so beschaffen ist, daß der Erzähler ihn nicht zurücklegen möchte, auch wenn eine Krone auf seiner obersten Stufe zu holen wäre. Wer ihn aber glücklich zurückgelegt hat, wird in dem zum Theil weiten Thale mit den bald wilden und bald ungemein lieblichen Ansichten belohnt und mit einem Völklein bekannt, das zu den einfachsten und kräftigsten in den Alpen gehört. Ja, was die freundliche Leserin gewiß noch nirgends gesehen hat, kann sie da sehen, nämlich in den uralten hölzernen Tischen, Vertiefungen, aus denen die Hirten, wie aus Tellern wir, speisen.

Wie lange die Gemsen auf den Matten und an den Geländen des Einfischthales ungestört weideten, das weiß man nicht. Nach einer Sage soll sich erst ein aus Italien entkommener Haufe Teutonen in demselben häuslich niedergelassen haben, als in einer natürlichen Burg die mit ihren unübersteiglichen Mauern und dem leicht zu bewachenden Thore weite und fette, hohe und niedere Triften für ihre Kühe, Ziegen und Schaafe umfaßte. Aber das ist gewiß, daß Sitten, der Hauptort im Wallis, schon lange die Residenz eines Bischofs war, während in diesem Bergwinkel noch den Götzen der alten Germanen geopfert wurde.

Von der Welt, von der diese Heiden durch ihr Felsenthor fast ganz geschieden waren, bedurften sie nichts, als Salz für sich und ihr Vieh. Denn von diesem Mineral war in ihrem Thale, wie in dem größten Theile Helvetiens, keine Spur zu finden. Dieses forderten sie nun von den Bewohnern des Hauptthals als einen schuldigen Tribut, und holten es wohl auch mit der Keule in der Hand, wenn man es ihnen nicht freiwillig gab. Dadurch wurden sie der Schrecken und die Geisel ihrer christlichen Nachbarn. Die Bischöfe von Sitten sandten von Zeit zu Zeit Bekehrer zu ihnen. Aber alle diese Boten gingen und kamen nicht wieder. Wahrscheinlich endete ihr Apostelamt unter dem Messer der Götzenpriester oder in den Fluthen der reißenden Usenz. Keiner brachte Nachricht, wie viele oder wie wenige Leute in dem Heidenthale wohnten.

Endlich legte an dem Hauptaltare des Domes von Sitten der mächtige Freiherr Witschard von Raren, ein Kreuzfahrer im Kleinen, in die Hand des Bischofs das feierliche Gelübde ab: er wolle kein Scheermesser mehr an seinen Bart bringen, bevor er die Heiden im Einfischthal entweder mit

Feuer und Schwert vertilgt, oder überwunden und bekehrt zu den Füßen des Bischofs geführt hätte.

Ein ungewöhnlich heißer und trockener Sommer schien auch die Lösung des abgelegten Gelübdes leicht zu machen. Die Usenz, die, wie sich später zeigte, theilweise von den Heiden zum Wässern ihrer tieferen Wiesen gebraucht wurde, war dadurch ganz klein, fast unbedeutend geworden. Man konnte nun in ihrem Bette leichter von einer Stufe zur andern emporklimmen und so durch das Felsenthor kommen, während sonst Leitern und andere Vorrichtungen unentbehrlich gewesen wären, und den Kreuzzug sehr erschwert haben würden. Deßwegen versäumte auch der Freiherr keinen Augenblick, sondern erstieg im August, in der Nacht von Eusebius auf Mariä Himmelfahrt, mit dreihundert seiner Vasallen in aller Stille den Paß. Aber kaum war er zuerst oben angelangt, kaum hatte er mitten auf einer kleinen mit einer Hecke umgebenen Wiese, wo sich seine Leute um ihn sammeln sollten, sein Panner aufgepflanzt, als zuerst ein großer Hund nicht weit davon zu heulen und zu bellen anfing, dann ein gewaltiges Horn den Widerhall weckte, und, ehe noch eine halbe Stunde vergangen war, von allen Felsenvorsprüngen hohe Feuersäulen emporstiegen, mehr als die Walliser zählen und vor den Windungen des Thals sehen konnten. Von der Menge der Feuer war aber sehr leicht auf eine ganz entschiedene Uebermacht der Feinde zu schließen, und der Freiherr gehörte wohl zu den Tapfersten, aber nicht zu den Tollkühnen seiner Zeit. Deßwegen hielt er mit seinen Vasallen einen kurzen Kriegsrath und trat dann den Rückzug an mit dem Entschluß, auf demselben der Letzte zu sein, wie der Kapitain eines gestrandeten Schiffes. Ehe er seinen Fuß über die oberste Staffel des Passes zurücksetzte, schaute er noch einmal zurück und sah, daß es die höchste Zeit wäre.

Hundert und aber hundert einzelne Fackeln flogen, wie Irrwische, von den Seitenbergen herab, und ein anfangs sehr fernes Summen kam immer näher und wurde immer lauter. Doch glaubte man nichts mehr fürchten zu müssen, und stieg in dem fast leeren Felsenbette der Usenz ganz gemächlich, nur etwas verdrießlich, wieder hinab.

Aber die Heiden im Einfischthal hatten sogleich und vor allen Dingen, nachdem sie in Allarm gesetzt worden waren, die Schleusen an ihren Wässerungskanälen verschlossen, um durch den vollen Waldstrom den eingefallenen Feinden den Rückzug zu versperren und jeden Sukkurs abzuhalten. Der Freiherr hatte deswegen mit seinen Vasallen noch nicht das letzte Drittheil des Passes erreicht, als die Usenz, wie eine erwachte Löwin, mit ihrer alten Wuth den Reisigen nachstürzte und sie auf den letzten Stufen ihres Gebiets erreichte. Und jetzt war es die höchste Zeit, ihr aus dem Wege zu eilen und sich, so gut es gehen wollte, an den nebenstehenden Felsen und Büschen anzuklammern. Denn die Feinde hatten oben in das Rinnsal des Baches, als es sich wieder zu füllen anfing, auch Steine und Klötze hineingeworfen, und diese wurden nun von der grimmigen und wüthenden Löwin den Fremdlingen nachgeschleudert, die sich in ihre Höhle gewagt hatten. Zum großen Glück ging in diesem kritischen Augenblick der Mond über der Schlucht auf. Der Freiherr kam noch vor der Frühmesse nach Siders zurück. Er hatte außer dem mißlungenen Versuche nur den Verlust seines Panners zu beklagen. Aber auch dieses fanden später kühne Hirtenknaben wieder, die in den tiefen Schlund der Usenz hinabstiegen, nebst mehreren Helmen, Hellebarden und Federbüschen, welche in dem Wasserbade der Heiden abhanden gekommen waren.

Bei dem Banket, welches der Freiherr am darauf folgenden Abend gab, um seinen und seiner Vasallen Verdruß durch Walliser Weine, welche mit dem Spanischen wetteifern, zu tilgen, sagte er mit lachendem Munde, aber mit bitterer Galle im Herzen zu seinen Gästen: „Wir wollten die Heiden taufen und sie haben uns weidlicher getauft, als dem hochwürdigen Bischof lieb sein wird.“ Aber sein Lachen fand nicht wie sonst einen Widerhall unter seinen Tischgenossen. Ja, es erfolgte sogar eine allgemeine Stille, wie immer nach einem Wort, das eine unangenehme Erinnerung aus dem leichten Schlummer weckt.

Diese Pause benützte ein verkrüppelter Zwerg, der in einem entlegenen Theil der großen Halle mit den Brosamen von der Herren Tisch seinen Hunger gestillt hatte, er wackelte auf seinen krummen Beinen langsam zu dem Armstuhle des Freiherrn hinauf, machte eine so tiefe Reverenz, daß man fürchtete, sein Höcker möchte sich überschlagen, that seinen schiefen Mund auf und sprach: „Gnädiger Herr, ich will das Einsiedelthal erobern, ich ganz alleine ohne einen andern als Gottes Beistand, wenn Ihr mir das Evangelienbuch mit den schönen Bildern und den goldenen Buchstaben dazu gebt, das Euch der Bischof letzte Weihnachten bescheren ließ.“

Alles lachte über die Rede laut auf; aber der Freiherr winkte Stillschweigen, und erwiderte mit einer Stimme, die sich zu dem Organ des Zwergs verhielt, wie der tiefste Baß der großen Orgel in Görlitz zu den Tönen einer Quintsaite: „Aber, Freund Zacheo, wie willst Du das anfangen?“

„Gnädigster Herr,“ antwortete der Gefragte, „ich sage weiter nichts, als daß ich lesen kann, wie ein Benediktiner, daß mich die Heiden droben im Einsiedelthale nicht für einen Menschen, sondern für ein Ding halten, und daß ich mich in

der Sprache derſelben ſo gut ausdrücken kann, wie in der unſrigen.“

„Du, der Heiden Sprache verſtehen, die Niemand an der Rhone ſpricht?“

„Ja, Signore! Als vor ungefähr zwanzig Jahren die Heiden Siders überfielen, um ſich wieder eine Portion Salz zu holen, das man ihnen beſſer hinaufgeſchickt hätte, ſah mich einer von den Wilden wahrſcheinlich für einen Salzſack an, und ſchleppte mich hinauf zu dem Landammann ſeines Volkes, der mich als ein Naturſpiel fütterte drei Jahre lang, bis es mir gelang, den heidniſchen Lämmergeiern wieder zu entrinnen und zu meiner armen Mutter zurückzukommen. Kurz, gebt mir nur das Evangelienbuch und laßt dann Eure Scheermeſſer wieder herrichten; Ihr werdet ſie bald brauchen.“

Und der Freiherr gewährte dem Supplicanten ſeine Bitte. Zacheo nahm das Evangelienbuch aus dem Schrein an der Wand, küßte es, wickelte es ſorgfältig in die Schärpe, die er als Hofzwerg trug, und kehrte dann in ſeine Hütte zurück, um die Nacht im Gebet zuzubringen.

Mit dem Segen ſeiner alten Mutter und mit ſeinem eingewickelten Evangelienbuche unter dem Arme trat dann, als der Tag graute, der kleine Apoſtel ſeinen Weg an und hielt ſich an das Ufer der Uſenz, die wieder ganz klein geworden war. Und als er an den ſteilſten Theil des Paſſes kam, machte er es, wie ein zweijähriges Kind, das mit ſeiner theuren Puppe in der Hand eine Treppe mit hohen Stufen hinaufſteigt. So weit Zacheo mit ſeinen überlangen Armen reichen konnte, legte er immer ſein Buch auf eine hohe Staffel hinauf und zog dann erſt ſeinen eigenen Leib nach. In ſeiner Pilgertaſche hatte er noch Brocken von dem Banket des Freiherrn, und hob damit von Zeit zu Zeit ſeine ſinkenden Kräfte.

Auf dieſe Weiſe gelangte er gegen Abend an die letzte Stufe zum Einſiſchthale. Der rieſige Grenzwächter, der dort auf ſeinem Poſten ſtand, half ihm gar hinauf, erquickte ihn als einen alten Bekannten mit Milch aus ſeinem Schlauche und führte ihn in die Landgemeinde, die nach dem Einfall des Freiherrn außerordentlich zuſammenberufen, noch verſammelt war, um über die fernere Sicherung und Vertheidigung des Thals ſich zu berathen und Beſchlüſſe zu faſſen. Alles freute ſich über den wiedergefundenen Zwerg, der ſeit ſeiner ſiebzehnjährigen Abweſenheit an Rarität augenfällig zugenommen hatte. Und als er vollends erzählte, wie geſtern der Witſchard mit ſeinen Leuten getauft und heimgeſchickt worden ſei, entſtand ein unauslöſchliches Gelächter, wie es das Einſiſchthal noch nie gehört hatte.

Nur der neunzigjährige, blinde Landammann, der auf einem etwas höheren Steine ſaß, als die anderen Stammhäupter, wurde immer ernſter und finſterer, je weniger das Gelächter ein Ende nehmen wollte. Er unterbrach es endlich mit verweiſenden Worten und beſtand unbeweglich darauf, daß dem uralten Herkommen gemäß der Zwerg, wie jeder andere Fremdling, der ungerufen in das Thal heraufgekommen ſei, alsbald in den Gletſcher des Weißhorns geſtürzt und ſo dem Rieſen des Eiſes geopfert werden müſſe.

Indeſſen hatte Zacheo, faſt unbekümmert um ſeinen blinden Widerſacher, ſein Evangelienbuch enthüllt. Ein lauter Aushauch des Erſtaunens lief durch den ganzen Kreis der Verſammlung, als er den oberen, mit Kryſtallen bedeckten Deckel des Buches aufhob, und nun das prächtige Titelblatt mit ſeinen goldenen, rothen, blauen und ſaftgrünen Arabesken Aller Augen auf ſich zog. Schon meinten die Stammhäupter halblaut unter ſich, man ſollte doch dem Dinge, das ein ſo ſchönes Buch mitgebracht hätte, das Leben ſchenken.

Aber der blinde Landammann, der mit seinem schwarzen Staar weiter sah als die Andern mit ihren gesunden Augen, sagte in ganz entschiedenem Ton: „Als der Zwerg heraufgeschleppt wurde, tödtete ich ihn nicht, sondern ließ ihn mit meinen Hunden fressen und leben; aber nun, da er von selbst heraufgekommen ist, muß er sterben nach dem Gesetz, und sein Blut komme über sein Haupt."

Da, als es voller Ernst zu werden anfing, lieh doch Zachreo dem Widersacher sein Ohr, und beschloß, ihn bei seiner einzigen noch übrigen schwachen Seite zu packen. Er sagte: „Herr, ich will auch nicht besser sein, als die anderen Walliser, die schon vor mir dem Riesen des Eises geopfert worden sind. Aber in dem schönen Buche, dessen Bilder Ihr nicht sehen könnt, sind auch Runen, und wenn Ihr erlaubt, will ich Euch nur eine einzige Seite vorlesen." Und ehe noch der Landammann Ja oder Nein sagen konnte, fing der kleine Apostel an, das eilfte Capitel des Johannes vorzulesen, mit seiner durchdringenden Stimme, in der etwas besonders Ergreifendes lag, und mit der feierlichen Langsamkeit, welche nicht nur die Heiden von ihren Barden gewohnt waren, sondern die auch für den Vorleser nothwendig wurde, um aus dem Stegreif den Wallisischen Text in die Sprache des Einfischthales zu übersetzen. Der Angriff auf den Landammann gelang auch vollkommen. Er wurde wankend und erlaubte, den Zwerg so lange am Leben zu lassen, bis er das ganze Buch nach und nach an den Tagen des Gottes Frey vor ihm und der versammelten Gemeinde vorgelesen habe.

Man kann denken, daß der kleine Apostel sich mit seinen Vorlesungen nicht übereilte, einmal wegen seines jungen Lebens, und dann wegen seines Vorsatzes, die Heiden zu bekehren, was ihm noch über sein Leben ging. Ehe er noch mit dem Evangelium des Matthäus zu Ende gekommen war,

trat der Winter ein; und da man während dieser Jahreszeit im Einfischthale des hohen Schnees wegen aus den einzelnen und zerstreut liegenden Wohnungen eben so wenig zusammenkommen kann, als in Island, so blieben die Vorlesungen bis zum nächsten Sommer ausgesetzt. Zacheo lebte indeß aufs Beste unter dem gastlichen Dache eines Barden, der nach dem Wunsche des Landammanns den Winter über die merkwürdigsten Stücke aus dem Buche zu Gesängen benützen sollte. Dieß paßte auch zu dem Plan des Zwergs, und er unterstützte seinen Hauswirth in dessen Bemühungen so, daß dieser schon in der nächsten Weidezeit alle evangelischen Geschichten von der Geburt des Herrn bis zu Seiner Himmelfahrt in Hohenliedern von Alpe zu Alpe tragen konnte. Aber den Barden, wie dieser wollte, die Runen seines Buches selbst zu lehren, dazu ließ sich Zacheo vorerst auf keine Weise herbei.

Den folgenden Sommer über las der Zwerg die übrigen drei Evangelien vor. Der Barde aber, bei dem er den Winter zugebracht hatte, wanderte mit seinen neuen Gesängen von Alpe zu Alpe, und die Hirten mit ihren Weibern und Kindern saßen oft ganze Mondnächte unter den Arvenbäumen vor ihm und hörten ihm begieriger zu, als unsere Kirchenleute dem Prediger. Und da konnte es nicht fehlen. Das Wort Gottes bewährte sich auch hier lebendig und kräftig. In den Herzen des Volks regte und bewegte sich etwas Besonderes, das nur noch eines Anstoßes von außen bedurfte, um die freundlichste Erscheinung zu werden, wie die Eiskrystalle desto schneller anschießen, wenn man das Gefäß voll gefrierenden Wassers sanft rüttelt. Denn Zacheo erklärte fast bei jeder Vorlesung ausdrücklich, was in seinem Buche stehe, wären keine Fabeln und Sagen, sondern etwas wirklich Geschehenes und Vorgefallenes.

Auch der alte Landammann verspürte in seinem Herzen eine besondere Unruhe, schrieb aber dieselbe nicht den angehörten Vorlesungen und Gesängen, sondern dem Umstande zu, daß er gegen Gesetz und Gewissen den Fremdling so lange am Leben gelassen und dem Riesen des Eises sein Opfer vorenthalten habe. Als daher Zacheo, der arme Zwerg, mit dem letzten Blatte seiner Evangelien fertig geworden war, befahl er, dem Apostel sein Buch an den Hals zu binden und ihn damit in den Gletscher zu werfen. Nun war sein Befehl unwiderruflich und mußte vollzogen werden. Mit dem Buch am Halse wackelte der Zwerg seiner Bedeckung voran das stundenlange Thal hinauf, aber nicht niedergeschlagen, sondern freudig, wie Stephanus, als er einen gleichen Weg ging. Je weiter er kam, desto größer wurde sein Leichenzug durch die herbeiströmenden Hirten. Theils um mitunter zu rasten, und theils um für die heilige Sache noch Zeit zu gewinnen, setzte er sich hin und wieder auf ein hervorragendes Felsenstück, und bezeugte vor den Heiden in kurzen Anreden, daß in keinem Andern Heil und daß kein anderer Name den Menschen gegeben sei, darin sie könnten selig werden, als der Gekreuzigte, Auferstandene und gen Himmel Aufgenommene.

In allen Gesichtern konnte er Mitleiden über seinen Hingang lesen. Aber der blaue Gletscher oben am Weißhorn donnerte an diesem Tage mehr, als es den ganzen Sommer über der Fall gewesen war, und der Riese des Eises schien sein zögerndes Opfer zu heischen. Deswegen fing man an, mit dem Verurtheilten zu eilen, und stürzte ihn, auf dem Gletscher angekommen, in einen neuen Spalt desselben, oder ließ ihn eigentlich mehr hinab, als man ihn stürzte. Der Gletscher donnerte, als er sein Opfer hatte, noch lauter, als zuvor, und die Menge lief eilends auseinander, um nicht

mit dem Zwerg von dem zürnenden Riesen verschlungen zu werden.

Der Spalt aber, der kurz vor der Ankunft des Zacheo sich mit dem Getöse des stärksten Donners aufgethan hatte, war von der Art, daß der Zwerg nicht sehr tief fiel, sondern bald sitzen oder vielmehr hängen blieb. In dieser Lage konnte er, fast möchte man sagen, bequem überlegen, was nun weiter zu thun sei. Ein Blick aufwärts zeigte ihm, daß an Emporklimmen nicht zu denken sei. Deßwegen empfahl er wiederholt dem HErrn seine Seele, und fing an nach Art der Schornsteinfeger immer weiter und weiter hinabzusteigen. Das Evangelienbuch am Halse war ihm dabei ungemein lästig und hinderlich. Er hätte es wegwerfen können; aber lieber hätte er sein Leben, als das Buch gelassen.

Halb erfroren und erstarrt kam er endlich in den Kanal, durch welchen das Schmelzwasser des Gletschers abgeführt wird, und hatte nun gewonnenes Spiel. Seinen Schatz auf dem Nacken kroch er auf allen Vieren bis in das weite Gewölbe, das im Sommer an dem untersten Ende fast jeden bedeutenden Eisfeldes sich zu bilden pflegt.

Hätte nun Zacheo hier blos an seine Person gedacht, so würde er sich in dem Gewölbe oder anderswo verborgen und in der Nacht versucht haben, auf irgend eine Weise in seine Heimath zu entkommen, was bei seiner genauen Bekanntschaft mit dem Thale und mit so manchen Leuten darin auch gar nicht schwer gewesen wäre. Aber er wollte sein Zeugniß für den Herrn fortsetzen, auch auf die Gefahr hin, noch einmal dem Tod in den Rachen geworfen zu werden, und trat mitten unter die Volksmenge, die indeß auf einem Umwege von dem Eismeer herabgekommen war, hinaus, naß von oben bis unten, aber unversehrt sammt seinem Buche. Die Hirten standen einen Augenblick, wie die Leute in dem

Hause Mariä, der Mutter Johannis, als Petrus aus dem Gefängnisse erlöst, unter sie trat. Dann fingen sie an vor ihm niederzufallen, wie vor einer Erscheinung aus Walhalla. Aber Zacheo winkte ihnen mit der Hand, wehrete ihnen seine Füße zu küssen, und predigte ihnen dann noch eine Weile von dem Heilande, der die Seinen aus leiblicher und geistlicher Noth führe, und, wie sie nun mit eigenen Augen sähen, jetzt auch dem Riesen des Eises seine Macht genommen habe.

Als er geendet hatte, ließ das Völklein seinem Herzen freien Lauf. Zwei rüstige Jünglinge setzten den müden und matten Zacheo auf einen großen Schild, und trugen ihn so im Triumph an das Haus des blinden Landammanns zurück. Eine Deputation erzählte ihm ausführlich den Hergang der Sache. Aufmerksam hörte der Greis zu, und die Eisrinde seines Herzens schmolz. Er ließ sich hinausführen unter das Volk, und rief mit ausgestreckten Händen: „Jesus von Nazareth ist unser Gott und Zacheo sein Priester."

Und alles Volk antwortete: „Jesus von Nazareth ist unser Gott und Zacheo sein Priester!" Aber der Zwerg verbat sich diese Ehrenstelle, womit nach dem Herkommen auch das Amt eines Landammanns verbunden war, und belehrte den Greis, daß er nicht Priester sein könne, sondern daß man unten im Thal einen oder vielmehr etliche holen müßte. Dieß wurde denn auch sogleich beschlossen und eine Gesandtschaft gewählt, an deren Spitze Zacheo den andern Tag nach Wallis hinunter ziehen und dem Bischof in Sitten verkündigen sollte, daß sich die Landgemeinde des Einfischthals unter seinen Hirtenstab stellen wolle, jedoch mit Vorbehalt aller ihrer bürgerlichen Rechte und Freiheiten.

Mit dieser Gesandtschaft kehrte Zacheo unterwegs in Siders zuerst bei seiner Mutter und dann bei dem Freiherrn

ein. Die Bewunderung, mit der er überall empfangen wurde, und das Erstaunen, womit man seine Berichte anhörte, kann sich der freundliche Leser nicht groß genug vorstellen. Der Baron beschnitt die Haare seines Angesichts, setzte den Zacheo und seine Gefährten auf prächtig geschmückte Maulthiere und zog mit ihnen nach Sitten. An der Pforte des Doms empfing der Bischof den Zug mit Thränen im Auge und streckte seinen silbernen Hirtenstab segnend über Zacheo und seine Gefährten aus.

Ausnahmsweise wurde der Zwerg zum Priester geweiht, und kehrte dann mit einigen Diakonen in das Einfischthal zurück. Der Unterricht begann sogleich, und das Jahr darauf ließ sich der Landammann mit allen Einfischthalern am heiligen Pfingstfeste an der Usenz taufen.

2. Dahinten.

In keinem Lande unseres Erdtheils findet man verhältnißmäßig so viele Schlösser und Ruinen von Burgen aus dem Mittelalter, als in dem Kanton Graubündten. Ueber ein hundert und achtzig seiner Felsen und Berge sind mit Vesten gekrönt. Sie wurden zwischen dem zehnten und vierzehnten Jahrhundert in jener traurigen Zeit gebaut, wo die Thäler des Ewigen Bundes noch unter dem schweren Joche der Freiherren seufzten, die der Schrecken und die Geisel der Hirten waren, wie die Lämmergeier und Wölfe der Heerde.

Der mächtigste unter diesen Freiherren war zu seiner Zeit Donatus von Vatz, welcher, der Letzte seines Geschlechts, im Jahre 1330 vor den Richter Gottes gefordert wurde; nachdem er in Zeitläuften, wo es keine andere Berufung mehr gab, von seinen Schlachtopfern oftmals vor dieses letzte Tribunal geladen worden war. Viele Gefangene, die er in seinen fast ununterbrochenen Fehden machte, sperrte er in Thürme und ließ sie darin verschmachten. Das Geheul ihrer Verzweiflung und die gräßlichen Flüche, die sie über ihn ausstießen, nannte er Vogelgesang. — Die Art und Weise, auf welche der Magen am besten und schnellsten verdauen und so die größte Quantität von Speisen und Getränken zu sich nehmen könnte, machte er zum Gegenstande eines eigenen Studiums.

Einmal ließ er drei seiner Knechte mit sich an seiner Tafel stark schmausen und zechen, und, erfreut über diese große Gnade, thaten sie das Mögliche. Auch seinen andern Wunsch, daß der Eine die ganze Nacht in den Gängen und Höfen der Burg umherlaufen, der Zweite im Zimmer ruhig auf- und abgehen und der Dritte in seinem Bette schlafen möchte, erfüllten sie willig und pünktlich als die vermeintliche Laune eines so gnädigen Herrn. Am Morgen darauf berief sie der Freiherr wieder in die Halle. Sie hofften, auf das gute Abendessen werde ein noch besseres Frühstück folgen. Aber sie sollten nichts mehr essen. Denn es wurden ihnen, Einem wie dem Andern auf Befehl des Freiherrn die Kehlen zugeschnürt und die Bäuche aufgeschnitten. Es sollte auf diese Weise untersucht und erforscht werden, welcher unter ihnen am besten verdaut habe und welches Verhalten nach einem tüchtigen Schmause das geeignetste wäre, das Laufen, das Gehen oder das Liegen.

Die Kunde von dieser ungewöhnlichen Grausamkeit lief durch die Thäler von Rhätien so laut und weit, als der Donner ihrer Eismeere; aber Niemand weit und breit war so mächtig, daß er den Freiherrn darüber hätte zur Rechenschaft ziehen können. Denn nachdem er den Grafen von Montfort und den Bischof von Chur, die Häupter der Welfischen Partei, gedemüthigt hatte, gebot er unumschränkt in der größeren Hälfte des jetzigen Graubündtens. Mehrere seiner größten Thäler und Hochlande, der herrliche Heinzenberg mit seinen sechs Dörfern und manche andere Gauen zitterten vor dem Namen Donatus.

Einer von den Ahnen des Tyrannen, der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, war zu einem dieser Thäler — Davos heißt es — auf eine merkwürdige Weise gekommen.

Dieſer Ahnherr des Donatus war auch zum Uebermuthe und zur Verachtung göttlicher und menſchlicher Ordnung geneigt; aber er hatte eine fromme und kluge Gemahlin, einen Zweig von dem Stamme Toggenburg, welche ſeinen hochfahrenden Sinn nach und nach unter den Hirtenſtab des Heilandes zu beugen wußte.

Um den ſchönen und reichen Gau zu beſichtigen, den ihm ſeine Gemahlin als Morgengabe zugebracht hatte, zog er bald nach der Vermählung mit ihr in das Thal, durch welches die wilde Landquart rauſcht, und wählte das Schloß Solavers zur Sommerwohnung.

Am Abende eines heiteren Julitages, an dem ihm ſeine neuen Unterthanen auf eine eben ſo feierliche als herzliche Weiſe gehuldigt hatten, ſtand der Freiherr mit ſeiner Hausehre auf einer Terraſſe des Schloſſes, und ließ ſich von ihr, die nach dem Tode ihrer Mutter in dem Thale erzogen worden war, ſeine Berge, Dörfer und Schlöſſer nennen, die gerade von der Abendſonne auf's Herrlichſte beleuchtet waren, als wollten auch ſie der lieblichen Frau und dem hochgebietenden Manne unter dem Wallnußbaume Gruß und Huldigung darbringen.

„Die Burgen in unſerem Prettigau," bemerkte dabei die edle Frau, „ſind eigentlich überflüſſig, und mein ſeliger Vater ließ auch, ſo lange er lebte, ihre Thore nicht ſchließen und ihre Brücken nicht aufziehen. Die Hirten lebten unter ſeinem gerechten und ſchirmenden Schwerte ſo gern, als unter dem Krummſtabe eines geiſtlichen Gebieters; und gegen Feinde von außen iſt das ganze Thal eigentlich eine von Gott ſelbſt erbauete Veſte. Der einzige Weg vom Rhein herauf, den ein Saumroß betreten kann, führt durch den Schlund der Landquart, und zehen tapfere Männer, meine ich, vermöchten ihn ſelbſt gegen den Kaiſer zu wahren."

Das Wort „Kaiser," dessen Lehnsmann er eigentlich war, ohne es jedoch Namens haben zu wollen, war aber für den Freiherrn ein Pfeil in's Herz, und er rief aufbrausend: „Pah! den Kaiser fürchte ich auch in dem offensten Gau meines Landes nicht, und habe nicht nöthig, mich vor ihm, wie ein Fuchs in Klüfte und Höhlen, zu verkriechen."

Aber seine Gemahlin legte ihre Hand sanft auf den ausgestreckten Arm ihres Mannes und sprach: „Da sei auch Gott vor, daß mein Herr sich vor Einem Menschen auf der ganzen Erde fürchten müßte. Er fürchte keinen Anderen, als den König der Könige. Aber diesem Könige möchte ich mit meinem Herrn eine feierliche Huldigung darbringen, und von ihm dieses Thal als Lehen empfangen, wie heute unsere Hirten ihre Alpen von Euch."

Der Freiherr, welcher durch die holdselige Rede seines Weibes sogleich wieder besänftigt wurde, meinte, sie denke an eine Wallfahrt, und erwiderte: „Ich gehe, wohin Du willst, und wenn es bis nach Jerusalem wäre!"

„Nicht das, mein Herr," entgegnete die edle Frau, „nicht das! Sondern eine Erinnerung aus den Tagen meiner Kindheit, die ich auf dieser Burg und in diesem Thale verlebte, erwachte eben wieder besonders lebhaft in meiner Seele. — Die Scäſa Plana ist, wie mein Herr sieht, die höchste Mauerzinne unseres Thals, und oft, wenn sie im Feuer der untergehenden Sonne glühte, wie diesen Abend, bat ich meine Amme, sie möchte morgen ein Kreuz darauf stecken lassen. Aber die gute Frau antwortete immer darauf: »Breneli, die Scäſa Plana läßt kein Kreuz auf ihre Schneehaube stecken.«

„Das meine ich auch," rief der Freiherr lachend. „Der Berg wird so wenig ein Kreuz auf seinen Silberhelm stecken lassen, als der Priester in Chur eine Pfauenfeder auf seine Bischofsmütze. Doch einen Versuch wird er nicht übel nehmen."

Auf dieſe Rede ſtieß der Ritter in ſein Hüfthorn, und zwölf Jäger, welche, zu einer Jagd beſtellt, ſeiner ſchon längſt unter dem Burgthor warteten, erſchienen vor ihm und vernahmen den Wunſch ſeiner Gemahlin. Wilhelm Beli, der Oberjäger, hielt es nicht für ganz unmöglich, ihn zu erfüllen, obgleich, wie er bemerkte, die Spitze des Bergs noch nie beſtiegen worden wäre. Seine jüngeren Geſellen waren ohnedieß froh, wieder einmal ein erlaubtes Wagſtück unternehmen zu dürfen.

In den Werkſtätten des großen Dorfes unterhalb der Burg wurde am andern Morgen ſogleich Alles bereitet, was zur Aufſtellung des heiligen Zeichens nothwendig war. Der Zimmermann mit ſeinen Gehilfen zimmerte aus Eichenholz ein Kreuz, das in zwölf Theile zerlegt und ſo unter die zwölf Träger vertheilt werden konnte. Der Schmied formte die Klammern zur Befeſtigung deſſelben in dem Felſen; der Steinmetz lieh Spitzhammer und Meiſel, und der Kaſtellan ſpendete altes Fenſterblei.

Mit dieſen Dingen beladen und mit Lebensmitteln verſehen, brachen die zwölf Jäger des Freiherrn noch am Abende des nämlichen Tages auf, und erreichten ohne große Beſchwerde die oberſte Sennhütte auf der Seewiſer Alp, wo ſie übernachteten. Vor Tagesanbruch ſetzten ſie ihren Marſch fort, gerade auf die Felſenwand oberhalb der Sennhütte zu. Hoch und unüberſteiglich, wie ein Stück der Babyloniſchen Mauer, lag ſie vor ihnen. Es ſchien Anfangs, als müßten ſie ganz umkehren oder dieſelbe umgehen. Aber ein ſchmales Stück derſelben war, ſo viel man aus der Farbe der Steine ſchließen konnte, erſt vor kurzer Zeit eingeſtürzt und hatte einen Schuttkegel gebildet, auf dem ſie die Wand erſteigen konnten. Oberhalb derſelben halfen ſich die Kreuzträger auf Händen und Füßen weiter bis an einige reiche Waſſerquellen, aus denen die Müden neue Kraft und neuen

Muth schöpften. Dann ging es über eine weite Schneefläche und endlich über Steingerieſel bis zur höchſten Spitze des Berges, von wo aus ein ſcharfes Auge das Münſter von Ulm, die Alpen von Salzburg und über den Zürcher Seeſpiegel hinweg die Jurawand erreichen kann. Aber obgleich die Luft ganz rein und günſtig war, ſo hielten ſich doch die Männer nicht mit dem Genuſſe dieſes unvergleichlichen Panoramas auf. Sie ſuchten ſich nur durch einen flüchtigen Umblick zu überzeugen, daß ſie die oberſte Zinne des Berges erreicht hätten, und gingen dann ungeſäumt an ihre Arbeit. Denn in dieſer dünnen und kalten Luftſchicht konnte man es nicht lange aushalten. Wilhelm Beli wählte zum Standort des Kreuzes einen theilweiſe geſpaltenen Felsblock. In die ſchmale Kluft deſſelben pflanzte der Zweite den Fuß des Kreuzes; der Dritte und Vierte trieben daneben enge und tiefe Löcher in den Felſen; der Fünfte ſchürte hinter einem Stein von mitgebrachten Krummholzäſten ein kleines Feuer an, ſchmelzte das Blei, und goß es zur Befeſtigung der eingeſetzten Eiſenklammern in die Löcher; die Uebrigen fügten die einzelnen Stücke des Kreuzes mit hölzernen und eiſernen Nägeln an einander. So war es in kurzer Zeit aufgerichtet, und breitete ſeine Arme gegen Solavers aus, von wo bald darauf eine hohe Rauchſäule emporſtieg, als verabredetes Zeichen, daß man daſelbſt das Gelingen des Unternehmens ſchon bemerkt habe. Nach vollbrachter Arbeit warfen ſich die zwölf Männer vor dem Kreuz auf ihre Knie und verrichteten ihr Abendgebet. Dann machten ſie ſich eiligſt auf den Heimweg.

Am Morgen darauf kamen die Jäger wieder nach Hauſe. Sie trafen den Freiherrn mit ſeiner Gemahlin an dem Burgthore. Denn die Herrſchaft war eben unten geweſen im Dorf, und hatte ſich unter andern von einer Wittwe, deren blödſinniger Sohn vor mehreren Tagen verloren gegangen war, ihr Leid erzählen laſſen.

In dem Berichte, welchen hier Beli sogleich von dem vollzogenen Auftrage erstattete, sagte er, indem er mit seiner Hand nach Südost deutete: „Dahinten haben wir ein Thal gesehen, das uns allen auffiel, als wir von den H[illegible]n der Scäsa Plana hinüber sahen. Es sieht ganz schwarz [illegible]s, als wäre es über und über mit Arven bewachsen. Auch sahen wir darin keinen Rauch aufsteigen, obgleich die Luft ganz hell und gerade die Zeit war, wo in allen Sennten der Wällkessel mit der Milch über dem Feuer hängt. Uebrigens liegt zwischen unserem Prettigau und dem Thale dahinten eine steile und himmelhohe Wand, über welche keine Geis klettern kann."

Der Freiherr meinte seinerseits, es sei allerdings möglich, daß sich zwischen den Bergketten von Rhätien noch ein unentdecktes und unbewohntes Thal befinde, und er wolle die gemachte Beobachtung nicht ganz unbenützt lassen. Nur dürfe man keinen Lärm von der Sache machen, und müsse ganz im Stillen auf die Entdeckung ausgehen, damit nicht ein Anderer zuvorkomme und die Hand darauf decke.

Während er aber dem Oberjäger seinen Plan weiter auseinander setzen wollte, kam die vorhin genannte Wittwe keuchend aus dem Dorfe herauf und meldete der Edelfrau, ihr armer Claus sei eben wieder gekommen. Aber wäre er vorher schon nicht recht gescheidt gewesen, so sei er nun ein ganzer Narr. Denn er erzähle mit großer Freude, er wäre dahinten gewesen im Paradiese. Da habe er mit dem Dachs Honig gespeist und Arvennüsse mit den Eichkatzen, und mit dem Murmelthier getanzt, und Jagdhündlein mit gestutzten Ohren hätten Forellen aus dem Bache geholt.

„Hat Dir Claus aus seinem Paradiese dahinten nichts mitgebracht?" unterbrach der Freiherr im Scherz das redselige Weib.

„Was er mir mitgebracht hat?" erwiderte diese, „zerrissene Hosen, das Gesicht und den Brustfleck voll Honig und in seiner Kappe Zirbelnüsse, so groß wie meine zwei Fäuste."

„So," verſetzte der Freiherr, „Honig und Arvennüſſe?" — und fuhr dann ſchnell beſonnen fort: „Alte, mein Leibjäger da, der Beli, will das Paradies dahinten auch ſehen. Wenn er alſo morgen oder übermorgen kommt, Deinen Claus als Wegweiſer abzuholen, ſo laß beide im Frieden ziehen. Und wenn Du das Maul halten kannſt und keiner Seele im Dorf etwas ſagſt, ſo ſchenkt Dir die gnädige Frau eine Wieſe und eine Kuh, die das Heu davon frißt."

„Jou engrazia milli gaclos. Stei sanus! Dei sei kon vous!" erwiderte das Weib in ſeiner romaniſchen Sprache, und eilte in ihre Hütte hinunter, um den um und um zerriſſenen Claus wieder zuſammen zu flicken und zu der Entdeckungsreiſe herzurichten.

Den Tag darauf ſchon holte Wilhelm Beli den Entdecker des Paradieſes ab. Aber obgleich Claus gern mitging, ſo gehörte doch die volle Geduld eines Gemſenjägers dazu, um ſich nicht von ihm ermüden zu laſſen. Der Blödſinnige ließ ſich überhaupt als einziger Sohn ſeiner Mutter einmal gar nichts befehlen, und dann durfte er auch als halber Nachtwandler in ſeinem Inſtinkt nicht irre gemacht werden, indem man ihm einredete. Faſt drei Tage und auch halbe Nächte dazwiſchen mußte Beli dem Mondſüchtigen von einer Sennte und Höhle zu der andern folgen, ohne nach ſeiner Rechnung dem geſteckten Ziele auch nur um einen Schritt näher gekommen zu ſein. Erſt als der mitgenommene Vorrath aufgezehrt war, und Claus wahrſcheinlich durch den beginnenden Hunger an den Honig und die Arvennüſſe in ſeinem Paradieſe erinnert wurde, ſchlug er eine beſtimmte und dem Ziele näher bringende Richtung ein. Dabei zeigte es ſich wieder, wie viel der Nachtwandler, der keine Gefahr kennt, ſelbſt vor dem entſchiedenſten Muthe und der größten Uebung des vollkommen Wachenden voraus hat. Während Claus ganz ruhig von einer Felſenſtufe zur andern ſtieg oder ſich von einem Krummholzbaume zum andern ſchwang, wie eine Meerkatze, empfahl Beli hinter ihm mehr

als einmal seine Seele in Gottes Hände, und mußte alle seine Entschlossenheit zusammennehmen, um nicht schon im ersten Drittheil des Weges sein Vorhaben aufzugeben. Claus, dem nie ein Schuh an den Fuß gekommen war, hatte noch dazu auch in seinen Zehen fast die Gewandtheit des Affen, der auf den Felsen von Gibraltar zu Hause ist.

Nach einigen Stunden endlich gelangten die beiden Wanderer an den Rand eines Thales, welches schon beim ersten Anblick bewies, daß es noch von keinem andern Menschen, als von Claus besucht worden wäre. Die Murmelthiere setzten sich, als sie die beiden Menschenkinder ansichtig wurden, einen Augenblick auf ihre Hinterfüße, und spielten und scherzten dann weiter. An dem umgefallenen hohlen Baumstamme weiter unten, aus welchem Claus schon bei seinem ersten Besuche mit einem Dachs gespeist hatte, hatten sich indeß noch mehrere Gäste eingefunden, und waren bemüht, eine Honigscheibe nach der andern herauszuholen, bis der Oberjäger sein Vorrecht als Mensch geltend machte, und sie mit seinem Springstock auf- und davon jagte. Die Gemsen geberdeten sich neugierig, wie die zahmen Hirsche in einem Park, und ein Fischotter am Bach hielt so ruhig offene Tafel, wie eine Katze unter dem Ofen. Das Einzige, wofür sich die jüngeren und schwächeren Thiere im Thal zu fürchten hatten, war nur ein Lämmergeierpaar, das nach seinem monarchischen Charakter keinen anderen größeren Raubvogel im ganzen Revier duldete, und im Verhältniß zu den vielen Thieren darin nur eine geringe und unbedeutende Steuer erhob. Wilhelm Beli brachte die erste Art in dieses Thal, das mit Einem Worte ein Gemach der Schöpfung war, worin der Mensch noch nichts berührt und nach seiner Weise geordnet hatte. Claus schweifte nach Herzenslust in dem unaufgeräumten Gemache umher. Es gefiel ihm darin besser, als in dem Prettigau, wo er jeden Augenblick in seinen Kreuz- und Querzügen durch Zäune, Hecken und Mauern aufgehalten, oder

durch neckende Kinder in seinen Betrachtungen gestört wurde. Es wäre sehr schwierig gewesen, ihn diesmal durch Ueberredung aus seinem Paradiese herauszubringen. Zufälliger Weise gerieth er aber in dem Hintergrunde eines Seitenthals an eine Quelle, deren säuerliches Wasser er sich wohlschmecken ließ. Das Wasser hatte jedoch zugleich eine durchführende Eigenschaft, und wirkte im Verein mit dem genossenen Honig unaufhaltbar. Die Rebellion, die es in seinem Unterleib anrichtete, stimmte seinen heiteren Muth ungemein herab und erregte in ihm Heimweh. Er kehrte eiligst um, und Beli hatte nun seine ganze noch übrige Kraft aufzubieten, um ihm nachzukommen. Schon nach drei Stunden zog er mit ihm wieder im Dorfe ein und gab ihn seiner Mutter zurück, die nun anfing, die neue Entdeckung herzlich zu verwünschen.

Der Freiherr dagegen war darüber hoch erfreut, und ließ noch im Laufe des Sommers einen Fußsteig anlegen, auf welchem zur Noth Ziegen, Schaafe und Kälber in die kleine neue Welt gebracht werden konnten. Als dieser Weg fertig war, nahm er, seine Gemahlin am Arme, feierlich davon Besitz, und nannte es auf Rhätisch Davo, das ist verdolmetscht: Dahinten. Dann ließ er aus Holz eine Kapelle, und für die zwölf Jäger, die vorläufig mit dem neuentdeckten Lande belehnt wurden, zwölf Hütten bauen. Im nächsten Mai darauf weihte der Bischof von Chur das kleine Gotteshaus ein und traute die zwölf Ansiedler mit den Bräuten, die sie sich aus Oberwallis, ihrer Heimath, geholt hatten.

Claus kehrte noch etliche Male in der Colonie ein; aber bald merkte er, daß seine Murmelthiere und Eichkatzen schüchtern und menschenscheu geworden wären, und kam dann nimmer. Sein Paradies war nun nach seiner Ansicht verwüstet, und nicht mehr besser, als das Prettigau.

Wessen Licht brennt länger?

Mitten im Böhmerwald, wo unter dem Moos die Gebeine vieler Erschlagenen ruhen, denen keine Glocke zu Grabe geläutet hat, steht der hohe Arber, ein Markstein zwischen dem Deutschen Reiche und dem Lande der Hussiten. In seinen Klüften und auf seinen Urwäldern rasten die Wolken, die auf den südwestlichen Ebenen des Reichs nicht finden, da sie ruhen könnten. Zum Dank dafür speisen sie seine Brunnen und die klaren Quellen sammeln sich am Fuß des Bergs in einem kleinen See.

An dem See stand vor vielen, vielen Jahren eine Fischerhütte aus Holz und Stroh, und einen Steinwurf davon auf dem Hügel ein Schloß aus Granitquadern und mit einem kupfernen Dach, das Waidhaus genannt. In der Hütte wohnte ein Fischer mit seinem Knaben, und in das Schloß kam alle Jahre Herbst oder Winter, je nachdem es den Hirschen galt oder den Säuen, der Herr von Haldenstein auf die Jagd, nicht allein, sondern immer mit einem wilden Haufen von Jägern und Hunden, Junkern und Edelfrauen, die den Jagdspieß geschickter führten, als die Nadel, und die Reitpeitsche lieber als die Spindel.

Dann war Belial Hauspatron in den. Schloß. Der Kellermeister fluchte zwischen den Fässern, der Koch in der Küche, der Wildmeister unter den Rüden, der Freiherr am Spieltisch, wenn kein Jagdwetter war, und seine Frau unter den Kammermägden. Auf dem Dache knarrten die Wind-

Bayerische

fahnen, auf den Stiegen sangen die Katzen, in den Gängen dröhnte der Zugwind, die Hunde heulten im Hofe, und die Thüren wurden fort und fort zugeschlagen, daß es lautete, wie ein Heckenfeuer vor der Schlacht. Auf der hohen Rüster neben dem Schloß hatten zwei Elstern ihr Haushalten. Der Freiherr und seine Cumpane zechten bis Mitternacht, die Leibjäger, wenn sie ihre Herren zu Bette geführt hatten, noch ein paar Stunden länger. Wann der Tag graute, kam die alte Schaffnerin, die Zecher auszutreiben aus ihrem Elysium, und war dieses vermittelst des Besens geschehen, dann rauschten die Bohrwische über die Tapeten, dann fegten die Bürsten und klirrten die Gläser und schnatterten die Mägde, bis das Waldhorn wieder die Schlafenden in dem untersten und obersten Stockwerk weckte. Ein Sonntag aber stand in dem Calender des Freiherrn nicht. Das Waidhaus hatte auch keine Capelle, wie andere christliche Schlösser, keinen Altar und kein Meßbuch, und der Caplan, den der Herr von Haldenstein jedesmal in seinem großen Gefolge hatte, hielt da seine Ferien und erforschte die Tiefe der Becher.

In der Hütte am See war es anders. Wann im Winter das Feuer auf dem Herde und im Sommer das Feuer am Abendhimmel erloschen war, hörte man unter dem Strohdache nichts mehr, als ein Abendlied, ein Gebet und dann das leichte, ruhige Athmen des Fischers und seines Sohnes im Schlafe. Zum Morgenlied mäckerten die Geisen hinten im Stall um ihr Futter, und den ganzen Tag über wurden der Alte und sein Knabe nicht lauter, als die Wellen im See, welche an die Seiten des Nachens schlugen, weil sie nichts Besseres zu thun hatten.

Auf das Schloß ging der Fischer nicht gern. Denn er war einer von den Böhmischen Brüdern, die damals wegen ihrer Verborgenheit und Zurückgezogenheit auch Grubenheimer

genannt wurden, und die Flüche und Narrentheidinge, welche er im Waidhause hören mußte, waren ihm so zuwider, wie dem Ackergaul die schwirrenden Bremsen. Es dünkte ihm zuweilen, als höre er durch den abscheulichen Lärm noch andere Töne, nämlich den Baß in der Höllenmusik, ohne daß man sagen konnte, sie kämen daher oder dorther. Seinen Knaben, der ihm immer die Fische im Lägel den Schloßberg hinauftragen half, nahm er nie in das Waidhaus mit hinein, sondern ließ ihn draußen am Hofthore warten, bis er die Karpfen und Forellen dem Koche vorgewogen und dafür das Seine empfangen hatte. „Mein Kopf und mein Herz," dachte der fromme Mann, „tanzen nicht mehr nach dieser Musik; aber der Fuß meines Toni stehet noch nicht so fest."

Aber einmal — es war am heiligen Christabend — rief die gnädige Frau den Jungen, der, mit den Händen unter dem Hosenträger, am Hofthore lehnte und pfiff, zu sich in ihr Zimmer, legte ein schweres böhmisches Goldstück in seine Hand und sprach zu ihm: „Toni, gehe eilends hinunter nach Zwiesel zum Italiener und kaufe sechs Pfund Wachskerzen; denn es ist heute bei uns Banket und Tanz, und den Küchenjungen hat der Sultan gebissen."

Und der Knabe beurlaubte sich bei seinem Vater und lief hinab in den Flecken, vor dem der große und kleine Regen zusammenkommen, um miteinander den weiten Umweg in die Donau zu machen. Es hatte in diesem Jahre noch nicht geschneit. Die Meisen trieben in den Erlen- und Weidenbüschen ihre lustigen Gaukeleien, und die Felsen sonnten sich an der Sommerseite des Thals. Auch bei dem Krämer in Zwiesel war heiteres Wetter. Er gab mit großer Freundlichkeit dem Knaben zu den langen, weißen Kerzen noch drei kleinere, bunte darein, und sagte: „Toni, die zündest

Du heute Abend dem Christkindlein an, und diesen Pfefferkuchen im Fließpapier theilst Du mit Deinem Vater. Wenn die Herrschaft im Waidhause fort ist, soll er seine Fische wieder mir bringen und dem geistlichen Herrn auf die Fasttage."

Den Knaben freute die Weihnachtsgabe, und ob es gleich heimwärts bergauf ging, so brauchte er doch zum Rückweg eine halbe Stunde weniger, als zum Hinweg. Auf Geheiß der Schloßfrau bekam er als wohlverdienten Botenlohn einen Mariengroschen und ein Krüglein Meth. Die brachte er seinem Vater.

Der hätte nun gern die Kerzen des Toni aufgehoben und nach und nach angezündet; aber der Knabe meinte, man dürfe dem Jesuskinde schon Etwas zu Ehren thun, machte Gestelle aus weichem Thon, steckte die bunten Kerzen hinein, und zündete sie, als sich der Tag geneigt hatte, alle drei mit einander an, daß die Fischerstube noch nie so erleuchtet gewesen war, so lange sie stand. Mit seinen Fingern, die am Ruder hart geworden waren, putzte er sie, und sein Vater las dabei die zwei ersten Capitel des Evangelisten Lucas. Darnach genossen sie mit Danksagung den Meth und den Pfefferkuchen.

Draußen vor der Hütte auf der Bank, wo der Fischer seine Netze auszubessern oder auch zu stricken pflegte, saß ein Engel des Herrn im Mondschein. Die Nacht war wohl ziemlich kalt; aber die Engel haben eine andere Natur, denn wir, und es friert sie auch in den Eisbergen nicht, zwischen denen das Nordlicht hervorstrahlt. Es war ihm aber befohlen worden, den Fischer und sein Haus zu behüten. Was er bewachen sollte, wußte er wohl nicht. Denn wenn in der Hütte auch Einiges war, was Rost und Motten verzehren können, so lag doch in ihr kein Ding, dem die Diebe nach-

Ehre sey Gott in der Höhe Friede
den Menschen ein Wohlgefallen

graben. Auch drohte kein Sturm. Denn der Himmel war Ein Stern, und der See darunter ein glatter Spiegel, in welchem die weißen und die gelben Lichter am Firmament und im Schloß widerstrahlten. An Feuersgefahr war auch nicht zu denken. Denn auf dem Herd in der Hütte lag nur noch ein Kohlenhaufe, der unter seiner leichten Aschendecke ruhig fortglimmte. Aber die heiligen Engel sind gehorsamer und nicht vorwitzig, wie die Menschenkinder. Und der auf der Bank des Fischers sprach in seinem Herzen: „Weiß ich auch nicht, was ich hier schaffen oder hüten soll, so weiß es doch der Herr Herr, der mich hieher gesandt hat."

Dieweil wurde es dem Baalzebub, dem obersten der bösen Engel, draußen im Reiche immer schwüler und enger. Nahte er sich einer Kirche, so spielte die Orgel und die Leute darin sangen dazu: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!" Schaute er durch das schwitzende Fenster in eine helle Stube hinein, so sahe er nichts, als Krippelein, und goldene Engel und unschuldige Kindlein, welche vor Freude darüber in die Hände schlugen und zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem andern machten. Steckte er seinen Kopf in eine Wirthsstube, so war's darin so öd' und wüste, daß Käuzlein und Huhu hätten einkehren mögen. Darüber wurde er nach und nach so unwirrsch, daß er sich auf den Rücken eines Nachtwindes setzte, und von demselben, ohne einmal abzusteigen, an Regenstauf, Cham und Viechtach vorüber das Thal hinauftragen ließ. Denn er wollte in den unterirdischen Klüften des Arber seinen Ingrimm verbergen. Nicht weit von der Fischerhütte stieg er ab und hinkte weiter. Als er aber um einen Felsen bog und das hell erleuchtete Waidhaus erblickte, da änderte er seinen melancholischen Vorsatz und sprach bei

ſich: „Hier will ich bleiben, ſo wahr ſie mich Belial heißen. Alle Lichter, welche da droben angezündet ſind, vom erſten bis zum letzten, brennen für mich.“

Wiederum trotzig geworden, nachdem er kurz vorher zwiſchen den Eulenflügeln des Nachtwindes geſeſſen war, verzagt wie ein Huhu im Schnee, wollte er auch an dem Engel in der Fiſcherhütte nicht geradezu vorübergehen, ſondern ſagte zu ihm: „Freund, welche Lichter werden heute länger brennen, die Deinen oder die meinen?“

Der Engel des Herrn erwiderte ſanft: „Der Ewige weiß es,“ und ſetzte nach dieſen ſeine Hut wieder fort. Denn die heiligen Engel reden ſelbſt mit dem Teufel mildiglich, es ſei denn, daß ſie, wie Michael und ſeine Streitgenoſſen, von ihrem Meiſter den Befehl erhalten, den großen Drachen, die alte Schlange, zu zauſen und auszuwerfen.

Im Waidhaus miſchte ſich Belial ungeſehen unter ſeine Leute, wie der Geiſt von dem Glühwein, der neben dem Saal auf dem Schenktiſche in großmächtigen Näpfen dampfte, und dann den Pulsſchlag in den Adern der Gäſte beſchleunigte, wie der Takt der Muſikanten auf dem Orcheſter. Die Tanzenden wirbelten im Kreiſe umher, wie Blätter und Federn in der Windsbraut, die einer Gewitterwolke vorausläuft. Die Kerzen ſchneuzte dabei Satanas ſelbſt mit unſichtbarer Hand. Denn ſeine Lichter ſollten ja dreimal länger brennen, als die Lichter in der Hütte am See, und von der Dienerſchaft dachte Niemand daran.

Was im Schloſſe diente, verſah ſein Amt in der Schenke oder gaffte durch die offenen Saalthüren auf die wirbelnden Frauen und Herren. Nur der Wildmeiſter war ganz allein unten im Keller, der faſt durch das ganze Schloß hinlief, und ſelbſt Satanas dachte nicht an ihn, weil man in ſo guter und großer Geſellſchaft einen einzelnen alten Freund leicht vergißt.

Der alte Schlemmer hätte schon längst wissen mögen, was für Weine in dem kleinen Seitengewölbe liegen, in welches man aus dem Hauptkeller durch ein niederes Pförtlein gelangen konnte. Eine bessere Gelegenheit, den geheimnißvollen Inhalt der unterirdischen Zelle zu erforschen, konnte es nicht geben, als an diesem Abend. Er zündete daher die Ampel der Küchenmagd an, nahm den Schlüsselbund des Kellermeisters und stieg in die Tiefe hinab. Die Lampe brannte ihm zu trübe. Deswegen füllte er aus einem angezapften Fasse einen Becher mit Franzbranntwein, nahm aus dem Korb des Kellermeisters eine Hand voll Werg, zündete es an und warf es auf den Spiritus. Nun erleuchtete eine große blaue Flamme das weite, hohe Gewölbe. Dann öffnete er die Seitenzelle, wälzte eines von den zwanzig Fäßlein, die darin aufeinander lagen, heraus, bohrte ein Loch in den Boden, steckte eine Hollunderröhre hinein, und legte dann die Tonne auf ein Lager, um ihren Inhalt mit Muße zu kosten. Es war aber kein Wein darin, sondern schwarzes körniges Pulver, das durch die Röhre herausrann, wie Streusand aus einer umgeworfenen Büchse. Denn in dem Gewölbe lag noch von dem dreißigjährigen Kriege her ein Vorrath von grobem Schießpulver, das man nicht in die Jagdflinten brauchen konnte.

Staunend glotzte der Wildmeister das rinnende Pulver an. Aber nicht lange. Von der offenen Kellerthüre herab kam ein Zugwind und führte von dem brennenden Werg ein Fünklein in das auf dem Boden liegende Pulver.

In diesem Augenblick sah der Engel vor der Hütte am See, wie sich das kupferne Dach auf dem Schloß von einander that, und einer Rauchsäule Platz machte. Ein dumpfer, schwerer Knall folgte darauf. Und nun wußte der himmlische Bote, warum er zum Dienst um der frommen Leute willen

ausgesandt worden war. Denn er hatte vollauf zu thun, um die schweren, fliegenden Trümmer des Schlosses von der Hütte abzuwehren, und so das Leben ihrer Bewohner zu erhalten. Ja hätte er nicht seine Fittige ausgebreitet, wie eine Henne über ihre Küchlein, so würde der gewaltige Luftstoß das Hüttlein ergriffen und in den See geworfen haben. Auf den Knall eilten auch der Fischer und sein Sohn bestürzt [illegible] vor die Thüre, und sahen noch die thurmhohe Rauchsäule, die sich allmählig senkte und über den See hinlegte. Von dem Schlosse standen noch die vier Mauern, und durch die offenen Fenster und Thüren schien von hinten her der Mond. Drinnen und rings umher glimmte kein Fünklein mehr, und Alles war todtenstill. Nur der See war noch von den hineingeworfenen Trümmern bewegt. Erschüttert kehrten die Leute unter ihr Strohdach zurück, dankten dem Herrn für ihre gnadenvolle und wunderbare Erhaltung und löschten ihre Lichter aus.

Einige Monate darauf, als das Wasserhuhn im Schilfrohr am See brütete, kamen Verwandte des Freiherrn von Haldenstein aus Böhmen und suchten unter den Ruinen des Waidhauses. Aber, obgleich noch Alles lag, wie es in der Schreckensnacht gefallen war, — der Fischer hatte Gewissens halber nichts gerührt — so fanden sie doch nichts von den Kostbarkeiten, die sonst in dem Hause gewesen waren, nicht einmal ein Löffelein, das man in den Kaffee tauchte, geschweige denn mehr. Nach der vergeblichen Mühe erquickten sie sich aus dem wohl versehenen Behälter des Fischers mit Forellen und Karpfen. Bei dem Mahle sagte der Aelteste unter ihnen zu dem Knaben, der ihm ein Körblein mit Erdbeeren vorgesetzt hatte: „Toni, was Du noch von den Sachen im Schlosse finden solltest, mit Schaufel oder Hand oder Netz, das sei Dein. Gedenke dafür unserer in Deinem Gebet.“

Mit Schaufel und Hand suchte nun zwar Toni auch, fand

aber nie Etwas. Erſt ſpäter nach etlichen und mehreren Jahren, immer wenn das alte Netz am Zerreißen war, und ein neues geſchafft werden ſollte, fügte es ſich, daß er einen Pokal, oder eine ſilberne Schüſſel oder deß Etwas aus der Tiefe des Waſſers an das Land zog. In Zwieſel, wo er ſeinen Vater begraben hatte, kaufte er Hanf dafür. Sein Weib ſpann ihn, und er verſtrickte das zubereitete Garn mitten unter vier Knaben, von denen einer rothwangiger war und munterer, als der andere.

Da wurde erfüllt das Wort der Schrift: „Das iſt der Lohn eines gottloſen Menſchen bei Gott und das Erbe der Tyrannen, das ſie von dem Allmächtigen nehmen werden. Wird er viel Kinder haben, ſo werden ſie des Schwerts ſein, und ſeine Nachkömmlinge werden des Brods nicht ſatt haben. Seine Uebrigen werden im Tode begraben werden, und ſeine Witwen werden nicht weinen. Wenn er Geld zuſammenbringet, wie Erde, und ſammelt Kleider, wie Leimen, ſo wird ers wohl bereiten, aber der Gerechte wird es anziehen, und das Geld wird der Unſchuldige theilen. Er bauet ſein Haus, wie eine Motte, und wie der Hüter einen Schauer macht. Der Reiche, wenn er ſich legt, wird ers nicht mitraffen; er wird ſeine Augen aufthun, und da wird nichts ſein. Es wird ihn Schrecken überfallen, wie Waſſer, des Nachts wird ihn das Ungewitter hinnehmen. Der Oſtwind wird ihn wegführen, daß er dahin fähret, und wird ihn hinwegſtürmen von ſeinem Ort. Er wird ihn treffen und ſein nicht ſchonen, daß er muß jählings fliehen vor ſeiner Hand. Man wird über ihn mit den Händen klappen und über ihn ziſchen, da er geweſen iſt.“

Asmus.

Soweit der Hahnenkamm, eine Bergkette, die zwiſchen den Flußthälern der Altmühl und Wörnitz hinläuft und gegen Mittag an dem linken Ufer der Donau endet, der Grafſchaft Pappenheim angehört, trägt er eine Hochebene. Ehe die Alles cultivirende Hand unſeres Jahrhunderts darüber hinſtreifte, hatte dieſe Gegend noch den Charakter, der ihr mit dem Stempel des Schöpfers aufgedrückt worden war. Sie ſtellte ſich damals eigentlich als das Stück einer Spaniſchen Sierra dar, auf der einige Heerden meiſt brauner Schaafe wanderten. Wo die Haiden mit den Wachholderbüſchen aufhörten, ſtanden einzelne Schaaren hoch aufgeſchoſſener Föhren ohne Unterholz, deren Pinien- und Palmen-Gipfel, von ferne geſehen, frei in der Luft zu ſchweben ſchienen. Deſto ſtämmiger waren allenthalben die gewaltigen Eichen, die ihre Rieſenarme über die Waideplätze ausſtreckten, und, wenige ausgenommen, vom Gipfel bis zur Wurzel hinab handbreite Narben von Blitzſchlägen trugen. Die Hirtenknaben, die unter ihnen ſpeiſten, ruhten und ſpielten, ſahen den Himmel nie ohne Wolken. Denn ſie hielten auch die Tyroler Alpen, welche ſie am heitern Morgen und Abend in weiter Ferne über Schwaben und Baiern hinweg erblickten, in ihrer Einfalt für Dunſtgebilde.

In vielen ihrer Vertiefungen hat die Hochebene lebendige Brunnen, die aber nicht ſtark genug ſind, um ihren Lauf bis in die Altmühl fortzuſetzen, ſondern ſchon in den näch-

ſten Wieſen wieder verſiegen. Sie haben ihre Beſtimmung erreicht, wenn ſie die Hirten und ihre Heerden getränkt und nebenbei einigen Inſekten das Leben gefriſtet haben, die auf dem Waſſer wandeln, wie andere ihres Geſchlechts auf dem feſten Boden, und unter den Blättern der immergrünen Brunnenkreſſe ihre Schlupfwinkel haben. In der Nähe von einer dieſer Quellen finden ſich die Spuren einer Colonie oder eines Standlagers der Römer. Wenigſtens behaupten es die Alterthümler der umliegenden Gegend auf dem Grunde von gefundenen Münzen und aufgegrabenen Grundmauern. Gewiß aber richteten ſich die ſpäteren Anſiedler nach dieſen Quellen, wie die zwei Hauptdörfer unſerer Hochebene beweiſen.

Das größere derſelben, Langenaltheim, hat außer der Hauptkirche mitten im Dorf an ſeinem äußerſten Ende noch ein kleineres Gotteshaus mit Thurm und Glocken, in welchem, wenn ich mich nicht irre, nur jeden Gründonnerſtag Predigt und Communion gehalten werden. Außerdem hat das Dorf auch die reichſte Kirchenſtiftung in der Grafſchaft. Was für einen Anfang dieſe Stiftung genommen, und auf welche Veranlaſſung das kleine Gotteshaus mit Thurm und Glocken verſehen worden ſei, darüber geht eine Sage, welche der Erzähler für Diejenigen, welche gerade nichts Beſſeres zu leſen haben, mitten unter die Geſchichten dieſes Büchleins ſtellen will.

Wie der Jura ſeit kürzerer Zeit ſeine Uhrmacher, ſo hatte Langenaltheim ſchon in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſeine Nadler. Die Kunſt, dieſe kleinſten unter den Werkzeugen zu verfertigen, war nämlich von Nürnberg aus nach Süden gewandert und von dem Hahnenkamm gern aufgenommen worden, weil ſeiner Bewohner nach und nach ſo viele geworden waren, daß er ſie mit ſeinen Erzeugniſſen

allein nicht mehr erhalten konnte. Von den Heimarbeitern des Dorfes aber wurden diese kleinen Nähinstrumente aus dem Drathe nur bis zur Politur gebracht; die letzte Hand daran zu legen, blieb den Nadel-Verlegern in Pappenheim überlassen, für welche sie arbeiteten. Vogelsteller waren die Nadler des Hahnenkamms nebenbei fast alle; ja sie standen sogar in dem übeln Ruf, daß sie die Reste des dicken Drathes, woraus die großen Segel-Nadeln verfertigt wurden, hin und wieder zu Schlingen benützten, die stark genug wären, nicht nur ein Häslein, sondern auch den besten Rehbock zu halten. Die Schlingen wenigstens, die von den Jägern gefunden wurden, waren immer an zwei mit Gewalt herunter gebogenen jungen Bäumen befestigt und selbst für Menschen gefährlich, die unversehens hineingriethen und von ihnen an den Armen oder Füßen aufgeschnellt wurden. Damals, wo in den Wäldern der Grafschaft noch Füchse, Rehe, Hirsche und wilde Schweine, jung und alt, herumliefen, fast wie die Fliegen in einer Bauernstube, werden auch diese Schlingen selten lange leer geblieben sein.

In der Hütte eines solchen Heimarbeiters in Langenaltheim am östlichen Ende des Dorfes gegen Solenhofen zu, geschah am 24. December des Jahres 1573 das Nämliche, was in dergleichen Wohnungen noch in unserer Zeit am Tage vor dem Weihnachtsfeste zu geschehen pflegt. Nachdem das Morgengebet verrichtet, und die Wassersuppe, statt des Schmalzes mit etwas Milch begossen, zum Frühstück verzehrt war, schlüpfte der Hausvater ohne Jacke in seinen Mantel aus naturbrauner grober Schaafwolle, packte seine Nadeln, die er die Woche über gefertigt hatte, in ein schwarzes Säcklein, und trat dann seinen Weg nach Pappenheim an — einer der rüstigen und munteren Läufer, wie man sie heute noch, besonders an Sonnabenden aus einer Waldschlucht

und von einem Abhang des Hahnenkamms an die Altmühl herabkommen sieht.

Als er fort war, begann seine Frau ihr Werk, gab dem Weihnachtsbaum, einem ziemlich großen Lindenast, der in vollem Laub und voller Blüthe stand, frisches Wasser, streute den Hühnern, die hinter dem Gitter unter der Bettstatt ihre Winterquartiere bezogen hatten, Spreu unter, fegte Bänke, Stühle und Tisch mit weißem Sand, kehrte den Fußboden mit scharfem Besen und stäubte auf dem Brett über der Thüre die Bücher ab, unter denen sich auch eine neue Bibel von 1566 in Folio mit Holzschnitten und ohne Versabtheilung befand. Vier Kinder von sieben bis zu zwei Jahren herab und zwei Bachstelzen retirirten theils vor den Scheltworten und theils vor dem Besen der Hausfrau von einer Ecke in die andere, bis sie endlich nach manchen Umzügen den Winkel hinter dem Ofen ungestört genießen konnten. Was das Christkindlein dem Vater unterwegs mitgeben müsse, machten die drei älteren Knaben unter sich aus, und der zweijährige stammelte die Hauptsachen nach. Das Hemdlein, das seinen ganzen Anzug ausmachte, bedeckte ihn so wenig, als den Schulmeister sein schmaler Mantel bei Leichen, und hing nur des Herkommens wegen vorne an dem Knäblein herab. Seine drei Brüder waren besser versehen. Sie hatten Hosen aus schwarzem und Hemden aus weißem Zwillich und ein Träger aus Zwillich war der Dritte im Bund.

Ihr Vater ging indeß wohlgemuth seinen Waldweg. In seiner in dem Herrn frohen Seele spiegelte sich die heitere Beleuchtung der nächsten Umgebungen. Denn in der Natur bereitete sich dießmal wieder ein grünes Weihnachtsfest vor, wie unter diesem Himmelsstrich vielleicht noch nie eins gewesen war. Die Ranken der Brombeerstaude und die jüngsten Triebe der Heckenrose hatten noch ihre meisten Blätter,

und es war, als müßte man in dem abgefallenen, dürren Laube unter ihnen die Eidechse raſcheln hören. Im Walde flog der ſchwarze Specht mit der blutrothen Krone ſchreiend von einer alten Eiche zur andern und klopfte an alle, um die Neugierigen darin an die Fenſter ihrer tiefen Wohnungen zu locken. Dazwiſchen kreiſchten die bunten Häher über eine Eichel oder Nuß, die ſie in der Zeit des Ueberfluſſes verſteckt und nun wieder gefunden hatten. Die Meiſen gaukelten Familienweiſe von einer Buche und Fichte zur andern. Es war damals im Walde, wie in einem großen Geſellſchaftsgarten. Die beſſeren Leute hatten ſich ſchon längſt entfernt, und nur die Schreier und Hanswürſte waren noch zurückgeblieben.

Eine ehrenvolle Ausnahme davon machte der Nadler. Er ſang die drei erſten Verſe aus dem Morgenliede des Johann Matthesius: „Aus meines Herzens Grunde ſing' ich dir Lob und Dank" ꝛc. Und wahrſcheinlich hätte er die übrigen vier Verſe auch noch geſungen. Aber auf dem Steige, den er, von dem gewöhnlichen Fußwege abbiegend, eingeſchlagen hatte, kam er an einen Rehbock, der ſich in einer Drathſchlinge gefangen und ſchon halb todt gearbeitet und ſtark verwundet hatte. Asmus — ſo hieß der Nadler — legte daher das Säcklein mit den Nadeln, das er an einem Stecken auf der Schulter trug, bei Seite, um das gefangene Wild zu befreien. Aber bei dem Verſuch dieſes zu bewerkſtelligen, fand er, daß dem armen Thiere der eine von den vorderen Läufen gebrochen war und der Drath tief in den Hals eingeſchnitten hatte. Ein ſchneller Tod war daher unter dieſen Umſtänden die größte Wohlthat für den Gefangenen, und dieſen gab er ihm mit ſeinem Meſſer, das er, wie damals alle Landleute, in ſeiner Hoſentaſche ſtecken hatte. Der Gedanke, ſich das Wildpret zuzueignen, kam da-

bei nicht in seine Seele; ob er es aber liegen lassen oder mit hinunter nach Pappenheim tragen sollte, konnte er nicht mehr überlegen. Denn indem er sich von dem Gnadenstoße, den er dem armen Thiere gegeben hatte, wieder aufrichten wollte, sprangen zwei Jäger, welche in dem Fichtendickicht daneben auf der Lauer gelegen waren, hervor und ergriffen den vermeintlichen Wilddieb. Ohne auf seine Vertheidigung etwas Anderes zu antworten, als: „Es ist schon recht, es wird sich schon weisen," hielt ihn der Eine. Der Andere nahm den Bock vollends aus der Schlinge, band die vier Läufe desselben mit einem Hundsstrick zusammen und warf ihn dem Nadler über den Kopf. Ohne Hut, die Hände an das Thier gebunden und mit dem Schweiß desselben über und über bedeckt, mußte sich denn der arme Asmus den Berg hinunter und durch das Städtlein Pappenheim auf die Burg schleppen lassen, wo damals noch die Grafen wohnten. Mancher Bürger in der Juden- und Klostergasse, der den Mann vorüber führen sah, riß sein Fenster auf und sprach zur Meisterin, die hinter dem Manne, auf den Zehen stehend hinaus schaute, weil sie die Taghaube noch nicht aufgesetzt hatte: „Schau! schau! den Asmus hat man endlich auch beim sauern Bier erwischt. Der wird kein Nadelöhr mehr bohren, und die Raben werden ihm bald das Requiem singen." In der Burg angekommen, wurde der Nadler bis auf Weiteres an einem Seil in ein unterirdisches Gefängniß hinabgelassen. Als er drunten und das Seil wieder heraufgezogen war, fiel auf die runde Oeffnung des Kerkers, wie auf eine Gruft, ein schwerer, steinerner Deckel.

Dieses Verließ befand sich in dem allerunterſten Theile eines heute noch stehenden Römerthurms, dessen eine Hälfte fast so tief in die Felsen hineinreicht, als die andere über

den Boden emporragt. Der Gefangene hörte darin nichts, als seinen eigenen Odem, und genoß vom Tageslicht nicht mehr, als der Maulwurf, der sich vor der Winterkälte in die untersten Kammern seines Labyrinths zurückgezogen hat. Uebrigens war die Temperatur des Kerkers, wie die eines vollkommen trockenen Kellers in der kalten Jahreszeit, und die Luft bezugsweise rein. Doch der freundliche Leser, der dem armen Asmus theilnehmend in das Burgverließ gefolgt ist, wird lieber von seinem Seelenzustande, als von seiner Umgebung hören. Ohnedieß giebt es da wenig zu schildern und zu malen, wo es an Licht und also auch an Farben und Begrenzungen fehlt.

Aus beiden Gründen geht der Erzähler ohne längeren Aufenthalt weiter und berichtet, der Gefangene war ein zweiter Petrus im Kerker. Er gab sich weder einer dumpfen Verzweiflung noch einem lauten Jammern und Wehklagen hin. Seine Seele hatte ihren Anker auf den Grund von Gottes Vatertreue und Allmacht geworfen. Daß er auch unter der Erde und unter dem Deckel seiner tiefen Gruft dem Allgegenwärtigen nicht aus dem Auge und dem Fürsorgenden nicht aus dem Herzen gekommen sei, daran glaubte er so fest, wie an seine eigenen zehen Finger, ob er sie gleich in der ägyptischen Finsterniß des Gefängnisses nicht sehen konnte. Seine Erlösung, sei es durch ein lossprechendes Urtheil oder durch den Tod, stand vor ihm, als wäre sie schon geschehen, so daß er mit Jona in der Tiefe des Meeres sprechen konnte: „Ich rief zu dem Herrn in meiner Angst, und er antwortete mir; ich schrie aus dem Bauch der Hölle, und Du hörtest meine Stimme. Du warfst mich in die Tiefe mitten im Meer, daß die Fluthen mich umgaben; alle Deine Wogen und Wellen gingen über mich, daß ich gedachte, ich wäre von Deinen Augen verstoßen und

würde Deinen heiligen Tempel nicht mehr sehen. Wasser umgaben mich bis an mein Leben, die Tiefe umringte mich. Schilf umschlang mein Haupt. Ich sank hinunter zu der Berge Gründen, die Erde hatte mich verriegelt; aber Du hast mein Leben aus dem Verderben geführt, Herr mein Gott. Da meine Seele verzagen wollte, gedachte ich an den Herrn, und mein Gebet kam zu Dir in Deinen heiligen Tempel. Die da halten über dem Nichtigen, verlassen ihre Gnade. Ich aber will Dir Opfer bringen mit der Stimme des Dankens; meine Gelübde will ich bezahlen. Denn die Hilfe ist des Herrn."

Auch war der Gefangene in seinem Glauben eines unsichtbaren Gefährten vollkommen gewiß und versichert, und dachte nicht entfernt daran, daß er allein und ohne Zeugen sei. Er hegte vielmehr die innigste und lebendigste Ueberzeugung, es wäre, abgesehen von der Allgegenwart des Herrn, wenigstens noch ein mitfühlendes, mitwissendes und mitleidendes Wesen bei ihm in seinem Gefängnisse, nämlich sein Engel. Er war dessen so versichert, daß er ihn wie einen Mitgefangenen anredete und in seinem Herzen sprach: „Mein Bruder, wir sind nun in der Löwengrube, und es thut mir herzlich leid, daß Du sein sollst ohne Sünde, wo ich meiner Sünden und Uebertretungen wegen sein muß. Wenn Du mit mir armseligen Menschenkinde nichts zu thun und zu schaffen hättest, so könntest Du jetzt wandeln mitten unter den funkelnden Sternen und etwas Besseres hören, als meine Seufzer. Aber harre nur, ich bitte Dich, bei mir aus, und wenn Du meine Seele in Abrahams Schooß getragen hast und wenn ich zu den Kindern der Auferstehung gekommen bin, will ich Dir wieder dienen. Und wenn heute mein letzter Tag ist, so grüße mir die Engel meines Weibes und meiner Kinder und bitte sie in meinem Namen, daß sie nicht

müde werden möchten, der Witwe und den Waisen durchzuhelfen."

Während Asmus seinem unsichtbaren Gefährten diese Grüße auftrug, fielen einige Lichtstrahlen in sein Gesicht und auf die Wand des Thurmes neben ihm. Es war, als drängten sie sich durch die Ritzen zwischen den einzelnen Quadersteinen der Mauer. Und Asmus, der in seinem schnell zugreifenden Glauben keinen Anstand nahm, Alles, was von jeher Kindern Gottes geschehen war, auch für seine Person möglich zu halten, meinte dabei, es könne gar wohl sein, daß ihm geschehe, wie dem Apostel im Gefängnisse des Herodes, und daß die Klarheit des Herrn schon seinen finstern Kerker zu erleuchten beginne.

Aber in demselben Augenblick knarrte eine Thüre, die Asmus in der Finsterniß nicht gesehen hatte, in ihren uneingeölten Angeln, und ein großer, alter Mann, mit einer Laterne in der Hand, trat in das Verließ herein, gebückt, wie er den unterirdischen Gang aus dem Städtlein in den Thurm herauf zurückgelegt hatte. Das Licht, welches der Gefangene aus einer überirdischen Quelle hergeleitet hatte, war also irdischer Natur, und hatte einige seiner Strahlen durch die Roſtlöcher des eisernen Pförtleins geworfen. Der es in seiner Laterne trug, war der Scharfrichter der Grafschaft, der die unterirdischen Gänge und Gefängnisse der großen Burg Pappenheim zu seinem Wirkungskreis zählte, weil er zugleich Kerkermeister war. Auch pflegte er aus einer angeborenen Gutmüthigkeit die Opfer der Justiz auf seine Weise vorzubereiten und ihnen guten Rath zu ertheilen, ehe er mit ihnen den ernsten Gang antrat, von welchem er ohne sie wieder zurückkehrte.

Der Nadler kannte den langen, hagern Mann von einigen Hinrichtungen her, die in jenen Zeiten nicht selten

waren, und erschrocken über den großen Abgrund, der zwischen der Erwartung eines rettenden Engels und der Erscheinung des Henkers liegt, sprang er von der steinernen Bank auf. Der Scharfrichter aber zog den Gefangenen neben sich hin auf die Bank zurück und sagte: „Bleibt ruhig, Asmus! Ich will Euch den Gefallen thun und Eure Seele auf Etwas vorbereiten, dem nicht mehr auszuweichen ist. — Ihr seid auf die Aussage und nach dem Zeugnisse des Wildmeisters und seines Gehilfen, die Euch auf frischer That getroffen haben, des Wilddiebstahls überführt, und durch das peinliche Gericht für den Fall, daß Ihr nicht leugnet, so viel als zum Tode verurtheilt. Wenigstens schließe ich es daraus, daß man mich schon bestellt hat."

„Ich bin unschuldig, ich kann das beweisen. Der Wildmeister muß noch gehört haben, wie ich mein Morgenlied sang. Wenn man aufs Wildern geht, singt man nicht. Wenn meine Katze mausen will, läßt sie die Schelle daheim," rief der Gefangene dazwischen, indem er von der Bank auffuhr.

Der Nachrichter zog ihn wieder auf die Bank zurück und fuhr fort: „Wenn Ihr guten Rath annehmen wollt, so erspart Ihr Euch die vergebliche Mühe der Vertheidigung, und sagt nicht Ja und nicht Nein. Leugnet Ihr, so kommt Ihr auf die Tortur, und da läßt der Justiziarius an Euern Fingern und Zehen so wenig ein Knöchlein ganz, als an den Grammetsvögeln, die er speist. Es ist besser, Ihr werft Euch ganz und gar in Gottes Hände, als in die eisernen Arme der Gerechtigkeit. — Von dem Grafen habt Ihr keine Gnade zu gewärtigen. Er ist ein guter, wackerer Herr. Das sieht man schon in seinen Gefängnissen. Da liegt kein verfaultes Stroh, da liegen keine Gebeine von Menschen, die man darin erst verschmachten und dann verwesen ließ. Aber als vor etlichen Wochen, wie Ihr wißt, seinem Leibjäger,

wie Ihr wißt, ein Bolzen durch das Herz gejagt wurde, da hat er in seinem großen Schmerz und Zorn in Gegenwart vieler Leute ausgerufen: »So wahr ich Haupt heiße, der erste Wilddieb, dessen wir habhaft werden, soll durch den Henker sterben!« Und dieses Wort: »So wahr ich Haupt heiße!« hat er noch nie gebrochen."

„Nun, in Gottes Namen! des Herrn Wille geschehe!" seufzte Asmus zum Zeichen, welchen Entschluß er gefaßt hätte.

Dann fuhr der Scharfrichter fort: „Bald wird man den Deckel da oben wegheben und das Seil wieder herablassen. Zuerst wird man Euch hinaufziehen und dann mich. In der Halle des Schlosses wird der Blutrichter Euch fragen, ob Ihr das Wild aus der Schlinge genommen hättet oder nicht. Sagt Ihr Ja oder verstummt Ihr auf diese Frage, so wird er es als ein Bekenntniß betrachten, und den schwarzen Stab über Euch brechen, so gleichgiltig, als probirte er einen Blumenstecken, ob er noch gut wäre oder morsch. Dann werde ich Euch an ein Credenztischlein führen, worauf Wein und Speisen stehen, von denen Ihr nehmen könnt, so viel Euch gelüstet. Wie ich Euch aber kenne, werdet Ihr an dem Tisch vorüber gehen in die Schloßkapelle, wo schon der Pfarrer bereit steht, Eure Beichte zu hören und Euch eine bessere Wegzehrung zu reichen. Ist dieß geschehen, dann hebt das Glöcklein drunten auf dem Rathhaus an zu läuten, und wir gehen mit einander auf die Lach."

Die Lach, von welcher der Nachrichter sprach, war eine große, tief liegende Viehweide zwischen dem Schloßberg und der Altmühl, und heißt noch bis auf den heutigen Tag so, wegen mehrerer Vertiefungen, in denen das ausgetretene Wasser des Flusses immer noch einige Zeit stehen bleibt, nachdem derselbe wieder in seine Ufer zurückgetreten ist. Das Wasser in diesen Lachen, wie man sie in dem Altmühlthal

nennt, ist krystallhell, und es giebt ein liebliches Bild, wenn darin hie und da eine Gruppe von den wiederkauenden Kühen fast bis an die Kniee steht.

Als der Verurtheilte auf der Lach ankam, sah er die Art des Todes, die seiner wartete, vor Augen. Mitten auf der Wiese, nicht weit von dem Schützenhause, waren Schranken errichtet, und innerhalb derselben lag der gebundene Hirsch, der den verurtheilten Wildschützen in den Wald tragen und an den Baumästen zerreißen sollte. Er war ein Jahr zuvor lebendig gefangen und mit einigen anderen seines Geschlechts in den Burggraben gebracht worden. Da er aber in einer üblen Laune einen der jungen Grafen, der in den Zwinger hinabgestiegen war, beinahe gespießt hätte, so waren ihm für sein Vergehen mehrere Wochen zuvor die Geweihe fast ganz abgesägt worden, und nun sollte er vollends mit dem Tode büßen.

Vor den Schranken warteten außer mehreren Neugierigen die vier Söhne des Grafen Haupt, Heinrich, Konrad, Georg und Siegmund, von welchen die vier Hauptlinien des so berühmten Hauses Pappenheim ausgingen, die landgräflich Stölingsche, die Gräfenthal'sche, die Treuchtlinger und die Altesheimer. Zwischen ihnen standen mehrere vornehme Gäste, welche zur Feier des Weihnachtsfestes eingeladen worden waren. Der vornehmste und geehrteste unter diesen war wohl der Herr von Treuchtlingen, der wegen seiner großen Reichthümer der goldene Ritter genannt wurde. Zwischen ihm und ihrem Verlobten, Georg von Pappenheim, stand seine Tochter in kostbarem Schmuck und unbeschreiblicher Schönheit, aber voll Muthwillen und Leichtsinn, mehr zum Lachen geneigt, als zum sinnigen Ernst, der Jungfrauen so gut steht.

In ihr leichtfertiges Gesicht schaute der Scharfrichter zufällig noch, ehe er den Delinquenten auf den Hirsch band,

und sprach, indem er sich darüber ärgerte, bei sich selbst: „Wart nur, Jüngferlein, ich will Dir den Spaß schon verderben!“

Sonst pflegte er die verurtheilten Wildschützen mit mehreren einzelnen Stricken an das Wild zu binden. Dießmal knüpfte er seine sechs Stricke erst aneinander. Seine Knechte fragten ihn wohl, warum er dieß thue; er antwortete aber nur so leicht hin, er habe diese neue Manier von seinem Collegen in Ellingen gelernt, und schlang das Ganze um den Nadler und den Hirschen. — Damals war es auch gewöhnlich, daß die Vollstrecker der Todesurtheile den Missethätern einen Valet mit auf den dunkeln Weg gaben, im Ernst oder Scherz, je nachdem sie selbst gesinnt und gestimmt waren. Diese Sitte benützte auch der Scharfrichter, und raunte dem Nadler ins Ohr: „Freund, wenn Du an der Schleife unten am Hals ziehst, so geht Alles miteinander auf.“

In dem nämlichen Augenblicke hatten auch die Henkersknechte die Bande des edlen Thiers gelöst. Der Hirsch sprang auf und flog in weiten Sätzen durch die Gasse, welche die Zuschauer gelassen hatten, auf das enge Katzenthal zu. Da verschwand er mit seinem Reiter unter den jungen Birken und Föhren.

„Hunde nach!“ rief die Tochter des goldenen Ritters rückwärts unter ihr männliches Gefolge; denn sie wollte als eine leidenschaftliche und kaltherzige Jägerin sehen, wie weit der Hirsch mit seinem Schlachtopfer der Justiz kommen würde. Aber die Hunde hatte man vergessen. Ungehalten darüber schwang sie sich auf ihr bereit stehendes Roß und jagte dem flüchtigen Thiere nach, ihren Leuten weit voraus. Die übrigen Zuschauer zerstreuten sich langsamer. Die Langenaltheimer kehrten, nachdem sie den Drath zu neuer Arbeit wieder auf den Rücken genommen hatten, in ihr Dorf zurück und

brachten der Nadlerin die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gatten. Am längsten verweilte die Jugend aus dem Städtlein und versuchte zum Schluß die Güte ihrer Stiefel und Schuhe in den Lachen neben dem Richtplatz.

In wenigen Minuten war die wilde Jägerin auf der Hochebene, welche wir im Eingange zu unserer Erzählung beschrieben haben. Auf der Flur eines Weilers fragte sie einen blödsinnigen Menschen am Zaun, ob er den Hirsch nicht habe laufen sehen, den Hirsch mit einem Mann auf dem Rücken. Der aber, zum Reden zu faul, machte mit seiner Hand nur eine Bewegung nach dem Walde, der zwischen dem Ort und den Steinbrüchen von Solenhofen liegt. Ihr schwarzes, spanisches Roß trug sie auch dahin mitten über die frisch gepflügten und weichen Aecker mit Wintersaat. Unter einer Eiche aber, die neben dem Holzweg stand, gerieth es mit den beiden Vorderfüßen in ein Loch, das müssige Hirtenknaben gewühlt hatten, und stürzte, wie vom Blitz getroffen, zusammen. Das Fräulein flog weit über seinen Kopf hinweg und blieb in einer tiefen Ohnmacht liegen.

Als sie nach ungefähr einer Stunde wieder zu sich kam, war es Nacht geworden. Nacht unter dem Himmel und noch mehr in ihrem Herzen. Die hellen Kerzen des Uebermuths und das Feuer der Jagdlust waren ausgeblasen und es war ihr wie einer Schläferin, die in der verpesteten Luft eines Tanzsaals mitten unter glimmenden und rauchenden Dochten erwacht. Daß sie hier nicht bleiben dürfe, war ihr erster Gedanke. Deßwegen riß sie ihr schwarzsammtenes Kleid aus den Klauen eines Weißdorns, wischte sich die blutende Stirne und hinkte weiter. An den Abgründen des Herrmannssteins mußte sie aber umkehren, und so kam sie, wie es Verirrten nicht selten geht, in einem Kreise auf den Platz zurück, wo sie mit dem Pferde gestürzt war. Das

arme Thier mit den gebrochenen Vorderfüßen hatte nicht weiter gekonnt, und war, als seine Herrin wieder kam, im Kampf mit zwei Wölfen, worin es bald den heißhungrigen Bestien unterlag. Füchse, die das Geheul derselben als Siegsgeschrei auszudeuten wußten, kreisten in einiger Entfernung wie Bedienten im Vorzimmer, ehe sich ihre Herrschaft von der Tafel erhebt und ihnen die Reste auf den Schüsseln und in den Flaschen Preis giebt.

Der Schrecken jagte das Fräulein wieder fort und begleitete sie. Denn sie wußte, daß in jenem Revier einige Wolfsgruben waren, die man kaum bei Tage, noch weniger bei der Nacht von dem festen Grund und Boden unterscheiden konnte. Sie trat daher mit jedem Schritt furchtsam auf, wie ein Wanderer auf einer Eisrinde, die jeden Augenblick durchzubrechen droht.

Endlich gelangte sie an den Rand des Waldes und einer Haide, wo nur hie und da eine Eiche oder eine in die Breite gewachsene Föhre stand. Hier war Grund und Boden fest und sicher, und der Mond schien so helle, daß auch der schmale Grashalm seinen eigenen Schatten warf. Die Verirrte fühlte sich aber in dem weiten, leeren Raume, dessen Grenzen in dem Halblicht des Mondes nicht abzusehen waren, noch verlassener, als zuvor in dem Hochwald. Für den Ton einer Glocke, nach der sie sich hätte richten können, würde sie gern alle ihre Perlen und Edelsteine gegeben haben. Der Wunsch, sich an irgend ein Wesen mit vollem Vertrauen anschließen zu können, erfüllte auf einmal ihre ganze Seele. Der Vater im Himmel aber stand ihr zu fern, sie konnte ihn im Glauben nicht erfassen. Seine Engel waren ihr unbekannt und fremd. Sie warf den ersten Blick nach einer Hülfe aus der unbekannten Welt; aber es ging

ihr, wie dem Kinde in der ſichtbaren, wenn es darin das erſte Mal ſeine Augen aufſchlägt. Sie war zum Glauben nicht angeleitet, in demſelben nicht geübt worden. Ihre nächſten Umgebungen, Amme, Mägde, Diener, Gäſte und alle die Leute, welche die Kinder der Reichen zu verderben pflegen, hatten ihr ja oft geſagt, der Tochter, dem einzigen Kinde des goldenen Ritters könne es niemals fehlen. — In Treuchtlingen lagen auch damals noch die alte und neue Lehre im unentſchiedenen Kampfe. Der Vater des Mägdleins hatte ſich noch für keine von beiden entſchieden erklärt. In dieſem politiſchen Hinwarten ihres Vaters war ſie zur Jungfrau gereift und hatte in den letzten Jahren von Glaubensſachen nichts gehört, als die leidenſchaftlichen Disputationen oder vielmehr Hahnenkämpfe zweier Prieſter, die ihr nur Stoff zum Lachen gaben und höchſtens den Hofnarren in den Hintergrund ſtellten und in ſeinem Privilegium beeinträchtigten.

Indeſſen vermehrte ſich das Geheul der Wölfe im Innern des Waldes. Wahrſcheinlich hatten ſich um den gefallenen Spanier noch mehrere verſammelt und zankten ſich über die allmählig ſchmäler werdenden Biſſen. Und der Verirrten blieb keine Wahl mehr; ſie mußte hinaus in das Freie. Am Saume des Waldes aber ſtanden ſchon zwei Wölfe anderer Art, Wildſchützen, welche ſich zum Schuß fertig gemacht hatten, als ſie das trockene Laub rauſchen hörten. Zum Glück für die Jungfrau waren es Kunden, die in dem böſen Handwerk grau geworden waren und nicht gern einen Bolz umſonſt verſchoſſen, ſondern genau betrachteten, was ſie auf's Korn nahmen. Sie thaten daher die Armbruſt von dem Backen, als ſie eine Menſchengeſtalt aus dem Walde kommen ſahen, und ſprangen darauf zu. Denn die große, funkelnde Kette von Gold, welche die Nachtwand-

lerin trug, war ihrem Falkenblicke nicht entgangen. Der Eine vertrat ihr den Weg, der Andere packte sie hinten am Rock.

„Um Gotteswillen!" rief die erschrockene Jungfrau, „ich bin die Tochter des Ritters Ulrich von Treuchtlingen. Bringt mich auf die Burg von Pappenheim, wo mein Vater ist; er wird's Euch lohnen."

„Ja," rief der Wegelagerer hinter ihr, „er wird's uns lohnen, wie heute dem Nadler mit einem Reitgaul, der aus dem Marstall des wilden Jägers ist."

Und der Wegelagerer vor ihr öffnete auch den Mund seines geschwärzten Angesichts und sprach: „So, so! Also das goldene Vögelein von Treuchtlingen, allein mehr werth, als alle die Vögel, die wir seit dreißig Jahren dem Wildmeister aus seinen Sprengeln genommen haben. Der Ritter Hans von Meeresheim wird Dich theuer bezahlen. Weißt Du's noch, Töchterlein? Als letzten Sommer der Meeresheimer um Deine Hand warb, da antwortete ihm Dein Vater: »Hans, wenn ich Euch rathen darf, so laßt Ihr zuerst die zerbrochenen Fenster in Eurer Burg und die Löcher in dem Dach flicken, und fragt alsdann wieder an. Mein Goldvögelein möchte sonst durch die Lücken auf und davon fliegen.« Aber sorg' nur nicht, Ritter Ulrich, der Hans hat auch Käfiche mit eisernen Gittern, durch die kein Falke bricht, geschweige denn eine Goldammer. — Doch bevor wir Dich in das Felsennest des Meeresheimer bringen, wollen wir Dir einige goldige Federlein für uns ausrupfen."

Mit diesen Worten hob der Strauchdieb die goldene Kette, mit dem Kleinod, über den Kopf, sein Spießgeselle langte nach der Hand mit dem Siegelring, und beide Ehrenmänner waren so im Begriff nach und nach den vollkommenen Beweis zu liefern, daß zwischen dem Wildschützen und

Straßenräuber nur ein oder vielmehr gar kein Schritt sei. Aber hinter dem Holzstoße hervor, an welchem dieses geschah, sprang ein Mann, welcher recht handgreiflich bewies, daß er noch der Nämliche sei, der in den Fehden der Nürnberger gegen ihren Erbfeind mehr als einmal, wenn auch vergeblich, die Kühnheit gehabt hatte, sich an den Albrecht Achilles zu machen. Mit einem hagebuchenen Prügel, den er für den Fall der Nothwehr mit aus dem Walde genommen hatte, streckte er den Einen der Strauchdiebe mit Einem Schlag zu Boden, mit dem Andern kämpfte er länger. Bald aber fiel derselbe über seine Armbrust, die er vor der Plünderung hinter sich gelegt hatte, und nun zerschmetterte der erste Schlag, von seinem Gegner auf ihn geführt, seinen vorgehaltenen Arm, und der zweite seinen Schädel.

Die Jungfrau zitterte dabei, wie Flittergold auf den Gräbern. Sie, die noch vor wenigen Stunden in ihren Augen so viel war, fühlte nun ihr großes Nichts. Ja man darf sagen, ihre Seele war in jenen Augenblicken ganz ausgeleert, und es kam Alles darauf an, womit die zunächstfolgenden Umstände die Leere wieder ausfüllten.

Ihr muthiger und glücklicher Befreier tröstete sie mit der Nachricht, daß sie sich ganz in der Nähe von Langenaltheim befänden und zeigte ihr bald einige Lichter, welche noch durch die entlaubten Gartenbäume des Dorfes schimmerten, obgleich die neunte Stunde schon vorüber sein mochte. Denn die Wanderer hatten schon jenes stille, kaum zwölf Schritte lange und breite Seelein erreicht, welches so hoch liegt, daß man von seinen Ufern aus die Alpen sehen kann, und nicht errathen läßt, woher es das Wasser ersetze, das es theils der Luft und theils dem durstigen Boden umher abgiebt. Von da ging es zwischen Aeckern mit Wintersaat bis zur Kapelle.

Hier horchte der Führer der Jungfrau und ging mit ihr durch die Sakristei in das kleine Gotteshaus, als er darin predigen hörte.

In dem Kirchlein war, so viel man wenigstens im Mondschein sehen konnte, außer ihnen Niemand, als der Pfarrer des Orts. Dieser war früher Mönch in dem Benediktiner-Kloster des nahen Solenhofen gewesen, dann zugleich mit seinem Probste in die protestantische Kirche übergetreten und zuletzt Seelsorger in Langenaltheim geworden. Die Gemeinde liebte und ehrte ihn ungewöhnlich. Denn er hatte zuerst die Predigt von Christo, dem alleinigen Versöhner und Mittler auf ihre Kanzel gebracht, er führte ihre Kinder auf die liebevollste Weise zu diesem Heilande, er konnte an ihre Krankenbetten nicht allein geistliche, sondern vermöge seiner früheren Studien auch ärztliche Hilfe bringen, und ihre Armen fanden an ihm immer einen freundlichen Geber. Hatte er in seinem Kloster früher den Titel Pater mit Unrecht geführt, in seinem Dorfe war er geistlicher Vater im vollen Sinne des Worts.

Außer seiner sichtbaren Gemeinde hatte er aber auch eine unsichtbare. Den Vertrautesten unter seinen Pfarrkindern verheimlichte er wenigstens nicht, daß er mit den Seelen der Verstorbenen, mit denen er sonst als Mönch zu thun hatte, noch immer umgehe, daß sie sich ihm verständlich machen könnten und er sich ihnen, und daß er sie sehe, wenn sie vor ihm versammelt wären. Auch pflegte er in den Nächten, die einem Sonn- oder Festtage vorausgingen, dieser seiner zweiten Gemeinde in der Kapelle vor dem Dorfe zu predigen. Auch Asmus, — der freundliche Leser wird ihn in dem Retter der Jungfrau schon lange erkannt haben — gehörte zu den Vertrautesten des Evangelisten der abgeschiedenen Seelen, und wußte wohl, daß es derselbe ungern sah,

wenn ein Glied seiner sichtbaren Gemeinde sich in diese nächtlichen Versammlungen mischte; aber er wußte auch, wie heilsam es für die Tochter des Ritters sein würde, wenn sie diesen Evangelisten hörte, ehe sie in die Welt zurückkehrte, und dieser Rücksicht mußten die andern weichen.

Als sie in das Gotteshaus traten, war der sonderbare Prediger schon mitten in seinem Vortrage; aber Asmus wartete nur, bis er eine Pause machte, und trat dann mit der Jungfrau an den Altar, auf welchem er stand, mit den Worten: „Hochwürdiger Vater, neben mir ist eine Seele, die noch im Leibe wandelt, und Eures Zuspruchs dringend bedarf.“ „Ich werde sogleich nachkommen,“ erwiderte der Pfarrer, „Ihr könnt draußen an der Kirchthüre auf mich warten.“ Sie gehorchten ihm und hörten, unter den Fenstern der Kapelle stehend, wie er noch ein kurzes Gebet sprach und dann seiner Versammlung den Segen ertheilte. Dann kam er nach.

Auf dem kurzen Wege zwischen der Kapelle und der Hütte des Nadlers machte dieser den Pfarrherrn mit den Verhältnissen der Jungfrau bekannt und führte ihn und sie unter seinem Dache ein. Seine Kinder waren schon über ihren so schmerzlich getäuschten Weihnachtshoffnungen eingeschlafen. Die Nadlerin saß noch am Tische, und in der Bibel vor ihr war der dreiundsiebenzigste Psalm aufgeschlagen. Das große „Dennoch“ der Gläubigen in diesem Gebete Assaphs war in ihrem Gesichte zu lesen.

Mit welcher Freude sie ihrem wiedergeschenkten Mann entgegen kam, mag sich der freundliche Leser denken; die Feder des Erzählers faßt nicht Dinte genug, sie zu beschreiben. Auch setzte der Pfarrer den vielen Fragen, die sie stellte, und die noch im Hintergrunde lagen, bald ein Ziel. „Martha,“ sagte er, „Nächstenliebe geht über Eure Freude, und darum

begebt Euch flugs in die Küche und richtet zu. Diese Jungfrau bedarf einer Labung, und Euer Asmus hat heute außer der Morgensuppe noch keinen Mundbissen über seine Zunge gebracht. Aber was habt Ihr in Kammer und Keller? Nicht viel, wie zu vermuthen, weil Asmus kaum mit seiner Haut zurückgekommen ist, statt, wie sonst am heiligen Abend mit dem Säcklein voll weißen Brods, Fleisch und feinen Mehls."

„Sorgt nicht, hochwürdiger Herr," erwiderte Martha, indem sie einige dürre Spähne von dem Ofen herabnahm, „die Herbsteier sind noch nicht ausgegangen, das Sommer-Schmalz auch nicht, und die Weiber des Dorfs, als sie diesen Abend kamen, mich zu trösten, haben auch mehr als leere Hände mitgebracht. Auch hat man zu seiner Zeit in der Pappenheimer Schloßküche gelernt, was man thun muß, wenn plötzlich unangemeldete aber liebe Gäste kommen."

Während nun Martha draußen wirthschaftete und in den Schubladen und Gefäßen des Küchenschranks herumlangte, wie ein Buchdrucker in seinem Setzkasten, unterhielt sich der Pfarrer in der Stube mit der verlorenen Tochter. Jedes seiner Worte fiel auf ein gutes Land und steigerte die göttliche Traurigkeit, wie sie Paulus nennt, in dem Herzen der Zöllnerin. Mit einer von ihrer schnellen aber gänzlichen Wiedergeburt am besten zeugenden Weise schilderte ihm die [illegible] Jungfrau den vorigen Zustand ihres Herzens, und er hörte eine Beichte, wie er sie noch nie in der Kirche vernommen hatte. Und als die Jungfrau vor ihm niederknieete und von ihm die Absolution im Namen des Herrn verlangte, da fielen aus seinen Augen, die schon lange nicht mehr geweint hatten, Thränen auf ihr Haupt zwischen die Worte der Verheißung und des Segens.

Inzwischen ließen sich von dem Walde herüber, woher Asmus mit dem Fräulein gekommen war, Jagdhörner hören,

und aus dem Widerscheine am Himmel sah man, daß viele Fackeln im Anzuge waren. Der Pfarrer, der dieß zuerst bemerkte, sagte zu dem Nadler: „Asmus, geht hinüber in die Kapelle und holt die zwei Kerzen auf dem Altare sammt den Leuchtern. Wir werden heute noch ein Liebes- und Freudenmahl halten, und Eure Lampe ist zu wenig dazu."

Als der Nadler diesen Auftrag ausgerichtet hatte, und über dem Anger zwischen dem Kirchlein und seinem Hause zurückkehrte, kamen schon einige Hunde daher, mit der Nase tief auf der Erde, und durch Zeichen, welche die Jäger kennen, andeutend, daß sie eine bekannte Spur gefunden hätten. Auf Rossen, die über und über weiß waren von Schaum, sprengten darauf Reiter heran, und sammelten sich auf dem Platze, da die Hunde ungewiß und verlegen, theils die Kapelle und theils den Nadler umkreisten. Zuletzt langten Fackelträger mit zwei Leichnamen an, von denen einer in der krampfhaft geschlossenen Faust und zwischen seinen Fingern verschlungen, die Halskette des Fräuleins hatte. Es war die Schaar, welche, den Treuchtlinger und die jungen Pappenheimer an der Spitze, das vermißte Fräulein suchte und nach weiten Umwegen endlich hieher gekommen war.

Alles entsetzte sich, als einer der Fackelträger dem Nadler in das Gesicht leuchtete. Man glaubte, es wäre seine abgeschiedene Seele, die den Nachtprediger gehört und dann aus alter Gewohnheit die Leuchter vom Altar gestohlen habe. Aber Asmus kümmerte sich wenig um ihr Erstaunen, sondern rief, als wäre nun das Befehlen an ihm: „Gnädige Herren, legt nur Eure Hunde an die Leine, daß sie mir meinen Phylax an der Kette nicht zerreißen. Ihr braucht sie nimmer; das Fräulein sitzt warm und gesund in meiner Stube, und Ihr seid höflichst bei mir eingeladen."

Nun theilte sich die Schaar, Hunde, Rosse und Diener zogen sich durch den Hohlweg hinauf in das Wirthshaus, die Herren folgten dem Nadler. Was unter seinem Dache zum frohen Wiedersehen geredet wurde, will der Erzähler in der Feder lassen, und nur bemerken, daß die Nadlerin große Noth hatte, bis sie mit ihrem größten und feinsten Tischtuche und den neuen irdenen Tellern an Ort und Stelle kam, während der Mundkoch des goldenen Ritters draußen in der Küche von dem mitgebrachten Weine an die gekochten Pflaumen goß, so daß der süße Geruch von diesen und der Pfannenkuchen der Hausfrau die ganze Hütte erfüllte.

Die lieblichste Erscheinung in der vollen Stube waren jedoch die Kinder des Nadlers. Ihre Mutter, die auf die Nachricht von der Hinrichtung ihres Mannes weder zu Bette gehen, noch allein in der Stube bleiben wollte, hatte ihr und ihres Mannes Lager den Kleinen eingeräumt, und zwei zu Häupten und zwei zu Füßen desselben gelegt. Ueber die Ankunft ihres Vaters waren sie noch nicht erwacht; als aber die Ritter mit ihren klirrenden Sporen eintraten, da wachten sie auf und fuhren erschrocken unter das Deckbett. Allmählig aber streckten sie, wie neugierige Kaninchen, ihre Köpfe wieder hervor, und kamen endlich so weit, daß sie dem Fräulein, das sich zu ihnen auf das Bett gesetzt hatte, Red' und Antwort gaben, und aus ihrer Hand die Honigbrödlein nahmen, die der Treuchtlinger Koch für die Tochter seines Herrn zu etwa nöthiger Erquickung mitgenommen hatte. Zuletzt nahm sie die Kette, die man dem erschlagenen Räuber aus den Klauen gewunden und von dem Blute gereinigt hatte, und schenkte sie den Kindern. Sie hatten eine große Freude daran, weil es ihnen, wie sie sagten, schon längst an einer Kette gefehlt hatte, ein Eichkätzlein daran zu hängen.

Dürrenstein.

Einige Blätter aus der Chronik dieses Dorfes.

I.

Zu den Ortschaften in unsern deutschen Landen, welche der freundliche Leser noch nicht kennt, gehörte auch Dürrenstein, ein Dorf, das sonst seinen Namen nicht vergebens führte.

Es lag an dem obersten Ende eines langen und ziemlich engen Thals, das keine einzige Quelle hatte, obgleich die Seitenwände desselben hoch genug waren. Erstieg man aber die Hochebene, in welche dieses Thal eingeschnitten war, so wunderte man sich nicht mehr über den Wassermangel. Denn da war eine dürre und traurige Haide. Hin und wieder ein Anflug von Föhren, wie sie auf den Mauern und Trümmerhaufen zerstörter Burgen wachsen, da und dort die seichten Spuren von Furchen, welche zeigten, daß man den Anbau des magern Bodens versucht, aber auch bald wieder aufgegeben hatte, überall dünn stehende und vertrocknete Grasstengel. Wo weder der genügsamste Baum noch Gras mehr Wurzeln schlagen konnten, bedeckte eine starre, weißgraue Flechte das nackte Gestein. Die Haidlerche, die an diesen dürren Stätten ihren Sommer zubrachte, belebte sie nicht, sondern machte durch ihre Unsichtbarkeit und ihren wehmüthigen Gesang die Vergebene noch einsamer.

Da nun, wo der Pflug den Boden wenigstens einen halben Schuh tief aufreißen konnte, lag das Dorf Dürrenstein. Zwei einander gegenüber stehende Reihen von Häusern und Scheunen, oder vielmehr Hütten und Schuppen, bil-

deten eine ziemlich lange und ungerade Gasse. Wo diese gegen die Mitte am weitesten war, standen das Pfarrhaus und die Kirche mit dem Gottesacker, und weiter unten war eine Vertiefung, welche etwas grünes Wasser hatte, wann der Schnee schmolz, oder bei starkem Gewitterregen der durstige Boden nicht Mund genug hatte, die Ströme aufzufangen, welche von barmherzigen Wolken über ihn ausgegossen wurden. Hinter jeder Hütte war ein Garten oder eigentlich ein Platz, der mit einem Zaun oder einer Hecke oder einem Aufwurf von Steinen nothdürftig eingefaßt war und Garten genannt wurde. Denn die Kohlpflanzen darin standen nicht viel besser, als ihres Gleichen in Grönland, denen die geduldigen Glaubensboten unter Frost und Stürmen ihr kümmerliches Dasein fristen. Wo der Boden nicht urbar gemacht, sondern dem Grase überlassen war, standen Pflaumen- und Weichsel-Zwerge, welche nicht gepflanzt, sondern von selbst gekommen waren. Vielleicht hatten Häher, von ihren Streifzügen aus den Stadtgärten zurückkehrend, Weichsel- und Pflaumensteine in die Hecken fallen lassen, und da fanden sie unter dem vermoderten Laub so viel Feuchtigkeit und Erde, daß sie ihre Keime entfalten, fortwachsen und später ihre Wurzelschößlinge über die Gärten verbreiten konnten. Aber an Früchte von diesen Bäumen war nicht zu denken, und es gab sehr alte Leute in Dürrenstein, die sich nicht erinnern konnten, eine Pflaume oder deß etwas über die Zunge gebracht zu haben. Die Pflaumenstämme trugen gerade so viele Blätter, als sie brauchten, um die Raupe des Baumweißlings nothdürftig zu füttern. Die Weichselbüsche blüheten zwar, aber ihre Blüthen hinterließen nur hie und da eine beerenartige Frucht, und gewann diese einen röthlichen Schimmer von angehender Reife, so kamen Sperlinge, diese Freibeuter, und ernteten, wo sie nicht gesäet hatten.

Doch diese Art von Erquickung entbehrten die Leute in Dürrenstein um so leichter, als sie dieselbe gar nicht kannten. Hätten sie nur so viel Wasser gehabt, als sie bedurften. Aber daran litten sie bitteren Mangel. Die Erde gab ihnen keinen Tropfen dieses Elements, wenigstens im Dorfe nicht, sondern nur der Himmel. Denn ihre Flur lag auf Felsengrund, und an Brunnengraben war nicht zu denken. Das Regenwasser, das ihre zum Theil halb vermoderten Strohdächer nicht einsogen, sammelten sie in kleinen Cisternen. Aber auch diese glichen größtentheils den löcherichten Regenbrunnen, von denen der Prophet Jeremias in seinem zweiten Capitel spricht. Sie hatten gerade dann, wo man am liebsten seine Zuflucht zu ihnen genommen hätte, eben so viel Wasser, als die Grube, in die Joseph von seinen Brüdern geworfen wurde. In solchen Zeiten mußten die Dürrensteiner das Wasser, welches sie brauchten, drei Viertelstunden weit aus einer Quelle holen, welche sich etliche Schritte von ihrem Ursprung wieder in die Erde verlor, als wenn sie es bereuete, in dieser wüsten Gegend an das Tageslicht gekommen zu sein. Hinter ihr lag eine mit Wald bedeckte Anhöhe. An ihr stillte auch Sommer und Winter das Rindvieh seinen Durst. Auf der ganzen Dürrensteiner Flur war sonst keine Tränkrinne und kein Weidenbusch.

2.

Bei diesem fast ununterbrochenen Mangel, der in Dürrenstein herrschte, litt indeß grade der erste Mann im Ort, nämlich der Pfarrer, am wenigsten. Nicht aber deswegen, weil er etwa von seinen Pfarrkindern aus Liebe mit der Gottesgabe des Wassers reichlich versehen, sondern weil davon

in seinem Hause am wenigsten verbraucht wurde. Denn er war ein einsam lebender Junggeselle und hatte kein Weib, keine Kinder, keinen Knecht, keine Magd, keinen Hund, keine Katze, keinen Vogel, keinen Blumenstock, mit einem Worte nichts, was lebt und dürstet. Dazu reizten seine gewöhnlichen Lebensmittel, Ziegenmilch, ungesalzener Kuchen, getrocknete Pflaumen und Feigen, weichgesottene Eier und dergleichen, den Durst so wenig, als einst das Brod vom Himmel in der Wüste. Vielleicht hatte auch seine staubgelbe Haut die besondere Eigenschaft, daß sie die wenige Feuchtigkeit einsog, welche sich in dem Dürrensteiner Dunstkreis vorfand. Kurz sein Bedürfniß an Wasser war das geringste, das man sich nur denken kann. Wein und starke Getränke genoß er ohnedieß nicht, und in seinem Keller lag nichts, als die zersprungenen Reifen und die auseinander gefallenen Dauben von einem Weinfäßlein, das bei seiner Einsetzung vor dreißig Jahren geleert worden war.

Auch in geistlicher Beziehung schien der Mann, der wie der Wurm im Holz und die Hauswurz auf dem Dache lebte, von einer Art Wasserscheu befallen zu sein. Denn in seinen Predigten führte er seine Gemeinde nie an den lebendigen Brunnen des Evangeliums, sondern nur auf die dürre Haide des Gesetzes oder wider die trockenen Mauern des Papst- und Judenthums. Die Flammen des unauslöschlichen griechischen Feuers, die der selige Luther gegen beide geschleudert hatte, brachte er am liebsten auf die Kanzel, und es ist dem freundlichen Leser vielleicht nicht unlieb zu vernehmen, wie er sich einmal, es war am zehnten Sonntag nach Trinitatis, über die Juden herausließ.

„Ja," sprach er im Verlauf seiner Betrachtung, „ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit?

was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? wie stimmet Christus mit Belial? oder was für Theil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen? was hat der Tempel Gottes für eine Gleiche mit den Götzen? Ihr aber seid der Tempel des lebendigen Gottes; wie denn Gott spricht: »Ich will in ihnen wohnen und unter ihnen wandeln, und will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein. Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr.«

„Thun wollen wir ihnen, wie den heidnischen Krämern Nehemia gethan hat, von welchem geschrieben steht: »Es wohnten auch Tyrer in Jerusalem, die brachten Fische und allerlei Waare und verkauftens auf den Sabbath den Kindern Juda und in Jerusalem. Da schalt ich die Obersten in Juda und sprach zu ihnen: Was ist das böse Ding, das ihr thut und brechet den Sabbathtag? Thaten nicht eure Väter also, und unser Gott führete all dies Unglück über uns und über diese Stadt? Und ihr machet des Zorns über Israel noch mehr, daß ihr den Sabbath brechet. — Und da es dunkel ward in den Thoren Jerusalems vor dem Sabbath, hieß ich die Thüren zuschließen und befahl, man sollte sie nicht aufthun bis nach dem Sabbath. Und ich bestellete meiner Knaben etliche an die Thore, daß man keine Last hereinbrächte am Sabbathtage. Da blieben die Krämer und Verkäufer mit allerlei Waare über Nacht draußen vor Jerusalem, ein Mal oder zwei. Da schalt ich sie und sprach zu ihnen: Warum bleibet ihr über Nacht um die Mauer? Werdet ihr es noch eins thun, so will ich die Hand an euch legen. — Von der Zeit an kamen sie des Sabbaths nicht mehr.«

„Die Juden sind auch nach den Papisten unsere ärg-

»ſten Feinde. Die Papiſten legen es auf unſere ewigen Güter an, die Juden aber auf unſere zeitlichen. Denn ſie ſind wie die Miſpel, und wie die Flechte und wie die Baumwinde. Dieſe drei Geſellen kamen einmal von ferne her an einen Garten und ſprachen zu dem Feigenbaume darin: »Laß uns wohnen in deinem Schatten und gönne uns ein Ruheplätzlein zwiſchen deinen Zweigen.« Aber der Feigenbaum antwortete und ſprach zu ihnen: »Ich kenne euch. Soll ich meine Süßigkeit und meine Frucht laſſen um euretwillen?« Da gingen die drei Geſellen zu dem Oelbaum und ſprachen zu ihm: »Laß uns wohnen in deinem Schatten und gieb uns ein Räumlein zwiſchen deinen Zweigen.« Aber der Oelbaum antwortete ihnen und ſprach: »Ich kenne eure Weiſe und ſie iſt mir wohl bekannt. Soll ich um euretwillen laſſen meine Fettigkeit, die beide, Götter und Menſchen, an mir preiſen?« Da gingen die drei Geſellen zu dem Weinſtock und baten: »Laß uns ruhen in deinem Schatten und weilen zwiſchen deinen Reben.« Aber der Weinſtock that ſeinen Mund auf und ſprach: »Man kennt euren Dank, damit ihr lohnet, die euch aufnehmen. Soll ich um euretwillen meinen Moſt laſſen, der Götter und Menſchen fröhlich macht?« Da ſahen die Miſpel und die Flechte und die Baumwinde, daß man ſich vor ihnen fürchte und wendeten ſich und ſprachen: »Laſſet uns einen Ort ſuchen, da man noch nicht weiß, wer wir ſind und unſere Natur nicht kennt.« Und ſchickten ſich als elende und erbärmliche Leute an, und nahmen alte Säcke auf ihre Schultern und alte zerriſſene Hüte auf ihre Häupter und alte geflickte Schuhe an ihre Füße und zogen alte Kleider an; und alles Brod ihrer Zehrung war hart und ſchimmlicht, und gingen zu einem andern Garten gen Mitternacht und ſprachen zu den Bäumen darin: »Wir kommen aus fernen Landen und ſind unſchuldig vertriebene Leute. So gönnet

uns nun hie und da ein Plätzchen zwischen euren Zweigen, nur ein kleines. Denn sehet, unsere Wurzeln sind kurz und unsere Leiber schmächtig. Der Morgen- und Abendthau, der Frühregen und Spatregen, der über eure Blätter herabfällt, ist uns genug; wir brauchen nicht mehr, denn die Brosamen, so von unserer Herrn Tische fallen.« Da hatten die Bäume desselbigen Gartens Mitleiden mit den drei Gesellen und glaubten ihren Worten und sprachen: »Kommet und wohnet zwischen unsern Zweigen.« Also hing sich die Winde an den Apfelbaum und wuchs, aber der Apfelbaum verdorrete, und die Mispel setzte sich auf den Birnbaum und wucherte, aber der Birnbaum verdarb, und die Flechte machte sich an den Pflaumenbaum und breitete sich aus, aber der Pflaumenbaum ward krank und starb."

„Ja. wem wollen wir das Geschlecht der Juden vergleichen und durch welches Gleichniß wollen wir es vorbilden? — Gleichwie fünf Quecken, die der Gärtner ausjätete und über den Zaun warf, gingen hin und kamen an einen Acker und sprachen zu dem Herrn desselben: »Wir sind unschuldig vertriebene Leute. Erbarme dich unser und laß uns wohnen an dem äußersten Saum deines Feldstücks, da kein Waizenhalm mehr steht.« Und der Mensch erbarmte sich über ihre Blöße und gab ihnen ein Plätzlein am Grenzstein neben dem Raine, und freuete sich seines guten Werks. Aber die Quecken liefen mählig unter dem Boden fort und fort, und nahmen den ganzen Acker ein von oben bis unten hinaus. Und etliche Monden darauf, als der Herr die Sichel hinschickte, fand sie nichts, als dürne und verkümmerte Aehren. Denn die fremden Quecken hatten den Acker ausgesogen, und denselbigen Menschen reuete es, so viel er Haare auf seinem Haupte hatte, daß er an ihnen die Barmherzigkeit gethan."

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

„Oder wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Es ist gleich zween kleinen Käfern. Die kamen an einem kalten Herbstabend zu der großen Fichte und sprachen: »Wir sind unschuldig vertriebene Leute, erbarme dich unser und laß uns den Winter über wohnen unter deiner Rinde; wir wollen dir Kopfgeld entrichten.« Die Fichte aber blendete das Kopfgeld und sie antwortete und sprach: »Kommet und wohnet unter meiner Borke, so lange ihr Schoß und Zoll gebt.« Und die zween Käfer richteten sich unter der Rinde des Baums ein und zeugten zwanzig Kinder und starben. Die zwanzig zeugten zweihundert Kinder und starben. Die zweihundert zeugten zweitausend Kinder und starben. Die zweitausend aber zeugten zehnmal so viel und starben auch. Da gebrach es nach und nach der Krone des Baums an Saft, und als sie diesen Mangel den untersten Wedeln klagte und sprach: »Warum gebricht es mir an Saft?« antworteten diese: »Die Käfer, die in der Borke deines Stammes hausen, benehmen dir und uns die Nahrung.« Da ward es dem Baume sehr bange um sein Leben. Er ließ sich von dem Sturme schütteln, daß ein Theil seiner Wurzeln riß; aber die Käfer spotteten seiner in ihren Winkeln und Löchern. Er hüllte sich in eine schneidende Kälte, daß ein Theil seiner Rinde borst und entzwei riß; aber die Käfer mit ihren Maden lachten seiner und gruben und wühlten sich nur tiefer in seine Borke. Darauf verklagte der geängstete Baum seine Blutsauger bei Himmel und Erde; aber ehe der Prozeß aus ward, starb er, und die Käfer mästeten sich an seinem Mark, bis sie ihn verließen und einen andern Baum angriffen.“

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!“

„Darum hat Luther recht, wenn er von den christlichen und jüdischen Wucherern spricht: Es sind das freilich nicht Straßenräuber noch Stuhlräuber, die so schädlichen, räuberi-

schen Umschlag treiben, sondern Hausräuber und Hofräuber. Wer hundert Gulden hat und nimmt jährlich davon vierzig, das heißt einen Bauer oder Bürger in Einem Jahre gefressen. Hat er tausend Gulden und nimmt jährlich vierhundert an Zins, das heißt einen Ritter oder Edelmann in Einem Jahre gefressen. Hat er zehentausend und nimmt jährlich viertausend, das heißt einen reichen Grafen in Einem Jahre gefressen. Hat er hunderttausend, wie es sein muß bei den großen Händlern, und nimmt jährlich vierzigtausend, das heißt einen großen reichen Fürsten in Einem Jahre gefressen. Hat er zehenhunderttausend und nimmt jährlich vierhunderttausend, das heißt einen großen König in Einem Jahre gefressen. — Und leidet darüber keine Gefahr weder am Leibe noch an der Waare, arbeitet nichts, sitzet hinter dem Ofen und brät Aepfel. Also möchte ein Wucherer sitzen zu Hause und eine ganze Welt in zehn Jahren fressen. Hier sollte nun sein ein Nehemia. Aber auch, ihr Pfarrherrn und Prediger, denket und prediget Solches euren Leuten."

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

„Wenn ich Kaiser wäre, wüßt ich wohl, was ich thun wollte. Den Sauerteig allzumal, Schacher- und Wechsel-Juden und alles jüdische Gesinde zusammen koppeln und gürten, — denn ungegürtet und ungeführt würden sie nicht gehen, dahin sie nicht wollten, — und führen, nicht weiter, denn an das nächste Meer. Das ist ein Wässerlein, das heißet lateinisch **Mare Balticum**, ein köstlich Heilbad wider allen Wucher. Daselbst wollte ich sie einsetzen und säuberlich baden. Und ob sie sich wollten fürchten vor dem Wasser, wollte ich ihnen zur Sicherheit mitgeben ihre Unterpfänder und Scheine, darauf sie geliehen haben. Was gilts, wenn sie eine halbe Stunde in demselben Heilbade hätten gebadet,

es sollte alle ihre Seuche, Schaden und Gebrechen ablassen und aufhören; da wollte ich Bürge sein und ihnen meinen besten Rock zum Pfande setzen. Amen."

3.

Am Ende des Thals, gegen eine große Ebene zu, stand mitten unter großen Obstbäumen ein einstockiges, weißes Haus mit neugrünen Läden, und in demselben wohnte der Fallmeister Valentin Lenz.

Dieser Mann hatte aber mit der Fallmeisterei nicht mehr zu thun, als die Chirurgen in großen Städten, die zugleich Badstuben besitzen, mit dem Rasiren. Die Fallhütte stand eine Viertelstunde von dem Haus entfernt an dem Saum eines Eichenwaldes, und drei Knechte besorgten die Geschäfte, die durch einen weiten Distrikt hin mit dieser Hütte in Verbindung standen. Herr Lenz, wie ihn die Bauern titulirten, machte den Doktor, und zwar auf eine weit bequemere Weise, als ein Arzt in unserer Zeit, was der freundliche Leser gern zugeben wird, wenn er meiner Erzählung durch eine Stunde der Thätigkeit dieses hilfreichen Mannes folgt.

Herr Lenz kehrte nämlich eines Tages aus der Stadt zurück in sein Landhaus. Denn diesen Namen verdiente seine Wohnung wegen ihrer schönen Lage und wegen der großen Wohlhabenheit und Sauberkeit, die sich darin allenthalben kund gab. Sein volles und blühendes Antlitz glänzte theils von dem Glas alten Rheinweins, den er bei dem Apotheker, seinem Geschäftsfreunde getrunken hatte, und theils von der Freundlichkeit, womit er seine Frau grüßte, die ihm unter die Thüre entgegen kam.

Sein erstes Geschäft war, die verschiedenen Sachen auszupacken, welche er in der Apotheke geholt und in den bei-

den großen Seitentaschen seines dunkelblauen Oberrocks untergebracht hatte. Dann warf er sich in seinen Armstuhl, wie ein Mann, der nach einem ungewöhnlichem Tagewerk die Ruhe wohl verdient zu haben glaubt. Seine Gehilfin aber begann die auf den Tisch gelegten Arzneien in die Hausapotheke zu schaffen, die in der Kammer neben der Wohnstube angebracht war.

Die ersten zwei Pakete, nach denen sie langte und die sie nahm, wie sie aufeinander lagen, enthielten das eine Weinstein, und das andere Mausgift. Herr Lenz erhub sich daher etwas in seinem Armstuhl und sagte: „Hartwig, da paß auf. In dem blauen Papier ist Weinstein und in dem weißen ist Mausgift. Den Weinstein thust Du in die Schublade Nummer 5 und das Mausgift schüttest Du in die Schublade Nummer 6. Ein andersmal will ich dem Apotheker sagen, daß er die Nummern darauf schreibt, dann kannst Du nicht fehlen.“ Ein drittes Paket war in der Tasche des Doktors etwas locker geworden. Frau Hartwig öffnete es vollends und fand darin ein feines, hochrothes Pulver, das so einladend und appetitlich hersah, daß sie ihren Finger mit der Zungenspitze benetzte und im Begriffe war, es zu kosten. Zum Glück aber bemerkte dieß ihr Mann hinter dem Ofen und rief: „Halt! halt! das ist Brechweinstein.“ Und seine lüsterne Hälfte fuhr nun mit der rothen Fingerspitze nicht an den Mund, sondern an die Schürze und erwiderte: „Daß Dich der Kukuk, sonst war ja das Brechpulver immer schneeweiß.“ „Ja freilich,“ antwortete der Doktor, „aber der Apotheker hat dießmal Purpurwürmer darunter gerieben, und gesagt, es sehe appetitlicher aus, wenn man es so mit Aqua Fontana mische.“ „Was ist denn Aqua Fontana?“ fragte Frau Hartwig weiter. „Es ist

Brunnenwaſſer, erklärte ihr Mann, und die Maaß davon koſtet in der Apotheke einen Kronenthaler.

Und ſo ging es weiter. Die Eheleute plauderten in dieſer vertraulicher Weiſe noch eine Weile. Die Doktorin nahm die Pakete und der Doktor nannte ihr die Nummern der Schubladen und Gefäße, worein der Inhalt derſelben gethan werden ſollte. Bloß für eine Schachtel mit einem grauen und geruchloſen Pulver war in der Hausapotheke noch kein Fach beſtimmt, und Herr Lenz im Sorgenſtuhl ſagte daher: „Hartwig, das iſt ein neues Medicament, nämlich getrocknetes Menſchenfleiſch, das, wie der Apotheker mir ſagte, bei Ueblichkeiten, welche aus dem Magen kommen, die beſten Dienſte thut.“

Hartwig. — Aber woher in aller Welt bekommt man denn dieſe ſeltſame Waare?

Herr Lenz. — Aus Aegyptenland, wo die Kinder Israel geweſen ſind. Daſelbſt wurden die vornehmen Leute nicht begraben, wie bei uns, ſondern man wickelte ihre Leiber in Spezereien und köſtliche Leinwand, und legte ſie in trockene Grüfte. Darin findet man ſie noch heut zu Tage und verkauft ſie ſtückweiſe an die Apotheker.

Hartwig. — Aber wenn Leute darunter wären, die bei den Aegyptiſchen Plagen an der Peſtilenz oder an den ſchwarzen Blattern ihren Geiſt aufgaben, das wäre denn doch ſo eine Sache.

Herr Lenz. — Ei, das muß man nicht ſo genau austüpfeln. Und überdieß nimmſt weder Du noch ich von dem Pulver ein, ſondern ich will es vorläufig nur an den Bauern probiren.

Mit dieſer Erklärung ließ ſich auch Frau Hartwig zufrieden ſtellen, ſtreifte die übrigen kleineren Päcktchen zuſammen in ihre untergehaltene, ſchneeweiße Schürze und trug ſie

hinaus in die Kammer, damit der Doktor sie mit Bequemlichkeit in die gehörigen Fächer ordnen könnte, nachdem er ausgeruht hätte.

Als sie in die Stube zurückkehrte, sah sie den sanften Abhang, an welchem die Fallmeisterei lag, ein Weib aus Dürrenstein herauskommen, und rief ärgerlich darüber. „So hast Du doch bis an den späten Abend keine Ruhe! Da kommt schon wieder Jemand. Das ewige Gescheer!" Herr Lenz aber sprang mit den Worten: „Wenn es nur wacker Wolle dabei giebt," munter aus seinem Armstuhl auf, raffte Rock, Hut und Stock, welche er abgelegt hatte, zusammen, und eilte über Hals und Kopf zur Stubenthüre hinaus. Frau Hartwig setzte sich wieder an ihr halbfertiges Hemde von blendend weißer Leinwand, und fuhr fort die feinen Fältchen an dem einen Aermel zu Faden zu schlagen, bis die Dürrensteiner Bäuerin in die Stube trat und fragte, ob der Herr Lenz nicht zu Hause wäre.

Frau Hartwig. — Ihr müßt viel lauter reden. Hab' einen Fluß in den Ohren und hör' nicht recht.

Bäuerin. — Ist der Herr Lenz nicht daheim?

Frau Hartwig. — Nein, für diesmal nicht, wird aber bald heimkommen. Wo fehlt's denn?

Bäuerin. — Mir fehlt, Gott Lob, nichts; aber der Bauer ist ganz marode.

Frau Hartwig. — Vielleicht an der Ruhr, von der man jetzt so viel hört?

Bäuerin. — Nein, gestern hat er Etwas gegessen, und seit der Zeit ist er sterbenskrank.

Frau Hartwig. — Was liegt ihm denn im Magen, vielleicht neubackenes Brot?

Bäuerin. — Nein, Pfifferling in Schmalz geröstet und Eier daran geschlagen.

Frau Hartwig. — Und vielleicht nur zwei oder drei Gabeln zum Verſuchen.

Bäuerin. — Ja, der läßt ſich gewiß was ſagen! Es waren ein Hut voll Pfifferling und um zwei Batzen Eier. Jetzt drückt's ihm ſchier das Herz ab. Muß ein böſer Thau auf die Dinger gefallen ſein.

Frau Hartwig. — Und iſt noch nichts gebraucht worden?

Bäuerin. — Ja, die Barbara, die Haushälterin vom Herrn Pfarrer.

Frau Hartwig. — So, ſo! Was die wohl gerathen hat?

Bäuerin. — Drei Löffel Baumöl. Weil aber im ganzen Dorf keins aufzutreiben war, ſo haben wir ihm Leinöl eingeſchüttet. Und ſeit der Zeit iſt's eher ſchlimmer, als beſſer. Er ſchreit in Einem Stück, wie ein Türk.

Frau Hartwig. — Da ſtehts freilich nicht gut. Ich will nur lugen, ob der Herr Lenz noch nicht kommt.

Mit dieſen Worten ging die Fallmeiſterin hinaus und wenige Augenblicke darauf trat ihr Mann herein, den Hut auf dem Kopf und den Stock in der Hand, mit ſtarkem Blaſen und überhaupt mit allen Zeichen eines unmäßigen und vielangelaufenen Geſchäftsmannes. Er ließ daher auch die Haberbäuerin, die einen förmlichen Spruch begonnen hatte, nicht ausreden, ſondern unterbrach ſie alsbald mit der Frage, ob ſie keinen Urin von dem Patienten mitgebracht habe.

„Ja, Herr; ich weiß aber nicht, ob es genug ſein wird," erwiderte die Gefragte und wickelte eine Quartflaſche aus ihrem Sacktuche.

„Wer's verſteht, verſetzte der Doktor, für den iſt ein Fingerhut genug." Dann ſpreizte er die Füße weit auseinander, hielt das Glas gegen das Fenſter und ſprach in einzelnen abgebrochenen Sätzen: „der Patient iſt ein Mannsbild in

den Vierzigern — Drücken gegen die Bruſt und Schneiden im Unterleib — iſt aber auch kein Wunder — in ſeinem Magen ſieht's bös aus — Pfifferlinge, Eier und Leinöl — wird viel ſein, wenn er nicht ſchon geſtorben iſt."

Die Haberbäuerin entſetzte ſich über den Wahrſagergeiſt, der aus Herrn Lenz ſprach, und bat ihn dann um ſo vertrauensvoller und dringender, ihr Etwas mitzugeben, koſte es auch, was es wolle. Der Doktor aber begab ſich mit wichtiger und nachdenklicher Miene in ſeine Hausapotheke, löſte von dem rothen Pulver, das er erſt mitgebracht hatte, eine ziemliche Portion in Aqua Fontana auf, that einen Tropfen Citronenöl dazu und gab das Ganze der Bäuerin mit der Anweiſung, dem Patienten von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſo lange einen Eßlöffel von der Arznei zu geben, bis er ſich wieder ganz erleichtert fühle. Ein Kronenthaler aber war der Lohn, den er für ſeine Bemühung verlangte und ſehr gern erhielt, und die gute Wirkung, die ſeine Arznei hatte, vermehrte ſeinen Ruhm um ein Großes.

Meint übrigens der freundliche Leſer, der Wunderdoktor habe an der Stubenthüre gehorcht, während Frau Hartwig der Bäuerin die Zunge löſte, ſo thut er dem Ehrenmanne Unrecht. Nein, über der Wohnſtube war eine Kammer und in der Decke zwiſchen beiden eine mit einem feinen Drahtgitter verſehene Oeffnung. An dieſe hielt Herr Lenz ſein Ohr, während ſich ſeine Frau harthörig ſtellte und von den Leuten mit lauter Stimme erzählen ließ, was ihr Mann zu wiſſen nöthig hatte, um in dem Urin nicht falſch zu leſen.

4.

Noch feſter, als das Vertrauen auf den Herrn Lenz, ſtand der Aberglaube in den Köpfen der Dürrenſteiner. Am mei-

ſten wurde er durch die Weiblein erhalten und verbreitet, welche, Waſſer zu holen, an den oben genannten Brunnen hinausgingen, und theils unterwegs, theils im Schatten der Eichen am Waſſer einander redlich mittheilten, was ſie von den Tücken und Schalkſtreichen des Fürſten der Finſterniß und ſeiner dienſtbaren Geiſter erfuhren und wußten. Unter ihnen hatte aber die Aufwärterin des Pfarrers die beſte Gabe zu erzählen und den reichſten Vorrath dazu. Denn es ſtanden ihr die alten Bücher zu Gebote, welche der geiſtliche Herr aus ſeiner Handbibliothek in eine Bodenkammer verwieſen hatte, und dann kam ſie oft zu einer hochbetagten Baaſe deſſelben, die in der Stadt ein kleines Haus auf einem eingegangenen Kirchhofe bewohnte. Kein Wunder alſo, daß es dieſer weiſen Frau faſt nie an etlichen Begleiterinnen fehlte, die ſich zu ihr geſellten, wenn ſie mit ihren zwei Waſſerkrügen das Dorf hinauf gegen den Brunnen zu wandelte.

Etwas Unheimliches, das zuvor im Dorfe geſchehen oder erdichtet worden war, pflegte die Unterhaltung am Brunnen immer auf übernatürliche Dinge zu lenken. Aus einer ſolchen Veranlaſſung that auch einmal die Aufwärterin ihren Mund auf und ſprach: „Hm, das iſt wohl nichts Unmögliches. Es geht mit Kindern oft wunderlich her. Wechſelbälge und Kilkröpfe ſchiebt der Teufel an die Stelle echter Kinder und plaget die Leute damit. Denn dieſe Gewalt iſt dem Satan gelaſſen, daß er die Kinder auswechſelt und Einem für ſein Kind einen Teufel in die Wiege legt, das dann nicht wohl gedeihet, ſondern nur frißt und ſäuget, und ſich garſtiger macht mit Freſſen, Schreien und Unrath, denn ſonſt andere zehen Kinder, daß die Aeltern vor ſolchen Unfläthen keine Ruhe haben. — In Sachſen, bei Halberſtadt, hat ein Bauer auch einen Kilkropf oder Wechſelbalg gehabt, der unmenſchlich viel fraß. Dieſem Manne haben die Leute

den Rath gegeben, er solle ihn auf einer Wallfahrt gen Hockelstedt zur Jungfrau Maria bringen und daselbst wägen lassen. Diesem folgt der Bauer, packt den Wechselbalg in einen Korb und trägt ihn dahin. Wie er aber an ein Wasser kommt und auf dem Steg oder der Brücke geht, so ist ein Teufel unten im Wasser, der rufet ihm zu: »Kilkropf! Kilkropf!« Da antwortete das Kind, so hinten im Korbe saß: »ho! ho!« Zuvor hatte es aber noch nie ein Wort geredet, und der Bauer war also deß ungewohnt und sehr erschrocken. Darauf fragte der Teufel im Wasser ferner: »Wo willt Du hin?« Der Kilkropf sagt: »Ich will gen Hockelstedt zu unserer lieben Frauen und mick laten wiegen, dat ick möge gediegen.« Wie aber solches der Bauer hörte, daß der Wechselbalg reden kann, welches er zuvor nie von ihm vermerkt, wird er zornig und wirft das Kind alsbald ins Wasser mit dem Korbe, darinnen er es trug. Da waren die Teufel zusammen gefahren, hatten geschrieen: »Ho! ho! ho!« miteinander gespielet und sich überworfen, waren darnach zugleich verschwunden."

Hier schwieg die Haushälterin. Da aber ihre Zuhörerinnen vor großem Entsetzen nicht reden, sondern nur einen schweren Seufzer hervorbringen konnten, fuhr sie fort: „Und in demselben Buche steht, zu Dessau war Eines, das zwölf Jahr alt war und seine Augen und alle Sinne hatte, daß man meinete, es wäre ein rechtes Kind und kein Wechselbalg. Dasselbige that aber nichts, als daß es mehr fraß, denn vier Bauern oder Drescher. Es fraß, soff und lag immer im Unflath, und wenn man es angriff, so schrie es. Wenn es aber im Hause zuging, daß Schaden geschah, so lachte es und war fröhlich, ging es aber wohl zu, so weinte es. Diese zwei Tugenden hatte es an sich. Darum rieth ein Theil, man sollte es in die Mulde werfen, so bei Dessau

ſtieß, die andern aber meinten, die Aeltern ſollten täglich ein Vaterunſer beten laſſen in der Kirche, daß der liebe Gott den Teufel wegnehme. Und da das geſchah, ſtarb derſelbige Wechſelbalg im andern Jahre hernach."

Und wenn die Haushälterin aus ihren alten Büchern noch mehr zu erzählen gehabt hätte, wäre es faſt beſſer geweſen. Da nun aber dieſer Faden abgeriſſen war, ſpannen die Weiblein am Brunnen einen andern an und machten die Nutzanwendung von den zwei Geſchichten auf die Strohbäuerin im Dorf, die am Abend zuvor eines geſunden, aber etwas unförmlich dicken Knäbleins geneſen war.

„Wenn ich etwas zu ſagen hätte, bemerkte die Eine, ſo müßte der Wechſelbalg der Strohbäuerin ohne weiters ins Waſſer, wo es am tiefſten iſt. Es würde am Ende ſchon dem Kukuk, Gott ſei bei uns, vergehen, ſeine Wind- und Baſilisken-Eier in fremde Neſter zu legen."

„Ich aber, verſetzte die Andere, ich meine, man ſollte es vorerſt ein Jahr oder etwas mit dem Kirchengebet verſuchen. Freilich könnte die Strohbäuerin ſo lange nicht in die Kirche gehen, weil ſie ſich doch ſchämen müßte, wenn man die Frucht ihres Leibes vor der ganzen Gemeinde einen Wechſelbalg oder Kilkropf hieße."

„Das iſt ihre eigene Schuld," unterbrach die Haushälterin ihre alte Freundin. „Wer weiß, wer weiß, was —"

Und der freundliche Leſer kann ſich leicht denken, was für ein unbarmherziges Gericht wider die arme Strohbäuerin im Anzug war. Aber in dem nämlichen Augenblick, wo ſie mit dem nämlichen Maße gemeſſen werden ſollte, damit ſie ſchon Andere gemeſſen hatte, fing es unter den Füßen der alten Weiber an zu kollern und zu ſchluchzen, wie es in einer Gießkanne zu ziehen und zu ſchluchzen pflegt, wenn ſie anfängt leer zu werden, nur hundertmal ſtärker und unheimlicher.

Und die drei Sibyllen entflohen so eilig, als sie mit ihren hohen Jahren und großen Socken konnten.

Die freundliche Leserin aber, besonders wenn sie ein gutes Gewissen hat, braucht nicht so sehr zu erschrecken. Denn dieser unser Koppbrunnen hatte das Eigene, daß es in sehr trockenen Jahrgängen manchmal unter den Füßen derer, die aus ihm schöpften, auf eine sehr unheimliche Weise gurgelte, schluchzte und schnarchte, eine unerklärliche Erscheinung, wodurch er sich selbst bei den Dürrensteinern in übeln Geruch und in den bösen Ruf brachte, daß es in seinen unterirdischen Behältern nicht geheuer sei. Wäre er daher nicht der einzige Brunnen weit und breit gewesen, Niemand hätte eine Hand voll Wasser aus ihm geschöpft. Allein und ohne Begleitung aus ihm Wasser zu holen, daran dachte ohnedies kein Mensch im Dorf.

5.

Ueberhaupt waren die nächsten Umgebungen von Dürrenstein dem Aberglauben nicht ungünstig, und er konnte in diesem Boden Wurzeln schlagen, wie die Brennnesseln, Disteln und stachlichte Brombeerranken in den Schutthaufen zerfallener Mauern.

Das nämliche Schluchzen, Kollern und Gurgeln, das die Leute am Koppbrunnen erschreckte, hörte man auch manchmal ungefähr zweitausend Schritte unterhalb dem Dorfe innerhalb der Grundmauern, die von einem alten Gebäude übrig geblieben und mit allerlei Buschwerk überwachsen waren. Ja Schatzgräber, die hier in stillen Nächten ihr Ohr an den Boden gelegt hatten, wollten ein ununterbrochenes unterirdisches Geräusch, wie von einem langsam gehenden oberschlächtigen Mühlrad gehört haben. Ueberdies schien

diese Ruine, welche der Solathurn hieß, mit dem Koppbrunnen in einem sehr nahen Zusammenhang zu stehen.

Wenn nämlich am Anfang oder zu Ende des Winters einzelne Schneeschauer über die Haide liefen, blieben die Flocken überall liegen, bis ein Thauwind oder die Strahlen der wieder hervorbrechenden Sonne sie wieder wegleckten; aber zwischen dem Brunnen und dem Solathurn fingen sie in einer Breite von zwei oder drei Fuß und in demselben Augenblick, wo sie auf den Boden fielen, an zu schmelzen und zu zergehen. Oft war daher die ganze Bergebene hinter dem Dorfe schneeweiß, während von dem einen bis zu dem andern dieser geheimnißvollen Plätze ein schnurgerader dunkler Streifen lief, auf welchem die geschmolzenen Schneeflocken in Tropfen an den sparsamen Grashalmen hingen.

Die Dürrensteiner, welche diese auffallende Erscheinung zu erklären suchten, waren bald damit fertig und sagten, der Böse habe zwischen dem Koppbrunnen und dem Solathurn einen unterirdischen Gang und von dem heißen Dunstkreis, der den Argen umgebe, werde der Boden über dem Gange durchwärmt.

Im Hochsommer lag zwar auf diesem Streifen ein etwas dunkleres und lebendigeres Grün, als rings umher, und schien wider diese Erklärung zu sprechen. Doch die Weisen von Dürrenstein wußten sich zu helfen und behaupteten, während der Beelzebub unter der Erde wegstreiche, tanzten die Elfen und Wasserniren im Mondschein über der Erde und auf der nämlichen Bahn von dem Brunnen zu der Ruine und wieder zurück. Dabei fielen die Wassertropfen reichlich aus ihren nassen Gewändern und tränkten das Gras. Denn ginge der Widersacher nur allein diesen Weg, so würde von seinem heißen Hauch das Gras eher ganz verdorren, als grüner werden.

Zudem ruhten auf den Grundmauern und Ruinen des Solathurns manche Sagen. Die bekannteſte unter ihnen, die jedes Kind in Dürrenſtein wußte, war folgende:

„Als der Solathurn noch eine feſte und hohe Burg war, lebte ein Edelmann darin, der unmäßig fluchte. Und obgleich ſein Weib ſehr ſchön und noch jung war, ſo ſtarb ſie doch und wurde begraben. Nicht lange darnach liegt der Herr und ſein Knecht in Einer Kammer beiſammen. Da kommt des Nachts die verſtorbene Frau und neiget ſich über des Herrn Bette, gleich als redete ſie mit ihm. Da nun der Knecht ſah, daß ſolches zwei Mal nach einander geſchahe, fragte er den Junkherrn, was es doch ſei, und ob er denn auch wiſſe, daß alle Nacht ein Weibsbild in weißen Kleidern vor ſein Bette komme. Da ſagte der Herr: nein, er ſchlafe die ganze Nacht aus und ſehe nichts. Als es nun wieder Nacht ward, giebt der Junkherr auch Acht darauf und wachet im Bette. Da kommt die Frau wieder vor das Bette. Der Edelmann fraget, wer ſie ſei und was ſie begehre. Sie antwortete: ſie ſei ſeine Hausfrau Katharina. Er ſpricht: »Biſt Du doch geſtorben und begraben.« Da antwortet ſie: »Ja, Deines Fluchens halben und um Deiner Gotteslästerung willen habe ich nicht länger bei Dir bleiben dürfen; willſt Du mich aber wieder haben, ſo will ich wieder Deine Hausfrau werden.« Er ſpricht: »Ja, wenn es nur ſein könnte.« Aber ſie bedingt aus und ermahnt ihn, er ſolle nicht fluchen; ſonſt würde ſie ſchnell wieder von dannen müſſen. Denn er hatte einen ſonderlichen Fluch an ſich und ſagte zu Jedwedem, der's ihm nicht nach Willen that: »O, wenn Du nur verreckteſt!« Dieſes ſagte ihr Mann auch zu. Da blieb die verſtorbene Frau bei ihm, aß und trank mit ihm, regierte im Hauſe und wartete ihre zwei Kindlein, die eine Weile mutterlos geweſen waren. Nun begiebt es ſich, daß der Edel-

mann einmal Gäste bekam, und nach gehaltener Mahlzeit auf den Abend das Weib einen runden Pfefferkuchen zum Obst aus einem Kasten holen sollte, und blieb lange außen. Da wird der Mann schellig und fluchet seinen alten Fluch und gehet mit den Gästen hinauf in die Kammer, zu sehen wo die Frau bliebe. Und da sie hineinkamen, war sie nicht mehr da, sondern ihr Rock, den sie angehabt, liegt halb mit den Ermeln im Kasten, der andere Theil aber heraußen, wie sich das Weib hatte in den Kasten gebücket, und war das Weib verschwunden. Da gedachte der Edelmann an seiner Käthe Wort, da sie sagte: »Aber fluche nicht mehr, so würde ich bald wieder fort müssen.« Von da an führte der Edelmann ein wild wüstes Leben, und als er einmal unter guten Gesellen in einer Zeche saß, sagte er, wenn Einer wäre, der ihm eine gute Zeche alten Rheinwein schenkte, wollte er ihm dafür seine Seele verkaufen. Darnach kommt Einer in die Trinkstube, mager und mit einer Hahnenfeder auf dem Hütlein, setzt sich bei ihm nieder und zecht mit ihm und spricht: »Höre, Du sagtest zuvor, wenn Einer Dir eine Zeche guten Wein gebe, so wolltest Du ihm dafür Deine Seele verkaufen.« Da sprach der Edelmann nochmals: »Ja, ich will es thun, laß mich heute noch schlemmen, demmen und guter Dinge sein.« Der Fremde aber antwortete: »Es gilt!« und verschlich sich bald hernach wieder von ihm. Als nun der Ritter den ganzen Tag fröhlich war und zuletzt auch trunken wurde, da kommt der vorige Mann mit der Hahnenfeder wieder, setzet sich zu ihm und fraget die andern Zechbrüder und spricht: »Liebe Herrn, was dünket Euch? Wenn Einer ein Pferd kauft, gehöret ihm der Sattel und Zaum nicht auch dazu?« Und als die Zechbrüder nicht mit der Antwort herausrücken wollten, sondern erschraken und zauderten, schlug der Mann auf den Tisch und schrie: »Nun saget

es flugs!« Da bekannten sie und sagten: »Ja der Sattel und Zaum gehöret ihm auch dazu.« Da nimmt der Fremde den Edelmann unverwehrt bei der Hand und führet ihn hinaus in die Nacht, daß Niemand gewußt, wo er war hingekommen."

Seit der Zeit, sagen die Dürrensteiner, sah man nichts mehr von dem Edelmann und seine Burg zerfiel; aber die weiße Frau wandelt noch immer um Mitternacht in dem Burgstall mit ihren Kindlein im Arm und an der Hand und beweinet ihren Gemahl.

6.

Nach diesem Allen starb der alte Pfarrer in Dürrenstein und ward begraben. Und da an dem Grabe desselben auch der alte Schulmeister sein Schwanenlied sang, so kamen ein neuer Pfarrer und ein anderer Schulmeister ins Dorf.

Einige Wochen darauf schrieb der Pfarrer an seine Braut in der Stadt: „Du verlangst in Deinem letzten Briefe von mir auch etwas über den geistlichen Zustand meiner Gemeinde zu erfahren, und ich entspreche Deinem Wunsche herzlich gern, wenn Du mir von Deiner Seite den Gefallen thust, einen Ameisenhaufen oder einen Korb mit Bienen zu einer gewissen Zeit zu untersuchen und zu beobachten.

Ja, liebe Marie, begieb Dich unter oder nach einem Landregen von etlichen Tagen in den Stadtwald und an einen Haufen, worin die Roßameisen ihre Wirthschaft aufgeschlagen haben, so wirst Du im ersten Augenblick meinen, es sei gar kein Leben mehr in ihrem Bau, hebst Du aber, um Dich zu überzeugen, ob denn das ganze emsige Völklein so gar schnell dahin gestorben sei, ein Stück von ihrem Lehmdach, so wirst Du zwar die sonst so thätigen Leutlein noch alle am Leben

finden, aber in einem tauben, dumpfen und schläfrigen Zustande. — Bei den Bienenkörben, die neben dem Landhause Deines Vaters stehen und hinten kleine Schieber und Fenster haben, durch die man mitten in das Haushalten der Honig- und Wachs-Sammler hineinschauen kann, braucht es nicht einmal diese Umstände. Nimmt es Dich an einem kühlen und rauhen Junitag Wunder, daß Du keine von Deinen sonst so muntern und fleißigen Immen vor dem Gartenfenster vorüber summen hörst, so darfst Du nur ein Tuch um den Kopf binden und an den Bienenstand hinausgehen. Da wirst Du bald gewahr werden, daß es in den Körben und ihren Aufsätzen aussieht, wie in dem Untersberg bei Salzburg, wo der Kaiser Rothbart mit seinem ganzen Hofstaat schon seit etlichen hundert Jahren nicht weiß, soll er vollends aufwachen oder wiederum einschlafen.

In einem solchen tauben und dumpfen Zustande nun, wie die Ameisen, wenn es ihnen durch das Dach regnet, und wie die Bienen, wenn ihnen das Wetter nicht gefällt, liegen meine Dürrensteiner. In ihren Köpfen ist es, wie in ihren Stuben, die das ganze Jahr über nicht gelüftet werden, und in ihren Herzen wie auf dem Küchenherd eines rechtgläubigen Juden am Sabbath. Auch haben sie bis jetzt und zeigen noch nicht das geringste Verlangen, aus ihrem Qualm herauszukommen und gleichen hierin den Schaafen, die am schwersten aus ihrem Stalle zu bringen sind, wenn es darin raucht und dampft.

In dieser Dumpfheit starben die armen Leute auch dahin. Wurden solche Personen krank, die, wie sie sich ausdrückten, noch einen Taug gaben, so suchte man Hülfe für sie bei dem Fallmeister; legten sich aber alte und gebrechliche Leute oder Kinder, welche keinen Taug gaben, so überließ man sie ihrem Schicksal. An einen tröstenden Zuspruch wurde gar nicht

gedacht, und sahen sich auch alte Freunde und Bekannte der Kranken nach ihnen um, so war die Unterhaltung zwischen dem Patienten und seinem Besuch nichts weniger als erbaulich.

So ist, — um Dir, liebe Marie, ein redendes Beispiel dazu zu geben, — der Dummelgörg schon längere Zeit bettlägerig. Sein alter Nachbar Veit sucht ihn heim und sagt, indem er sich zwischen dem heißen Ofen und dem Lager des Patienten auf einen Stuhl ohne Rücklehne niederläßt: »Vetter Michel, ich glaube, Du pfeifst auf dem letzten Loch.«

Dummelgörg. — Es ist der alte Bund: Mensch, du mußt sterben. Alles vergängliche Ding muß ein Ende nehmen, und die damit umgehen, fahren auch mit dahin.

Veit. — Ja, Alles, was aus der Erde kommt, muß wieder zur Erde werden, wie alle Wasser wieder ins Meer fließen.

Dummelgörg. — Wenn die Sanduhr steht, hört der Pfarrer auf zu predigen.

Veit. — Oder wie Salomo schreibt: Zu der Zeit, wann die Hüter des Hauses zittern, und sich krümmen die Starken, und müssig stehen die Müllerinnen, weil ihrer so wenig worden ist, und finster werden, die durch die Fenster schauen, und die Thüren auf der Gasse geschlossen werden, da die Stimme der Mühle leise wird, und man erwachet, wann der Vogel singet, wann alle Lust vergehet, und der Mensch nun wandern soll in sein ewiges Haus 'und die Kläger umhergehen auf der Gasse.

Dummelgörg. — Gieb auch keinen Taug mehr auf der Welt.

Veit. — Und wir sind Alle Gott einen Tod schuldig.

Dummelgörg. — Es bleibt Keiner übrig. Heute mir, morgen dir, steht auf unserer Kirchhofthür.

Veit. — Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben. Doch genug! Du siehst schon aus dieser kleinen Probe, liebe Marie, wie die Dürrensteiner einander Trost zusprechen. Sie lernten es von meinem Vorfahrer, der in allen seinen Leichenpredigten nichts weiter zu beweisen suchte, als daß alle Menschen sterben müssen.

Uebrigens kommen in dieser Dumpfheit, in der die Dürrensteiner dahin leben und sterben, auch keine schreienden Sünden zum Vorschein. Uneheliche Kinder, Ehebruch, Schlägereien in der Schenke, Diebstähle, Vergandungen (Subhastationen) u. s. w. waren und sind hier unerhörte Dinge. Wollte ich daher dem Consistorium über den religiösen und sittlichen Zustand meiner Gemeinde berichten und weiter nichts anführen, als daß die oben genannten Sünden in meiner Heerde gar nicht vorkämen, so würde die geistliche Stelle vielleicht in Versuchung kommen, meine Dürrensteiner mit einer Brüdergemeinde oder sogar mit den ersten Heiligen in Jerusalem zu vergleichen. Betrachtet man aber die Sache an Ort und Stelle selbst, so findet man bald, daß das dumpfe, taube und schläfrige Wesen meiner Leute ein unverkennbarer Anfang des ewigen Todes ist. Und wider dieses geistliche Vermodern und Verdummen, wider diese trockene Fäulniß des Geistes gab es sonst kein Mittel. Denn mein Vorfahrer im Amte, gerade der, der es hätte führen sollen, hatte selbst kein Körnlein von dem Salz der Erde.

Von Seiten der weltlichen Obrigkeit geschah ohnedieß für Dürrenstein wenig oder nichts. Der verstorbene Amtmann kam nur alle Jahre einmal in das Dorf, um den Gerichtstag zu halten, an welchem Güter zugeschrieben, Gemeinde- und Stiftungs-Rechnungen durchgesehen und Eheverträge, Kaufcontracte und Testamente aufgenommen wurden. Diese Geschäfte aber besorgte der Amtsschreiber, und sein Prinzipal

verlebte indeß die Stunden auf die beste Weise, wie man einen schönen sonnigen Oktobertag auf dem Lande zubringen kann.

Eine Art Küchenwagen, von dem Gerichtsdiener geführt, und von der Köchin überwacht, eilte immer dem Amtmann voraus. Er selbst kam, in einem wohlverschlossenen Glaswagen gegen den Morgennebel geschützt, nach, und seine erste Frage, die er beim Aussteigen an den Wirth richtete, war die gewöhnliche, wie es heuer mit den Krammetsvögeln stehe. Konnte der Wirth darauf antworten: »Gut, Eure Gnaden, der Schulmeister hat recht schöne geliefert,« so verklärte sich das Antlitz des Richters und blieb den ganzen Tag über verklärt. Nachdem er hierauf eine Tasse Kaffee geschlürft und die Pelzmütze mit einer Perrücke vertauscht hatte, stattete er dem Pfarrer einen Besuch ab, und ergötzte sich nicht weniger an der Verlegenheit des alten Junggesellen, als an dem Burgunder, den sich derselbe für seinen hochgeehrten Gast aus einer der besten Quellen zu verschaffen wußte. An der Thüre des Pfarrhauses warteten indeß der Schultheiß und mehrere Bauernbursche mit Hauen und Schaufeln auf ihn. Denn der Amtmann war ein Alterthümler und ließ jedes Jahr einige von den alten Gräbern öffnen, welche sich in der nächsten Umgegend fanden und seit der Römerzeit unberührt geblieben waren. Theils unter den angenehmen Erwartungen, mit denen solche Nachgrabungen verbunden sind, und theils bei manchem überraschenden, wenn auch nicht kostbaren, Funde gingen einige Stunden schnell vorüber, und es ereignete sich etliche Male, daß die Forellen, der Krautskopf, die Krammetsvögel und der Rehschlägel auf den Amtmann länger warten mußten, als es ihnen selbst gut oder der ungeduldigen Köchin und dem hungerigen Schreiber lieb war. Deswegen wurden auch meistens die Bauern, die das Jahr

über beim Ackern alte Münzen gefunden und ſich damit in dem Wirthshauſe eingeſtellt hatten, erſt beim Nachtiſche vorgelaſſen und indeß in der Wirthsſtube mit Bier regalirt.

Am letzten Gerichtstag, welchen der Amtmann in Dürrenſtein hielt, und als er ſchon im Begriff war, wieder in ſeinen Gläswagen zu ſteigen, nahm er noch ein ziemlich dickes Paquet, welches auf dem Rückſitze lag, heraus und gab es dem Schultheiß mit den Worten: »Da ſind Anweiſungen zur Bienen- und Schaafzucht, welche im Namen Sr. Durchlaucht des Fürſten unter die Gemeindeglieder vertheilt werden ſollen. Ich habe es zwar ſelbſt thun wollen, aber vergeſſen, und jetzt muß ich eilen, daß ich noch vor einbrechender Nacht durch das Thal komme. Denn der Weg iſt zu ſchlecht.«

Der Ortsvorſtand nahm den Pack und kehrte damit in die Schenkſtube zurück, wo noch die Ortsleute beiſammen waren, die mit dem Amtsſchreiber oder ſeinem Herrn zu thun gehabt hatten. »Da hat mir,« ſagte er beim Eintritt, »der Amtmann einen Bündel Blätter gegeben, daß ich ſie in der Gemeinde vertheile.« Neugierig traten die Anweſenden an den Tiſch, auf den der Ortsvorſtand die Beſcheerung legte. Der Webermeiſter, der allein noch ſo viel Fingerfertigkeit hatte, einen Knoten zu ſchürzen und aufzulöſen, nahm den langen und verſchlungenen Bindfaden ab. Der Wirth zählte die einzelnen Bogen und fand deren zwanzig. Der Schultheiß kratzte hinter den Ohren und verſetzte, von ſeinen Amtsſorgen faſt überwältigt: »Was iſt da zu thun? Das ſind nur zwanzig Stück, und wir haben dreißig Haushalten, den Pfarrer nicht eingerechnet.« »Auch,« bemerkte der Hüllſtoffel dazu, »dürfen die Theile nicht gleich ſein, weil der ganze Bauer doch mehr kriegen muß, als der halbe.« Dieſe Bemerkung verwirrte aber die Sache noch mehr, und die Thei-

lungs-Verhandlungen wollten schon mit dem Beschluß endigen, daß man des andern Tags den Flurer an den Amtmann schicken und sich Verhaltungsregeln ausbitten sollte. Da schnitt der Matterhans den Knoten mit seinem Taschenmesser entzwei. »Es braucht,« sagte er, »alle die Umstände nicht. Sondern wir zerschneiden jedweden Bogen in vier Stücke. Das macht — das macht« — »Achtzig Theile,« half der Wirth aus. »Davon,« fuhr der Matterhans fort, »bekommen die zwanzig ganzen Bauern sechzig Viertel und die zehen halben Bauern zwanzig Viertel, so wird es auf's Haar zusammen gehen.« »Aber,« warf nun der Gallenveit ein, »was ist's mit dem Pfarrer?« »Dem,« rieth der Pfeifergispel, »dem schicken wir das dicke Papier, worin der Plunder gewickelt war, so muß er auch zufrieden sein.«

Und so geschah es auch. Der Matterhans viertheilte mit seinem Taschenmesser die zwanzig Exemplare der »Gemeinnützigen Anweisungen für Schaaf- und Bienen-Züchter.« Jeder der Anwesenden bekam seinen Antheil sogleich, den Abwesenden wurde der ihrige in das Haus geschickt und den Umschlag bekam der Pfarrer durch den Schullehrer." —

So weit der Pfarrer an seine Braut.

Sollte aber endlich der verehrliche und Alles haarscharf nehmende Leser fragen, wohin denn der Bindfaden gekommen wäre, womit die gemeinnützigen Anweisungen vor ihrer Vertheilung zusammengebunden waren, so muß ich, wenn auch ungern, mit einem Sündenbekenntniß herausrücken. Ich habe nämlich im vorigen Jahre denselben von einem Enkel des Pfeifergispel käuflich an mich gebracht, um für diese meine Erzählung ein Trumm von Faden zu erhalten. Da mag ihn nun der kritische Leser, der ihn vermißte, suchen.

7.

Uebrigens ließen sich der neue Pfarrer und der junge Schulmeister durch den fast verzweifelt bösen Zustand ihrer Gemeinde nicht verzagt und untreu machen. „Sind wir es doch nicht allein," sprachen sie bei sich selbst, „so die Todten auferwecken sollen, sondern Gott mit uns wird es thun, und die Blinden sehen, und die Tauben hören, und die Stummen reden und die Lahmen gehen lassen, Einen nach dem Andern und Einen durch den Andern. Der Herr giebt Gedeihen und Wachsthum, wir aber pflanzen und begießen zu seiner Zeit, und warten als Ackerleute auf die köstliche Frucht und sind geduldig darüber, bis wir empfahen den Frühregen und Spatregen."

Und sie warteten nicht vergebens. Die Kinder aber waren die ersten, in denen sich geistliches Leben regte und die Früchte der Wiedergeburt brachten. Die Alten blieben noch lange in sich so ruhig, wie die Pelzkappen auf ihren Köpfen.

So trieb einmal der dreizehnjährige Hannadam die zwölf Schaafe seines Vaters, welche die Klauenseuche noch am wenigsten unter allen verschmerzt hatten, auf das Feld allein und hütete sie auf einem Brachacker. Nicht weit davon stand ein wilder Birnbaum, und die Früchte daran waren zwar nicht so groß, aber fast noch gelber, als die Citronen in Welschland, und warteten, wie die Eicheln, auf einen frischen Ostwind, daß er sie sanft ablöse und auf den weichen Teppich unter dem Baum lege. Denn sie fürchteten die Annamiedel aus dem Dorf, die jeden Herbst mit einer langen Stange gegangen kam, und auf sie losschlug, als wären sie von Stein und ihre Zweige von schwedischem Eisen. Aber Annamiedel kam auch heuer wieder eher als der Ostwind, und obgleich oft, wenn sie weit ausholte, die schwere Stange

das Weiblein hinter sich hinriß, so raffte sie sich doch immer wieder auf und that manchen festen Hieb nach dem Baum. Dieß sah Hannadam bei seinen Schaafen und sprach zu ihnen: „Bleibet fein auf meines Vaters Acker, dieweil ich hingehe und der Annamiedel helfe. Denn sie zerschlägt den Baum und bringt doch nichts herunter.“ Und ging hin, und stieg von dem umgestürzten Tragkorb des Weibes auf den ersten Ast und von dem auf die anderen Aeste, und schüttelte die hängenden Zweige fast noch säuberlicher, denn der Ostwind, und rastete nicht eher, als bis Annamiedel zu ihm in den hohen Wipfel hinauf rief: „Laß es nun gut sein, mein Söhnlein, der Korb ist voll. Sei schönstens bedankt, und auf Martin holst Du Dir eine Tasche voll Hutzel.“ Hannadam kletterte munter und geschickt vom Baum, wie ein Eichhorn; als er aber zu seinen Schaafen kam, standen sie mit vollen Bäuchen mitten in dem Rübenacker des Goldweber[illegible] und wunderten sich, daß der Knabe wie unsinnig that und ein großes Geschrei erhub. Auch die Annamiedel wunderte sich über sein Lamento, blieb stehen und wartete, bis er mit seinem Heerdlein kam und ihr weinend berichtete, was geschehen war. Worauf sie antwortete und sprach: „Ei Söhnlein, das ist nicht der Mühe werth, daß Du so jammerst. Hat's doch keine Seele gesehen, denn ich. Und nun wenn Du mir folgst, treibst Du Deine Schaafe hinter den Zäunen herum und auf der andern Seite des Dorfes herein. Und wenn der Goldweber morgen Alarm schlägt und fragt: »Welcher Schelm hat mir meine Herbstrüben abgeweidet?« so wird man sagen: »der Hannadam nicht, denn der ist von einer ganz andern Seite hereingekommen.« Und fragt man mich, so werd' ich antworten: »Ei, was Schaaf? Die Hirsche sind auf dem Acker gewesen. Da ich zu dem Birnbaum kam, ist derselben ein ganzes Rudel von dem Feld zu Wald gezogen.« „Aber,“

versetzte der Knabe, „der Herr Schulmeister sagt, man darf durchaus nicht lügen, auch in der größten Noth nicht, und wer lügt, hat den Teufel zum Vater, wie geschrieben steht.“ „Ei was?“ antwortete die Alte auf diesen unerwarteten Einwurf, „was weiß der neue Schullehrer? So lange das Dorf steht, hat es immer geheißen: Eine gute Ausrede ist drei Batzen werth.“ Und damit nahm sie den Knaben und schob ihn auf den Weg, der hinter dem Dorf herumführte. Aber auch auf diesem Umwege wurde Hannadam nicht ruhiger, sondern die Angst seines Herzens über den Schaden, an dem seine Nachlässigkeit Schuld war, ward nur größer, und er begab sich, sobald er seine Schaafe im Stalle hatte, zu seiner Großmutter, erzählte ihr die ganze Geschichte und meinte zuletzt, sein Gewissen leide es nicht, daß er dem Rath der Annamiedel folge. Aber die Großmutter ließ ihn nicht ausreden, sondern erwiderte: „O, Gewissen und kein Ende! Was für neue Sachen der Schulmeister in unsern Ort gebracht hat! Hat man in Dürrenstein auch schon etwas von dem Ding gehört? Was der Euch noch weiß machen wird! Glaub' mir, Hannadam, glaub's mir, Deiner alten Großmutter, Du hast so wenig ein Gewissen, als ich, und der Schulmeister, der übergescheidte, hat Dir nur was in den Kopf gesetzt. Mach's nur, wie die Annamiedel gesagt hat, so wirds schon recht werden.“ Mit diesen Worten ließ sie den Knaben stehen und ging zu der Mutter desselben, ihrer Tochter, um mit ihr zu überlegen und zu bereden, wie man dem Knaben den Kopf aus der Schlinge ziehen könne, wenn der Goldweber etwa doch käme und klage. Noch standen sie im Hofe bei einander, als der Beschädigte, wie um auszuruhen, vor demselben seinen Schubkarren mit Herbstrüben absetzte und die beiden Nachbarinnen in einem ganz besondern Ton grüßte. Sie dankten, und die Großmutter wunderte

sich über die beschorenen Rüben und sprach: „Es ist doch ein wahrer Jammer mit dem Wild! Wenn es so fortgeht, frißt es uns noch das Brod aus der Tischlade.“ „Und,“ setzte die Tochter hinzu, „wenn ich der Nachbar wäre, so machte ich keine Umstände, sondern ginge zum Jäger und stieße ihm die Rüben unter die Nase. Wer da die Zähne von Hasen, Rehen und Hirschen nicht sieht, der muß blind sein.“ „Ja,“ versetzte der Goldweber, „der Jäger ist mir schon unterwegs bekommen, und als ich über den Schaden klagte, antwortete er: Unser Wild hat jetzt Eicheln genug und mag Eure lausigen Rüben so wenig, als der Prälat von Grafenfeld. Aber das kann ich Euch sagen, daß den ganzen Nachmittag die zwölf Schaafe auf Eurem Acker gewesen sind, die Eurem Nachbar gehören.“ „O, Allmächtiger!“ fiel ihm die Großmutter in das Wort, „da müßt' am End' unser Hannadam die Schuld haben, und der ist so unschuldig, wie das Kind in seiner Mutter Leib. Da fragt nur die Annamiedel, die wird Euch sagen, daß unsere Schaafe heute so wenig auf dem Siechenfeld gewesen sind, als der Pfarrer auf dem Tanzboden. Da könnt' ich meine drei Finger zum Himmel aufrecken und — —“

Und das alte Weib, das schon über achtzig Jahre auf seinem gekrümmten Rücken hatte, hätte wirklich die dürre Hand zum falschen Schwure ausgestreckt. Aber ihr Enkel, der die ganze Verhandlung unter der Hausthüre mit angehört hatte, wurde in diesem Augenblick von seinem Gewissen überwältigt, lief herzu und rief, indem er die ausgestreckte Rechte seiner Großmutter herabzog: „Nachbar, der Jäger hat Recht; ich bin es gewesen mit meinen Schaafen. Ich will es nimmer thun.“

Kaum aber hatte Hannadam seine Sünde bekannt, so gab ihm seine Mutter im Zorn über seine Dummheit, wie sie es

nannte, einen solchen Schlag an das Ohr, daß er wie ein Kegel über den Haufen fiel.

Der Pfarrer und Schulmeister aber, als sie diese Geschichte erfuhren, freuten sich über die Maßen, dankten dem Herrn der Ernte und bekamen wieder frischen Muth. Ja der Pfarrer ließ das Jahr darauf den Acker des Goldwebers nicht auszählen, um den Beschädigten für seine durch Hannadams Schaafe abgeweideten Rübenkräuter zu entschädigen.

8.

Die Leute in Dürrenstein alle konnten das siebente Gebot auswendig. Sie vernahmen es ja jeden Sonntag von den zwei Knaben oder Mägdlein, die Nachmittags in der Christenlehre einander abwechselnd die Hauptstücke des kleinen Lutherischen Catechismus überhörten. Nur in der Auslegung und Anwendung dieses Gebots gingen sie seit unfürdenklichen Zeiten ihren eigenen Weg.

Indem nämlich der Herr auf Sinai sprach: „Du sollst nicht stehlen," schloß er gewiß auch den Pfarrgarten in Dürrenstein und den fürstlichen Wald unweit davon in seinen göttlichen Schutz. Aber gerade diesen Garten und diesen Wald nahmen die Dürrensteiner aus und lehrten, für diese zwei Stücke gehöre nur das eilfte Gebot, welches heißt: „Laß Dich nicht erwischen."

Es glückte daher dem Pfarrer selten, daß er eine vollkommen ausgewachsene Gurke oder Salatstaude auf seinen Tisch bringen konnte. In den allermeisten Fällen ernteten die jungen Bursche bei Nacht, wo er bei Tage gesteckt und gepflanzt hatte. Einmal also, da wieder die gefährlichste Zeit für seinen Garten kam, bemerkte er bei schicklicher Gelegenheit in der Kirche, es schmerze ihn, daß man sich bisher alle

Jahre an seinem Eigenthum vergriffen habe, nicht der einigen Groschen wegen, die das Genommene werth sei, sondern wegen des Schadens, den die Frevler dabei an ihrer Seele nähmen. Diejenigen, welche seither ihren Theil, wie sie sich ausdrückten, selbst geholt hätten, möchten ihn doch einmal stehen lassen, und es würde, er versichere sie, so viel wachsen, daß er zur Erntezeit und an der Kirchweih in jedes Haus eine kleine Gabe aus seinem Garten schicken könnte, — ein Vergnügen, auf das er sich immer gefreut, aber immer vergebens gewartet hätte.

Die alten Bauern, welche unten in der Kirche saßen, nickten auch mit dem Kopfe, zum Zeichen wenigstens, daß ihnen das Vortheilhafte des gütlichen Vorschlags einleuchte. Die jungen Bursche dagegen, welche oben auf einer langen Bank gedrängt nebeneinander saßen, stießen sich fast unmerklich mit den Ellenbogen. Und als die Salat- und Gurkenzeit wieder kam, ging es dem Pfarrer in Dürrenstein abermals, wie seinem weiland Amtsbruder, von dem der selige Luther erzählt: „Es wäre ein Prediger gewesen, der hätte auf der Kanzel die Ehebrecher übel gescholten und gesaget: Ich habe nun lange mit Worten die Ehebrecher gestraft, jetzt will ich sie auch mit der That strafen: denn ich weiß einen Ehebrecher unter diesem Haufen meiner Zuhörer, und ich sehe ihn vor meinen Augen, und kenne ihn so eben, daß ich ihn auch mit diesem Stein treffen will. Und hub den Stein auf und stellete sich, als wollte er nach dem Ehebrecher werfen. Da stunden ihrer zwanzig unter der Kanzel, die duckten sich Alle, und fürchtete ein Jeder, er würde auf ihn werfen. Da sagte der Pfarrherr: Ich meinte, es wäre nur Einer ein Ehebrecher unter Euch, so sollet Ihr wohl Alle Ehebrecher sein."

Was gilts, hätte der Pfarrer in Dürrenstein die Gurke,

welche einmal seine Gartendiebe verloren, mit auf die Kanzel genommen und damit nach der langen Bank gezielt, es würden sich Alle geduckt haben, die darauf saßen.

Wenn man übrigens diesem Nachtzehenten tiefer auf den Grund sah, so fand man, daß er nicht allein von jener Lüsternheit herrührte, in der einst das Gesindel unter den Israeliten in der Wüste sprach: „Wir gedenken der Gurken und Melonen, die wir in Aegypten aßen.“ Diese Gartendieberei war vielmehr eine Ehrensache. Denn wenn in einer dunkeln Sommernacht etwa drei Bauernbusche beisammen standen, und einem derselben fiel es ein, den Pfarrgarten, wie gewöhnlich, auszuzählen, so würden es die beiden andern für eine Schande gehalten haben, zurückzubleiben und das Abenteuer nicht mit zu bestehen.

Auf eine andere Weise sündigten die Dirnen, welche hinausgingen, für ihr Vieh Gras zu holen, wider das siebente Gebot.

Einmal kamen deren drei in den Wald, der dem Fürsten gehörte, und auf einen freien Platz darin, wo das Gras so hoch stand, wie auf der Ebene Saron im März. Denn die hohen Fichten, welche da standen, waren zwei Jahre zuvor gefällt worden und der Boden von guter Holzerde mit Gras fast so schnell überflogen, als ein Stück Brod mit Schimmel. In einer halben Stunde konnte man so viel mit der Sichel abhauen, als Marie, die älteste und stärkste unter den drei Dirnen, auf ihrem Rücken heimzutragen vermochte. Aber an den Tannen, die noch hie und da auf dem Platze standen, hingen große Strohwische, zum Zeichen, daß hier der Boden schon wieder besaamt und daher das Grasen nicht mehr erlaubt sei. Auch konnte man leicht die zarten Fichtenpflanzen sehen, welche von dem ausgestreuten Saamen aufgegangen waren und kräftig heranwuchsen, um das eingedrungene Gras

wieder zu verdrängen und sich in den Besitz des mütterlichen Grund und Bodens zu setzen.

Marie, welche das siebente Gebot nicht nach der alten Dürrensteiner Weise auslegte, sagte daher schon, als sie des ersten Strohwisches ansichtig wurde, zu ihren Freundinnen: „Da ist nichts; wir müssen um ein Haus weiter gehen.“ Diese aber spotteten ihrer und antworteten: „Warum nicht gar! Da müßten wir nicht recht gescheidt sein. Der Jäger ist auf der Hochzeit seiner Tochter in der Stadt, und ob der Fürst in hundert Jahren zwanzig Stämme mehr oder weniger hat, das macht ihn nicht reicher und nicht ärmer.“

Mit diesen Worten warfen sie ihre Körbe von dem Rücken und griffen nach den scharfen Sicheln. In einer halben Stunde war der Grasplatz fleckweise so kahl beschoren, wie der Schädel eines Türken, der aus der Badstube kommt. Zwar waren hundert und aber hundert fingerlange Fichtenpflanzen unter dem abgeschorenen Futter; das kümmerte aber die beiden Dirnen so wenig, als eine Kuh sich etwas daraus macht, welche in einen Garten bricht und das Gras darin sammt den Kohlpflanzen abweidet, auch nicht begreifen kann, warum die Bäuerin einen so heidnischen Lärm aufschlägt, wenn sie dazu kommt. Sie luden ihre Körbe, ohne sich mehr oder weniger Bedenklichkeiten zu machen, als eine solche Kuh, steckten nach der Sitte in Dürrenstein große Sträuße von Waldblumen oben darauf und kehrten froh über ihre Beute in das Dorf zurück. Jedermann bewunderte die zwei Lasten Gras, obgleich Alle wußten, daß es dem Fürsten aus dem Säckel und dem Förster aus dem Herzen geschnitten war.

Marie kehrte indeß aus dem Wald auf den Gerstenacker ihres Vaters zurück. Hier raufte sie im Schweiß ihres Angesichts das Unkraut zwischen der spannenlangen Saat aus, und brachte in mehreren Stunden kaum so viel zusammen,

als ihre beiden Kühe zu der Abendmahlzeit bedurften. Auch wurde sie auf dem Heimwege noch von einem Platzregen überfallen und kam nach Hause wie eine Maus aus dem Wassertroge.

Zu Hause wartete ihrer noch ein größeres Bad. Ihre Mutter nämlich, welche die beiden anderen Dirnen hatte heimkehren sehen, sah ihr von der Thüre aus mit Ungeduld entgegen, hieß sie Alles, nur keine Frau, und wollte wissen, warum sie so spät und nur mit einer Hand voll Gras heimgekommen wäre. Marie gab ruhig und ohne sich etwas darauf zu gut zu thun, aber auch unverhohlen die Ursache ihres langen Außenbleibens an und setzte hinzu: „Der Wald gehört einmal nicht uns, und das siebente Gebot sagt: Du sollst — —"

Aber ihre Mutter ließ sie nicht ausreden, sondern schrie: „Kommst schon wieder mit dem vermaledeiten Gebot!" und gab ihr Eine auf das Maul, wie jener Hohepriesterling dem Paulus, als der Apostel bezeugt hatte: „Ich habe mit allem guten Gewissen gehandelt vor Gott bis auf diesen Tag."

Und wenn nun Marie so alt gewesen wäre, wie der Erzähler, so würde sie diesen Streich ins Gesicht ruhig hingenommen haben, einmal weil er von ihrer Mutter Hand kam und zweitens weil geschrieben steht: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr." Auch sollte man eine Ohrfeige, die Einem rein um des Herrn willen zufällt, für die köstlichste aller Früchte halten. Man sollte einen dergleichen Streich nicht für eine Schmach, sondern für einen wahren Ritterschlag im Reiche Gottes ansehen, man sollte billig seine Wange, die also berührt wurde, für eine geweihte betrachten, wie der König seine gesalbte Stirne.

Aber Marie, welche in jenem Augenblick ihre Ueberlegung nicht so beisammen hatte, wie der Erzähler an seinem Schreibtisch, Marie, die wahrscheinlich von dem alten Menschen noch so wallendes Blut in ihren Adern hatte, als damals Paulus vor dem Ananias, Marie hielt ihre beiden Hände vor das Gesicht und erhub ein entsetzliches Geschrei.

Wie aber bei uns an der Altmühl, so gingen auch in Dürrenstein die meisten Fußwege, die vom Feld herein in das Dorf führen, durch die Gärten hinter den Bauernhöfen. Auf einem solchen Pfade nun kam der Pfarrer von einem Spaziergang zurückkehrend an den Stall, wo das Zetergeschrei Statt fand, und fragte nach der Ursache desselben. Die Bäuerin, noch im größten Unwillen, erzählte den Hergang brockenweise, wie es ihr der Zorn zuließ und endigte mit der Bemerkung: „Aber das kommt von den Dummheiten her, die man jetzt in der Schule und an andern Orten den Kindern in den Kopf setzt. Man kann sie zu nichts mehr brauchen. Aber ich weiß schon, was ich thue. Deine Schwester muß wieder heim, und Du kannst Dich verdingen, wann und wohin Du willst. Mögen andere Leute schauen, wie sie mit der Närrin zurecht kommen."

Da nahm der Pfarrer für Marie das Wort und erwiderte: „Liebe Frau, wie wär's, wenn mein Weib es mit Eurer Marie versuchte? Da ist das Haftgeld. Ist's Euer Ernst, so schlagt ein."

Die Bäuerin aber war froh, daß sie, wie sie sagte, von ihrem Ueberbein erlöst wurde, und schlug ein. Marie dankte Gott, daß sie zu Leuten kommen sollte, die sie verstanden. Die Pfarrerin, deren Mägde es bisher mit dem siebenten Gebote nicht sehr genau genommen hatten, pries den Herrn dafür, daß er ihr eine wiedergeborene Seele zuführte.

Marie blieb zwanzig Jahre im Pfarrhause, und wäre noch länger geblieben, wenn nicht ein wohlhabender Mann in der Stadt, ein Wittwer und Wirth, der zu seiner großen Einkehr eine Gehilfin brauchte, sie als Frau heimgeholt hätte.

9.

So wirkte der Herr durch den Schulmeister und Pfarrer zuerst in der Seele der Jungen. Zuletzt kam die Reihe auch an die steinernen und ledernen Herzen der Alten. Davon aber nicht mehr als ein einziges Exempel, um den nachsichtsvollen Leser nicht zu ermüden.

Die Bauern Andreas Schneck und Jakob Dorn wohnten einander gerade gegenüber. Weil jedoch die breite Gasse des Dorfes zwischen ihren Höfen lag, wie der Kanal zwischen den Franzosen und Engländern, so irrten sie sich nicht, wenigstens so lange sie zu Hause waren. Desto mehr aber draußen auf dem Felde. Denn da lagen ihre Wiesen so, daß der Schneck nicht auf die seinige kommen konnte, ohne über die seines Grenznachbars zu gehen oder zu fahren.

Wenn nun der Schneck gesinnt gewesen wäre, wie Vater Abraham, da er zu seinem Vetter Laban sprach: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und Dir, denn wir sind Brüder," so hätte er ein für alle Male zu seinem Nachbar gesagt: „Wenn Du Mist fährst, so sag's mir, daß ich auch fahre, und wenn Du mähen willst, so laß mir's sagen, daß ich auch mähe." Und die zwei Wiesen würden dann gewesen sein, wie eine. Aber der Schneck war dem Dorn und der Dorn dem Schneck nicht gut, und dieser schätzte seine Wiese noch einmal so hoch, als sie werth war, weil sie ihm das Jahr über wenigstens drei Mal Gelegenheit gab, seinen Widersacher zu ärgern.

Darum fuhr er auch den Dünger auf sein Grundstück nicht im Winter, wann es gefroren hatte und der Boden fest war, sondern er wartete bis in den weichen April. Denn da schnitten die Räder seines Wagens und traten die Hufe seiner Gäule recht tief in die Wiese und durch sie hindurch in das Herz seines Nachbars. Sein Eigenthum litt zwar auch darunter: aber er achtete es nicht. Er gehörte zu Denen, die recht gern ihr eines Auge darum geben, wenn ihr Feind seine zwei dafür lassen muß. Und sagte der Dorn in solchen Fällen zu seinem Widerwärtigen: „Den Schaden, den Du mir thust, kannst Du in Ewigkeit nicht verantworten," so versetzte der Schneck ganz trocken: „Es ist halt so," und kam in der nächsten Stunde mit einem Fuder, das noch ein Mal so schwer war, als das erste.

Wenn dagegen der Heumonat kam, ging der Schneck, wo es nur halbweg möglich wor, mit seiner Sense eher an das Mähen, als sein Nachbar. Denn das war ja die andere Gelegenheit, seinem Feinde das schöne Futter in den Grund zu fahren und damit einen neuen Stachel in das Herz zu drücken. Und wenn der Dorn in solchen Fällen äußerte: „Du ärgerst mich noch zu todt," war der Schneck desto vergnügter und antwortete in seiner trockenen Manier: „Es ist halt so."

Einmal aber wurden der Dorn und seine zwei Söhne von ihrem Aerger übermannt, fielen mit Holzärten über den Mistwagen ihres Widerwärtigen her und zerschlugen ihn. Es blieb keine Felge und keine Speiche neben der andern, sondern die Trümmer lagen umher, als sollten sie kurzes Holz für den Ofen sein. Das war dem Schneck noch lieber, als das bloße Murren und Seufzen seines Nachbars. Er ging in das Gericht und verklagte ihn, und der Dorn wurde verurtheilt, die Gerichtskosten zu zahlen und dem Nachbar

seinen Schaden so zu vergüten, daß dieser sich für den alten einen neuen Wagen anschaffen konnte. Als er das Geld im Amt erlegte, sagte er mit einem Seitenblick auf seinen Gegner: „Das ist Blutgeld." Aber sein Widersacher blieb dabei so kalt wie eine Eisgrube, und antwortete, wie gewöhnlich: „Es ist halt so."

„Jetzt bleib ich nimmer hier, sondern verkaufe Alles, was ich habe und ziehe mit Sack und Pack nach Amerika," sagte der Dorn, als er aus dem Amt nach Hause gekommen war, zu seinem Weibe und seinen Söhnen. Diese aber hatten indeß unter sich ausgemacht, dem Schneck wegen seines angeblichen Rechts über ihre Wiese zu fahren, einen Prozeß an den Hals zu hängen. Statt in die Neue Welt ging also der Dorn des andern Tags in die Stadt und übergab seinen Handel dem einen Advokaten daselbst. Der Schneck, als er hörte, daß er verklagt wäre, nahm den andern. Es begann ein siebenjähriger Prozeß, und obgleich der Dorn mit seinen Leuten ganz gewiß wußte, daß er ihn gewinnen würde, so verlor er ihn doch in allen drei Instanzen, und mußte nicht allein den Advokaten bezahlen, der für ihn, sondern auch den andern, der wider ihn gewesen war und den Sieg über ihn davon getragen hatte. „Das ist himmelschreiend," sagte er daher, als er das Schmerzensgeld hinzählte. Aber sein Widersacher blieb dabei so ruhig, wie ein Schraubstock, und erwiderte, indem er seinen Theil einstrich: „Es ist halt so."

Durch bittern Schaden weich gemacht, kam nun Dorn auf einen bessern Gedanken, und beschloß, seine Wiese, diesen theuern Zankapfel, zu verkaufen. Aber Jeder, dem er sie anbot, antwortete: „Die mag ich nicht geschenkt." Deßwegen ließ er nun das Grundstück amtlich ausschreiben und einen Termin zu dessen Versteigerung anberaumen. Und als der Tag der Versteigerung gekommen war, begaben sich der Amts-

aktuar mit dem Gerichtsdiener und der Dorn auf die Wiese und warteten auf die kauflustigen Seelen. Aber es stellte sich keine ein. Denn ob auch Viele im Dorf und in der Umgegend Lust hatten zu der guten Wiese, so verging ihnen doch das Verlangen darnach, wenn sie an den Grenznachbar dachten, den sie dazu kaufen sollten, und würde ihnen noch mehr vergangen sein, wenn sie ihn selbst gesehen hätten, wie er auf seiner Wiese hin und her stieg und ganz ruhig die Maulwurfshügel auseinander warf, während Dorn und der Gerichtsschreiber auf der ihrigen standen und immer verdrießlicher wurden, wie Leute, die auf den Kaiser von China warten sollen und wissen, daß er nicht kommt. Dem Aktuar riß endlich der Geduldfaden ganz und gar. Er gab dem Amtsdiener die Akten und sagte: „Da dürften wir bis an den jüngsten Tag stehen bleiben, und es käme doch Niemand. Weiß Er was, lieber Dorn, jetzt bezahlt Er mir die Sporteln und mein Taggeld. Dann sind wir wieder so gut, wie zuvor.“ Und der arme Dorn zog abermals seinen Beutel und seufzte, indem er der Gerichtsperson die blanken Thaler in die Hand legte: „So muß es gewiß noch keinem Menschen in der Welt ergangen sein, wie mir.“ Schneck aber, der eben den letzten Maulwurfshaufen auseinander gekratzt hatte, ging mit dem Rechen auf der Schulter vorüber und sagte, als wenn er mit sich selber spräche: „Es ist halt so.“

Und im Sommer darauf ließ er sein Haus anstreichen, und auf die Wand, welche der Gasse zugekehrt war, schreiben: „Es ist halt so.“ Mit großen Frakturbuchstaben, so daß es der Dorn von seiner Stube aus lesen konnte ohne Brille, und fast lesen mußte, so oft er einen Blick auf das Haus seines Widerwärtigen warf. Es wäre wohl besser gewesen, wenn der Schneck bei der alten guten Gewohnheit verblieben wäre, und einen Segensspruch oder ein Bibelwort

oder eine Einladung für die Armen und Fremdlinge gewählt hätte. Aber Schneck wollte seine armen Nachbarsleute vollends zu todt ärgern und an ihrem Grabe sagen: „Es ist halt so.“

Doch will der Erzähler nicht behaupten, daß er mit seiner Inschrift diese Absicht verbunden hat, um so weniger, als die Sache unvermuthet eine Wendung nahm, die zu einem Ausgang führte, den Niemand vorhergesehen hatte und der unentschieden ließ, ob Schneck diese Hoffnung wirklich hegte oder ob sie ihm von andern Leuten nur untergeschoben war.

Denn während Dorn, was er schon viel eher hätte thun sollen, sich von dem Nachbar durch Nichts mehr ärgern ließ, und nach und nach die Scharte wieder auswetzte, welche der Prozeß in sein Vermögen gemacht hatte, auch mit Gottes Hilfe und Selbstüberwindung es dahin brachte, daß er für seinen Feind beten konnte, kam in dem neuangestrichenen Hause ein Unfall auf den andern.

Zuerst wurden die drei Pferde rotzig, bald darauf, nachdem sie eine Fuhre Waizen in die Stadt gebracht hatten. Die Fallknechte führten die schönen spiegelglatten Rappen sammt dem neuen Geschirr fort, und erstachen und verscharrten sie auf dem Schindanger. Alle Leute schauten durchs Fenster oder traten an das Hofthor, als die armen Thiere das Dorf hinuntergeführt wurden. Aber so viele Gesichter Schneck auch sehen konnte, so bemerkte er doch in keinem eine Spur von Mitleiden, sondern es war ihm vielmehr, als stünde in jedem geschrieben: „Es ist halt so.“ Und als der Zimmermann kam, die alten Dielen nebst der Krippe und der Raufe herausriß und Alles neu machte, war weder in seiner Miene noch in seinen Worten ein besserer Trost zu finden.

Bald darauf stieg Regina, die jüngere von den zwei Töchtern des Bauern, in der Scheune bis unter den Dach-

giebel hinauf, um ihrem Vater unten in der Dreschtenne Garben herunter zu werfen. Ein Bret, das nicht angenagelt war, schnappte unter ihrem Fuße aus, und sie stürzte aus einer Höhe von wenigstens dreißig Schuh herab. So schnell sie aber fiel, so erreichte sie der Tod noch im Fallen an einem Balken, an welchem sie den Kopf zerschmetterte. Ohne mehr einen Seufzer auszustoßen, lag sie vor ihrem Vater. Auch in der ganzen Scheune regte sich kein Laut. Und doch war es dem Alten, als schnaubte es aus jedem finstern Winkel: „Es ist halt so."

Zuletzt nach Allem wurde er selbst krank, wußte aber nicht, wo es ihm fehlte, sondern antwortete, wenn man darnach fragte: „Ueberall." Was er sonst gern aß, ekelte ihn an, er konnte nicht sagen, daß ihn nur Eine Faser am ganzen Leibe schmerze, und doch war es ihm in seinem ganzen Leben nicht so wehe gewesen, als jetzt. Seine alten Freunde, die ihn besuchten, waren ihm zuwider. Mochten sie, ihn zu trösten, sagen, was sie wollten, es war ihm so viel, als hätten sie geradezu gesagt: „Es ist halt so." Endlich kam auch der Pfarrer, der lange nicht mehr zu ihm gekommen war. Damals aber sagten die älteren Leute in Dürrenstein noch zu ihrem Seelsorger: „Herr Magister," und der Patient antwortete daher auf die Frage, wie es ihm ginge, „Herr Magister, geb' Er sich keine Mühe. Bei mir hilft nichts mehr. Es ist am besten, Er sagt auch, wie die Andern, es ist halt so."

Aber der Pfarrer antwortete: „Das sage ich nicht um die ganze Welt. Sondern ich weiß noch drei Mittel, und wenn Ihr die eins nach dem andern gebrauchen wollt, so kann es noch besser mit Euch werden, ja besser, denn es zuvor war. Ihr müßt nämlich vor allen Dingen wieder auslöschen, was Ihr an Euer Haus geschrieben habt."

„Und was hernach?“ fragte der Patient etwas beleidigt und ärgerlich.

„Das werde ich Euch sagen,“ erwiderte der Pfarrherr, „wenn Ihr das erste Mittel gebraucht habt und wenn ich wieder komme. Indeß will ich für Euch beten.“

Damit nahm er Hut und Stock in die Hand und entfernte sich schnell, weil er die erste Wirkung seines bitteren Tränkleins nicht abwarten wollte. Und kaum hatte er die Hausthüre hinter sich zugemacht, so fing auch der Patient an, gegen sein Weib und seine Tochter über die Zumuthung des Pfaffen, wie er sich ausdrückte, zu schimpfen. Aber die Gnade des Herrn, der noch den Brand aus dem Feuer reißen wollte, ließ sein Uebelbefinden und damit die Angst und Unruhe seines Herzens so wachsen, daß er endlich einen Maurer kommen und die Inschrift an seinem Hause übertünchen ließ, und zwar so gut, daß auch für das schärfste Auge nicht ein Buchstabe mehr durchschimmerte.

Sobald der Pfarrer dieß erfuhr, besuchte er seinen Patienten wieder und sagte: „Das böse Wort stand nicht allein an Eurem Hause, sondern steht auch noch in dem Herzen Eures Nachbars, und muß auch da ausgelöscht werden, wenn Ihr wieder an Leib und Seele genesen wollt.“

„Aber um alle Welt, Herr Magister, wie soll ich das machen? Ich kann doch nicht den Maurer in sein Herz schicken und es überweißen lassen, wie die Wand an meinem Hause,“ erwiderte der kranke Schneck, sichtbar verdrüßlich über das zweite Recept, das ihm der Pfarrer vorschrieb, und die zwei rothen Flecken auf seinen Backenknochen wurden noch ein Mal so groß.

„Das,“ fuhr der Seelenarzt ganz ruhig fort, „könnt Ihr auch nicht durch einen Andern, am wenigsten durch einen Maurergesellen, sondern Ihr müßt es selbst thun. Das

heißt, Ihr geht heute oder morgen, am beſten im Zwielicht nach dem Gebetläuten, zu dem Dorn hinüber. Und wenn Ihr Etliches über das ſchöne Wetter und dergleichen mit ihm geredet habt, fangt Ihr an und ſprecht: Nachbar, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, thut mir herzlich leid, und ich bitte Dich, löſch das böſe Wort auch in Deinem Herzen aus, wie ich an meinem Haus. Es ſoll nicht mehr über meine Lippen kommen."

Mit dieſen Worten nahm er die Thüre in die Hand und ging ſchnell zum Tempel hinaus. Denn er wollte wieder nicht die erſte Wirkung ſeines bitteren Tränkleins abwarten. Und kaum hatte er den Rücken gewendet, ſo warf ſein Patient die Pelzkappe auf den Tiſch und begann: „Den Pfaffen ſoll doch — —" und endigte mit einer böſen Litanei, welche nicht aus der Feder des Erzählers will. Aber ſein Uebelbefinden, welches nach dem Gebrauch des erſten Mittels, das ihm der Pfarrer verordnet hatte, erträglicher geworden war, wurde wieder ſchlimmer. Sein Nachbar, der Bader, meinte, deswegen, weil er ſich über den Pfarrer ſo geärgert hätte; der Erzähler dagegen glaubt, darum, weil die Gnade des Herrn dem Seelenarzte zu Hilfe kommen wollte. Kurz, es mag nun dieſes oder jenes, oder beides zugleich geweſen ſein, der Patient nahm endlich doch das bittere Tränklein, das ihm verſchrieben war, ging des andern Tags zu ſeinem Nachbar und that, was ihm der Pfarrer gerathen hatte. Und der Nachbar weinte vor Freuden, als er ihm die Hand zur Verſöhnung reichte, und der Patient ſagte, nachdem er wieder heim gekommen war, es wäre ihm, als hätte man einen Centnerſtein von ſeiner Bruſt gewälzt, ſo leicht ſei es ihm ſeit einer halben Stunde.

Sobald der Pfarrer dieß erfuhr, beſuchte er ſeinen kranken Mann wieder und ſagte: „Lieber Schneck, das freut

mich von ganzem Herzen, daß es mit Euch so erträglich geht. Soll es aber ganz gut werden, so müßt Ihr auch das dritte Tränklein einnehmen, das aber schon nimmer so bitter schmeckt, als die beiden ersten. Ihr habt nun das böse Wort an Eurer Wand und in dem Herzen des Nachbars ausgelöscht, aber es steht noch in dem großen Buch d'roben, in das alle unsere Schulden klein und groß eingetragen sind. Und da müßt Ihr auch noch einen Strich durchmachen lassen, wie ein Gläubiger zu seinem Schuldner sagt: »Alle deine Schuld habe ich dir erlassen« und zugleich einen Riß durch das ganze Blatt in seinem Buche macht. Glaubt mir, lieber Schneck — —"

Aber der Patient ließ den Pfarrer nicht ausreden, sondern versetzte ganz zerknirscht und voll Jammer: „Aber, Herr Magister, wie soll ich das machen?"

„Das," antwortete sein Doktor, „das könnt Ihr nicht selbst thun. Den Arm, der bis zu dem Buch der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit hinauf reicht, habt Ihr nicht, und die Feder, die den Strich machen darf, auch nicht, und die rothe Dinte, die eine so kohlschwarze Schuld löschen kann, noch weniger. Ihr müßt es durch einen Andern thun lassen. Und kennt Ihr denn diesen Mann nicht mehr, von dem Johannes schreibt: Meine Kindlein, solches schreibe ich euch, auf daß ihr nicht sündiget. Und ob Jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist. Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünden?"

In diesem Augenblicke fiel ein Strahl himmlischen Lichts in die zerknirschte Seele des Sünders, daß er rief: „O ja, Herr Magister, o ja, ich kenn' Ihn wieder, und ich will Ihn auf den Knieen bitten, daß er meine Schuld für mich bezahlt, und meinen Schuldschein an sein Kreuz heftet zu den

andern, die er schon bezahlt hat. Ja, ich glaube es wieder und weiß es ganz gewiß, das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden. Amen."

Und der Patient betete noch in derselben Nacht viel, und wurde erhört und genas nicht nur an seiner Seele, sondern auch an seinem Leibe. Sein Weib aber starb bald darauf, und er gab seinen Bauernhof und seine Tochter dazu dem jüngeren Sohn des Nachbar Dorn. Und als er beim Hochzeitmahle mit diesem seinen Bissen Brod in eine Schüssel tauchte, war seine Seele voll Preis und Dank.

10.

Ja, was noch mehr ist, der bekehrte und wiedergeborene Sünder wurde den Leuten in Dürrenstein ein Prediger der Gerechtigkeit, nicht nur durch sein Exempel, welches auf dem Lande, wo die Feindschaften am hartnäckigsten sind, zu den allerseltensten Beispielen gehört, sondern auch durch seine Ermahnungen und Warnungen, die er oft auf dem Felde, oder auf der Bank vor dem Hause oder hinter dem Ofen hervor besser anbringen konnte, als der Prediger die seinen von der Kanzel.

In Summa: der Pfarrer und der Schulmeister konnten zuletzt mit dem geistlichen Zustande ihrer Gemeinde ganz zufrieden sein. Es gab ja im ganzen Dorfe nunmehr nur etliche Pharisäer und Sadducäer unter den Alten und unter den Jungen etliche Rosse und Mäuler ohne Verstand. Und wer Augen hat, zu sehen, konnte schon von ferne Zaum und Gebiß sehen, die ihnen Gottes Gnade in das Maul legen würde, um sie zum Stehenbleiben und dann auf den rechten Weg zu bringen.

Aber gerade in dieser Zeit lag die Hand des Herrn schwer

auf der Gemeinde Dürrenstein. Denn es war zwei Jahre lang fast kein Regen im Lande. Die Halmen verdorrten auf den Aeckern und die hohen Wiesen waren versengt und verbrannt, als wäre man mit einer glühenden Walze darüber gefahren. Das Getreide reichte noch zur Noth zum täglichen Brode, aber das Futter nicht mehr für das nothwendigste Vieh. Die eine Hälfte der Schaafe und Rinder mußte man verkaufen und die andere blöckte und brüllte vor Hunger.

Diese leibliche Noth seiner Gemeinde nahm der Pfarrer sehr zu Herzen, und als er eines Abends mit dem Schulmeister allein auf seiner Studirstube beisammen saß, redete er mit ihm so angelegentlich von dieser Noth, wie ein Hausvater mit seinem Weibe redet, wenn nichts mehr weder im Keller noch auf dem Boden ist.

„Ich habe zwar," sagte er unter anderm, „noch etliche tausend Gulden, welche mir meine selige Großmutter hinterließ, und der Herr weiß es, ich wollte sie gern aufopfern und Futter kaufen. Aber was wäre das unter so Viele? und auf wie lange würde es helfen?"

Schulmeister. — Ich meine, wenn man auf immer helfen wollte, sollte man auf neue Nahrungszweige denken, damit unsere Leute nicht ganz und gar einzig und allein von ihren Aeckern und Wiesen leben müßten.

Pfarrer. — Ja, ja! auf welche zum Exempel?

Schulmeister. — So habe ich einige Kinder armer Leute in der Schule, die sehr viele Anlagen für Musik zeigen. Ich aber kann, wie Sie wissen, auf den Instrumenten, die zu einer Harmoniemusik gehören, Unterricht ertheilen. Wenn ich nun diese Knaben nach und nach so weit brächte, daß sie sich öffentlich hören lassen dürften, so könnten sie zu seiner Zeit den Sommer über in Amalienbad und den Carneval über

in der Residenz spielen, und wir hätten sie dann nicht nur aus dem Brode, sondern sie würden auch noch von ihrem reichen Verdienste noch viel mit nach Hause bringen.

Pfarrer. — Und wissen Sie, was noch? Ich kenne ein katholisches Dorf weit hinten in einem tiefen Thalwinkel. Dort würden wahrscheinlich heute noch, wie sonst, Mäßigkeit, Genügsamkeit und strenge Sitten mit allen ihren Segnungen wohnen. Da gerieth aber vor ungefähr siebenzig Jahren auch ein Pfarrer auf den Einfall, Musikanten abzurichten und in die Welt hinauszuschicken. Es waren nur ihrer fünfe; aber diese fünf haben in kurzer Zeit mehr Uebel und Laster in ihren großen und kleinen Geigen mit heimgeschleppt, als fünfundzwanzig Pfarrer, und meinten sie es noch so gut, wieder ausfegen können. Von einem Acker oder einer Wiese aber, die mit dem Spielgelde erkauft worden wären, ist weit und breit nichts zu sehen.

Schulmeister. — Aber ist das nicht arg? In unserem Dorfe braucht man das Jahr über so viele Wannen und Körbe, und es ist nicht eine Seele hier, die nur einen Fegewisch, geschweige denn einen Korb flechten kann. Wie wäre es, wenn Ew. Hochwürden ein Opfer brächten und auf Ihre Kosten einen Mann kommen ließen, der die armen Kinder im Korbflechten unterrichtete? Gegen diesen Nahrungszweig läßt sich gewiß nichts einwenden.

Pfarrer. — Nein, im Ganzen nichts, und wenn auf unserer Flur Wasser genug für Weidenbäume wäre, wie in anderen Gegenden, so würde ich sogleich Ja und Amen dazu sagen. Aber diejenigen Leute, die Wannen und Körbe aus Schienen fertigen, sind fast ohne Ausnahme doppelte Diebe. Denn meistens stehlen sie die jungen Eichen, Buchen, Eschen u. s. w. theils wider das ausdrückliche Verbot der Obrigkeit und theils zum großen Schaden und Nachtheil der Nach-

kommen, die an den meisten Orten zuletzt keine andern Eichen mehr haben werden, als in Gedichten, wo man sie gut brauchen kann. Es giebt vielleicht nicht Einen solchen Korbmacher, der nicht bei seiner Handthierung schon Schaden an seiner Seele genommen hätte.

Schulmeister. — Ja, dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber auf unserem Rabenfeld giebt es viele Feuersteine. Wie wäre es, wenn man deren sammelte, Schwefelfaden dazu machte, und die armen Knaben damit in die Stadt und Umgegend schickte? So könnte man doch diese Steine, die unnütz da liegen, so zu sagen, in Brod verwandeln.

Pfarrer. — Lieber Freund, Sie scheinen, bei dem besten Willen zu helfen, immer die Schattenseite zu übersehen. Mit ihrem Handel würden diese kleinen Hausirer auch das Streinen und Betteln lernen, und also gewiß etwas weit Schlimmeres, als das Hungern, das in diesen dürren Jahren hin und wieder an sie kommt.

Schulmeister. — Aber wie wäre es, wenn man die ärmsten Knaben und Mädchen, welche confirmirt sind, in die große Tuchmanufaktur schickte, welche der Herr Minister erst errichten ließ. Die Regierung sieht es gern, und auch die schwache Hand wird da schon gut bezahlt.

Pfarrer. — Ja, ja, das heißt, wir schicken zehen unserer gesündesten und hoffnungsvollsten Knaben und Mägdlein in die Manufaktur, und davon kommen zwei als Krüppel, und zwei mit einem siechen Leibe, und zwei als davongejagte Diebe, und zwei mit unehelichen Kindern und zwei mit den abscheulichsten Fabrik-Lastern wieder zurück. — O, Freund, Freund! haben Sie die Kinder, die in christlicher Beziehung ganz Ihre und meine Kinder geworden sind, haben Sie unsere Söhne und Töchter nicht lieber? Wollen Sie also ohne Noth unsere Lämmer mitten unter die reißenden Wölfe schicken,

unter diese Fabrikarbeiter, die Sie vielleicht nicht so gut kennen, als ich?

Schulmeister. — Eure Hochwürden scheinen eben gar nicht für das gestimmt zu sein, was man Industrie nennt, und was von den größten und berühmtesten Männern unserer Zeit so sehr empfohlen wird.

Pfarrer. — Nein, und wenn auch unter diesen großen Männern Amtsgenossen von mir sind. Sie vergessen bei ihren industriellen Vorschlägen und Projekten gar gern das Fernglas und die Bibel. — Nein, lieber bester Kalb, mit der Industrie wollen wir unsern Leuten nicht aus der Noth helfen. Lassen Sie uns vielmehr den Herrn bitten, daß er uns einen Weg offenbart, auf dem wir unserer armen Gemeinde helfen können, ohne sie aus ihrer Abgeschiedenheit von der großen Welt zu reißen.

11.

Den andern Tag nach dieser Unterredung mit seinem Schulmeister wandelte der Pfarrherr zwischen dem Brunnen und den Ruinen, deren wir schon in dem vierten und fünften Abschnitt unserer Dürrensteiner Geschichten Erwähnung gethan haben. Bald faltete er dabei seine Hände, und bald legte er den Zeigefinger der linken Hand an seine Nasenspitze. Denn bald flehte er zu Gott, daß er ihm den rechten Weg zur Unterstützung seiner armen Gemeinde zeigen möchte, und bald suchte er diesen und jenen Gedanken, der in seiner Seele aufstieg, festzuhalten und nach allen Seiten zu betrachten. Und als es ihm mit einem dieser Gedanken besonders gelungen zu sein schien, eilte er schnell nach Hause und genoß sein Abendbrod, nicht viel besser als jener alte Philosoph,

den seine Haushälterin von Zeit zu Zeit füttern mußte, wenn er nicht vor den vollen Schüsseln verhungern sollte.

Dann ließ er den Schulmeister rufen, setzte sich mit ihm unter das grüne Dach der Gartenlaube und sagte: „Lieber Kalb, auf meinem heutigen Spaziergang kam mir ein ganz besonderer Gedanke. Ich glaube, er ist von oben her, und es läßt sich mehr darauf bauen, als ein Luftschloß. Der sonderbare Streifen nämlich, der in schnurgerader Linie den Brunnen am Jakoberberg mit dem Burgstall des fluchenden Ritters verbindet, fiel mir heute mehr als jemals auf, und ich dachte, indem ich auf demselben einige Male auf und ab ging, es könne möglicher Weise unter meinen Füßen eine an ihren beiden Enden verschüttete Wasserleitung sein. Daß die Römer, so schloß ich, vor Zeiten auf unserer Flur eine Colonie oder ein Standlager hatten, ist gewiß. Die Münzen und anderen Sachen von ihnen, die man hin und wieder beim Ackern und Grundgraben gefunden hat, beweisen es. Daß dieses Volk da, wo es an Wasser fehlte, nicht lange zauderte, Wasserleitungen anzulegen, weiß man auch. Ueber eine ungefähr drei Viertelstunden lange Fläche einen Brunnen zu leiten und gegen die Winterkälte zu decken, war ihnen ohnedieß ein Geringes. Daß diese so unternehmenden Fremdlinge, die auch fleißige Soldaten hatten, es mit unserem Brunnen versuchten, um durch das Wasser desselben das lange Thal zwischen dem Solathurm und der Fallmeisterei für Wein- und Grasbau wenigstens theilweise zu gewinnen, ist möglich. Ja es ist sogar wahrscheinlich. Denn bei aufmerksamer Betrachtung des Thales findet man, daß weder seine Seitenwände noch seine Grundfläche von Menschenhand unberührt geblieben sind. Man entdeckt an und auf beiden wenn auch ziemlich verwischte, doch ganz regelmäßige Furchen, in welchen sonst das Wasser sich in klei-

neren Adern vertheilte. Um zur völligen Gewißheit zu kommen, dürfte man nur an beiden Enden des Streifen aufgraben. Die Arbeit und Mühe oder die einigen Gulden, die man darauf verwenden würde, wären gewiß vor Gott und vernünftigen Leuten zu verantworten."

„Gewiß, gewiß!" unterbrach der Schulmeister den Pfarrer, „es kann gar nicht fehlen, es kann gar nicht anders sein. Der Jakoberberg mit seinen Buchenwäldern und Sandsteinfelsen ist ganz der Mann dazu, eine reiche Quelle abzugeben. Das, was wir bisher den Koppbrunnen nannten, ist weiter nichts, als ein Theil des unterirdischen Canals, wo die Decke eingebrochen ist, und wo Steine und Baumwurzeln dem fließenden Wasser so viele Hindernisse in den Weg legen, daß es wie ein stehendes erscheint. Jetzt kann ich mir auch das Kollern und Gurgeln an dem Brunnen erklären, das unsere Weiblein so oft erschreckte und den Platz so verrufen machte. Und unser Solathurm war ursprünglich gewiß nichts Anderes, als ein Wasserbehälter, der an die beiden Seitenwände des Thals vertheilte, was ihm durch die Wasserleitung zugeführt wurde. Schade, daß das kostbare Wasser so lange Zeit in den Felsenklüften, auf denen die Ruine liegt, unbenützt verloren gegangen ist. Aber morgenden Tages will ich mit einigen Männern hinaus, und — —"

Aber der Pfarrer, dem der Schulmann schon etwas zu laut geworden war, winkte mit der Hand ab, und fuhr dann fort: „Langsam, langsam, lieber Freund! Unser Plan ist noch nicht ganz reif und muß bis unmittelbar vor seiner Ausführung unter uns Beiden bleiben, wenn er nicht statt Segen und Wohlthat die traurigsten Streitigkeiten und Verwirrungen über unsere Gemeinde bringen soll. Ueber die nöthigen Vorbereitungen aber werde ich mit Ihnen, so Gott der Herr will, immer zu Rathe gehen."

12.

Das öde Thal, welches nach dem Plane des Pfarrers wieder ein zweites Engeddi werden ſollte, wie es zu der Römer Zeit geweſen war, nannten zwar die Dürrenſteiner „unſer Thal" und weideten ſeit unfürdenklichen Zeiten ausſchließend nur ihre Schaafe darin. Aber ſie hatten kein Dokument darüber in Händen, und der Pfarrer befürchtete daher, es möchte zu einem Zankapfel und der Gegenſtand eines böſen Prozeſſes werden, wenn es durch ſeine Bewäſſerung einen tauſendfach größeren Werth erhalten ſollte, denn es bisher als Schaafweide gehabt hatte. Er ſteckte ſich daher hinter den Schulmeiſter, der zugleich Gemeindeſchreiber war, und dieſer machte in einer Verſammlung die Gemeindeglieder darauf aufmerkſam, und rieth ihnen, ſich dieſes ihr Eigenthumsrecht durch eine gerichtliche Urkunde vollkommen ſichern zu laſſen. „Dazu haben wir kein Geld im Gemeindeſäckel," antworteten Einige. „Der Herr Pfarrer, mit dem ich ſchon darüber geſprochen habe, will es vorſchießen," erwiderte der Schullehrer, und Alle ſtimmten nun bei. Auf Antrag der Gemeinde-Verwaltung vernahm nun das Gericht die fürſtliche Renten-Kammer und die Grenznachbarn des Thals. Alle erklärten, daß das Thal den Dürrenſteinern frei eigen gehöre, und daß ſie in keiner Art und Weiſe jemals Anſprüche darauf machen würden, und nach wenigen Wochen lag in der Gemeindelade ein Dokument, welches der geſchickteſte Advokat nicht anfechten konnte.

Darauf begab ſich der Pfarrer zu dem Miniſter, bei dem er früher Hofmeiſter geweſen war. Dieſem legte er nicht nur mündlich, ſondern auch ſchriftlich, ſeine Muthmaßungen über die verſchüttete Waſſerleitung und ſeinen Plan vor, dieſelbe wieder in den alten Stand zu ſetzen. Auch verſprach

er, alle Koſten, die dabei anlaufen würden, aus ſeinem Vermögen vorzuſchießen, wenn die Regierung die Ausführung ſeines Plans unter ſeine Oberaufſicht ſtellen und befehlen würde, daß das Thal, wenn es wieder in einen fruchtbaren Stand geſetzt ſei, zwar unter die einzelnen Hausväter vertheilt, daß aber dieſe Theile dennoch unveräußerliches und unverpfändbares Eigenthum der Gemeinde bleiben ſollten.

Die fürſtliche Regierung ging ſogleich auf ſeinen Vorſchlag ein, und nach einem achttägigen Aufenthalt bei ſeinem Schwiegervater in der Stadt, kehrte er mit einer ſehr ausgedehnten höchſten Vollmacht in der Taſche nach Dürrenſtein zurück. Erſt mit dieſer in der Hand trat er in der Gemeindeverſammlung auf und redete über ſein Vorhaben. Diejenigen, die auch im Geiſtlichen ſeine Widerſacher waren, ſchüttelten den Kopf; die Andern verſprachen ihm ihre Unterſtützung mit Hand und Mund.

Mit dieſen ging er noch am Abend des nämlichen Tages an den Brunnen hinaus. Der Platz um denſelben wurde vorſichtig aufgegraben, und man fand wirklich den Anfang eines unterirdiſchen Canals, der die überaus reiche Quelle des Jakoberbergs aufnahm und weiter leitete.

Schwieriger war die Arbeit in den Trümmerhaufen des ſogenannten Solathurms; doch kam man auch da, nachdem ungeheure Quaderſteine weggeräumt waren, zum erwünſchten Ziel und fand das andere Ende eines Canals, der ſeinen Waſſerreichthum durch eine Felſenkluft der Erde wiedergab. Ueber dieſen unerſättlichen Schlund durfte man nur das köſtliche Element durch eine einfache Rinne hinüberleiten, und es war wieder für die Oberwelt gewonnen.

Doch will der Erzähler den freundlichen Leſer nicht länger mit den Dürrenſteinern ſuchen, arbeiten und berathen laſſen,

ſondern lieber berichten, wie es jetzt in dem einſt ſo öden Thale ausſieht.

Da wo ſonſt die Trümmer des römiſchen Gebäudes lagen, ſteht jetzt eine Mühle mit zwei Mahlgängen. Das erſte Geſchäfte des Waſſers, das aus dem unterirdiſchen Canal kommt, iſt, ein unterſchlächtiges Rad in Bewegung zu ſetzen, was es auch mit großer Kraft und unermüdlicher Thätigkeit thut. Wo einſt die unglückliche Edelfrau umging, wandelt und waltet jetzt eine Müllerin mit ſchneeweißer Schürze.

Einige Schritte vor der Mühle ruht das klare Waſſer in einem großen, mit Quaderſteinen belegten Becken aus. Aber nicht lange, ſondern es theilt ſich von dem Behälter aus in zwei ganz gleiche Ströme, die ſo hoch als möglich an den beiden Seitenwänden des Thals hinunterlaufen, aber unterwegs, wenn es in trockenen Zeiten nöthig iſt, ſo viel abgeben, daß ſie nach einem halbſtündigen Lebenslauf nicht mehr ſind. Aber ſie umſchließen mit ihren ſegensreichen Armen einen herrlichen Wieſengrund, auch Wein- und Obſtgärten, und wenn der Verfaſſer des hohen Liedes wiederkäme, ſo würde er ſein Engeddi nicht mehr am Salzſee ſuchen, ſondern in unſerem Thale.

Der Bredil.

Der Wanderer, der von den Malnitzern Tauern herabkommt, und von Tarvis aus seinen Weg nach der nördlichsten Handelsstadt des adriatischen Meeres fortsetzen will, kann sich rechtshin wenden über Ponteba und Udine, oder linkshin über den Bredil, und dann an den Felsenufern des Isonzo hinab bis in die weite Ebene, welche sich um das wunderfreundliche Görz herum ausbreitet. Der Erzähler wählte einmal den letzteren Weg, und nach Gewohnheit des Landes wurden nun die Pferde an seinem Wagen ausgespannt, und zwei bedächtige Ochsen an ihre Stelle gethan. Sie nahmen sich an dem leichten Fahrzeug sonderbar aus, und schienen, aus der Ferne betrachtet, an der Seite des himmelhohen Bredils nicht förderlicher hinanzuschleichen, als eine Schnecke mit ihrem Hause an einem regennassen Felsenstücke. Das ging dem Erzähler zu langsam, und er wandelte der schönen Straße nach zu Fuß voraus.

Der Bredil ist ein herrlicher und zugleich höchst lieblicher Berg in den Reihen der Karnischen Alpen. Ein kleiner, tiefblauer See macht den Teppich zu den Füßen des sitzenden Fürsten. Ein saftgrünes Gewand von Matten und Zwergtannen ist über seine Schultern und um seine Lenden geworfen. Einer der letzten deutschen Kaiser hat ihn in seiner schönen Straße mit dem Orden des Goldenen Vließes geschmückt und sein weißes Haupt trägt er dem Himmel näher als der Erde. Ueber die Felsen, an welche er sich lehnt,

tropft, rinnt und ſtürzt Waſſer in reicher Fülle, und ſammelt ſich in dem Bett des Iſonzo, der, ein junger Gemsbock, in mächtigen Sprüngen dem tiefen Thale zueilt. Der Erzähler ließ ihn ſpringen, und kam, immer der Straße folgend, an die hohen Ruinen, welche in der Umgegend unter dem Namen: „die Klauſe“ oder „la Chiusa“ bekannt ſind.

In den Sonnenſtrahlen, welche über die Ruinen der Klauſe auf das linke Felſenufer des Iſonzo herüberfielen, ſaß, als der Erzähler an dieſe Stätte kam, ein alter Mann aus Villach, der ſeinen zwei Frachtwagen vorausgegangen war, als ſie am Wirthshauſe auf der Scheideck des Berges anhielten, um die Roſſe ein halbes Stündlein verſchnaufen zu laſſen. Der Erzähler hatte auch gerade nichts Beſſeres zu thun, als zu warten, und ſetzte ſich zu dem alten Manne. Die Kärnthner aber ſind meiſtens gar freundliche, umgängliche und redſelige Leute, und ſo theilte auch dieſer alte Fuhrmann faſt ungebeten über die ausgebrannte Klauſe am jenſeitigen Ufer des Iſonzo Folgendes aus dem reichen Schatze ſeiner Erfahrungen mit.

„Ich war einmal,“ erzählte der Greis, „in den ſchlimmen Kriegsläuften der neunziger Jahre mit meinem Fuhrwerk von Trieſt bis nach Flitſch da unten gekommen. Da kamen die Franzoſen in großer Eile das Thal herauf, ſpannten meine ſechs Gäule an ihre Pulverkarren und zwangen mich, meinen Wagen ſtehen zu laſſen und ihnen zu folgen. Nicht weit von der Klauſe ließ ihr General Halt machen, und die Oeſtreicher darin auffordern, ſich zu ergeben. Aber dieſe antworteten zuerſt dem Trompeter mit Nein, und dann den Leuten, die hinter ihm nachkamen, aus ihren guten Kanonen. Die Franzoſen fielen beim erſten Angriff unter den Kartätſchen wie Kartenmänner. Beim zweiten Anlauf gelangten ſie, einen Oberſten voran, in die bedeckte, finſtere Brücke, die

über den Isonzo bis unmittelbar an das Thor der Klause lag. Aber unsere Landsleute hatten die Hauptbalken derselben zuvor halb durchhauen, was die Franzosen in der Eilfertigkeit des Sturmschrittes und in dem dunkeln Gange nicht bemerken konnten. Die Brücke brach plötzlich mit großem Krachen zusammen, und Hunderte stürzten mit ihren Trümmern in den Abgrund. Ungefähr zwei Drittel von dem feindlichen Bataillon kamen in eiliger Flucht den Berg wieder herab. Die übrigen führte der Isonzo aus seinem Schlunde heraus, und ließ da, wo er wieder breit und seicht fließt, die Leichname auf dem Kies liegen, wie eine Katze die Mäuse hinlegt, die sie erwürgt hat. Unter ihnen war auch der Oberst.

Wir Kärnthner Fuhrleute lachten in die Faust, aber der französische General stampfte mit dem Fuße und fluchte, und lugte mit seinem Fernrohr umher, parlirte auch dazwischen mit seinem Adjutanten. Dieser wendete sich endlich zu uns deutschen Fuhrleuten und sagte in unserer Sprache: „Leute, wer unter Euch einen Weg weiß, auf dem man den Oesterreichern droben in den Rücken kommen kann, und uns diesen Weg führt, der bekommt diesen Beutel mit hundert Dukaten. Wir wußten wohl einen, aber wir schüttelten mit dem Kopf. Nur einen unter uns blendete der gelbe Mammon, daß er den Verräther machte und ging. Mit dem Judas voran, setzte sich der Rest des französischen Bataillons, das seine gefallenen Brüder rächen wollte, ein Mann hinter dem andern, in Marsch.

Indessen arbeiteten die Oesterreicher in ihrer Klause, die von dem französischen Feldgeschütz doch auch Löcher bekommen haben mochte, munter, wie Ameisen, über deren Haus ein Holzhacker gestolpert ist. Aber ihre Freude dauerte nicht lange. Hinter ihnen, hoch auf der Felsenwand, erschienen

bald ihre Feinde zum dritten Male. Zuerst rollten große Felsentrümmer herab, dann folgten ganze brennende Blöcke nach. Zuletzt that es in der Klause einen dumpfen Knall, und plötzlich war darin Alles todtenstille, wie in einem Nest von Waldbienen, die man mit Schwefel erstickt hat. Es mußte das Feuer in den Pulvervorrath der kleinen Besatzung gedrungen sein.

Die Franzosen hielten es gar nicht der Mühe werth, sich in der ausgebrannten, leeren und schwarzen Klause umzusehen. Sie marschirten vorüber, der Schanze zu, die nur eine halbe Stunde oberhalb der Klause lag. Die Oesterreicher darin wurden aufgefordert, sich zu ergeben. Sie antworteten aber mit ihren Kanonen so, daß der französische General, nachdem er sich zu weit gewagt hatte, sich mit seinen Leuten wieder um eine Ecke des Bergs zurückziehen mußte. Aber es half nichts. Dem Judas Ischarioth wurde auch die linke Hand mit Gold gefüllt. Diesen Wegweiser voran, standen bald etliche Hundert Franzosen im Rücken der Schanze und schossen von oben herab aus allen Läufen hinein, wie die Bergschützen von oben in ein Adlernest hineinschießen, wenn sie es nicht einnehmen können, sondern nur zerstören wollen.

Ich stand, — jetzt möchte ich es auch nicht mehr thun, — nicht sehr weit von der Schanze auf einem Felsen, und konnte mitten hinein sehen. Der Hauptmann darin ließ seine Kanonen drehen und die Läufe hoch richten. Aber sie schadeten den Feinden nichts mehr, und seine Scharfschützen hatten ihre letzten Patronen bald verschossen. Dieß merkten die Franzosen, und kamen in hellen Haufen heran. Der österreichische Hauptmann nahm einem gefallenen Kanonier die brennende Lunte aus der Hand, und stellte sich damit an einen Wagen mit Munition. Bald aber sank er, von einer

Kugel getroffen, zwischen die Räder, und die Lunte fiel aus seiner Hand in den offenen Kasten des Pulverkarren. Indeß erstiegen die Franzosen den Wall und fingen an, die wenigen tapfern Vertheidiger, die keinen Pardon nahmen, niederzustoßen. — Da thut es auf einmal einen furchtbaren Schlag. Ein dicker Dampf bedeckt die ganze Schanze, und als er sich den Berg langsam hinaufgezogen hat, ist sie wie ausgekehrt. Die Lunte, die aus der Hand des wackern Hauptmanns zwischen die Patronen gefallen war, hatte nicht eher gezündet, als bis die Granaten mit einem Deutschen zehen Franzosen und noch mehr niederschmettern konnten.

Als wir eine halbe Stunde darauf vor der eroberten Schanze vorüberzogen, war es darin schwarz, wie in der Schmelzhütte von Bleiberg, und so leer, wie vorhin, als Sie, mein Herr, daran vorbeigegangen sind. Nur die Läufe der Kanonen blieben liegen; die verbrannten Leichname hatte es bis auf die Straße herüber geworfen."

„Nun, und der Judas? der Verräther?" fragte der Erzähler den Fuhrmann, welcher aufstand und damit zu erkennen gab, daß seine Geschichte von der Klause und von der Schanze aus sei.

„Der," antwortete der Gefragte, „ist mit den Franzosen weiter gezogen, man weiß nicht wohin. In dem Kärnthner Lande hat er sich nicht mehr blicken lassen. Es wird bei ihm, wie bei Cain, geheißen haben: „Die Stimme von deiner Brüder Blut schreiet zu mir von der Erde. Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden!"

Der kleine Friedensbote.

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und weiße Schürze vertrugen sich aufs Beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe, und wenn der Bäcker in seinem großen Obstgarten an die Stelle eines ausgedienten Invaliden einen Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine schöne Baumschule, und hob den schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume, oder einen Apfel, oder eine Birne, oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Platz gestellt werden sollte. — An Ostern, an Martini und am heiligen Abend kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, immer, einen großen Korb unter dem Arme zu den Nachbarsleuten hinüber und theilte unter die kleinen Pathen aus, was ihr der Hase, oder der gute Märtel oder gar das Christkindlein selbst unter die schneeweiße Serviette gelegt hatten. — Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Weiber, und man brauchte keine Zigeunerin zu sein, um aus dem Satz in ihren Kaffeeschaalen zu prophezeien, daß sie einander immer gut bleiben würden.

Aber ihre Männer hatten ein jeglicher einen Hund, der Gerber als Jagdliebhaber einen großen, braunen Feldmann, und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Mordar. Beide

meinten die beſten und ſchönſten Thiere in ihrem Geſchlechte zu haben. Und da geſchah es denn eines Tages, daß Mordar ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Denn er hatte wahrſcheinlich vergeſſen, daß es nicht gut ſei, einem großen Herrn etwas abzuſchlagen. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe ſich der Bäcker von ſeiner grünen Bank vor dem Hauſe erheben konnte, lag ſein Hündlein mit zermalmten Genick vor ihm und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweif davon. Sehr ergrimmt und entrüſtet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was halfs? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, ſondern deſſen Beſitzer durch das Fenſter, mitten auf den Tiſch, an dem er gerade die Augsburger las, und machte in den Wiener Congreß ein Loch. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen ſei, riß der Gerber den zertrümmerten Fenſterflügel auf und fing an zu ſchimpfen. Der Nachbar in der weißen Schürze und mit den aufgeſtülpten Hemdärmeln blieb nichts ſchuldig, Kinder und Leute liefen zuſammen, und — hätte ich ihn nur ſehen können! — Satan ſtand gewiß in einer Ecke der Gaſſe und blies mit vollen Backen in das Feuer. Der Bäcker verließ den Kampfplatz zuerſt, aber nur um ſeinen Nachbar bei Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorn der beiden Männer unter, und den Tag darauf wurden ſie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurtheilt, den todtgebiſſenen Mordar mit einem Reichsthaler zu büßen, da doch, wie er ſich als Jagdliebhaber ausdrückte, der kleine Schäfer nicht einen Groſchen werth geweſen ſei. Der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fenſterflügel und das Loch in der Zeitung nicht viel weniger bezahlen und ſich mit ſeinem Widerpart in die angelaufenen Sporteln theilen.

Von nun an war zwiſchen den beiden Familien eine große Kluft befeſtigt. Hinüber und herüber über die Gaſſe flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin links zur Kirche, ſo nahm die Nachbarin ihren Weg rechts, ſaß der Bäcker im Poſthauſe außen in der Stube beim Bier, ſo nahm der Gerber ſeinen Platz im Kabinet. Für den ganz ſchuldloſen Theil, für die Kinder des Gerbers, gaben weder der Oſterhaſe, noch der gute Märtel, noch das heilige Kind durch die Frau Pathin mehr etwas ab.

So ging es faſt drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, ſetzten ſich der Gerber und ſeine Hausfrau Nachmittags an den Tiſch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tiſchlade herauszog, war kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Zehen ſtand und auch hineinſchaute, rief ſogleich: „Mutter, einen Groſchen! ich hole das Brod.“ Dann wandte er ſich in ſeiner kindlichen Eilfertigkeit an den Vater und ſagte: „Heut' aber lauf ich nicht lange herum, und wenn es beim Thorbäcker kein Brod giebt, geh' ich wieder einmal zu dem Herrn Pathen hinüber.“ Der Gerber, der vielleicht die anklopfende Gnadenhand des Herrn ſpürte, ſagte nicht Ja und nicht Nein darauf und ließ den kleinen Unmuß ziehen. Im erſten Brodladen hatten aber die Wecken ſchon alle ihre Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Thor herein, laut ſingend, wie es manchmal lebhafte Kinder mit ihren Gedanken zu machen pflegen, daß es die ganze Gaſſe hören konnte: „Heut' geh' ich zum Herrn Pathen! heut' geh' ich zum Herrn Pathen!“ Ungehalten über den argen Schreihals, wollte ſein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenſter aufbringen konnte, war der kleine Sänger ſchon zum Tempel hinein, und — kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Statt des Oelzweigs hatte er

einen geſchenkten Eierring in der Hand, und rief, über die Schwelle in die Stube herein ſtolpernd: „der Herr Pathe läßt Vater und Mutter recht ſchön grüßen, und ich ſoll bald wieder kommen.“

Noch an dem nämlichen Abend wechſelten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gaſſe, am folgenden ſaßen die weiße und gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beiſammen, am dritten zeigten die Weiber einander die Leinwand, zu der ſie in den böſen drei Jahren oft mit ihren Thränen über den unſeligen Zwiſt den Faden genetzt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten erweckt hatte. Denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet ſchnell in einen Nervenfieber-Schlaf und aus dieſem nach wenigen lichten Augenblicken in den Todesſchlummer. — Gott gebe ihm eine fröhliche Urſtänd! Amen.

Drei Vorahnungen.

1) Sie wußte es und wußte es nicht.

In dem Witwenhause zu W. lebte die unverheirathet gebliebene Tochter des längst verstorbenen Stadtpfarrers P. Sie wurde von einer jungen Nichte gepflegt, welche nach dem Tode ihrer Mutter bei dem hochbetagten Fräulein ein Asyl gefunden hatte und die Haupterbin desselben werden sollte. Zu den Hauptpflichten der Nichte gehörte auch die, mit gebührender Andacht die Träume zu vernehmen, welche die gute Tante des Weiteren zu erzählen pflegte, während sie vor dem aufgestellten Spiegel ihr Haupt für das Tageslicht ordnete. Dieser Pflicht entsprach jedoch die Nichte gern, weil sie dabei nicht selten Gelegenheit fand, einen oder den andern ihrer eigenen Träume in den Kauf zu geben.

In der Wohnstube des alten Fräuleins waltete die strengste Ordnung, und ich meine, es wäre schwer gewesen, darin eine Stecknadel wo anders zu finden, als in dem kleinen, herzförmigen Kissen, das über dreißig Jahre an einem und ebendemselben Nagel hing. Kein Wunder also, daß sich die Tante, wenige Tage vor ihrer Krankheit, ganz ungewöhnlich geberdete, als sie eines Morgens an ihrer Toilette saß. Ohne ein Wort zu reden, schüttelte sie ein Mal über das andere Mal bedenklich mit dem Kopfe, wie Jemand, der eine Nachricht erhalten hat, aber nicht weiß, was er

daraus machen soll. Die Nichte merkte auch sogleich, daß die Tante dießmal etwas ganz Besonderes aus dem Reich der Träume mitgebracht haben müsse. Um desto schneller dahinter zu kommen, fragte sie, ob doch dem Tantchen nichts fehle. „Ach nein," erwiderte diese, „aber unmittelbar vor dem Aufstehen hat mir geträumt, meine Stube sei voll Orgelpfeifen; und ich muß sagen, diese Unordnung hat mich sehr alterirt."

„Ach lassen Sie das gut sein, liebstes, bestes Herzenstantchen," versetzte die Nichte. „Der Grund dieses Phantoms ist ganz natürlich und leicht zu finden. Noch gestern spät Abends ging der Herr Organist vorüber, der immer so höflich ist, und an den hat sich Ihr Traum gewiß angesponnen."

Das Fräulein blieb indeß den ganzen Morgen über sehr bedenklich und rief öfters aus: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht!" Die Woche darauf verfiel sie unvermuthet in eine choleraartige Krankheit und starb nach wenigen Tagen. Und der Erzähler wünscht aufrichtig, daß ihre so ordnungsliebende Seele nicht in den Greuel der Verwüstung sehen mußte, welchen versiegelnde Gerichtsdiener, inventirende Beamte, schreiende Ausrufer und steigernde Juden so lange anrichteten, bis keine Stecknadel mehr zu versiegeln, zu inventiren, auszurufen und zu versteigern war.

Lange, mehrere Wochen nach dem Hintritt des Fräuleins, beschloß die Stiftungspflege zu W., daß die Orgel der Hauptkirche, welche einer Totalreparatur entgegengereift war, abgebrochen und die Pfeifen derselben auf einen leeren Klosterspeicher gebracht werden sollten. Aber beim Abbrechen selbst fand man, daß der Transport dahin mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft sei. Ein Mitglied der Verwaltung schlug nun das leer gewordene Quartier im Witwenhause zur Aufbewahrung der Pfeifen vor. Der Vorschlag erhielt die Zu-

ſtimmung ſeiner Collegen, und in wenigen Tagen war auch das Wohnzimmer der verblichenen Tante ſo beſetzt, wie ſie es in dem bedenklichſten ihrer Träume geſehen hatte.

Von dem Traume wußte jedoch Niemand, als die hinterbliebene Nichte, welche noch vor der Auction ausgezogen war, und das Geſicht des Fräuleins ſtand in großer Gefahr vergeſſen zu werden. Aber dazu ſollte es doch nicht kommen. Um noch einige ſtecken gebliebene Hacken zu holen, kehrte die Haupterbin noch einmal in ihre alte Wohnſtube zurück. Weil ſie aber von der einſtweiligen Beſtimmung derſelben noch nichts wußte, rief ſie faſt außer ſich vor Erſtaunen durch die gerade offen ſtehende Thüre: „Ach die Pfeifen! ach der Traum der ſeligen Tante!“ — bis der in dem Zimmer beſchäftigte Organiſt ihr ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, und ſo Gelegenheit gab, mit ihm über die wunderſame Fügung zu ſprechen. Von dieſem vernahm der Erzähler den Traum und ſeine Erfüllung.

---

2) Sie träumte und träumte nicht.

Von ihrem Bette, auf dem die nun heimgegangene B. ihre letzten Stunden in dieſem Prüfungsleben überſtand, nachdem ſie in ihrem einundzwanzigjährigen Eheſtande faſt ununterbrochen mit körperlichen Leiden zu kämpfen und mit Seelen zu ſchaffen gehabt hatte, die ſie nicht verſtanden, — von dieſer letzten Lagerſtätte an der Grenze des gelobten Landes ſchaute eines Abends die liebe Dulderin in ihre Jugendjahre zurück, die ſie in dem Hauſe ihres ſeligen Vaters, des Conſiſtorialraths F. in C., wie einen heiteren Frühlingsmorgen zurückgelegt hatte, und die immer noch wie ferne blaue Berge, von einer untergegangenen Sonne be-

leuchtet vor ihr ſtanden. In der Erinnerung an ſie theilte die Mutter ihren umherſitzenden Kindern folgenden Traum mit:

„Auf eine mir weder unangenehme noch auffallende Weiſe hatte meine Mutter alle Mädchen, mit denen ich in der höheren Töchterſchule und in dem Confirmanden-Unterricht bekannt geworden war, allmählig wieder von mir entfernt, und mir nur zwei derſelben zum fortgeſetzten näheren Umgang gelaſſen. Mit dieſen zwei Freundinnen, von denen die eine Renata und die andere Anna hieß, war ich am Vorabend eines Sonntags in der Gartenlaube beiſammen, während mein Vater auf ſeinem Studirzimmer und meine Mutter in der Wohnſtube zu thun hatten. Ob wir uns damals auch über unſere Zukunft beſprachen, weiß ich nicht mehr; kurz, der ſchöne Sommerabend verging ſchnell, wie jeder Silberblick dieſes Lebens, und wir trennten uns mit Schweſterküſſen, als von der Itz herüber kühle Luft zu kommen anfing.

Während der Nacht, welche auf dieſen Abend folgte, ſah ich mich mit den beiden Freundinnen an dem Hochaltar der Hauptkirche, an welchem ich ſammt ihnen vor drei Jahren in die Gemeinde der Erwachſenen aufgenommen worden war. Wie Bräute gekleidet waren wir alle drei; ich aber hatte einen Dornenkranz um meine Schläfe, während Renata mit einer ſchweren goldenen Kette und Anna mit einem Blumenkranze geſchmückt waren. Meine Krone beſtand aus Stachelzweigen, an denen noch hie und da ein nur halb abgeſtreiftes Blatt ſtehen geblieben war, als hätte man in großer Eile die Zweige abgeriſſen, abgeſtreift und geflochten. Die Roſen in Annas Kranze waren ſchon vollkommen aufgeblüht, und gerade auf dem Scheitelpunkte, wo das Aufblühen in das Verblühen übergeht. Die Kette meiner Renata war ganz rein und ohne Flecken, aber, wie geſagt, ſehr ſchwer.

Der Traum war so lebhaft, daß ich darüber erwachte, und meine Arme ausstreckte, als wollte ich die Gespielinnen umarmen und ihnen Glück wünschen, daß ihnen das bessere Theil zugefallen wäre. Aber in dem nämlichen Augenblick empfand ich auch einen leisen Anflug von dem Kopfweh, das sich nun in den letzten Jahren bis zum unerträglichen Schmerz gesteigert hat. Es war mir, als hätte das Traumgesicht fühlbare Spuren an meinen Schläfen zurückgelassen.

Die Freundinnen suchte ich noch am nämlichen Morgen in der Kirche auf, und, als ich sie hier nicht gefunden hatte, in ihrem Hause. Denn ich hielt es für meine Pflicht, mit ihnen den Traum der vergangenen Nacht ernsthaft zu bereden, nachdem wir uns über unsere Träume schon oft scherzend und lachend unterhalten hatten. Meine lebhafte Erzählung machte auch auf die Freundinnen einen lebhaften Eindruck, selbst auf Anna. Ehe wir auseinander gingen, gelobten wir uns, dem Herrn treu zu bleiben unter den Prüfungen und Versuchungen des Kreuzes, des Reichthums und der Welt, und mit Gottes Hülfe das Gelübde zu halten, welches wir an jenem Altar in die Hand meines Vaters niedergelegt hatten.

Einige Jahre nach diesem Traume traten wir drei Freundinnen kurz nach einander in den Ehestand. Was die Stacheln meiner Dornenkrone bedeuteten, habe ich seit fast einundzwanzig Jahren empfunden. Renata lebt in großem Reichthum, aber auch überbürdet mit allen den vielen Lasten, welche ein großer Haushalt einer gewissenhaften und dabei mehr für das Himmlische als für das Irdische gestimmten Seele auflegt. Wie sie mir letzthin schrieb, hat die schwere goldene Kette schon eine tiefe Furche in ihre sonst glattheitere Stirne gedrückt. — Anna wurde durch ihre Verbindung mit

einem ungläubigen Manne mitten in den Strom der Welt hineingezogen, und lebt nun ganz mit der argen Welt. Ich glaube, ihr Schutzengel hat schon lange sein Angesicht von ihr gewendet."

---

3) Sie sagte es und sagte es nicht.

Auf seiner Pilgerfahrt durch Franken kam der Erzähler ganz in der Nähe von Würzburg an einen Kirchhof. Ein Quittenbaum von der großen Art, wie sie am schönsten im südlichen Tyrol gefunden wird, steht an einer Wand desselben, und winkte mir, seine vielen, großen und goldgelben Früchte ganz in der Nähe zu betrachten und zu bewundern. Die zwei Flügel der schwarzen Todtenpforte standen weit auf und das Glöcklein der Capelle wurde geläutet.

Der Leichenzug, der bald nach mir in den Gottesacker einging, war klein; aber die Wenigen, aus denen er bestand, schienen in die tiefste Trauer versetzt zu sein, selbst der alte, ehrwürdige Priester. Das Särglein wurde von der Bahre genommen und auf die bereitete Ruhekammer gestellt. Nach den gewöhnlichen Einsegnungs-Ceremonieen nahm der Priester eine schwarze Rolle, die ihm der Kirchner reichte, und las daraus dem Hauptinhalte nach ungefähr Folgendes vor:

„Dorothea G. wurde am 2. April im Jahre der Gnade 1830 dieser Welt geboren, und am andern Tage durch die heilige Taufe in das Reich Gottes aufgenommen. Als eine liebliche Gottesgabe wuchs sie zu ihrer Aeltern Freude fröhlich heran, und man bemerkte nichts Auffallendes an ihr, als ein sorgfältiges, beinahe ängstliches Bemühen, ihre Muttersprache ganz schriftrein zu sprechen, weßwegen

sie auch nicht selten schmählte, wenn ihr älterer Bruder im Reden nachlässig und unachtsam war. — An ihrem letzten Namenstage, heute vor vier Wochen, wurde sie von ihrer Mutter mit einigen Kleinigkeiten beschenkt und erhielt damit zugleich das Versprechen, daß an ihrem Geburtstage noch Besseres und Schöneres nachfolgen werde. Aber wie entsetzte sich die Mutter, da das Mägdlein ganz ruhig, und als ob ein fremder Geist aus ihr spräche, erwiderte: »Liebe Mama, da werde ich nichts mehr bedürfen.« Noch auffallender aber war es, als Dorothea an einem der darauf folgenden Tage anfing, alle ihre Gebete knieend zu verrichten, nachdem sie vorher immer stehend oder in ihrem Bettlein liegend gebetet hatte. Ihrem Vater, der sie darüber beredete, antwortete sie nicht im Mindesten aufgeregt, sondern ganz sanft und ruhig: »Lieber Papa, wenn man mit Gott redet, kann man nicht demüthig genug sein.«

Obgleich äußerlich fortblühend, wie eine Rose, wurde von nun an Dorothea immer stiller und der Ton ihrer Stimme so ergreifend, daß es ihren Aeltern fast unmöglich war, ihr eine Bitte abzuschlagen. — Ihre kleinen Gespielinnen hatte sie früher an einem bestimmten Tage in der Woche immer miteinander bei sich gehabt; jetzt aber bat sie ihre Mutter, eine nach der andern einladen zu dürfen. Mit jeder spielte sie dann auch, wie gewöhnlich, so daß sie den Eingeladenen gegenüber fast gar keinen eigenen Willen zu haben schien; aber beim Abschiede nahm sie immer etwas von ihren Sachen und beschenkte mit Erlaubniß ihrer Mutter die weggehende Freundin damit, so daß sie am Ende in ihrem Schmuckkästchen gar nichts mehr und in ihrer Kommode nur einige Alltagskleider hatte. — Vor einigen Tagen wurde Dorothea von einem leichten Husten befallen, der aber trotz aller ärztlichen Hülfe bald bösartig wurde, und sie vorge-

ſtern wegraffte. Heute, als an ihrem vierten Geburtstage, ſtehet ihre irdiſche Hülle über dieſer Ruhekammer. — Sanft ruhe ihre Aſche!

Wahrlich, ich ſage Euch, es ſei denn, daß Ihr zurückkehret und werdet, wie die Kinder, ſo werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer ſich nun ſelbſt erniedriget, wie dieß Kind, der iſt der Größeſte im Himmelreich. Amen."

Wie man sich auf einer Insel einrichten und verhalten solle.

An der Ostgrenze von Würtemberg liegt eine herrliche Ebene, die wir in unserm Bayernlande das Ries nennen. In den südlichen Bergen, welche diese Kornkammer umgeben, steht eine Mühle mitten im Walde und fern von dem nächsten Dorfe. Denn der Erbauer derselben, ob er gleich sonst ganz nahe an einem Wirthshause und einer Kirche gewohnt hatte, konnte sich nicht nach seiner Gewohnheit richten, sondern mußte an dem Rinnsal des Baches eine Stelle suchen, wo er ohne Prozeß mit einem oberen oder unteren Müller seinen Haarbaum legen und sein Wehr bauen durfte. Dazu ist das Mahlwasser dort kein Hungerbach, sondern fließt Jahr aus Jahr ein in reichlicher Fülle aus den unterirdischen Kammern des Hahnenkamm.

Diese Mühle kaufte vor zwanzig und etlichen Jahren Konrad Walter aus einer Stadt, welche dem Augsburger Glaubensbekenntnisse zugethan ist, und setzte sich daher als Protestant mitten unter die Katholiken, nicht wie Vater Abraham unter die Aegypter, weil eine Theuerung in das Land gekommen war, sondern wie Isaschar kräftigen und bequemen, jedoch arbeitsamen Andenkens. Denn sein und seines Weibes Herz hing damals fast noch zu viel an dem Irdischen, und sie waren zu der Zeit, als sie die Mühle kauften, beinahe mehr geneigt, nach der Zahl der Mahlgäste, als nach der Gemeinschaft mit den Glaubensgenossen zu fragen. Doch waren sie nicht wenig betroffen, als sie schon nach wenigen

Tagen sahen, daß sie zur nächsten Kirche von ihrem Glaubensbekenntnisse zwei volle Stunden zu gehen hätten.

Je mehr es aber der Müller und sein Weib bereueten, ohne Noth und blos der Nahrung halber so weit aus der Gemeinschaft mit ihren Glaubensgenossen getreten zu sein, desto besser richteten sie sich ein. Der sechsjährige Hangeorg, ihr einziges Kind, wurde zu dem wackern Schulmeister zu Dornau in Unterricht und Kost gethan und allda bis zu seiner Confirmation gelassen. Die Dienstboten wurden alle aus dem protestantischen Ries genommen, und zogen jeden Sonntag mit dem Müller oder der Müllerin voran nach Dornau in die Kirche, wo sich ihr Herr eigene Stühle für sich und seine Leute gepachtet hatte. Auf dem Giebel seiner Mühle ließ er eine Gebetglocke anbringen. Der Bote von Oettingen blieb stehen, als sie das erste Mal zum Abendsegen in der Einöde geläutet wurde, und die Saatkrähen auf den hohen Föhren erhuben sich und umkreisten die Mühle, bis ihre Zunge wieder schwieg. Kein Bettler sprach zu, ohne eine gute Gabe nebst einem freundlichen Worte mitzunehmen. Der Müller besuchte an den Sonntagen kein Wirthshaus und entging so den Disputationen über Dinge, die zu Bier, Branntwein, Karten und Rauch nicht stimmen. Er war überhaupt ein Mann von wenigen Worten. Und wie der Herr, sagt man bei uns, so auch der Zeug. Laut im Hause waren eigentlich nur die Mahlgänge, in der Stube, im Stall und auf der Dreschtenne lief Alles ohne überflüssiges Schreien, Fluchen und Lärmen ab. Die Mehlsäcke, mit denen jetzt die Bauern aus der Mühle heimfuhren, waren voller, als sonst unter dem gestorbenen und verdorbenen Müller, und das Mehl besser und ergiebiger, was die Weiber in der ganzen Nachbarschaft nie zu rühmen vergaßen, wenn sie die Leute in der Mühle ihres lutherischen Glaubens wegen aufrichtig bedauert und bemitleidet hatten.

Einmal kam der kleine Hangeorg von Dornau am grünen Donnerstag auf die Osterferien nach Hause, und brachte einen siebenjährigen Knaben mit, den er bei einer benachbarten Ortschaft aufgegabelt hatte, um während der Feiertage einen Gespiel zu haben. Vater und Mutter hatten nichts dagegen, nach dem Knaben, der doppelt verwaist war, fragte Niemand, und so blieb er, aber nicht blos während der Ferien, sondern für immer, ohne daß von dieser oder jener Seite etwas Besonderes über ihn ausgemacht und beschlossen worden wäre. Als aber die Zeit der Winterschule gekommen war, schor ihm die Müllerin sein Haar, zog ihm Kleider an, aus denen ihr eigenes Söhnlein wie eine Erlen-Gerte in Einem Jahre herausgewachsen war, und führte ihn zu dem nächsten katholischen Schulmeister, der nur eine halbe Stunde von der Mühle entfernt war, so daß der kleine Seppi ganz bequem vom Haus zur Schule hin und her kommen konnte. Der Einstand, in dem feinsten Mundmehl und Schmalz bestehend, wurde der Frau Schulmeisterin übergeben, und sie genehmigte dafür die Bitte, den Kleinen sein Mittagbrot immer in der warmen Schulstube verzehren zu lassen und dann ein wachsames Auge auf ihn zu haben.

Binnen zwei Jahren hatte sich Seppi, dem zu Hause seine Pflegemutter in ihrer Lehrhaftigkeit wacker nachhalf, bis auf die erste Bank in seiner Schule geschwungen, und die Müllerin konnte sich die Freude und den Triumph nicht versagen, der nächsten öffentlichen Prüfung beizuwohnen. Es ging auch Alles vortrefflich. Was die Andern nicht wußten, das beantwortete Seppi, im Kopfrechnen war er der Fertigste, seine Handschrift die schönste, und das Angesicht der Müllerin verklärte sich augenfällig, als zuletzt sogar der Herr Landrichter fragte, wer denn dieser liebe Junge sei. Der Ortspfarrer gab die verlangte Auskunft, bemerkte aber dabei, daß

der Knabe schon geraume Zeit unter Ketzern wohne und daß man bald Anstalt machen müsse, seine Seele zu retten. — Diese Rede des Seelsorgers wirkte auf die Pflegemutter, wie ein Guß kalten Wassers auf einen Dampfkessel. Die von dem Dampf mütterlichen Stolzes gehobene Brust wurde sehr beklommen und aus ihren Augen fiel eine Thräne um die andere. Stillschweigend nahm sie nach der Prüfung ihren Seppi bei der Hand und ging mit ihm nach Hause. Da klagte sie dem Müller ihre Noth. Der erwiderte ganz ruhig, der geistliche Herr habe eben auf seinem Standpunkt und in dem Sinne seiner Kirche gesprochen und wahrscheinlich werde es von den Worten nicht zur That kommen. Aber wenige Tage darauf kam der Landgerichtsdiener in die Buschmühle und forderte den kleinen Seppi zurück. Weinend folgte der Knabe dem Mann im grauen Rocke. Doch bald kam für die Müllersleute eine Gelegenheit, sich zu rächen, und wir werden sogleich sehen, wie sie dieselbe benützten.

Einer der vorigen Besitzer der Buschmühle hatte in seinem letzten Willen dreihundert Gulden ausgesetzt und bestimmt, von dieser Summe sollte, wenn sie durch die nach und nach dazu geschlagenen Zinsen groß genug geworden wäre, an dem Fußpfad, der über die Wiese hinter der Mühle führe, ein steinernes Crucifix errichtet werden. Ehe aber dieses Capital die erforderliche Größe erreichte, war die Wehrwiese sammt der Mühle aus einer Hand in die andere gegangen, ohne daß man den verschiedenen Käufern vom Gericht die Verbindlichkeit kund gegeben hätte, zu seiner Zeit auf diesem ihren Grundstück ein Crucifix errichten lassen zu müssen. Es lag daher auch ganz in dem freien Willen unsers Müllers, ob er sein Eigenthum dazu hergeben wollte oder nicht. Dem geistlichen Herrn, der bei der Schulprüfung die Freude der Müllerin so getrübt und ihr und ihrem Manne durch die Abfor-

derung des Knabens so tief in's Herz gegriffen hatte, schien deßhalb auch im Blick auf diese schwer gekränkten Leute die Errichtung des heiligen Denkmals auf dem im Testament des Stifters bezeichneten Platze wenigstens für jetzt unmöglich geworden zu sein. Doch wollte er es versuchen, ließ eines Tages den Müllermeister zu sich rufen und theilte ihm sein Anliegen mit. Der Gerufene wunderte sich über die sichtbare Verlegenheit, womit der sonst nicht blöde Pfarrer sein Gesuch vorbrachte, und antwortete, man habe nichts dagegen gehabt, als er auf sein Dach eine Glocke stellte, und er habe nun auch seiner Seits nichts gegen die Errichtung des Kreuzes.

Zur Herbstzeit, als die Wiese eingeerntet war und die Zeitlose darauf zu blühen anfing, wurde das heilige Denkmal errichtet, aber auf die ausdrückliche und gar nicht geheim gehaltene Anordnung des geistlichen Herrn so, daß das Bild des Gekreuzigten sein Angesicht nicht der nebenliegenden Mühle zu, sondern von ihr abwendete.

Nun hatte der Müller wieder für eine Kränkung Rache zu nehmen, und er that es auf seine Weise. Er pflanzte nämlich drei Lindenbäume, einen zur Rechten, den andern zur Linken und den dritten im Rücken des Denkmals.

Wenn der freundliche Leser einmal in dem Schatten dieser schönen Bäume ruhen sollte, so vergesse er nicht das Andenken des Mannes zu segnen, der gelesen und zu Herzen genommen hatte das Wort: „Sprich nicht: Wie man mir thut, so will ich wieder thun und einem Jeglichen sein Werk vergelten. Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn; denn es stehet geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem."

Die Tischreden.

Wenn der freundliche Leser auf seiner Reise von Nürnberg aus, der Heerstraße nach, immer gerade gen Süden wandert, kommt er sogleich jenseits der Altmühl in ein kurzes Seitenthal derselben. Ein Hungerbach, den die Landleute lieber leer als voll sehen, weil trockene Jahrgänge mehr für die Scheune liefern, als nasse, hat darin sein Bett, und ein hoher Berg schließt es gegen Mittag. Rechts von der Straße, die an des Berges Seite hinauf liegt, steht ein Bauernhof mitten unter den Aeckern und Wiesen, die zu demselben gehören. Gewaltige Apfel- und Nußbäume legen zum Theil ihre Arme auf die Schieferdächer des Wohnhauses und der Scheune. Eine Quelle hinter dem Garten, die in eine Rinne gefaßt ist, hält nicht nur den eichenen Tränktrog für das Vieh, sondern auch eine kleine Pfütze für einige Frösche und Unken immer voll.

Dieses Bauerngut stand schon im Jahre 1518, und wie es heute, wo der Erzähler diese Zeilen niederschreibt, darin hergeht, gerade so ging es vielleicht damals zu, als es am vierzehnten Trinitatis-Sonntag jenes Jahres Abend werden wollte. Der Bauer, die beiden Hände unter dem breiten, schwarzen Hosenträger, lehnte unter der Hausthüre, sein Weib saß auf der Bank, mit Flickwerk beschäftigt, und seine drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, trieben sich in dem Garten umher und stießen mitunter an die Bäume, um die blauen Pflaumen zum Fallen zu bringen. Dazwischen

löste sich ohne ihr Zuthun ein großer Apfel von seinem Zweige, that einen dumpfen Fall in das Gras und wurde dann das Ziel ihres Wettlaufs.

In diesen lieblichen Spielen, welche ihnen der freigebige Herbst bereitet hatte, wurden die Kinder durch zwei Fremdlinge unterbrochen, die von dem gewöhnlichen Wege abgewichen waren und auf den Bauernhof zukamen. Es war ein Augustinermönch auf einem Pferde und ein Mann aus dem Laienstande, der vorausging und das müde Roß am Zügel mehr hinter sich nachzog, als führte. Bettelmönche zu Fuß, welche für ihre Klöster die jährlichen Gaben der Landleute in Hülsenfrüchten, Eiern, Schmalz und dergleichen Naturalien einsammelten, hatten die Kinder schon oft gesehen; aber ein Klosterbruder dieses Ordens zu Pferd war ihnen ein ganz ungewöhnlicher Anblick, und sie liefen, was sie laufen konnten, um es ihrem Vater zu verkündigen.

Der Bauer, der in seiner Gottesfurcht den geistlichen Stand von Herzen ehrte, ging dem Augustiner bis in den hohlen Weg vor seinem Hofe entgegen, und folgte ihm, nachdem er seinen Segen empfangen hatte, bis vor sein Haus. Da half er ihm vom Pferde, und sah mit herzlichen Bedauern, wie Mann und Roß, wahrscheinlich nach einem angestrengten Ritte von ungewöhnlicher Dauer, einer so angegriffen war, wie das andere. Das Thier überließ er dem Führer und seinem eigenen Knechte, den Mönch führte er in seine Stube und ließ ihn auf dem Lotterbette, dem bequemen Sopha der Landleute in unserer Gegend, Platz nehmen.

Bei jedem nur etwas wohlhabenden Bauer steht nämlich in der Wohnstube eine vollständige Bettstelle mit einem Himmel. In der Bettstelle ist ein großer, voller Strohsack mit einem Kopfkissen, beide mit schwarzgefärbtem Zeug überzogen. Auf dem Himmel liegen und stehen Andachtsbücher, braune Schach-

teln, in denen das Hausarchiv der Familie enthalten ist, Nähkörbchen und andere Dinge. Der Raum unter der Bettstelle dient dem Hühnervolk zum Winterquartier, und auf dem Strohsack ruht der Hausherr den größten Theil der arbeitsfreien Zeit, welche zwischen dem letzten Schlag des Dreschflegels und den Vorbereitungen zur Sommersaat liegt.

Dem Mönche in seiner weiten Kutte und bei seiner Lebensweise im Kloster war dieses Lager weit willkommener, als das weichste und wärmste Federbett. Er erholte sich schnell, und das zwölfjährige Mägdlein des Bauern schöpfte nun aus dem sogenannten Höllhafen hinter dem Ofen laues Wasser in eine Gelte, band ihrem Gaste die schweren Sandalen ab und wusch seine Füße, die mit Staub und Straßenkoth bedeckt waren.

In der Zeit aber, welche der Erzähler brauchte, um dem freundlichen Leser auseinander zu setzen, was hier zu Land ein Lotterbett sei, hatte die Bäuerin schon ein prasselndes Feuer auf dem Herde angeschürt und eine Pfanne mit goldgelbem Schmalz darüber gehängt. Die Eier und der klein geschnittene Schinken, welche durcheinander gerührt hineingeschüttet wurden, verbreiteten durch das ganze Haus einen köstlichen Wohlgeruch und brachten den Führer des Mönchs vollends zur Ueberzeugung, daß der Gott des Propheten Elias ihn und den Priester in eine gute Herberge geleitet habe. Sein schönes Roß, das keinem gemeinen Manne angehören mochte, wieherte auch schon über den schneeweißen Hafer, der im Barren lag, und über die Pflege mit Strohwisch und Wasser, die es in dem Stalle eines Bürgermeisters auch nicht besser gefunden hätte.

Als aber in Küche und Ställen die gewöhnlichen Dinge beschickt waren, versammelten sich alle Leute des Hauses um den gedeckten Tisch in der Stube. Für die Gäste zitterte die feine Eierspeise auf einer großen zinnernen Platte und für die Hausleute, die Kinder, die Dienstboten und die Herr-

schaft dampfte eine Brodsuppe in der tiefen irdenen Schüssel, und ein großes blechernes Schiff mit Nudeln aus Weizenmehl war für Alle. Die Gebete vor und nach dem Essen sprach der Mönch, aber nicht, wie seine Collegen, die sich schon an diesem Tische gesättigt hatten, in lateinischer, sondern deutscher Sprache. Ja, er ließ es nicht bei der Danksagung allein bewenden, sondern sprach auch zu dem Manne, dessen Weib, den Kindern und Dienstboten die Worte, welche sich über dieselben in der Haustafel Luthers finden. Diese kurzen Ermahnungen des Mönchs, der so leidend aussah, und doch eine so kräftige, reine und glockenhelle Stimme hatte, ergriffen seine Zuhörer auf eine wunderbare Weise. Freilich waren ihre Herzen schon zubereitet durch seine lieblichen Tischreden, die er geführt hatte.

Als z. E. der Mönch bemerkte, daß das Töchterlein seines Hauswirths für die Nudel dankte, die es aus der Hand seiner Mutter empfing, sagte er: „Das ist fein, mein Kind. Auch in Klöstern gewöhnet man die jungen Mönche, wer ihnen nur eine beschnittene Feder schenket, daß sie sich bücken und sagen müssen: **Benedictus Deus in omnibus donis suis!** Das ist verdolmetschet: Gott sei gelobt um Alles, das er uns schenket! Und solches ist nicht eine böse Weise; denn es geschieht darum, daß das junge Volk sich gewöhnen soll, Alles mit Danksagung gegen Gott und Menschen anzunehmen. Auch ist es recht und wohlgesagt von alten, weisen Leuten: **Deo, parentibus et magistris non potest satis gratiae reddi.** das ist: Gott, den Aeltern und Schulmeistern kann man nimmer genugsam danken noch vergelten. Leider wird aber gar oft erfüllt das gemeine Sprichwort, daß Ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Vater. — Man sagt ein Exempel von einem Vater, der übergab seinen Kindern alle seine Güter, Haus, Hof, Aecker und alle Bereitschaft, versah sich dessen zu seinen Kindern, sie würden ihn ernähren. Da

er nun bei seinem Sohne eine Zeit lang war, ward der Sohn seiner überdrüßig, und sprach: »Vater, mir ist diese Nacht ein Knäblein geboren, und wo Euer Armstuhl soll seine Wiege stehen. Wollet Ihr nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat?« Da er nun eine Zeit lang bei dem andern Sohne gewesen war, wurde der sein auch müde und sprach: »Vater, Er hat gern eine warme Stube, und mir thut der Kopf davon weh. Will Er nicht zu meinem Bruder gehen, der ein Bäcker ist?« Der Vater ging, und da er nun eine Zeit lang bei dem dritten Sohne gewesen war, ward er auch diesem zur Last, daß er sprach: »Vater, bei mir geht es aus und ein, wie in einem Taubenschlag, und Du kannst Dein Mittagsschläflein nicht machen, wie Du willst. Möchtest Du nicht zu meiner Schwester, der Käthe? Die wohnt an der Stadtmauer.« Der Alte merkte, wie viel es geschlagen hätte, und sprach bei sich selbst: Wohlan, das will ich thun; ich will mich aufmachen und es bei meinen Töchtern versuchen! Die Weiber haben ein weicheres Herz. — Da er aber eine Zeit lang bei seiner Tochter gewesen war, wurde sie seiner überdrüßig, und meinte, es sei ihr immer Höllenangst, wenn der Vater zur Kirche oder sonst wohin gehe und die hohe Treppe hinunter müsse. Bei der Schwester Lisabeth brauche er keine Treppen zu steigen, die wohne zu ebener Erde. — Damit er in Frieden wegkomme, gab ihr der Alte zum Schein Recht und zog zu seiner andern Tochter. Und da er eine kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde sie sein müde, und ließ ihm durch einen Dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier an der Pegnitz wäre zu feucht für einen Mann, der mit der Gicht geplagt sei; ihre Schwester, die Todtengräberin bei St. Johannis, hätte ein überaus trockenes Losement. — Der Alte meinte selbst, sie könne Recht haben, und begab sich vor das Thor zu seiner

jüngſten Tochter Lena. Und als er zwei Tage bei ihr geweſen war, ſagte ihr Söhnlein zu ſeinem Großvater: »Die Mutter ſprach geſtern vor der Hausthüre zu der Baaſe Liſabeth, für Dich giebt es kein beſſeres Quartier, als eine Kammer unter der Erde, wie ſie der Vater macht.« Ueber dieſe Rede brach dem Alten das Herz, daß er in ſeinem Armſtuhl zurückſank und ſtarb. St. Johannis nahm ihn nun auf, und iſt barmherziger gegen ihn, als ſeine ſechs Kinder. Denn er läſſet ihn in ſeiner Kammer ſchlafen immer ſeit der Zeit. — Darum ſagt man im Sprichwort, daß Ein Vater leichter kann ſechs Kinder ernähren, denn ſechs Kinder Einen Vater." —

Als der Auguſtiner-Mönch dieſe Geſchichte von den ſechs undankbaren Kindern erzählt hatte, ſchnitt die Bäuerin einen großen Schinken an, den ihr Mann von der Rauchkammer herabgeholt und auf den Tiſch gelegt hatte. Dabei bemerkte ſie, daß ihr Meſſer einige Scharten bekommen hatte und überhaupt arg mitgenommen worden war. Sie fragte ihre Kinder, welches von ihnen das Meſſer ſo zugerichtet hätte. Hans rief: „Ich nicht!" und Michel: „Ich auch nicht!" Lene aber antwortete gar nicht, ſondern wurde blutroth im Geſicht, rutſchte über die Bank herab und lief weinend zur Thüre hinaus. Dabei bemerkte der Mönch, daß es ein zart ſchwach Ding wäre um ein böſes Gewiſſen; denn es könne ſich nicht bergen. Wie auch die Heiden davon geſagt haben: **Conscia mens pravi de se putat omnia dici**, d. i. ein böſes Gewiſſen ziehet Alles, was geredt wird, immer auf ſich. Und erzählte darauf dieſe Geſchichte. Es wäre ein Prediger geweſen, der hätte einmal die Gartendiebe auf der Kanzel übel geſcholten und geſaget: »Ich hatte in meinem Wurzgarten zwei Beetlein mit Gurken von der Bamberger Art, immer eine größer und ſchöner, denn die andere. Da ſind in der vergangenen Nacht die

Diebe eingestiegen, und haben nicht den Zehenten, nicht den Fünften genommen, sondern alle bis auf diese eine in meiner Hand. Ich habe nun lange die Sünder wider das siebente Gebot mit Worten gestrafet, jetzt will ich sie auch mit der That strafen. Denn ich weiß Einen Dieb unter diesem Haufen meiner Zuhörer, und ich sehe ihn vor meinen Augen, und kenne ihn so eben, daß ich ihn auch mit dieser Gurke treffen will.« Und hob seine Hand auf, und stellte sich ernstlich, als wollte er einen großen Wurf thun. Da standen etliche junge Bursche unter der Kanzel, die duckten sich alle, und fürchtete ein Jeder, er wollte auf ihn werfen. Da sagte der Pfarrherr: »Ei, ich meinte, es wäre nur Einer der Gurkendieb. Nun sind es mehr. Sehet, der Magen verdauet die gestohlenen Früchte, aber nicht so das Gewissen, darinnen sie liegen bleiben, wie Kieselsteine.« —

„Item," sagte der Mönch, „als sich einmal der Tag geneigt hätte, wäre Einer in der Herberge eingekehrt, daß er darinnen übernachte. Der saß im Eck hinter dem Tisch und der Wirth auf der Bank hinter dem Ofen, und der Hausknecht mitten in der Stube, und machte eine Schnur an seine Geisel. Da schrie der Wirth auf einmal: »Hansgörg, ein Räuber! ein Räuber!« und der Hausknecht fuhr auf, das Licht auf dem Tische zu schneuzen. Denn es hatte angefangen zu fackeln, weil ein Knoten im Docht war. Aber der Gast sprang vom Tische hervor und über Hals und Kopf zur Thüre hinaus. Darüber fiel ihm eine Diebslaterne aus der Tasche. Und der Wirth sah nun, daß er zwei Räuber in der Stube gehabt hatte, einen auf dem Tisch, und einen hinter demselben. Also läuft das böse Gewissen vor einem Knoten im Dochte davon."

Wiederum, als die Bäuerin ihre Gabel unter den Tisch fallen ließ, und Hans, der zunächst dabei saß, dieselbe nicht

alsbald aufhub, sagte der Mönch: „Ei Hänslein, wie faul! Da wäre das Knäblein Jesus gesprungen, und hätte der Mutter die Gabel flugs aufgehoben. Denn Christus ist gegangen in den Werken des vierten Gebots. Das sind aber solche Werke, deren Vater und Mutter im Hause bedürfen, daß er Wasser, Brod, Fleisch geholet, des Hauses gehütet und dergleichen mehr gethan hat, was man ihn hat geheißen, wie ein ander Kind. Solches hat das liebe Jesusknäblein gethan. Wenn seine Mutter gesagt hat: »Sohn, lauf hin und hole mir eine Kandel voll Wasser, oder um eine Landmünz Salz,« so ist er hingelaufen fröhlich und hats geholt. Das sollen billig alle Kinder, so gottselig und fromm sind, sprechen: »Ach, ich bins nicht werth, daß ich zu der Ehre kommen soll, und dem Kindlein Jesu gleich werden in dem, daß ich thue, was Er, mein Herr Christus, gethan hat. Hat er in der Werkstatt des Joseph Zimmerspähne aufgelesen und Anderes, was ihm seine Eltern befohlen haben, gethan, welches gemeine, geringe Werke anzusehen gewest sind, wie sie im Hause vorfallen, ei, wie feine Kinder wären wir, wenn wir seinem Exempel folgeten, und auch dasjenige williglich thäten, was uns unsere Aeltern heißen, es wäre auch so schlecht und gering, als es sein könnte.«

Als auch die zwei Knaben dem Mönche die Hand geküßt hattenun d auf ihre Kammer zu Bette gingen, schaute ihnen ihre Mutter mit einem Seufzer nach und sagte: „O, was für Sorgen machen doch die Kinder!" Worauf der Klosterbruder versetzte: „O Weib, die Vöglein fliegen vor unsern Augen über, uns zu kleiner Ehren, daß wir wohl möchten unsere Hütlein gegen ihnen abthun und sagen: Mein lieber Herr Doktor, ich muß ja bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die Du kannst. Du schläfst die Nacht über in Deinem Nestlein ohne Sorge; des Morgens stehest Du wie-

der auf, bist fröhlich und guter Dinge, setzest Dich auf Dein Bäumlein, und singest, lobest und dankest Gott. Darnach suchest Du Deine Nahrung und findest sie. Pfui, was hab' ich alter Narr gelernt, daß ich's nicht auch thue, der ich doch so viel Ursache dazu habe? Kann das Vögelein sein Sorgen lassen, und hält sich in solchem Fall, wie ein lebendiger Heiliger, und hat dennoch weder Acker noch Scheunen, weder Kasten noch Keller. Es singet, lobet Gott, ist fröhlich und guter Dinge. Denn es weiß, daß es Einen hat, der für es sorget, der heißt: »Unser Vater im Himmel.« Warum thun wir's denn nicht auch, die wir den Vortheil haben, daß wir können arbeiten, das Feld bauen, die Früchte einsammeln, aufschütten und auf die Noth behalten? Dennoch können wir das schändliche Sorgen nicht lassen. Darum sollten wir dieß Exempel von den Vögelein nicht vergessen. Sie sind ohne alle Sorge fröhlich und guter Dinge. Und warum wollten sie auch sorgen? Sie haben einen reichen Küchenmeister und Kellner. Der heißt der Vater im Himmel, und hat eine Küche, die so weit als die Welt ist. Darum sie fliegen hin, wo sie wollen, finden sie die Küche wohl bestellet. Derselbe himmlische Vater, lehrt Christus, wollte Euer Küchenmeister und Kellner auch gern sein, wenn Ihr's nur glauben könntet oder haben wolltet. Er beweiset es auch mit der That, und giebt Euch unzählig viel mehr, denn den Vögeln. Warum wollt Ihr ihm denn nicht vertrauen? Thut doch, wie die Vöglein, lernet glauben, singet, seid fröhlich, und lasset Euren himmlischen Vater für Euch sorgen."

„Sehet, Leute," fuhr der Klosterbruder fort, „daheim vor dem Fensterlein meiner Zelle stehet ein Kraut im Topf. Der Bruder Gärtner heißet es Reseda, und der Geruch seiner Blüthe übertrifft alle Würze. Dieses Kraut besuchet je um Egidi ein Sommervogel, weiß und mit etlichen Flecken auf

seinen vier Flügeln. Der leget seine Eier mitten unter die Blätter je eins und eins und fern von einander, daß sie nicht naß werden von Thau und Regen und daß die Jungen einander die Nahrung nicht schmälern. Die Eier aber kleben mit dem offenen Ende am Blatt, und wenn nun das Junge darin aus seinem Schlaf aufwacht und heraus will, findet es den Ausgang versperrt, aber nicht mit Eisen, Stein oder Holz, sondern nur mit seinem Futter, das ihm so gut schmeckt und mundet wie unser Einem Zibeben und Mandeln. Und wenn es sich durchgespeist hat, streckt es sein Köpflein zwei- oder dreimal in die Höhe, und weidet dann fort bald zur Rechten und bald zur Linken, wie es will. Der Vater im Himmel machet es dem kleinen Würmlein, als schlösset ihr ein Knäblein oder Mägdlein in eine stille Kammer, davon die Thüre ein großer Pfefferkuchen ist, und sprächet zu ihm: Jetzt schlaf! und wenn Du aufwachst und willst zu uns heraus in den Sonnenschein, so mußt du dich durch den Honigkuchen hindurch essen, — So aber Gott für ein Würmlein also sorget, das heute lebet, und morgen dem Sperling zur Speise dienet, sollte er das nicht vielmehr Euren Kindlein thun? O ihr Kleingläubigen!"

„Ja, hochwürdiger Herr," versetzte die Bäuerin, „darum will ich auch nimmer sorgen, wie meine Kinder in dieser Welt fortkommen; aber wer nimmt sich meiner Kunigunda, die noch im Wickelkissen gestorben ist, in der Ewigkeit an?"

„Auch dieser Sorge," antwortete der Mönch, „könntet Ihr quitt sein. Denn ein Christ soll sagen: Ich weiß, daß ich also fahre. Wenn meine Seele ausfährt, da sind bestellt die höchsten Könige und Fürsten, nämlich die lieben Engel, die mich annehmen und überführen. — In dem Fall sind die lieben Kinder auch. Wann das Kind geboren wird, weiß es nicht, wo es hinkommt. Aber da sind die

Frauen, die haben Windeln und Kißlein, und faben das Kind auf. Wenn das Kind aus der Taufe gehoben wird, da weiß es nicht, wo es hinfährt. Aber der Prieſter und Täufer iſt da und die Pathen und Weiber, und haben Arme und Windeln und Weſterhemdlein, damit ſie das Kind heben. Alſo nimmt Gott ſelbſt auf der Kindlein Seelen im Tode; aber er brauchet dazu ſeiner Mitgehilfen, der lieben Engel, daß die Seelen aufgenommen und empfangen werden, wenn ſie ſcheiden aus ihren Leibern. Das mögen wohl liebe Engel und dienſtbare Geiſter ſein, die ſo freundlich mit uns umgehen, daß ſie allhier in dieſem Leben die Kleinen beſchützen und erhalten, und zuletzt, wenn ſie ihrer am meiſten bedürfen, auf ihre Seelen warten, und ſie in Gottes Schoos bringen, dazu ſie getauft ſind. Denn ebenderſelbige Engel, der die Kindlein empfahet und hebet, wenn ſie in den Schlaf ſinken, muß ihre Seelen empfahen und heben, wenn ſie ſterben."

Und da es Zeit war, erhuben ſich auch die drei Dienſtboten des Bauern vom Tiſche, bückten ſich tief vor dem Prieſter, und gingen ihres Wegs, mit ihnen der Begleiter des Mönchs. Die Bäuerin ſchaute ihnen nach und ſeufzte: „Wie ſchwer ſind die Dienſtboten in unſerer Zeit zu regieren!"

„Wohl," verſetzte der Kloſterbruder, „aber auch mit Kurzweil und Fabeln, wenn man ſie wohl weiß zu gebrauchen. Daß ich ein Exempel gebe: Wenn einem Knechte zu wohl iſt, und will's beſſer, und ſpricht in ſeinem Herzen: Bei meinem Herrn habe ich zwar Alles ſicher, Jahr von Jahr fünf Gulden und Leinwerk zu zween Hemden und einem Schurz, aber nichts darüber. Beim Kronenwirth in Schwabach giebts zwar keinen Lohn, aber viel Trinkgeld und Unterhaltung, denn das Fuhrwerken geht Tag und Nacht; zu dem will ich mich verdingen. — Dieſem Knecht wollte ich

erzählen: Es war einmal ein Hündlein, das strich eines Morgens durch die Fleischbank und erhaschte eine Kalbslunge. Zuerst lief es aus Leibeskräften, weil die Metzger hinter ihm drein waren, zuletzt, da seine Verfolger umkehrten, ging es langsam über einen Steg. Da sah es unter sich einen andern Hund im Wasser, mit einem Stück Fleisch im Maul, das ihm größer und schöner dünkte, denn das seine. Folglich ließ es die Lunge fallen und schnappte nach dem Fleisch, worüber es den guten Bissen verlor und seine Schnauze in das leere Wasser stieß. Denn es erging ihm, wie allen Unzufriedenen, die das Gute verlieren und jenes Bessere nicht kriegen. — Item. Wenn sich eine Magd an eine andere hängt, und es ist Gefahr vorhanden, daß sie von der bösen Freundin verführt werde, so wollte ich bei Gelegenheit erzählen: Naschmunde, die junge Maus, so bei dem reichen Bauer Wackerbart diente, erging sich eines Sonntags nach der Vesperkirche an der Altmühl. Jenseits des Wassers aber, auf einem niederen Weidenstumpf, saß der grüne Grashupfer und geigte, und die Wassermäuse, Jünglinge und Jungfrauen, daneben auch etliche Knäblein und Mägdlein, tanzten dazu auf dem Sande, daß es staubte. Als diese ihre Kamerädin am andern Ufer ersahen, schwamm sogleich ihre beste Freundin, wie sie sich nannte, zu ihr hinüber und sprach: Munde, komm zu uns herüber auf einen Walzer. — Meine Frau, antwortete Munde, hat gesagt, wo die Bursche und Dirnen zur Fidel tanzten, daß es stäubt, da sollte ich davon bleiben. — Sprach die Freundin: Ein Tänzlein in Ehren kann niemand wehren. — Sprach Munde: Und dann komm ich zu spät nach Hause. — Sagte die Freundin: Einmal ist keinmal. — Sprach Munde: Und wie komme ich über das tiefe Wasser hinüber und wieder herüber? — Sagte die Freundin: Ich trage Dich auf mei-

nem Rücken hin und wieder. — Gesagt, gethan. Naschmunde setzte sich auf, und die Freundin schwamm mit ihr an das andere Ufer, allwo sie mit Jauchzen empfangen wurden. Da tanzte sie bis tief in die Nacht, und, weil sie in dem Ringelreihen schwindlich geworden war, band sie sich auf dem Rückwege mit einer Binse an den Hals der Freundin, damit sie nicht in die Altmühl falle. Aber als sie mitten im Fluß waren, kam ein großer Raubfisch aus der finsteren Tiefe und verschlang Beide. Naschmunde, das junge Blut, hätte sich vielleicht noch salviren können, wenn sie allein gewesen wäre. Aber sie hing zu fest an dem Hals der Freundin."

Nach dieser und andern Tischreden gaben auch der Bauer und sein Weib ihrem Gaste gute Nacht, der sich dann sogleich auf dem Lotterbett zur Ruhe legte. Am andern Morgen, als es noch dämmerte, ritt er wieder weiter nach Weissenburg zu.

In dem Leben Dr. Martin Luthers nach Johann Mathesius lesen wir: „Da nun der römische Legat in Augsburg auf Luthers Schriften keine Antwort gab, ward allen Freunden dieses lange Stillschweigen verdächtig, also daß sie böse Anschläge befürchteten. Daher verschaffte ihm Dr. Staupitz ein Pferd; der Rath von Augsburg gab ihm einen alten Ausreiter zu, der die Wege wußte, und Herr Christoph Langemantel half ihm des Nachts durch ein Pförtlein aus der Stadt. Da ritt er den ersten Tag acht Meilen, hernach etwas langsamer, und kam über Nürnberg glücklich nach Wittenberg."

Ist nun unser Mönch und Klosterbruder Dr. Martin Luther gewesen oder nicht? —

Der Tag auf dem Wege.

Im Jahre 1740 am Tage Eliä, welchen der Kalendermann in die Mitte des Julius gesetzt hat, Morgens, als die Sonne kaum etliche Schritte von ihrem Nachtlager gethan hatte, stieg eine feine Gesellschaft, aus einer ältlichen Dame und drei noch sehr jungen Frauenzimmern bestehend, langsam den Berg hinan, der zwischen Pappenheim und der Ortschaft Uebermatzhofen liegt und auf seiner steilsten Strecke den Wanderer unter schattigen Buchen aufnimmt.

Als die Leutlein unter der ersten Buche angekommen waren, machten sie Halt und schauten auf den Weg hinab, welchen sie hinaufgestiegen waren. Am meisten ergötzten sie sich an der munteren Quelle, die etwas abwärts vom Wege unter Schwarzdornbüschen hervorkommt und aus einem ziemlich hohen Aufwurf, von Ueberresten von einem Damm, in welchen sie vielleicht vor alten Zeiten gefaßt war. Die Führerin der Gesellschaft, welche die Freude der Fremden an der Quelle bemerkte, sagte ihnen, daß man sie in der Umgegend das Gesundbrünnlein heiße, von einer Gräfin, die in ihr Hilfe fand.

„In uralter Zeit," erzählte sie weiter, „als die neuen Herren von Pappenheim noch Chalendin hießen, hauste auf der Burg eine junge Gräfin. Die wurde im dritten Jahre ihres Ehestandes auf einmal fett, wie eine Wachtel in der Weizenernte. Zuvor war sie schlank gewesen, schlanker als zwischen den Nußbäumen die Pappel, die ihr Eheherr, der

Marſchalk Heinrich, vor ſeiner Vermählung aus Welſchland mitgebracht und in ſeinen Burgzwinger verpflanzt hatte. — „Ach!“ ſeufzte die arme Gräfin, indem ſie vergebens verſuchte, ihren Ehering, den ſie als Braut angeſteckt hatte, wieder vom Finger zu ziehen, „der ſteckt feſter, als der Reif an der Nabe des Wagenrads. Wenn der Marſchalk, mein Herr, von ſeinem Römerzuge heim kommt, kennt er ſeine Anna von Glitzberg nimmer und meint, ich ſei eine Andere.“

In der größten Angſt ihres Herzens lief die Gräfin eines Morgens, als es noch ganz naß war vom Thau, aus ihrer Burg hinunter an das Brünnlein. Darin wohnte noch von der Heidenzeit her eine Waſſerfrau, welche guten Rath ertheilte, wenn man ſie dafür bezahlte. Die Gräfin warf alſo einen ſchweren Goldpfennig in das klare Waſſer und rief:

Weiſe Frau im hellen Brunnen,
Rath' mir für den Pfennig blank,
Wie ich werde wieder ſchlank.

Das Brünnlein murmelte wohl lauter, als zuvor, aber die Waſſerfrau blieb ſtumm. Da warf die Gräfin einen Goldgulden zu dem Pfennig und rief:

Weiſe Frau im hellen Brunnen,
Rath' mir für den Gulden blank,
Wie ich werde wieder ſchlank.

Das Brünnlein murmelte noch lauter als zuvor; aber die Waſſerfrau ſchwieg. Da warf die Gräfin noch ein ſchönes Schauſtück zu dem Gulden und Pfennig und rief:

Weiſe Frau im hellen Brunnen,
Rath' mir für den Thaler blank,
Wie ich werde wieder ſchlank.

Nun ſchwieg das Brünnlein und die Frau darin ſprach:

Je mehr du dir kochſt,
Je mehr du dir bäckſt,
Je mehr du dir brätſt,
Je ehnder wirſt ſonder Bemühen
Das goldene Reiflein wieder abziehen.

Dieſe Antwort verdroß die Gräfin faſt ſehr, und ſie ſprach bei ſich: „Ich faſte zweier in der Woche, an den anderen fünf Tagen eſſe ich mich nicht ſatt, und werde doch fett. Was möcht's erſt werden, wenn ich dem Rathe der Waſſerfrau folgte und nach Herzensluſt äße?"

Unter dieſen Worten war ſie an einen kleinen, klaren und tiefen Teich mitten auf der Wieſe gekommen, worin noch von der Heidenzeit her ein Waſſermann im Schatten der Lilien wohnte. In dieſen Teich warf ſie ihre goldene Haarnadel und rief:

Weiſer Mann im hellen Teiche,
Rath' mir für die Nadel blank,
Wie ich wieder werde ſchlank.

Und ſogleich antwortete der Waſſermann aus der unergründlichen Tiefe:

Her und hin, hin und her,
Alle Tage ungefähr
Zweimal durch die Gartenthür,
Dreimal durch die Kellerthür,
Zwölfmal durch die Küchenthür,
Wirſt du ſchmäler für und für.

Nun fielen der guten Gräfin auf einmal die Schuppen von den Augen, und als ſie wieder auf ihre Burg gekommen war, ſprach ſie zu der Beſchließerin: „Gieb mir Deinen Schlüſſelbund und gehe zu meiner Muhme nach Mähren auf immer." Und zu der Köchin ſprach ſie: „Gieb mir Dein Meſſer und begieb Dich zu meiner Baſe nach Treuchtlingen auf ein Jahr."

Und dem Gärtner gebot sie: „Gieb mir Deine grüne Schürze, und gehe zu meinem Vetter nach Flüglingen auf einen Sommer.“ Und als sie nun selber allein mit ihrer Zofe in ihrem großen Hause gewaltet hatte ein Jahr oder etwas darunter, geschah es eines Tages, daß sie ihre Hände wusch. Denn sie hatte das Unkraut aus den jungen Mohrrüben gelesen, und als sie ihre Händlein trocknete, zog sich der goldene Reif vom Finger, und fiel auf den Boden, und rollte und sprang über die Treppe hinunter, ihrem Herrn dem Marschalk entgegen. Denn er war von seinem Römerzuge heimgekommen, unverhofft und mit Ehre gekrönt, und hatte sich seinen Reisigen voraus in die Burg geschlichen. Der hob ihn auf und steckte ihn zum zweiten Mal an die Hand seines Weibes, das während seiner Abwesenheit seine Hausfrau und Hausehre geworden war.“

Die Führerin, welche dieses Mährlein erzählte, war eine sehr alte Frau aus Pappenheim, deren Familiennamen vielleicht nur das Tauf-Register kannte und nannte. Nachdem sie ihren Mann, einen Schneidermeister, sehr bald verloren hatte, verklang sein Name schnell, und man hieß sie, wie sie vor der Verheirathung mit ihm geheißen hatte, wieder Thurmevele, von ihrem Taufnamen und von einem Mauerthurme zwischen der Burg und dem Städtlein, den sie bewohnte. Sie hausirte auf dem Lande umher mit Trinkgläsern, welche damals noch in der Hütte von Solenhofen geblasen wurden, und mit Neuigkeiten, die sie da und dort aufklaubte.

In ihre Fußstapfen trat, als die Reise weiter ging, die edle Nürnberger Dame, welche mit ihren drei Nichten einen weiteren Ausflug unternommen hatte und den Steinbruch sehen wollte, aus welchem die Pflastersteine in ihrer Küche, die Tischplättchen unter den Spiegeln in ihrem Staatszimmer

und der Briefstein auf ihrem Secretär gekommen waren. Sie hatte schon fünfzig Jahre im Rücken, war aber bei einem ruhigen und heiteren Temperament noch immer so munter und rüstig, daß sich ihre Nichten für diesen Ausflug nicht nur gern, sondern auch mit Vertrauen unter ihre Flügel gestellt hatten. Sie hießen Anna, Maria und Elisabeth, und nannten ihre Schirmfrau Tante, weil sie die Schwester ihres verstorbenen Vaters war.

Was in unsern Tagen an den Nürnberger Damen auffallend gewesen wäre, waren lange Stöcke mit Porzellanknöpfen, goldenen Quasten und stumpfen Zwingen. Sah man aber auf die drei Zoll langen, ganz schmalen Absätze an ihren Schuhen, so leuchtete es auf den ersten Blick ein, daß ihnen diese Stützen fast so unentbehrlich waren, als dem Seiltänzer seine Balancirstange. Gegen die Juli-Sonne waren sie mit Schirmen versehen. Denn sie schien große Lust zu haben, die Pomade in ihrem hohen Kopfputz zu schmelzen und so ein Werk zu zerstören, worauf ihr Kammerdiener fast zwei Stunden verwendet hatte. Denn wie die Sünde von Innen, so suchte von jeher die Mode von Außen das Ebenbild Gottes zu verunstalten. Wie mochten die armen Mädchen erst aussehen, wenn sie zu einem Familienfest gingen!

So zusammengesetzt übrigens der Anzug der Damen war, so einfach und ungeziert war ihr Benehmen. Jene herzliche Gutmüthigkeit, wodurch sich von jeher Nürnbergs Söhne und Töchter auszeichneten, sprach aus jedem ihrer Worte. Nur Schade, daß Stube und Blumengarten die einzigen Plätze waren, auf denen sie sich mit Geschick zu bewegen gelernt hatten. Was über Wohn- und Staats-Stube und über den Blumengarten hinaus lag, Küche, Keller, Speicher, Markt und Kinderstube, war ihnen so fremd, wie der Papagei, welchen sie im Juni mit sich auf ihr Landgut vor der Stadt

nahmen und im September darauf in ſein Winterquartier zurückbrachten. Die Tante, unverheirathet und im Beſitz eines ſehr großen Vermögens, hatte nicht allein dieſes, ſondern auch eine Haushälterin, die ganz zuverläſſig und bewährt war, von ihrer Mutter geerbt. Dieſe beſorgte, was nöthig iſt, um ein feines Damaſttuch auf die Tafel, und auf den Tiſch Alles zu bringen, was vornehme Gäſte loben mit Worten und mit der That. Die Stube war die Reſidenz der Tante; Vorrathskammer, Küche und Keller waren für ſie entlegene Provinzen, welche ihr Fuß eben ſo wenig betrat, als ein damaliger König von Spanien ſeine Länder in der neuen Welt jenſeits des Atlantiſchen Oceans. Die Nichten aber, welche ihre Mutter frühzeitig verloren hatten, waren bei der Tante aufgewachſen, und in dem Waſchhauſe, an dem Herde und im Keller eben ſo fremd, als ihre zweite Mutter und Wohlthäterin, obgleich Anna, die älteſte von ihnen, das achtzehnte Jahr ihres Lebens ſchon zurückgelegt hatte.

Als die Geſellſchaft den Ort Uebermatzhofen erreicht hatte, blieb Eliſabeth außen an der Kapelle zurück, um dieſe in ihr Skizzenbuch aufzunehmen, ſammt dem Steine, der auf der einen Seite mit einem Kreuze, auf der andern mit einem Dreieck bezeichnet und oben ausgehöhlt, vor ihrer Thüre ſteht. Denn Eliſabeth war eine Schülerin des berühmten Röſſel, von dem wir das prächtige Buch der Inſekten-Beluſtigungen haben, und machte ihrem Meiſter Ehre. Die Uebrigen ſetzten ohne Unterbrechung ihren Weg nach dem Wirthshauſe fort, um auf dieſer erſten Station ihrer Route etwas zu raſten. Sie fanden jedoch mehr Arbeit, als Ruhe.

Die Hausthüre war verſchloſſen und wurde von der Führerin mit dem Schlüſſel geöffnet, der, wie ſie als ein alter und vertrauter Gaſt wußte, unter einem Brett neben derſelben lag. Der Wirth war nämlich mit Knecht und Magd weit

unten im Altmühlgrunde in der etwas verspäteten Heuernte. Die Wirthin, ein junges Weib, lag krank im Bette, und neben ihr ein fünftägiges Kind. Sonst war keine Seele im ganzen Hause. Schaaren von Fliegen erfüllten die Stube. Die satten schwärmten herum, die hungrigen und durstigen genossen von der übrigen Suppe, welche Herr und Dienstboten in der großen Schüssel auf dem Tische zurückgelassen hatten. Andere drehten sich im Todeskampf auf dem Rücken, den Fliegenschwamm im Leibe, von welchem sie genascht hatten. Die Thüren zu Milchkammer und Keller waren versperrt, und die Hausfrau hatte die Schlüssel dazu unter dem Kopfkissen. Die Thurmer, als langjährige und vertraute Hausfreundin nahm sie in Empfang, um statt der Wirthin den Gästen das Nöthige herauszugeben.

Das Kind in der Wiege schrie gewaltig, als läge es in einem Ameisenhaufen. Der Bube sei hungrig, sagte seine Mutter; aber sie liege im Schweiß, und sei nicht im Stande, dem argen Schreier seinen Brei zu kochen. Das griff den guten Nürnbergerinnen in das Herz, und sie boten sogleich Alles auf, der verlassenen Frau beizustehen und das arme Kind wieder zufrieden zu stellen. Anna nahm es aus der Wiege und band es auf. Marie lief in die Küche. Dahin hatte schon die Thurmer zwei Gefäße mit Milch gestellt, und war dann weiter gegangen, ihre eignen Angelegenheiten zu besorgen. Die Tante eilte mit den nassen Windeln in den sonnigen Garten hinter dem Hause und hängte sie dort auf, aber leider unter einem Ast, auf welchem vier junge Schwalben saßen, so daß diese ersten Hüllen des Wirthssöhnleins vom Regen in die Traufe kamen. Anna hatte indeß aus dem mitgenommenen Vorrathe mit einigen Brocken Zucker dem kleinen Schreier einen Zuller gemacht und in den Mund gesteckt. Dann legte sie ihn auf den großen Tisch und eilte mit der Tante in die Küche, der

Schweſter zu Hilfe, die ſich mit dem Feuerzeug der Wirthin ſo vergeblich zerarbeitete, wie weiland Robinſon mit dem ſeinigen. Als es den ſechs Händen endlich gelungen war, in den Zunder einen Funken und durch Schwefelfaden und Spahn ein Feuer auf den Herd zu bringen, kehrte Anna in die Stube zurück und freute ſich ſchon unter der Thüre über das ſtille und beruhigte Kind. Aber dieſe Freude ging ſogleich in den höchſten Schrecken über. Sie fand, als ſie ſich auf den Zehen leiſe dem Tiſch näherte, um den vermeintlichen Schläfer nicht in ſeinem Schlummer zu ſtören, das Kind ganz blau und in den letzten Zuckungen. Unter den kräftigen Zügen des hungrigen Knabens war nämlich der Zucker ſchnell geſchmolzen, und das Tüchlein, dadurch ſchlüpfrig und leer geworden, dem Kind in den Hals gefahren. Mit einem Schrei riß Anna das Kind vom Tiſch und warf es der Mutter auf das Bett. Dieſe entdeckte ſogleich die Urſache des Jammers und riß dem armen Jungen den halb verſchluckten Fetzen aus dem Schlunde, worauf derſelbe in wenigen Minuten wieder friſch und munter wurde, und ſich mit einem andern Zuller tröſten ließ, der, wie es ſich gehörte, aus Zucker und Semmelmehl bereitet war.

Indeſſen waren Marie und ihre Tante draußen in der Küche zwar nicht in Schrecken, aber in großer Verlegenheit. Denn ſie wußten nicht, wie man einen Kinderbrei bereite, und ſchämten ſich doch zu fragen. Für ein Kochbuch hätten ſie in dieſem Augenblick gern einen Dukaten gegeben; aber es war keines zu haben, und ſo mußten ſie in den ſauren Apfel beißen und ſich das mündliche Recept dazu von der Wirthin holen. Nach dieſer Anweiſung brachten ſie in einer halben Stunde Etwas zu Stande, was wenigſtens wie ein Brei ausſah. Zwei Drittheile faſt von dem Meiſterſtück blieben angebrannt in der Pfanne zurück.

Triumphirend und von der Tante begleitet, trug Maria den Brei in die Stube und erbat ſich von der Wirthin die Erlaubniß, zur Belohnung für ihre Mühe den Jungen füttern zu dürfen. Dann ſetzte ſie ſich zwiſchen Tante und Schweſter, nahm das Kind auf den Schooß, zog ihm den Zuller aus dem Munde und hielt ihm einen Löffel voll Brei davor. Denn ſie meinte, er würde darnach ſchnappen, wie ihr Papagei, wenn ſie ihm ein Stück Zuckerbrod vorhielt. Auch Anna und die Tante warteten begierig darauf, bis endlich die Wirthin ſich ins Mittel legte und den Damen höflichſt bemerkte, daß ihr fünftägiges Kind das Schnappen, dieſen Akt der Selbſterhaltung, noch nicht verrichten könne. Die Kinder auf dem Lande wären in dieſem Stücke vielleicht unbeholfener, als die in großen Städten.

Nachdem aber die Nürnberger Damen ihrer gutmeinenden Dienſtfertigkeit volle Genüge gethan hatten, dachten ſie an ihre eigene Erquickung, genoſſen etwas ſüße Milch und ſetzten dann ihren Weg nach dem vorgeſteckten Ziele fort. Langſam weiter wallend, bereiteten ſie einen angenehmen Nachgenuß dadurch, daß ſie der Künſtlerin Eliſabeth erzählten, was für gute Dienſte ſie der armen Wirthin erzeigt hätten. Die Wirthsfrau aber wollte von guten Dienſten nichts wiſſen, ſondern ſetzte ſich in ihrem Bette und ſagte in Ermangelung einer anderen Perſon zu dem Säuglinge in ihrem Arm: „Gelt, Kind, die ungeſchickten Dinger hätten Dich bald umgebracht! Und Dein ganzes Geſicht iſt mit Brei überzogen und riecht wie ein Pfannenboden. Eia! eia! beißt Dich zehn Wochen kein Fuchs. Und wie die Dinger unter einander herumgefahren und herumgeſchoſſen ſind! wie die Waſſerſchnacken, wenn's blitzt, und die jungen Katzen, wenn's donnert. Gelt, gelt, Andres, war ein Jagen und Hetzen, wie wenn der Hirt das erſte Mal aus-

treibt. Der iſt geſtraft genug, der eine Solche an den Hals bekommt."

Und das Kind ſchaute ſeine eifernde Mutter an, als wollte es ihr Recht geben.

Die Nürnberger Pilgerinnen ſammt ihrer Führerin, die mehr auf die geſprächigen Damen, als auf den Weg merkte, vergingen ſich indeß etwas in dem Walde. Sie waren in einiger Verlegenheit darüber, als ein Köhler, der nur wenige Schritte davon ſeinen Meiler hatte, mitten unter ſie trat, und in der Mundart der Halbgebildeten, die man unter ſeinem Kohlenſtaube nicht ſuchte, zu ihnen ſprach: „Beruhigen Sie ſich, meine hochgeehrteſten Damen, und machen Sie ſich nicht die geringſte Sorge. Sie ſind kaum einige Minuten von dem nächſten Wege abgekommen. Wollen Sie ſich mir anvertrauen und nur ein halbes Stündlein dort in meiner Waldhütte verziehen, ſo bin ich bereit, Ihren Wegweiſer zu machen und Sie vollends meiſt im Schatten auf den Steinbruch zu führen. Die Thurmer kann indeß ihren Weg nach Solenhofen fortſetzen und dort ihre Geſchäfte beſorgen, welche um ſo beſſer ausfallen werden, als daſelbſt nächſte Woche eine Hochzeit ſein wird. — Dieſen Korb, worin Sie wahrſcheinlich Ihre Lebensmittel haben, können Sie gleichfalls mir überlaſſen. Ich werde ihn ſo ſicher tragen, als Ihre bisherige Führerin."

Die Damen fertigten zwar auf dieſes Anerbieten des ſchwarzen Mannes die Thurmer mit einer reichlichen Belohnung ab und gingen dann auf die Köhlerhütte zu; ſie wechſelten aber einige Blicke der größten Verlegenheit, weil ſie nicht geneigt waren, einem Menſchen viel Gutes zuzutrauen, der nichts auf dem Leibe hatte, als ein ſchwarzes Hemd, eine ſchwarze Hoſe und einen alten Hut mit breiten Krempen, wie ihn die ungariſchen Topfbinder tragen, ob ſie gleich an

den ſogenannten Ruſigen, ihren Feuerarbeitern in Nürnberg, hätten lernen können, daß ein redlicher und zuverläſſiger Charakter nicht allein unter weißem Puder, ſondern auch unter Kohlenſtaub wohnen könne. — Der Schwarze merkte auch ſogleich die Gedanken ihres Herzens, und fuhr fort, ohne auch nur die geringſte Empfindlichkeit zu verrathen: „Ich bin der Schulmeiſter des Orts, durch den Sie gekommen ſind. Im Sommer wird bei uns auf dem Lande keine Schule gehalten, ſo ſuche ich mir in dieſer Jahreszeit mein Brod damit zu erwerben, daß ich für die Nadlermeiſter in Pappenheim Kohlen brenne. Auch bot ich Ihnen nicht aus Eigennutz meine Dienſte an, ſondern nur in dem Verlangen, wieder einmal nach langer Zeit einige Stunden unter gebildeten Leuten zuzubringen. Ueberdies werden Sie eine Bürgin für meine Ehrlichkeit finden, wenn Sie vollends in meine arme Hütte eintreten wollen."

Die Hütte, welche der Schulmeiſter meinte, war aus dickem Solenhofer Kalkſchiefer erbaut, und ſtand unter zwei gewaltigen Fichten, die ihre bemoosten breiten Wedel darüber hin breiteten. Daneben in dem fetten, ſaftgrünen Waldgras weideten ohne Hirten Kuh und Kalb, und weiter unten von einem Knaben gehütet, einige Ziegen zwiſchen den Felſen, die in der Umgegend „der Herrmannſtein" genannt werden. Durch die Thüre eintretend, fanden die Damen eine kleine, aber äußerſt freundliche und reinliche Stube. Für das grünliche Licht, das den Augen ſo wohl thut und womit reiche Leute ihre liebſten Zimmer durch Jalouſieen oder Rouleaux verſehen, ſorgten hier die unterſten Wedel der beiden Fichten. Am Tiſche ſaß eine junge Frau, mit der Nadel beſchäftigt. Denn ſie gehörte zu den wenigen Näherinnen auf dem Lande, welche für die Bauernweiber und ihre Töchter Sonntagshauben fertigen können, be-

ſonders jene Kirchenhauben, die an Umfang oft ein Pflugrad übertreffen und auch für eine Putzmacherin von Profeſſion keine leichte Aufgabe ſein würden.

Die Nürnbergerinnen hatten beim Eintritt in die Köhlerhütte ihre Röcke etwas zuſammengenommen, wie Damen zu thun pflegen, wenn ſie mit ihren weichen Kleidern in Gemächer kommen, wo Beſen und Wiſchlumpen wenig in Bewegung geſetzt werden. Als ſie aber Alles ſo aufgeräumt und blank erblickten, ließen ſie ihre Röcke gehen und reichten ihre Hand der Köhlerin, die auch nicht in die geringſte Verlegenheit kam, ſondern ſie auf eine ungezwungene und einfache Weiſe willkommen hieß. Der Tante beſonders gefiel Ort und Empfang ſo wohl, daß ſie ihren Plan änderte und beſchloß, nicht erſt in einer Hütte des Steinbruchs, ſondern ſchon unter dem Dache des Köhlers Mittag zu halten. Dieß war auch ihren Nichten, Anna und Maria, ſehr angenehm, beſonders da die Köhlerin andeutete, ſie werde den Fräulein das Kochen ganz überlaſſen müſſen, weil die Haube, die ſie unter der Nadel habe, einer Braut gehöre, die ſehr preſſire, um damit ihrer Ausſtattung an Kleidern die Krone aufſetzen und ihre Geſpielinnen zur Beſichtigung der Mitgabe einladen zu können.

Anna und Maria eilten nun mit den Vorräthen in dem großen Korbe nach der Küche neben der Stube. Eliſabeth ging hinaus vor die Hütte, um dieſelbe in ihr Skizzenbuch aufzunehmen. Denn wollte ſie einmal den Sächſiſchen Prinzen Ernſt zeichnen, wie er durch den Köhler aus den Händen des Kunz von Kaufungen errettet, oder nachher von ſeinem Retter mit Milch und Brod gelabt wurde, ſo konnte ſie ſich keine beſſeren Umgebungen dazu wählen, als die Sommerhütte des Schulmeiſters unter den Fichten und im Schattenthale des Herrmannſteines. — Die wohlbeleibte Tante ver-

ſetzte ſich ganz in den Ruheſtand neben der emſigen Näherin. Sie war noch von dem Feuerſchlagen und Aufhängen der Windeln am Morgen ſehr angegriffen und erſchöpft.

Um weder ſie noch die Künſtlerin Eliſabeth zu ſtören, wollen wir uns zu den beiden Köchinnen halten und ſehen, wie ſie ihre Aufgabe löſten. Dieſe beſtand einzig und allein darin, ein ſchönes Stück Rindfleiſch, das ſie ſich von Pappenheim mitgenommen hatten, zu kochen, eine Suppe dazu zu machen und vier Pfund Altmühlkrebſe zu ſieden, die von der Kronenwirthin dazu gepackt waren. Das Rindfleiſch ſtand bald am Feuer. Aber kaum hatte es angefangen zu ſieden, als die beiden Köchinnen miteinander in die Stube liefen und die Tante baten, ſie möchte doch kommen und ſelbſt ſehen, was für ein garſtiges Fleiſch ihnen die Kronenwirthin mitgegeben habe. Die Tante, als ſie den ekelhaften Schaum im Topf ſah, ſtimmte ihnen auch vollkommen bei und befahl, das Fleiſch ſammt der Brühe in den Schweinkübel der Köhlerin zu ſchütten. Zum Glück aber müßigte ſich die Schulmeiſterin einen Augenblick von ihrer Arbeit ab, und erklärte den Damen, daß ſich von dem kochenden Rindfleiſch immer ein ſolcher Schaum abſondere, den man nur abzuſchöpfen brauche, um eine ganz klare Brühe zu erhalten. Die Köchinnen thaten das, als die Tante mit der Hauswirthin in die Stube zurückgekehrt war, oder vielmehr ſie thaten es nicht, ſondern die Brühe lief von Zeit zu Zeit ſelbſt über und warf den Schaum über Bord. Daß damit auch das Fett, das aus dem guten Rindfleiſch kochte, bis auf das letzte Auge verloren ging, das ſahen die Mädchen nicht, denn ihre Freude über die hilfreichen Wallungen der ſiedenden Brühe war gar zu groß. Von Zeit zu Zeit goſſen ſie Waſſer zu, um den Ueberſchwung zu befördern.

Die Tante und ihre Hauswirthin hörten darauf die

Mädchen wohl öfters laut aufschreien; sie schrieben aber diese Exclamationen dem jugendlichen Uebermuthe zu, und ließen sich nicht weiter in der Unterhaltung stören. Jedoch war nicht Ausgelassenheit der Grund, sondern ein ernster und heißer Kampf, den die Köchinnen zu bestehen hatten.

Sie waren nämlich früher einmal im Vorübergehen Augenzeugen gewesen, wie ihre Haushälterin in Nürnberg einmal die lebendigen Krebse in das siedende Wasser legte. Eines so grausamen Todes aber wollten sie in ihrem herzlichen Abscheu vor Thierquälerei die armen Rückgänger nicht sterben lassen, sondern beschlossen, sie abzustechen. Dieß wollte jedoch theils wegen des Panzers dieser Insekten, und theils mit dem stumpfen Küchenmesser nicht gelingen. Deßhalb kam Anna auf den Gedanken, sie wie Fische abzuschlagen. Und bei der sehr schwierigen Ausführung dieses Gedankens geschah es, wo bald das eine und bald das andere Fräulein laut aufschrie. Denn Anna, welche die viertelpfündigen Krebse hielt, wurde von ihrer Schwester im Amtseifer mit der Feuerzange zuweilen auf die zarten Finger geklopft, und Maria, welche die Scheeren der Panzerthiere auf die Seite schob, um ihnen unnöthige Schmerzen zu ersparen, wurde von ihnen zum Dank etliche Mal tüchtig gezwickt. Theilweise kamen auch die blos betäubten Thiere wieder zu sich, und mußten dann noch ein Mal vorgenommen werden, was die guten Mädchen tief schmerzte. Doch kamen sie zuletzt mit allen zu Stande und setzten sie dann eiligst an das Feuer, damit sie in den anderthalb Stunden, die noch von dem Vormittag übrig waren, gewiß fertig würden. Die Kämpferinnen waren auch aus der halbstündigen Schlacht ohne bedeutende Verletzungen gekommen, und Anna litt erst in Folge des Treffens. Marie legte nämlich nach der vollkommenen Niederlage der Feinde ihre Waffe, die Zange, in der

Eile verkehrt und ganz nahe an das Feuer. Als ihre Schwester eine Viertelstunde darauf sie brauchen wollte, verbrannte sie sich ihre Hand bedeutend. Lamentirend lief sie in die Stube. Die kluge und erfahrene Hauswirthin kam ihr aber sogleich mit Terpentinöl zu Hülfe, und verschaffte ihr damit baldige und nachhaltige Linderung.

Während die zwei Mädchen in der Küche wirthschafteten, erzählte die Schulmeisterin der Tante unter andern Dingen auch ihren Lebenslauf. Dieser ging von der Wiege ihrer jüngeren Schwester und aus der Volksschule an den Nähtisch ihrer Mutter, von da in das große Hauswesen der Wirthin von Schambach, und aus diesem in das Schulhaus von Uebermatzhofen. Darauf fragte sie die Tante, wie sie und ihre Nichten sich daheim in die Leitung und Führung ihres Hauswesens getheilt hätten. Die Tante gerieth über diese Frage der Schulfrau in sichtbare Verlegenheit. Einer Person gegenüber, die in ihrem vierzehnten Jahre schon eine jüngere Schwester aus den Windeln bis zum Eintritt in die Schule gebracht, in ihrem sechzehnten ihre kranke und sterbende Mutter fast ganz allein gepflegt und gewartet, in ihrem fünfundzwanzigsten schon neun ehrenvolle Dienstjahre gezählt hatte, und in ihrem dreißigsten schon fünf Jahre Hausfrau und Mutter gewesen war, — dieser Frau gegenüber konnte sie nur eine ausweichende Antwort über ihre Lippen bringen, hätte sie auch die besten Zeichnungen ihrer Elisabeth, die vorzüglichsten Stickereien ihrer Anna und die schönsten Briefe ihrer Maria, hätte sie alle Kenntnisse, Fertigkeiten und Leistungen ihrer drei Nichten mit einander in die zweite Wagschaale geworfen, sie würden nicht einen einzigen Tag aus dem Leben der Schulmeisterin aufgewogen haben. So treu, so gerade, so ohne alle Abwege war diese von Kindesbeinen an ihrer weiblichen Bestimmung gefolgt. Und

fragte sich die Tante selbst, was sie in einem Zeitraume von vielen Jahren gethan hätte, — sie konnte nur darauf antworten: Nichts, als daß ich die Zinsen eines großen Kapitals mit Anstand verzehrte und meine Nichten so erzog, daß sie von nun an das Nämliche thun können. In solche und dergleichen Gedanken verloren schwieg sie auch eine Weile.

Ein Ruf aus der Küche, daß das Essen zum Anrichten und Auftragen fertig wäre, unterbrach das eingetretene Schweigen in der Stube. Mit der geräuschlosen Gewandtheit und Sicherheit, die dem Weibe so wohl ansteht, deckte die Schulmeisterin den Tisch. Darauf traten die drei Mädchen hintereinander mit ihren drei Schüsseln ein. Maria mit der ersten, Anna mit der zweiten, und Elisabeth, die sich zuletzt noch am Herde eingefunden hatte, mit der dritten; alle drei aber mit der Selbstgefälligkeit, womit schlechte Köchinnen auch ihre mißrathensten Kunstprodukte aufzutragen pflegen, und worüber schon mancher Mann sich mehr geärgert hat, als über die verdorbene Gabe Gottes selbst. In der ersten Schüssel war aber eigentlich keine Suppe, sondern nur ein rauchiges Salzwasser mit verkohlten Schnitten, welche gebäht sein sollten, in der zweiten lag kein Rindfleisch, sondern nur ausgesottene Muskelfasern, und in der dritten ruhten theils auf den Rücken und theils auf den Bäuchen die rothen Märtyrer der Kochkunst unserer Nichten, leer wie Panzer aus dem Mittelalter, in welchen halb verhungerte Komödianten stecken, und zerklopft, wie die Harnische der Oestreicher am Tage von Sempach.

Dennoch bemerkte die eine der Köchinnen: „Heute wenigstens sollte man mich nicht Maria, sondern Martha nennen."

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein," versetzte der Schulmeister, der sich indeß in seinem Sonntagskleide zum Essen eingefunden hatte, „ich lasse die Maria auch als Haushälte-

rin nicht fallen. Denn wäre dieſe heilsbegierige Magd des Herrn eine ſchlechte Haushälterin und Köchin geweſen, dann würde ſich ihre Schweſter nicht nach Unterſtützung von ihr geſehnt, ſondern ſie ruhig zu den Füßen des Erlöſers gelaſſen haben. Ich will ſagen, hätte Martha nach ihrer gemachten Erfahrung befürchten müſſen, Maria möchte die Aſchenkuchen verbrennen, oder die Fiſche verderben, oder den Wein ſchlecht miſchen, oder in der Vorrathskammer von dem unrechten Honig nehmen, ſo würde ſie ſich eher die hilfreiche Hand der Schweſter verbeten, als zu dem Heilande geſagt haben: »Herr, frageſt du nicht darnach, daß mich meine Schweſter läſſet alleine dienen? Sage ihr doch, daß ſie mit mir angreife.«

Und ſo, freundliche Leſerin, wäre von dem Mittagsmahle in der Köhlerhütte noch Etliches zu berichten. Aber der Erzähler eilt, die Nürnberger Damen aus einer Lage zu reißen, in der ſie nur Mitleiden oder Lachen erregen können. Und willſt du noch weiter mit ihnen wandern, ſo findeſt du ſie auf dem Berge oberhalb Solenhofen, der jetzt, „der alte Steinbruch" genannt wird, und wohin ſie, von dem Schulmeiſter geleitet, durch einen ſchattenreichen Buchenwald gelangt ſind.

Damals war nämlich der ſüdöſtlich am rechten Ufer der Altmühl liegende Berg noch unberührt, und nur der ihm jenſeits einer tiefen Schlucht nordweſtlich gegenüberſtehende Berg wurde ausgebeutet. Seine Kalkſchiefer taugen zwar nur zu Leg- oder Pflaſter-Steinen; man bedurfte aber auch in jener Zeit keiner andern, weil damals das Lithographiren noch eine unerfundene Kunſt war.

Von den drei Sommerhütten, welche zu jener Zeit in dem Steinbruche ſtanden, gehörte eine dem Präcepter von

Solenhofen. Dahin führte der Schulmeister seine Gäste, um ihnen eine kleine Sammlung von Petrefakten oder Versteinerungen zu zeigen, die er sich im Verein mit seinem Collegen angelegt hatte.

Der große Wandschrank, aus ungehobelten Brettern ganz kunst- und schmucklos zusammengenagelt, führte an seiner obersten Querleiste die Ueberschrift „Petrefakten-Sammlung." Auf der einen Flügelthüre stand: „Erste Abtheilung, das Thierreich" und auf der andern: „Zweite Abtheilung, das Pflanzenreich." Die hinter der Thüre der ersten Hälfte befindlichen Fächer führten die Ueberschriften:

1. Anthropolithen, versteinerte Ueberreste von Menschen.
2. Mammaliolithen, versteinerte Ueberreste von Säugethieren.
3. Ornitholithen, versteinerte Ueberreste von Vögeln.
4. Ichthyolithen, versteinerte Ueberreste von Fischen.
5. Amphibiolithen, versteinerte Ueberreste von Amphibien.
6. Entomolithen, versteinerte Ueberreste von Insekten.
7. Dermidolithen, versteinerte Ueberreste von Würmern.
8. Mollusciten, versteinerte Ueberreste von Weichthieren.
9. Crustaciten, versteinerte Ueberreste von Krustenthieren.
10. Polypiten, versteinerte Ueberreste von Polypen.

Die Fächer hinter der Thüre der zweiten Hälfte, welche die Exemplare aus dem Pflanzenreiche enthielten, führten folgende Ueberschriften:

1. Dendrolithen, versteinerte Ueberreste von Baumtheilen.
2. Botanilithen, versteinerte Ueberreste von Pflanzen, die weder zu den Familien der Bäume und Sträucher, noch zu den Pflanzenarten unter den Steinkohlen gehören.
3. Phytotypolithen, versteinerte Ueberreste aus der urweltlichen Flora.

4. Carpolithen, verſteinerte Ueberreſte von Pflanzenfrüchten.
5. Anthotypolithen, verſteinerte Ueberreſte von Blüthen und Blumen.

Groß war die Freude und das Erſtaunen der Nichten, als der Schulmeiſter die Flügelthüren zu dieſen Ueberreſten einer geheimnißvollen Urwelt vor der großen Veränderung unſerer Erdoberfläche durch die allgemeine Fluth oder vulkaniſche Ausbrüche aufthat. Wie Kinder ſchlugen die Mädchen in die Hände, und baten ihren Führer ihnen Alles zu zeigen. Der Schulmeiſter aber, der von ſeiner Schule her gewöhnt war, methodiſch zu Werke zu gehen, und ſeine Zuhörerinnen weder verwirren noch überſättigen wollte, zeigte ihnen aus jedem Fache nur die Exemplare, deren Bilder ſich am deutlichſten und klarſten in die Seelen der wißbegierigen Mädchen eindrücken konnten.

Das für die Anthropolithen beſtimmte Fach war leer, und der Schulmeiſter wies die Damen an den Hofrath und Doktor Kobelt in Pappenheim, der für ſeine Petrefakten-Sammlung eine obere Kinnlade mit erhaltenen Zähnen, als Ueberreſte eines Menſchen-Skelets, aus der Umgegend von Köſtritz unweit der Elſter erhalten hatte. Dort fanden ſie ſich in Gypslagern, die ſo feſt waren, daß ſie mit Pulver geſprengt werden mußten. — „In unſern Solenhofer Schiefern," ſetzte er hinzu, „hat man noch keine Anthropolithen gefunden, ſo wie überhaupt viele von den Dingen nicht, die in dieſem Kaſten ſind und die wir zuerſt durch Tauſch von dem Hofrath an uns gebracht haben."

In dem Fache der Mammaliolithen lag nur eine einzige Kalkſchiefertafel, welche aber auch die merkwürdigſte der ganzen Sammlung war. Die Thiergattung, welche auf dieſem Stammbuchblatte der Urwelt die Knochenüberreſte eines ihrer Exemplare zurückgelaſſen hatte, mochte, wenn ſich der

Erzähler so ausdrücken darf, Fleder-Geschöpfe enthalten haben. Der Schulmeister nannte das Petrefakt geradezu den Vogelkopf, weil der ganz gut erhaltene Kopf, die Zähne ausgenommen, dem eines Vogels sehr ähnlich war. — Andere Petrefakten, die auch in dieses Fach gehört hätten, z. B. der Stoßzahn eines Elephanten, Backenzähne von dem Rhinoceros der Urwelt, ein zwei Fuß langes Auerochsenhorn, ein sehr starkes Hirschgeweih, das große Schädelstück eines Höhlenbären u. s. w. lagen unter dem Kasten, weil sie ihrer Größe wegen nicht in denselben gebracht werden konnten. Sie waren aber eigentlich nicht versteinert, sondern nur calcinirt, und größtentheils nur in aufgeschwemmtem Boden gefunden worden, wie bei Düsseldorf, Passau, Paris, Ballenstädt, Weimar, Gailenreuth, in Sibirien u. s. w.

„Hier," fuhr der Schulmeister fort, indem er seine Hand in das leere Fach der Ornitholithen legte, „besitzen wir nichts. Wir hatten zwar aus unserem Steinbruche den sehr gut erhaltenen Fußröhrenknochen eines Sumpfvogels. Aber der Hofrath, ein Naturalien-Schnapper und mit allen Tücken dieses Geschlechts begabt, dabei unsere einzige gelehrte Autorität in der Umgegend, verachtete zuerst das Exemplar, und nahm es dann als Zuwaage mit anderen Stucken tauschweise an, nachdem er uns irre gemacht hatte. Jetzt ist es eine Zierde seiner Sammlung.

Das Fach der Ichthyolithen dagegen war ganz voll versteinerter Fische. Der Schulmeister wählte vier kleine Exemplare, die leicht getragen werden konnten, und beschenkte die Damen damit. Sie erstaunten vorzüglich über den Glanz der Schuppen, noch mehr aber über ein Exemplar auf dem Kasten, das sechs Fuß lang war und dessen drei Bruchstücke ganz genau in einander paßten.

Auch das Fach der Amphibiolithen war ziemlich reich ausgestattet. Die Krokodilzähne ließen die Damen als solche gelten, weil sie von ihrem Führer dafür ausgegeben wurden. Vor den Salamandern, Eidechsen, Kröten und Fröschen erschraken sie fast, weil etliche derselben aussahen, als wollten sie von den Schieferplatten weglaufen. Eine Schildkröte aus den Oeninger Brüchen war von dem Hofrath eingetauscht worden.

Unter den Entomolithen nahmen zuerst die Krebse die Aufmerksamkeit der Damen in Anspruch; die meisten Exemplare waren vollkommen gut erhalten. Sie hatten sich durch die große Umwälzung der Erdoberfläche weit besser gefunden, als die Altmühlkrebse durch die zarten und schonenden Hände der beiden Nichten in der Küche der Schulmeisterin. Einer derselben hatte seine langen Scheerenarme vor dem Kopfe übereinander gelegt, als läge er noch in einer schönen Mondscheinnacht schlummernd an der Küste von England. — Zwei Schieferplatten des Faches waren wegen ihrer besondern Wichtigkeit und Seltenheit in Papier eingewickelt. Auf der einen schwebte ein fliegender Nachtfalter und auf der andern saß eine Libelle — „Wasserjungfer" sagte der Schulmeister — mit ihren geaderten Flügeln.

Unter der Ueberschrift: „Vermicolithen" lagen mehrere Schieferplatten, auf denen Versteinerungen zu sehen waren, die an Regenwürmer erinnerten, weil sie theils einzeln und theils in vielverschlungenen Exemplaren aus der großen Revolution der Erdrinde auf unsere Zeit gekommen sind.

In dem Fache der Mollusciten lag es durcheinander, wie in den Kisten auf dem Fischmarkt in Triest, und der Schulmeister nahm aus dem Chaos nur einige Belemniten und Ammoniten, um den Damen zu zeigen, was man in

dem Altmühlthal und auf der Fränkischen Höhe Drudenfinger und Ammonshörner heiße.

Für die Kruſtaciten zeugte nur ein einziger Echinit, der aus dem Petersberge bei Maſtricht und durch die Hand des Hofraths in die Sammlung der beiden Sammler gekommen war.

In einem Fache der Polypiten endlich lag ganz einſam ein Korallinit, „ſo einſam," meinte der eine Schulmann, wie er Jahrhunderte in dem Kalkſteingeſchiebe von Nordorf im Holſteiniſchen gelegen war, ehe er aus dem größten Naturalienkabinet in unſer kleinſtes wanderte."

Während der eine Schulmeiſter dieſe Bemerkung fallen ließ, öffnete der andere die zweite Flügelthüre, hinter der größere Fächer und wenigere Exemplare, als in der erſten Hälfte des Schrankes waren, weil das Pflanzenreich für Petrefakten-Sammlungen eine weit geringere Ausbeute giebt, als das Thierreich.

„Was machen Sie denn mit dieſen Holzſtücken in Ihrer Steinſammlung?" fragte die Tante, als ſie den erſten Blick in das oberſte Fach warf, das die Ueberſchrift: „Dendrolithen" hatte. Der eine Schulmann aber überzeugte ſie ſogleich, beſonders durch die Schwere eines ihr in die Hand gelegten Exemplars mit vollſtändiger Rinde, daß es verſteinerte Holzfragmente wären, welche mit Stücken von Ahorn-, Buchen-, Nuß-, Eich-, Weiden- und Lerchen-Bäumen große Aehnlichkeit hatten, aber genau betrachtet, weſentliche Verſchiedenheiten zeigten. Noch anziehender faſt für die Damen waren in dem nämlichen Fache die deutlichſten Abdrücke von Linden-, Birken-, Weiden-, Erlen- und Pappel-Blättern, die zwiſchen verſteinerten Aſt- und Wurzel-Stücken lagen.

Die Ueberreſte von Tang- und Schilf-Arten hatten in dem Fache der Botanilithen ihren Platz.

Durch die fremden und ausgezeichneten Formen fesselten die Palmen, Rohre und baumähnlichen Farnkräuter, die in dem Fache der Phytotypolithen ruhten, das Auge. Von diesen alten Denkmälern der urweltlichen Flora sprach es zum Herzen, wie von den Rüstungen des Mittelalters, die nicht mehr im Felde getragen, sondern nur noch in Rüstkammern aufbewahrt werden.

Weniger ansprechend zeigten sich die versteinerten Tannenzapfen, Fruchtkapseln, Nüsse, Mandeln und kleineren Saamenkörner, welche hinter und unter dem Schilde der Carpolithen eingekehrt waren. Für das Fach der Anthotypolithen hatten die Sammler noch gar keinen Gast gefunden. Die Blumen-Ueberreste auf Oeninger Schiefern, die eine Zierde dieses Faches gewesen sein würden, hielt der Hofrath so fest, wie seinen Titel, den er erst einen Monat zuvor erhalten hatte.

Nach diesem angenehmen Genuß, den die beiden Sammler den Damen bereitet hatten, setzte sich die Gesellschaft vor die Hütte hinaus, die Damen auf einen alten umgestürzten Wassertrog, der aus einem Eichstamme gezimmert war, die beiden Schulmänner auf kleine Schubkarren, wie sie in dem Schieferbruche noch heutiges Tages gebraucht werden. Auf ein großes Schieferstück, aus dem ein Grabstein werden sollte, stellte Anna aus dem mitgebrachten Armkorb eine gehaltreiche Flasche Muskatwein und Ulmer Brod, bediente Tante und Schwestern und nöthigte die Schulmeister, die sich bei ihrer Schüchternheit mehr zureden ließen, als das Fräulein von ihren jeweiligen Gästen in Nürnberg her gewohnt war.

Wenn bei einem Vesperbrode von einem Nachtische die Rede sein könnte, so dürfte man sagen, der Schulmann von Uebermaßhofen habe ihn dazu gegeben, und zwar in der folgenden kleinen Erzählung.

„An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen," berichtete er, „ist eine Glashütte im Gang. Das Holz zu den Oefen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen werden, und der reine zuckerweise Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuhe unter dem Rasen.

Ehe man aber anfing diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzernen Geschirre u. s. w. damit, und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säcklein zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeit lang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über fünfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Wittwe in mittleren Jahren und hatte einen Knaben von zwölf, der im Sommer die Ziegen des Orts hütete, und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrath von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, ging zu Ende, und mit ihm das Brod, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerseiten der Berge, wo die Februar-Sonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fingen sie nun an zu schürfen, aber überall und immer ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen,

und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu ging das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das Einzige, was sie noch unter sich theilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl, und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geisen erhielten ihren Antheil roh, wie er aus der Kufe kam, die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Wittwe und salzte sie oft mit ihren bittern Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Wittwe von Zarpath, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebacknes, ohne eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Oel im Kruge. Und siehe, ich habe Holz aufgelesen, und gehe hinein, und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir essen und sterben."

Der Knabe liebte seine Mutter, und bewies seine Liebe am meisten dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete, und überhaupt Alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewendet, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, vom Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

In Solenhofen war ein Benediktiner-Kloster. An die

Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren, eisernen Klöpfel, der daran hing, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müsse mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch nur erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und in die Streu würfen. Denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs diese Bitte, deren Gewährung gar leicht mißbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen anderen kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, Du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen lassen. Und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es Dir auch mitgeben für Dich und Deine Mutter.“ Dann segnete er den Knaben und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Wittfrau hatte nun die Noth ein Ende, und der Hungertod, der seine hohlen Augen auf die zwei Ziegen gerichtet hatte, mußte mit leerer Hand abziehen. In seine Fußtapfen trat bald der warme und freundliche Frühling. Die Wittwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedikt trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen luftigen Berge. In die Kost ging er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen

Pfingſtkuchen buk ihm die Wirthin, ſeinen Kirchweihſchmaus hielt er in der neuen Mühle, und ſeinen Namenstag celebrirte er wieder mit den Benediktinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auch auf den einſamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkſchiefer ſo am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben, und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch ſein verſtorbener Vater gemacht hatte regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man ſo unrichtiger und ſündlicher Weiſe Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er ſie aus dem Boden gebrochen hatte, auf ſeinen Schooß, zeichnete mit einer Kohle von ſeinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und ſprach dann bei ſich: »Fünfzig ſolche viereckige Tafeln wenn ich hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner ſcharren, wenn es draußen regnet.« Und während er dies dachte, klopfte er mit ſeinem Hämmerlein auf dem einen ſchnurgeraden Kohlenſtrich ſanft auf und ab. Denn er freute ſich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zerſprungenen Glocke, und zuletzt ſprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenſtriches mitten entzwei. »Iſt es da ſo gegangen,« dachte nun Benedikt, »ſo kann es auf den übrigen drei Seiten eben ſo gehen.« Und hämmerte auch auf dem zweiten Kohlenſtrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten ſo fortgemacht hatte, lag eine vollkommene viereckige Platte auf ſeinen Knieen. Eine zweite gelang nicht minder und ſo fort. Früher ſchon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer aneinandergerieben, um ſie zu poliren, und gefunden, daß er

damit am schnellsten zu Stande kam, wenn er von dem Sande, womit seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an, und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indeß trieb er dieß Alles als eine blose Spielerei, und sagte davon Niemandem etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamm aufhebt. Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

»Was sagte er denn?« fragte Benedikt.

»Er stand,« antwortete die Wittwe, »mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und berathschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der Eine rieth dieß und der Andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung damit ein Ende machte, daß er sagte: »Nun, morgen um die eilfte Stunde haben wir die fremden Steinmetzen hieher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand- und Marmel-Steinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unseren bischöflichen Säckel zu theuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen lassen müssen, die am wohlfeilsten sind.«

»So, so!« versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter eine gute Nacht und ging unter das Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts mehr fehlte, als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tyrol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie nebeneinander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten, und nun auch noch bei dem Pflaster ein Uebriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit seiner ganzen Clerisei und seinen weltlichen Beamten hinter sich. Und als Alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so Viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Theil die kleinen Marmelsteine in den Schubladen so nebeneinander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daß man schon im Kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im Großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern berechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgülden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, und sein Schatzmeister schüttelte mit dem Kopf, und die Grafen und Herren machten große Augen. Ja, ein Mönchlein,

das noch nie mehr, als einige Heller in dem Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstand unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauernknaben nicht hereinlassen und hielten ihre Hellebarden vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg, wie eine Henne unter der Gartenthüre, und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stand, dem er den Saum seines Kleides küßte. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Kniee, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorirte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß; denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten, und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Waare zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nöthig, sondern er schaute nur Einem von den Umstehenden nach dem Andern ins Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. Aber als der Bischof anfing, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: »Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn Ihr noch mehr brauchet, so dürft Ihr mir nur Eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen.«

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er

hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen. Sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthür hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mithin in der mondhellen Nacht gen Eichstädt, wohin er den Weg genau kannte, von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen, und standen meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Uebel oder wohl, mußte sie thun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geisel und Stecken und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie Abends hinter der gehörnten Schaar das Dorf hinunterging, kamen einige Maulthiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Wittfrau sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmetzen wieder in ihre Heimath entlassen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist und versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen lassen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedikt bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war,

ließ er sich in Solenhofen nieder, und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quader-Steinen, daß es ihm und seiner Mutter nie mehr an dem täglichen Brod fehlte."

Ueber der Erzählung des Schulmeisters war die größere Hälfte des Nachmittags vollends vorübergegangen. Er nahm daher von seinen Zuhörerinnen Abschied und kehrte in seine Waldhütte zurück. Die Damen, von seinem Solenhofer Collegen weiter geführt, stiegen an dem steilen Gelände des Kappelbergs hinab und kamen an die Höhle, welche der Heidenbote Sola bewohnte, als er angefangen hatte, das Evangelium von dem Reiche Gottes an der Altmühl zu predigen. Hier fanden sie den Seelsorger des untenliegenden Orts, einen längst ergrauten Simeon, der sich nirgends lieber sonnte, als an dieser Stätte, welche schon durch den ehrwürdigen Sola ein Bethel geworden war.

„Was weiß man denn noch von Sola und dem von ihm errichteten Kloster?" fragte die Tante den Seelsorger, der ihr seine aus einer kleinen Schildkröte verfertigte Dose präsentirt hatte.

„Sehr wenig, gnädige Frau," erwiderte der Greis. „In der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts kam der Evangelist Sola oder Soula, angeblich ein Jünger des Apostels der Deutschen, in dieses Thal, wahrscheinlich zuerst nach Eichstädt, wo Bonifacius ein Bisthum errichtet hatte, und dann an der Altmühl weiter herauf hierher. Diese Höhle mag wohl sein erster Zufluchtsort gegen wilde Thiere und Witterung gewesen sein, bis er für sich und seine Gehilfen zwischen der Quelle und dem Fluß darunter einige Zellen erbaut hatte, welche man Soulenhuß nannte, und aus denen ein Kloster nach der Regel des Benedikts von Nursia geworden ist. Dieses Kloster wuchs unter dem

Hirtenstab der Aebte von Fulda, bereicherte sich durch die Wohlthätigkeit Kaiser Ludwigs des Frommen und der Grafen von Teuchendingen, in deren Gebiete, dem Hahnenkamm, es lag, und wurde im Jahre 1534 durch den protestantischen Margrafen Georg von Brandenburg aufgehoben. Von seinen ältesten Gebäuden ist nichts mehr da, als ein verfallender Kreuzgang im Byzantinischen Styl. Diese Höhle, welche schmal und ungefähr nur zwölf Schritte lang ist, hatte gewiß ein Vordach, das sich an den Felsen lehnte, und unter dem der Herd und etwa ein Ziegenstall angebracht waren. Als die unbehauenen Stämme, die es stützten, morsch geworden und hingesunken waren, wurde auf der Warte des Berges, von dem die Damen eben heruntergekommen sind, eine Kapelle erbaut und mit einem Glöcklein versehen, damit auch von da oben über die Höhen hin ein Nachklang von Solas Versöhnungsruf forttöne. Aber auch die Kapelle ist längst zerfallen und die eherne Zunge seiner Glocke verstummte, als die Wittenbergische Nachtigall angehoben hatte zu schlagen."

„Das freut mich," versetzte die Tante, „daß auch hier von jener finstern Zeit so wenige Spuren mehr übrig sind, und daß auf dem Spiegel der Altmühl nicht mehr der breite Schatten des düsteren Benediktiner-Klosters liegt. Diese hochgestellte, schneeweiße und fensterhelle Dorfkirche spricht die Saiten meines Gemüths an, wie fröhlicher Lerchengesang."

„O theure Tante," fiel die Malerin Elisabeth ein, „was sagen Sie! Diese reichen Buchenwälder, diese saftgrünen Matten, dieser Fluß, spiegelglatt, wie ein langer Teich hinter der Mühle, und das graue, niedere Kloster mögen zusammen ein herrliches Bild gewesen sein. Die neue

Kirche darin sieht jetzt aus, als hätte ein ungeschickter Pinsel einen Bleiweiß-Klecks auf das schöne Tableau gebracht."

„Auch ich," versetzte der graue Seelsorger, „hätte aus einem andern Grunde nichts dagegen, wenn das Kloster noch bestände und mit evangelischen Männern besetzt wäre, wie sie unter dem ehrwürdigen Sola darin wohnten. O, unsere protestantische Kirche ist arm, sehr arm an Hirten der Heerde. Das Nachgehen hinter den verirrten und das Nachrufen hinter den verlorenen Schaafen durch die specielle Seelsorge hat in sehr vielen Gemeinden derselben aufgehört. Wie gut wäre es daher, wenn in solchen Klöstern noch evangelische Männer lebten, welche ausgingen, die Kranken zu besuchen, für welche es gegenwärtig keinen geistlichen Zuspruch giebt, die Schulmeister abzulösen, welche hie und da statt des Geistlichen eine Predigt ableiern an Sonntags-Nachmittagen, heilsbegierigen Seelen zu werden, was Philippus dem Kämmerer aus Mohrenland geworden ist, und kleinere Schriften auszustreuen, welche den Doctor Faust, den Till Eulenspiegel, den hörnernen Siegfried und noch schlimmere Dinge verdrängen könnten. Indem diese Saamenkapseln des göttlichen Wortes in den harten Händen der Landleute aufbrächen, würden die darin liegenden Körner allenthalben in die Herzen ausgestreut werden."

Bei diesen frommen Wünschen des grauen Hauptes suchte Elisabeth ein leises Gähnen hinter ihrem Skizzenbuche zu verbergen. Aber der Seelsorger bemerkte es bei einem Seitenblicke doch, und gab, um nicht in den Wind zu reden, dem Gespräch eine Wendung.

„Stiftungen," fuhr er nach einer Pause fort, die den Genuß einer Prise Tabak einnahm, „Stiftungen, sagte mein seliger Vater, sollte man, so lange es nur irgend wie möglich und den guten Absichten der Stifter selbst nicht zuwider

laufend iſt, für ihren erſten und urſprünglichen Zweck zu erhalten ſuchen. Dabei erzählte er mir, ich denke noch daran, als ob es erſt geſtern geweſen wäre, unter dem alten Nußbaum im Kloſtergarten da unten folgende Geſchichte.

»Der dreißigjährige Krieg war aus. Die Fürſten hatten Frieden gemacht und waren auseinander gegangen, wie Hähne, wenn ſie ſich ihre Federn bis auf die letzten ausgerupft haben, und auf ihre Höfe zurückkehren, um ſich neue wachſen zu laſſen. Die Unterthanen konnten ſich über den Frieden ſo wenig freuen, als liefe heutiges Tages nach einem Hagelwetter ein Narr durch das Dorf und riefe: Freuet euch, ihr Leute, denn der Sturm iſt vorbei und der Hagel hat auf eurer ganzen Flur Alles kurz und klein geſchlagen! — Deutſchland von den Meeren bis zu den Alpen und von dem Rhein bis an die Oder hinüber war ein Feld, auf welchem der Tod gemäht, der Raub gekehrt und der Hunger gefegt hatten. Die menſchlichen Geſtalten, die auf den Gaſſen und Feldwegen dahinſchlichen, waren vom Elend gebeugt, vom Schrecken gefärbt und vom Jammer gekleidet worden.

»So ſtanden die Sachen auch in W., einem Dörflein an der oberen Altmühl. Die Deutſchen hatten es beſucht, wie die Raupen den Kohl, die Kroaten hatten geplündert und die Spanier angezündet. Was in Kübel und Sack war, hatte der Mannsfelder geſchmauſt, was ſich treiben ließ, hatte der Iſolani weggetrieben und mit dem Uebrigen hatte der Pappenheimer ein großes Johannisfeuer gemacht. Vor den Flammen und Schwertern flohen die Bauern in den nahen Wald und blieben allda in der böſen Geſellſchaft von Hunger, Kälte und Seuchen. Als aber von dem runden Thurme in Gunzenhauſen eines Mittags die Zinken ertönten und nach dreißig Jahren zum erſten Mal wieder die

Melodie zu »Nun danket alle Gott!« geblaſen wurde, ſagte der alte Küſter: »Es iſt Friede« und kehrte mit der Gemeinde, d. i. mit fünf Männern, ſieben Weibern und zehn Kindern auf die Brandſtätte zurück. Sieben magere Kühe gingen zwiſchen den Leuten. Daß die zurückkehrenden Exulanten in ziemlich guten Kleidern heimkamen, war kein Wunder, denn ſie hatten innerhalb dreien Jahren über zweihundert der Ihrigen im Walde begraben und ihre Kleidungsſtücke geerbt. Die Kittel und Röcke der Weiber waren zwar nicht ſchwarz, aber doch wahre Trauerkleider. Sie erinnerten ja an die Verſchmachteten, denen ſie gehört hatten, und hingen an abgezehrten nnd abgefallenen Geſtalten.

Zwei Glieder der Gemeinde kehrten nicht auf die Brandſtätte mit zurück, die Edelfrau von W. und ihre Magd, eine treue Ruth. Die Erſte lag gichtbrüchig darnieder, die Andere pflegte ihrer, und das Jagdſchlößlein des Freiherrn, der mit ſeinen drei Söhnen unter dem Raſen von Breitenfeld ſchlummerte, war ihre öde Behauſung. Traurig ſahen ſie ihren Unglücksgefährten nach, als ſie in das Dorf zurückkehrten. Die Frau netzte mit Thränen ihr Lager und die Magd die Spähne, welche ſie machte und die ſeit langer Zeit ſtatt der ſonſtigen Wachskerzen in dem Schlößlein gebrannt wurden. Aber als Abends in dem Dorfe draußen die drei Glocken geläutet wurden, und die Töne derſelben das Jammerthal der Kreuzſchweſtern erreichten, da wurden ſie wieder wacker und ſangen mit einander:

HErr, wie Du willt, ſo ſchicks mit mir
Im Leben und im Sterben.
Zu Dir allein ſteht mein Begier,
HErr, laß mich nicht verderben!

Erhalt mich feſt in Deiner Huld;
Sonſt, wie Du willt; — gieb nur Geduld.
Dein Wille iſt der Beſte.

Denn der Küſter in W. war mit den zwei übrig gebliebenen Knaben, da die unteren Stiegen verbrannt waren, zuerſt auf den Kirchenboden und dann auf den Thurm geklettert und hatte an die Glocken Seile von Binſen gemacht. Und als nun die Zinkeniſten in Gunzenhauſen wieder anhoben zu blaſen, konnte er ihnen mit ſeinen Glocken antworten, daß ſie ſich faſt untereinander verwunderten und ſprachen: »Ei, die Waldmäuſe ſind auch ſchon zurück, und preiſen mit uns den Herrn!«

Die Gichtbrüchige aber ſchickte am andern Morgen ihre Ruth in das Städtlein, und ließ den Amtmann bitten, er möchte ſchleunig kommen und ihren letzten Willen vernehmen. Und als er gekommen war, ſprach ſie zu ihm: »Die Stunde iſt hie, daß ich zu meinen Vätern verſammelt werde. Mein Herr und meine Söhne ſind auf dem Bette der Ehre geſtorben. Was ſie zu Lehen trugen, iſt in den Fürſtenhut von Brandenburg-Onolzbach zurückgefallen. Dieſer Wald aber iſt Allodium. Und dieweil ich denſelben erb- und eigenthümlich beſitze, verfüge ich in meinem letzten Willen, wie folgt:

»So lange dieſe meine getreue Magd am Leben iſt, bleibt ſie die Nutznießerin dieſes Waldes. Nach ihrem Tode wird er zu dem Kirchenvermögen von W. geſchlagen. Jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß jeden Abend, wie geſtern, genau mit einbrechender Dämmerung, die Glocken dreimal zum Gebete geläutet werden, und daß zwiſchen den dreien Malen immer ſo lange ausgeſetzt wird, als man braucht, um hundert zu zählen. Dafür erhält der

Schulmeiſter, der, wenn er nicht krank iſt, ſelbſt läuten ſoll, aus dem Walde jährlich vierundzwanzig Klafter, und der Pfarrer zwölf, damit er dem Küſter nachrechne, und der Heiligenpfleger ſechs, damit er zuſehe, ob ſich die Zwei nicht verzählen. In Jahrgängen jedoch, wo die Buchenblätter erfrieren, oder der Maikäfer die Eichen abfrißt, oder der Borkenkäfer die Fichten und Fohren angreift, oder der Hagel die Bäume beſchädigt, oder ein Waldbrand entſteht, ſollen der Pfarrer, der Schulmeiſter und der Heiligenpfleger nichts empfangen, dem jeweiligen Amtmann in Gunzenhauſen aber einundzwanzig Klafter verabreicht werden. Endlich und zuletzt, ſo will ich, daß die Kirche und alle Häuſer, ſo in den Kriegsläuften beſchädiget wurden, aus meinem Walde wieder aufgebaut werden, Gott zu Ehren und meinem Nächſten zu Liebe.«

Der Amtmann brachte durch ſeinen Schreiber dieſen letzten Willen zu Papier. Die Edelfrau drückte mit ihrem Ringe das Sigill darunter mit eigener Hand, indem ſie dazu ſprach: »Im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.« Und als ſie dies geſprochen hatte, ſchenkte ſie dem Amtmann den Ring und ſagte: »Ich bin der letzte verwelkte Zweig vom alten Stamme der Absberger. Nehmet dieſes Kleinod zum Andenken, wachet über mein Vermächtniß und betet für mich.«

Darauf zierte der Schreiber den großen Anfangsbuchſtaben des Teſtaments noch mit einigen künſtlich verſchlungenen Schnörkeln, und ſchickte ſich an, es zuſammen zu legen, indem er den Bogen mit dem Falzbein ſtrich. Aber ſein Prinzipal hielt ihm plötzlich die Hand, wie Einer, der Etwas vergeſſen hat, und ſprach zur Edelfrau gewendet: »Aber was ſoll geſchehen, wenn der Schulmeiſter ſeine Schuldigkeit nicht thut?« »Der Pfarrer wird ihn erinnern,« ant-

wortete diese. »Aber wenn der Pfarrer ist wie der Schulmeister?« »Dann wird es der Heiligenpfleger anzeigen.« »Aber wenn die Drei in ein Horn blasen?« »Dann wird sie Der zwingen, der vom Himmel schauet und von Seinem höchsten Thron auf Alle, die auf Erden wohnen, und merket auf alle ihre Werke, wie Psalm 33 geschrieben steht.«

Nun ließ der Amtmann, der diese höchste Instanz so sehr respektirte, wie die Patientin, das Testament vollends zusammenlegen. Dann versiegelte er es mit dem Kleinod und beurlaubte sich. Auf einem Rößlein, dem der Krieg noch in allen Gliedern lag, ritt er nach Hause zurück. Der Schreiber ging dahinter her, und trieb, wo es noth that, mit dem Amtslineal.

Nach diesem Allen starb die Edelfrau. Ihre Ruth mochte nicht ohne sie leben. Sie starb bald darauf und ward getragen von den Engeln in Marthas Schooß. Neben den Gräbern der heimgekommenen Pilgerinnen erstanden nach und nach die Kirche und das Schulhaus und die übrigen Häuser aus dem Schutt und der Asche. Die hohen Fichten sanken in dem Stiftungswalde und erhoben sich wieder in dreißig Giebeln, das Hirtenhäuslein mit eingerechnet. Dann bestellte das Consistorium einen Pfarrer und Schulmeister, und der Stamm Benjamin, der fast ausgetilgt war, erbauete sich wieder.

Der Pfarrer aber, so längere Zeit Feldprediger gewesen und mit den Wölfen geheult hatte, war kein guter Hirte. Er brachte ein Kartenspiel mit, und lehrte seinen Schulmeister und den Heiligenpfleger, wie es zu gebrauchen. Die zwei Schüler spielten bald so gut, als der Lehrer, und fanden sich dann jeden Abend in dem Pfarrhause ein, wenn der Eine seinen Haselstock und der Andere seine Geisel weg-

gelegt hatte. An den Sonntagen fingen sie sogleich nach der Kinderlehre an. Sie karteten nicht in Groschen oder Batzen, sondern nur in die schlechten Kreuzer, welche die fremden Kriegsvölker allenthalben zurückgelassen hatten, und die nicht viel besser waren, als die Scherben, womit spielende Kindlein untereinander kaufen und verkaufen. Wenn sich daher ihr Gewissen regte und sprach: „Das Karteln ist eine Sünde," antworteten sie ihm: „Ei, du wunderliches Ding, gar eine Sünde!? wir spielen ja um nichts." Daran dachte aber das Kleeblättlein nicht, daß es jeden Tag das Kostbarste verspielte, nämlich die Zeit.

Gar sehr zuwider war dem Pfarrer und seinen Cumpanen das Betläuten und lange Aussetzen dazwischen. Denn fingen sie vor den Läuten an, so mußten sie mitten in ihrer Ergötzlichkeit abbrechen, und begannen sie erst nach dem Läuten, so starben sie fast am Warten, wie die ungeduldigen Kindlein am Christabend. Daher vermaledeieten sie manchmal im Chor den letzten Willen der Edelfrau oder machten Ausflüchte. Oft, wenn gegen Abend eine trübe Wolke über die Sonne zog, rief der Schulmeister: »Ei, es dämmert schon!« und sprang in die Kirche, um zu läuten. Oft, wenn die Spieler mitten im Besten aufhören mußten, sagte der Pfarrer: »Lieber, schlagt zu, läutet heute in Einem Stück, die Zweihundert der Edelfrau zählen indeß wir, ich ein Hundert und der Heiligenpfleger das andere, und mischen dabei die Karten.« Oft, wenn sie sich an Sonntagen schon nach der Kinderlehre um Ein Uhr zusammensetzten, und die Schwester des Pfarrers gegen Abend die Lampe anzündete und die Läden zumachte, damit die Bauern nicht den Spielern in die Karten schauen möchten, sagte der Heiligenpfleger: »So, heute dämmerts nicht, sondern es ist

auf einmal Nacht, und unser Holz im Walde wächst, ohne daß man dazu läutet.«

Der Amtmann in Gunzenhausen hörte von dem Unfug, und es wurmte ihn vier Jahre lang, ein Jahr mehr, als das andere, wenn er es ruhig mit ansehen mußte, wie die drei Spieler das schöne Buchenholz aus dem Walde wegfahren ließen. »Sieht Er, lieber Beißfeder,« pflegte er dann zu seinem alten Schreiber zu sagen, »wie gut es gewesen wäre, wenn die hochselige Edelfrau mir hätte folgen wollen. Ständen in ihrem Testamente die Clauseln, welche ich noch hinzufügen wollte, so könnte man jetzt den Wichten alle Jahre ihren schönen Holzbezug streichen. Aber so gehe ich, meinen gerechten Unwillen ausgenommen, leer aus, und die Bärenhäuter lachen in die Faust.«

Der Allheilige im Himmel sah den Unfug des Pfarrers und seiner Gesellen auch; aber er redete und ärgerte sich nicht darüber, wie der Amtmann, sondern wartete, daß ich menschlich davon rede, ob sie den Reichthum Seiner Gütigkeit, Geduld und Langmuth ganz verachten, und durch Seine Güte sich nicht zur Buße leiten lassen würden. Erst als sie bei Seiner Geduld und Langmuth immer kecker wurden, offenbarte Er sich, daß auch Er Zeuge gewesen sei, als die Edelfrau unter Anrufung seines heiligen Namens ihrem letzten Willen das Siegel beidrückte.

Im einundzwanzigsten Jahre nach ihrem seligen Heimgang sengte ein Nachtfrost die Blätter der Buchen im Stiftungswalde, im zweiundzwanzigsten weideten die Maikäfer einige Eichen darin ab, im dreiundzwanzigsten beschädigte der Borkenkäfer mehrere Fichten und Fohren, die der Amtmann sogleich umhauen und herausfahren ließ, damit das Uebel nicht ärger werde. Der Pfarrer und Consorten meinten zwar immer, der Schaden sei nur klein, nicht werth, daß

man davon rede; aber der Amtmann hielt ſich genau an die Worte des Teſtaments, das ſie ſo verachtet und verhöhnt hatten. Auch der Markgraf von Ansbach, vor den der Streit gebracht wurde, als er zur Falkenjagd nach Gunzenhauſen gekommen war, ſprach: »Der Amtmann ſoll das Holz haben, und die Spielratten müſſen ſich ihre Pfoten an den Karten wärmen.« Im vierundzwanzigſten Jahre ſchlug ein Hagelſchauer einige Blätter und Zweige von den Waldbäumen. Der Amtmann nahm deshalb ſeine einundzwanzig Klafter, der Pfarrer und Heiligenpfleger kauften ihr Brennholz in dem Mönchswald, und den Schulmeiſter, der kein Geld dazu hatte, trieb ſeine Jeſabel in den Forſt hinaus, daß er dürres Unterholz ſammle und auf ſeinem breiten Rücken in die leere Holzkammer trage. Im fünfundzwanzigſten Jahre ſchürten die Zigeuner am Saume des Stiftungswaldes ein Nachtfeuer auf und zogen weiter, ohne es auszulöſchen. Da gerieth das Haidekraut und Moos in Feuer, und es hätte ein großer Waldbrand daraus werden können, wenn nicht der Amtmann mit den Bürgern und Bauern ſogleich herbeigeeilt wäre und den Flämmlein, die auf dem Boden fortliefen, durch einen Erdaufwurf ein Ziel geſetzt hätte. Für ſeine Mühe fuhr er im Winter darnach auf einundzwanzig Schlitten ſeinen Holzbezug unter den Fenſtern des Pfarr- und Schulhauſes vorüber. Hindurchſchauen konnte er aber nicht; denn ſie waren noch bis über die Hälfte befroren, obgleich die Februarſonne aus allen Kräften darauf ſchien.

Dieſe Mißjahre fielen endlich den Spielratten, wie ſie der Markgraf titulirt hatte, auf. Der Pfarrer rechnete und rechnete aus, daß er, das Klafter nur zu zwei Gulden angeſchlagen, in den fünf Jahren vierhundertundzwanzig Gulden weniger eingenommen habe. Dem Schulmeiſter wurden nach und nach die Vorwürfe ſeiner Jeſabel unerträglich,

womit ſie ihn entließ und empfing, wenn er zum Karteln ging oder davon zurückkam. Dem Heiligenpfleger, dem unter ſeinen Rechnungen öfters eine Abſchrift von dem Teſtament der Edelfrau unter die Augen kam, ließ ſein Gewiſſen keine Ruhe mehr.

So ſaßen die Spieler am Tage Petronellä des Jahres 1771 beiſammen. Es war Abend, und der Mai ſchloß ſich recht ſchön. Das ganze blaugrüne Firmament war ohne Wolken, und da, wo ſich die Sonne ihrem Untergang zuneigte, Feuer und Gold. Die Eichen ſtanden über und über in Blüthe und das Laub der Buchen glänzte von dem Freudenöle des Lenzes. Der Amtmann im Städtlein ſtand an ſeinem Fenſter und trommelte auf den runden Scheiben. Denn er hoffte auf eine kalte Nacht und ſein Herz war guter Dinge. Aber die Drei im Pfarrhauſe ſaßen wie auf Kohlen, und die Karten in ihren Händen wurden zu Brenneſſeln. Die Fenſter begannen anzulaufen, ein Zeichen, daß es draußen ſehr kühl wurde. So oft ein Maikäfer vorüberſchnurrte, ging ihnen ein Stich durchs Herz. Sonſt waren ihnen der Grün- und Eichel-Bauer immer willkommen geweſen; heute erblickten ſie in dem einen wie in dem andern den Amtmann in Gunzenhauſen, der ihnen bald ein Buchenblatt, und bald eine Eichel ſpottweiſe unter die Augen hielt. Zuletzt konnte es der Heiligenpfleger nicht mehr aushalten. Sein Gewiſſen oder vielmehr die Gnade Gottes heizte ihm ein, daß er ärger ſchwitzte, als die Fenſter hinter ihm. Er rückte ſeinen Stuhl, legte die Karten auf den Tiſch und ſprach: »Herr Pfarrer, ich danke für genoſſene Ehre. Wenn ich fürder ein Blatt anrühre, das auf drei Viertelſtunden einer Karte gleich ſieht, ſo ſoll er mich ſchlecht heißen.« »Mich auch,« ſetzte der Schulmeiſter hinzu, und warf ſeine Karten auf die Karten des Nachbars und hob ſich mit ihm davon.

Der Pfarrer, von seinen beiden Kumpanen verlassen, spielte nun mit seiner Schwester fort, so gut es gehen wollte, starb aber bald nachher vor Langerweile und Aerger über seine Schwester, die sich zum Kartenspielen stellte, wie ihr Bruder zum Predigen.

So oft seit der Zeit in W. zum Abendgebete nicht gerade so geläutet wurde, wie es die Edelfrau in ihrem Testamente befohlen hatte, soll Etwas in dem Stiftungswalde geschehen sein, was dem Pfarrer, dem Stiftungspfleger und dem Schulmeister nicht gefiel.«

Als der ehrwürdige Nachfolger des Evangelisten Sola diese Sage aus dem oberen Altmühlthale erzählt hatte, öffnete er abermals seine Schildkröte und hielt sie in den kleinen Kreis seiner Zuhörer. Die Tante langte zu, und selbst Elisabeth war so in Gedanken, daß sie ihre Finger spitzte, als wären es Münzzeltlein, welche der Seelsorger präsentirte. Der Küster aber sprach, nachdem er seine Prise unter viel Danksagung hingenommen hatte: „Euer Hochwürden haben Recht. Auch nach dem Westphälischen Frieden war lange noch eine schwere und betrübte Zeit, und mein steinalter Vetter in Wengen, Gott hab' ihn selig, wußte nicht wenig davon zu erzählen. — Besonders schlimm, sagte er oft, hatten es die Krüppel und Lahmen, die nicht weit herumziehen konnten, sondern auf einem Platze warten mußten, wie der arme Lazarus. Denn in den Tagen, wo Mancher ein Tagwerk Acker um einen Laib Gerstenbrod hingab, waren die Stücklein sehr dünn, die man den Hungrigen schnitt. Wer also nicht gute Füße hatte, setzte sich an einen Ort, wohin die Leute von der Nothdurft des Leibes oder der Seele geführt wurden. Einige hockten sich an die Kirchenthüren, Andere an die Schulhäuser, wo die Kindlein ihr Früh- und Vesperbrod mit ihnen theilten, wieder Andere an die Feldbrunnen,

wohin die Hirten mit ihrem Vieh am Mittag und die Bauern mit ihren Waſſerfäſſern des Abends kamen, wieder Etliche lagerten ſich an die Stege, und während ſie mit der einen Hand die Angel hielten, ſtreckten ſie die andere nach einem Almoſen aus.

So iſt auf der Fränkiſchen Höhe, da wo die Dörfer Salach, Bergen und Geyern liegen, mitten auf dem Felde ein Brunnen, welcher niemals leer iſt und niemals überläuft, mag der Jahrgang ſein, wie er will, mag man daraus mit Schäffern oder mit der hohlen Hand ſchöpfen, ob er gleich nur wenige Fuß tief und breit iſt. In der Umgegend heißt er die Wolfſprüng. Wenn der Regen lange ausbleibt und die Cyſternen in den Dörfern leer geworden ſind, nehmen die Leute der umliegenden Oerter ihre Zuflucht zu ihm, und Morgens und Abends ſteht oft eine Wagenburg um ihn her. Mittags werden die Tränkrinnen vollgeſchöpft, und Heerden kommen und gehen.

An dieſem Brunnen wählte in der warmen Jahreszeit der krumme Matthes ſeinen Platz. Denn er war lahm von einem Pulverkarren, der ihm in der Schlacht von Nördlingen über die Beine gegangen war, und brauchte zwei Krücken. Uebrigens ging es ihm gut nach ſeiner Weiſe. Nachts und bei ſchlechtem Wetter lag er auf dem trockenen Stroh in einer Erdhütte neben dem Brunnen. Das wenige Holz, das er brauchte, um Schnecken zu braten, oder das ſteinharte Brod mit etwas geräuchertem Fleiſch aufzukochen, brachten ihm Knaben, und ließen ſich dagegen von ihm erzählen, wie es in dem Kriege zugegangen, der nicht ganz zu ihnen gekommen war, ſondern nur bis an die Veſte Wilzburg, eine Stunde von der Wolfſprüng. Auch die jungen Saatkrähen, welche ſie von den hohen Föhren, auf deren einer oft dreißig und mehr Neſter beiſammen ſind, herabholten, bereitete ihnen

Niemand beſſer, als der krumme Matthes, der in den Feldzügen gelernt hatte, nicht blos mit den Menſchen, ſondern auch mit den Füchſen zu theilen. Ueberhaupt fehlte es ihm nicht leicht an Unterhaltung, und er kehrte immer nur ſehr ungern in ſein Winterquartier, das Thorhäuslein von Syburg, zurück, wo er von den Broſamen der Freiherren von Schenk lebte.

Auch war Matthes nicht ſo arm, als er ausſah, wenn er mit ſeiner Hand aus dem Brunnen ſchöpfte oder einem Bauernweibe für ein Stück Brod »Vergelt's Gott!« ſagte. Bei Rain am Lech, wo er unter dem Schwedenkönige mitfocht, hatte er einem erlegten Spanier einen ledernen Gurt abgenommen, in welchem zweihundert Quadrupel in Gold oder Zwanzigthalerſtücke eingenäht waren, ſo daß er über viertauſend Gulden beſaß. Davon ließ er aber keine Seele etwas wiſſen, noch weniger gab er ein Goldſtück aus. Er betrachtete die Beute als einen Nothpfennig für ſeine alten Tage, und es ging ihm, wie ſo Manchem, der von ſeinem Nothpfennige auch dann nichts ausgiebt, wenn die alten Tage ſchon gekommen ſind, aus Furcht, es möchte am Ende doch noch gebrechen. Aus Mangel an Vertrauen auf den treuen und wahrhaftigen Gott fällt man in eine Sünde, und nimmt lieber Almoſen, als daß man anfinge von dem Geſammelten zu zehren, wie die Immen, wenn der Winter gekommen iſt.

Nur Eins betrübte den alten Invaliden am Brunnen, nämlich der gar ſo große Undank, womit das ſchöne und gute Waſſer deſſelben hingenommen wurde. Er hatte tauſend und aber tauſend Gefäße füllen und Heerden tränken ſehen, und konnte nicht ſagen, daß dem Schöpfer des Brunnens ein Mal dafür gedankt worden wäre. Was dagegen dem Schöpfer und ihm mißfiel, konnte er gerade in den Zeiten, wo die Wolfſprüng am beſuchteſten war, an Einem Tage

wohl hundert Mal ſehen und hören. Die Bauern, welche das Waſſer mit ihrem Anſpann holten, warfen einander beim Vorfahren die Wagen um und zerſchlugen ſich nachträglich die Fäſſer und Köpfe. Die Schwächeren wurden, wie die Töchter des Prieſters in Midian, von den Stärkeren hinweggeſtoßen, und mußten warten, ſo lange die Gewaltthätigen wollten. Zwei Sünderinnen wider das achte Gebot, wenn ſie allein am Brunnen zuſammengekommen waren, ſtellten oft ſechsmal ihre gefüllten Krüge hin und nahmen ſie wieder, bis an der Perſon, welche ſie mit ihren Läſterzungen geiſelten, kein geſunder Faden mehr war. Hirtenknaben, die ihr Vieh tränkten, ſangen einander abſcheuliche Lieder vor, welche ſie auf Tanzböden und von verabſchiedeten Soldaten gehört hatten, bis Matthes im Eifer für Zucht und Ehrbarkeit mit ſeinen Krücken nach ihnen warf.

Nachdem aber der Lahme über zwanzig Sommer an der Wolfſprüng zugebracht hatte und einmal tief im Herbſte in ſein Thorſtüblein zurückgekehrt war, überfielen ihn, der in ſeinem ganzen Leben nicht krank geweſen war, etliche Fieberſchauer. Er betrachtete ſie als Vorläufer des Todes und beſtellte vollends ſein Haus. »Michel,« ſprach er zu dem Thorwächter, »gehe zum Amtmann hinein, und ſag' ihm, mein Urlaub ſei aus. Er möchte ſich herausbemühen und meinen letzten Willen vernehmen.« Und als der Amtmann kam, ſaß Matthes auf ſeinem Strohſack hinter dem Ofen und ſchnitt mit ſeinem ſcharfen Meſſer an einem ledernen Gurt. Auf jeden Schnitt fiel ein ſchweres Goldſtück in ſeinen alten Hut, bis zweihundert darin lagen und von dem Gürtel faſt nichts mehr übrig war, als viereckige Stücklein Leder, wie ſie hin und wieder der Sattler ſchneidet und unter die Nägel legt. —

Dem Amtmann funkelten bei dieſem Anblick die Augen,

wie einem Wieſel, wenn es in ein Neſt voll Eier hineinſchaut. »Ei, Matthes,« ſprach er, »woher haſt Du den Reichthum?« »Woher?« erwiderte der Invalide, «wird Euch der Michel erzählen, dem ich's heute Nacht ſagte, als ich nicht ſchlafen konnte. Wer ſie nach mir bekommen ſoll, will ich Euch jetzt angeben. Und ſchreibt's nur ſchnell auf; denn mich däucht, der Tod iſt mir ſo nahe, wie dem Schwedenkönige auf dem Plan von Lützen, als der böſe Reiter hinter ihm war. Von dieſen zweihundert Goldſtücken gehören zwei Euch für Eure Bemühung und acht dem Michel für zwanzig Winterquartiere. Die andern einhundertundneunzig vermache ich dem Gotteskaſten von N. Derſelbe läßt dann jährlich auf das Erntefeſt an der Wolfſprüng einen Gottesdienſt halten. Abends fünf Uhr, nicht eher und nicht ſpäter, und giebt dafür dem Schullehrer fünf Thaler, und dem Pfarrer für ſeine Predigt fünfzehn. Wenn die Schulkinder recht ſchön dazu ſingen, ſollen unter ſie nach dem Segen um zwanzig Thaler Geſangbücher, Semmeln und Bibeln vertheilt werden. Item wenn am Erntefeſt kein Waſſer im Brunnen iſt, dann wird auch kein Gottesdienſt gehalten, und weder der Pfarrer noch der Schulmeiſter bekommen etwas aus meiner Stiftung, ſondern nur die Kinder. Auch ſoll der Pfarrer nicht predigen, worüber er will, ſondern der Reihe nach: erſtens über die Samariterin am Jakobsbrunnen, Joh. 4. — Zweitens über Rebecca am Waſſerbrunnen von Haran, 1. Moſ. 24. — Drittens über Iſaak am Brunnen in der Wüſte, 1. Moſ. 24. — Viertens über den Haderbrunnen Eſek, 1. Moſ. 26. — Fünftens von dem Brunnen in Midian, 2. Moſ. 2. — Sechſtens über den Anrufers Brunnen, Richt. 15. — Siebentens über die löcherichten Brunnen, Jer. 2. — Achtens über den vertrockneten Brunnen, Hoſ. 13. — Neuntens über den geiſtlichen

Fels, 1. Kor. 10. — Zehntens über den Brunnen des lebendigen Waſſers, Offenb. 21.«

Als Matthes in ſeinem letzten Willen bis dahin gekommen war, wurde ihm auf einmal ſehr wehe, und er ſprach zu dem Schreiber des Amtmanns: »Geſchwind, Herr Schnörkel, ſchließet das Teſtament, daß ich und Michel unſere drei Kreuze darunter machen können. Es wirbelt mir in den Ohren, wie lauter Generalmarſch.« Und kaum hatte er ſtatt ſeines Namens die drei Kreuze unter die Schrift geſetzt, ſo that er ſeine Füße zuſammen auf den Strohſack und verſchied.

An ſeiner Stiftung aber hatte, obwohl ſie chriſtlich war, Niemand ein beſonderes Wohlgefallen. Denn das Erntefeſt und die Kirchweih fielen in N. auf einen und denſelben Tag. »Die fünfzehn Thaler,« ſagte der Pfarrer zu ſeinem Weibe, können wir mitnehmen: aber eine Predigt am Kirchweihabend iſt mir Gift und Peſtilenz.« »Die fünf Silberlinge,« bemerkte der Schulmeiſter unter ſeinen Zechbrüdern, »ſind mir ſchon recht; aber man kann doch einem Chriſtenmenſchen nicht zumuthen, daß er an der Kirchweih bis zum ſpäten Abend nüchtern bleibe.« »Der Krumme,« antworteten ſeine Herren Brüder an drei Tiſchen zugleich, hätte einen beſſern Tag nehmen können. Wir hören gewiß mitten im Zechen auf, und laufen in die Predigt! Verlegt der Pfarrer das Ding nicht auf einen andern Tag, ſo kann er ſehen, wer mit ihm hinauspatſcht.« Und ſo kam es denn, daß ſchon im erſten Jahre nach dem Hingang des Stifters der Gottesdienſt auf den Mittwoch verlegt und zu einer Art Nachkirchweih herabgewürdigt wurde. So, meinten Alle, ſei es beſſer, und nächſtes Jahr wolle man ein paar Thaler weniger unter die Kinder austheilen und die Muſikanten von Thalmeſſingen kommen laſſen.

Aber das darauf folgende Jahr am Freitag vor dem

Erntefeſt kam der Gerichtsdiener von Syburg in das Dorf mit einem Schreiben an den Pfarrer, worin ſtand: »Da nach dem, von dem am dritten November 1670 Todes verblichenen Invaliden Matthias Raumer hinterlaſſenen Teſtamente nur dann ein Gottesdienſt gehalten und bezahlt werden ſoll, wenn in der Wolfſprüng Waſſer iſt, daſſelbe aber bekanntermaaßen heuer nach vielen Jahren das erſte Mal gänzlich ausgegangen, ſo muß beſagte Feierlichkeit heuer entweder ganz wegfallen oder unentgeldlich vorgenommen werden, was hiemit von Curatel wegen dienſtfreundlich notificirt wird.«

Zu Ausgang des Winters ſammelte ſich zwar einiges Waſſer in dem Brunnen; aber in der Märzenluft verſiegte es wieder, und die Wolfſprüng gewann nun ein trauriges Ausſehen. Die Erdhütte des Invaliden, von böſen Buben unnützer Weiſe angezündet, lag in der Aſche. Die Fröſche in der Pfütze mit Binſen und Bitterklee zogen aus. Die Tränkrinnen zerſprangen in der Sonne, und die Kühe, die vorüber getrieben wurden, ſchauten hinein, wie durſtige Kinder in den Milchtopf. Das Moos und die Mauerraute inwendig am Brunnengewölbe verdorrten. Vor dem Erntefeſt kam das nämliche Schreiben von Syburg und das nächſte Jahr darauf wieder. Darüber ſtarb der Pfarrer in N. und die Augen Derer, die hinter ſeinem Sarge gingen, waren ſo trocken, wie die Wolfſprüng.

Sein Nachfolger, ein guter Hirte, verkündigte nach der Frühpredigt am Erntefeſt: »Liebe Seelen, heute Abend um fünf Uhr, ſo Gott der Herr will, werde ich an der Wolfſprüng über den vertrockneten Brunnen predigen.«

Sonſt ſagte er nichts. Denn er wußte wohl, daß es keiner dringenden Einladung bedürfe, weil der Herr durch die dürren und magern Jahre die Herzen des Volks mürbe gemacht hatte und ihm Zuhörer genug ſenden würde. Und ſo

war es auch. Noch denſelben Morgen that auf der Höhe ein Dorf dem andern Botſchaft. Und als der Pfarrer Abends auf dem leeren Brunnengewölbe knieete, gemahnte er an Elias auf dem Berge Karmel. Als er anfing zu beten, brauchte er nicht zu winken, ſondern alles Volk fiel von ſelbſt auf die Knie, und Viele benetzten mit ihren Bußthränen den zerſprungenen Boden.

Der Herbſt aber blieb trocken und es hatte keinen Anſchein, daß ſich der Herr zu dem Gebetsopfer ſeines Dieners bekennen werde. Deß freute ſich der alte Schulmeiſter in ſeiner Feindſchaft wider den Pfarrer. Denn er war Einer von Denen, die ein Auge darum geben, wenn es dem Andern ſeine zwei koſtet, und ſagte eines Abends zu ſeinen Zechbrüdern: »Heute, als ich zum Hochzeitladen an dem Wolfſprüng vorbeiging, ſah der Herr Maulwurf aus der Brunnenſtube und rief: »Guten Morgen, Vetter! In meinem Quartier ſchaut's trocken aus; aber was wir Zwei Waſſer brauchen, finden wir überall.«

Aber als der Schulmeiſter des andern Tages wieder auf das Hochzeitladen ging und hinter ihm der Bräutigam mit den Bändern an dem Hut und mit dem Schwert in der Hand, lief ſein Hündlein, welches er mitgenommen hatte, vorhin an den Brunnen und wedelte mit dem Schwanz und ſchöpfte mit ſeinem Zünglein mit lautem Schall, alſo, daß es ſein Herr hörte und hinzutrat. Und ſiehe, da war der Brunnen voll klaren Waſſers und dürre Weißdornblätter, welche der Wind hineingeweht hatte, ſchwammen luſtig darauf. Der Schulmeiſter wollte ſeinen Augen nicht trauen; aber der Bräutigam ſagte: »Es iſt wirklich an dem,« und verkündigte es überall, wohin er des Tages kam.

Seither iſt die Wolfſprüng nicht mehr leer geworden, und die Bergbauern laſſen nichts mehr an dem letzten Willen

des Matthias Raumer drehen und ändern. Denn der Herr hat sie einmal auf die Finger geklopft, und sie möchten nicht zum zweiten Mal auf die Finger geklopft werden."

Als der Schulmeister mit dieser seiner Erzählung fertig war, fuhr unten in Solenhofen am oberen Wirthshause der Wagen der Damen an. Auf den Ruf des Posthorns verließen sie die Höhle des Sola und fuhren dann in der Abendkühle nach Pappenheim zurück. Es hat sie nie gereut, in Solenhofen gewesen zu sein; und was die Tante in der Köhlerhütte von der Schulmeisterin gehört hatte, ließ sie nicht an der Altmühl liegen, sondern bewahrte es in einem feinen und guten Herzen. In Nürnberg wieder angekommen, ruhte sie nicht eher, als bis sich die Nichten in ihr Hauswesen theilten und es nach dem Tode der Beschließerin alleine führten.

Nichts mehr in der Welt als ein Weinglas.

Wer von Bamberg nach Würzburg wandern will, und gerade an seinen Sorgen nicht schwer zu tragen, auch auf ein paar Wegstunden mehr oder weniger nicht zu schauen hat, dem rathe ich, die Straße einzuschlagen, die an dem Main hinab, und dann über Eltmann und Haßfurt immer weiter in die Welt hineinführt. Unfern von diesem Städtlein, hart an dem Main, liegt ein Landhaus mitten in einem Weingarten, dessen niedere Rebstöcke so gerade und wohlgeordnet stehen, wie weiland die deutschen Feldjäger, die der alte Hauptmann, der Besitzer des Landguts, gegen George Washington in Nordamerika geführt und größtentheils in der blutigen Schlacht von Trenton gelassen hatte.

Als der Erzähler an dem schönen Gallustage 1822 des Weges kam, saß Einer von den Uebriggebliebenen auf der niedern Mauer des Weingartens, und schaute auf eine Fähre, welche zurückkehrende Postpferde über den Mainstrom herübertrug. Denn er hatte von seinem Herrn den Auftrag, die Rebhühner und Drosseln aus dem Rebgarten zu verscheuchen, wie weiland Washington die fremden europäischen Vögel gefangen oder verjagt hatte.

Also lehnte der Erzähler seinen Wanderstab an die schneeweiße Gartenwand, grüßte den alten Helden, hob sich zu ihm hinauf an seine grüne Seite und sagte alsbald zu ihm: „Freund, um Euch her ist es wirklich wunderschön, und wenn Euch die Feldhühner und Drosseln mehr in Ruhe

ließen, könntet Ihr wahrlich nichts Beſſeres thun, als da hinauf ſchauen nach Eltmann oder hinunter nach Gaibach, oder hinüber nach den blauen Bergen des Steigerwald's."

„Herr," erwiderte der Veteran faſt etwas aufgeregt, „die blauen Berge haben wir uns in Amerika ſatt geſehen, ich und mein Herr, als uns Waſhington beim Eſſen behalten hatte. Und dieſe Gegend iſt groß und weit; aber ich kenne Jemand, der vor einem einzigen kleinen Weinglas nichts mehr davon ſieht. Denn ich ſage Euch, durch den Rauch meiner Pfeife ſehe ich die Wunder Gottes ſo gut, wie durch den Morgennebel, wenn er anfängt zu zergehen, wie unſere Compagnieen bei Trenton, und ſich auf dem Main und unſern Bergen zur Ruhe begiebt. Aber wenn ich das Weinglas ſo oft an den Mund brächte, als dieſe meine Pfeife, ſo könnte es mir gehen, wie dem Schultheißen in dem Dorfe da drüben, von dem viel zu erzählen wäre, wenn nicht — —"

„Alter Freund," fiel ihm der Erzähler in das Wort, um den Faden ſeiner Rede nicht abreißen zu laſſen, „es iſt weit und breit kein Vogel zu ſehen und zu hören. Ihr ſeid erſt vor einer Stunde zurückgekehrt, und der Wachtelhund des gnädigen Herrn hat Euch abgelöſt, wie Ihr ſeht. Erzählt mir doch von dem Manne, der vor ſeinem kleinen Schoppenglas das große Mainthal nicht mehr ſehen kann."

Und der Veteran drückte mit dem Stiel ſeiner Haſenklapper den glimmenden Inhalt ſeiner Pfeife etwas hinunter und begann: „Konrad Launer iſt ein weitläufiger Vetter von mir, und wurde in dem Jahre geboren, wo ich aus Amerika zurückkam, wenn's mir recht iſt, Anno 1784. Sein Vater war fromm, ſeine Mutter noch mehr, und Schullehrer und Pfarrer waren auch vom alten, guten Schlage. So ging der Junge bis in ſein neunzehntes Jahr Einen Weg mit ihnen, ſchlecht und recht, wie ein Fahnenjunker, der zwiſchen Grenadieren in einem

Laufgraben fortgeschoben wird. — Um diese Zeit aber kamen die zwei Söhne des Pfarrers, die anderthalb Jahre in Jena studirt hatten, auf Ferien. Dort müssen ihnen schlechte Cameraden Collegien gelesen haben. Denn als sie das erste Mal mit meinem Vetter, von dem sie Jugendfreunde waren, nach Gaibach ritten, nahmen sie ihn in ihre Mitte und sagten ihm, der rechts und der links, die Bibel sei für unsere aufgeklärte Zeit kein Buch mehr, höchstens das Buch Sirach wäre nützlich zu lesen. Den Lehrer von Nazareth könne man nur einen weisen Mann nennen, den die Juden halb umgebracht hätten, so daß er unter den Händen seiner Jünger aus seiner tiefen Ohnmacht sich wieder erholen konnte. Und einen Vater im Himmel um etwas bitten, wäre ganz unnöthig, weil das große schwarzwälder Uhrwerk der Welt von selbst fortgehe, wie es im Anfang gerichtet worden sei. Aber moralisch müsse man doch sein.

Deßwegen unterrichteten sie ihn in Tarok und Solo, und tanzten ihm auf der Kirchweih vor. Auch schrieben sie ihm allerhand Romane auf, die bei dem Buchbinder in Haßfurth zu haben waren, daß er sich damit die langen Winterabende verkürzen könnte. Ueberhaupt unterrichteten sie ihn ganz in der vornehmen Moral, wozu noch allerhand Dinge gehören sollen, die unser Einer nicht kennt. Konrad begriff im Ganzen auch leicht. Nur das Trinken über Durst, was in der Moral der Pfarrsöhne ein Hauptartikel war, ging ihm etwas schwer ein. Er gab sich viele Mühe, um auch hierin von seinen Lehrmeistern Lob einzuernten; aber Nasenbluten und Kopfweh verließen ihn während der Ferien fast keinen Tag.

Doch die Ferien gingen vorbei; der alte Pfarrer starb; die Moralisten kamen als Hofmeister da und dorthin; der alte Launer und sein Weib starben auch, und Konrad, der einzige Sohn, hatte nun mehr harte Thaler zu kommandiren, als der

Lord Cornwallis bei York Leute, seine Häuser, Weinberge und Feldstücke ungerechnet. Und sein Feind muß es ihm nachsagen, er führte ein gutes Commando und Musterwirthschaft, wie sie der Herr Amtmann nannte, der oft mit Frau und Kindern bei ihm einkehrte und ihn zum Schultheiß wählen ließ. — Nun war Konrad in seiner Glorie, wie wir Anno 76, als Washington von Long-Island retirirte und uns auswich, wie ein Fuchs dem Treibjagen. Wenn er in der Gemeinde sagte: Dies und das! antwortete Alles: Ja, ja, Herr Schultheiß! — Wie er einen Weg anlegte, so war's recht, wie er einquartierte, so nahm man's an, was er im Wald stehen oder fällen ließ, war seine Sache, wenn er im Herbst sagte: Jetzt könnt Ihr an die Weinlese gehen, so wußte man, daß es gerade die rechte Zeit war, und in Gesellschaft des Amtmanns und seines Oberschreibers spielte er mit französischen Karten.

Aber der Hauptstrahl in der Glorie fehlte, — der Friede im Hause; denn er lebte mit seinem Weibe nicht gut. Sie war zwar eine wackere Hausfrau und gute Christin, aber von der vornehmen Moral wollte sie nichts begreifen, wenigstens nichts annehmen. So lange z. E. die Frau Amtmännin mit ihr vom Hauswesen diskurirte, ging es gut, und wenn sie mit ihr von der letzten Predigt des neuen Pfarrers gesprochen hätte, der das Wort Gottes wieder auf die Kanzel brachte, wäre sie eben so wenig stecken geblieben. Aber bei einem andern Diskurs, z. B. über die Mode, über Masken und Bälle in dem nächsten Städtlein, über den Stolz der Edelfrau u. s. w. verstummte sie bald. Und das verdroß den Schultheiß. Er schalt sie eine dumme Gans. Von diesem Titel kam es mit der Zeit zu einer Ohrfeige, und von der ersten zur anderen, so daß oft das vierjährige Töchterlein, das einzige Kind der Leute, an der lieben Mutter hinaufkletterte und mit seinen Händlein das geschlagene Haupt bedeckte.

Dazwiſchen kam der Jahrgang 1811, nach dem der Winzer dreimal vergebens des Sommers Laſt und Hitze getragen hatte. Die Fäſſer und Keller des Schultheißen füllten ſich alle bis oben an, und ſein Moſt war der beſte im ganzen Bezirk wegen der vorzüglichen Reben, die er bis aus Frankreich hatte kommen laſſen. Um eine große Summe kaufte ein Weinhändler aus Dettelbach den ganzen Vorrath, und der Schultheiß feierte in dem Wirthshauſe, wo der Kauf abgeſchloſſen worden war, einen großen Sieg über die andern Weinbauern, der ſich aber mit einer ſo großen Niederlage endigte, daß er heimgetragen werden mußte, was leider ſeit einem Jahre ſchon gar oft geſchehen war.

Außer dem Hauſe Alles gut, immer heller; aber daheim zu Hauſe immer trüber. Das Töchterlein, an dem der Schulz mit ganzem Herzen, wie an einem Abgotte, hing, weil er eigentlich den rechten Gott nicht mehr hatte, wurde todtkrank und von dem Doktor, den man aus Würzburg holen ließ, aufgegeben. Und was das Schlimmſte war, er mochte zu ſeinem Töchterlein hundertmal ſagen: Annele, gieb mir eine Hand! gieb mir einen Kuß! ſchau mich nur noch einmal an! — das Kind warf ſich, ſo oft der Vater an ſein Bettlein kam, auf die Seite gegen die Wand und ſchrie: Ich mag Dich nicht, Du haſt meine Mutter geſchlagen. Für einen einzigen Blick von ſeinem Kinde hätte der Schultheiß ſein ganzes Vermögen hingegeben; aber das Kind ſtarb, ohne ihn noch einmal anzuſchauen. Wie ein Verzweifelter drückte er die kalten Händlein; aber eine kalte Hand iſt keine warme Hand.

Mein Vetter verfiel darüber in eine große Traurigkeit, in der er aber ſein Weib wieder gut behandelte, mit ſeinem Geſinde betete und nicht in das Wirthshaus kam, wenn er nicht Amts halber dahin mußte. Der Pfarrer hatte die größte Freude an dieſer Traurigkeit und beſuchte ihn fleißig. Aber dem Amtmann und ſeinem Schreiber wollte dieſe Betrübniß nicht gefallen,

und sie suchten ihn zu zerstreuen. Zuerst brachten sie die Karten in sein Haus, und Höflichkeits halber mußte er mitspielen. Dann ruhten sie nicht eher, als bis er wieder die Woche wenigstens zweimal zu ihnen in die goldene Traube kam. Zuletzt kam er ohne besondere Aufforderung, einen Tag wie den andern, und ging meistens nicht eher heim, als bis der Nachtwächter zu ihm sagen konnte: Guten Morgen, Herr Schultheiß!

Dazwischen kam noch eine Gnadenheimsuchung und Warnung.

An einem Sonntag nämlich, spät Abends, — es ist mir, als wäre es erst gestern gewesen — war der Amtmann mit seinen Schreibern in das Wirthshaus gekommen und hatte nach dem Schultheiß geschickt, da derselbe wider Gewohnheit noch nicht da war. Er kam sogleich. Aber einige Schritte vor dem Wirthshause bleibt er auf einmal stehen, seine Hände, die er in den Hosentaschen stecken hatte, fahren heraus, sein Gesicht wird todtenbleich und seine Augen starren nach der Hausthüre bald rechts und bald links. »Nun, Herr Schultheiß?« ruft der Amtmann durch das eine Fenster, »Nun, Vetter Konrad?« ruft der Wirth durch das andere Fenster. Aber der Schultheiß und Vetter bleibt stehen, stumm, wie die Salzsäule zwischen Sodom und Zoar, und erst, als die Zechleute an die Hausthüre herauslaufen, weil sie meinen, es habe ihn der Schlag gerührt, drückt er die Augen zu, und springt mit vorgehaltenem Arm hinein, wie mein gnädiger Herr, als er in Amerika das erste Mal mit uns eine Schanze stürmte. In der Stube angekommen, erzählte er, an den beiden Pfosten der Hausthüre wären zwei Gestalten in langen Kleidern gestanden. Daß sie gräulich ausgesehen hätten, könne er nicht sagen, aber ihre Miene wäre so furchtbar ernst gewesen, daß ihm das Blut in den Adern geronnen sei. — »Possen!« rief der Amtmann, »Possen!« wiederholten die Schreiber in einem Tone, als hätten sie die weise Rede des Herrn Prinzipals zu Protokoll gebracht. »Gut's

Wohlsein!« rief der Wirth, indem er den Schoppen Elfer vor Vetter Konrad hinstellte, und dann nach den französischen Karten ging. So war Alles bald wieder in dem alten Geleise.

Ja wohl, fuhr der alte Feldjäger mit einem ziemlichen Seufzer fort, war nun wieder Alles in dem alten Geleise. Das schöne Geschütz war in den Hohlweg eingefahren, und konnte nicht mehr zurück, nicht mehr rechts und links, sondern nur vorwärts den Wolfsgruben zu, die der Feind für alle Schlemmer gegraben hat. Der gute Konrad ward von diesem Tage an immer fetter, aber sein Gesicht rostig und stumpf, wie eine Klinge, die so und so viele Jahre in einem Weinfaß liegt. Alles, auch was ihm das Liebste gewesen war, wurde ihm nach und nach gleichgiltig. Man nahm das Schulzenamt von ihm, und er sagte kein Wort dazu, man setzte ihm einen Vormünder oder Curator, wie die Juristen sagen, und er sagte weder Ja noch Nein. Nun sitzt er, einen Tag wie den andern, eine Jammergestalt, die nicht redet noch deutet, in seiner Stube hinter dem Schoppenglas. Leer oder voll, er setzt es, so lange er nicht schlummert, wohl hundertmal an den Mund. Ist etwas darin, so trinkt er, ist es leer, so seufzt er. Sein Auge, seine zitternde Hand, sein einziger noch übriger Gedanke hat kein anderes Ziel mehr, als dieses Glas."

So sprach der alte Feldjäger. Da kam ein großer Flug Staaren mit einigen Krähen in der Mitte herangeflogen, gerade auf den Weinberg zu. Dieß setzte des Invaliden Diensteifer in Feuer und Flammen. Er vergaß seinen unglückseligen Vetter und humpelte von dem Erzähler hinweg, schreiend und klappernd, als wollte er noch einmal das Feldlager bei Trenton allarmiren. Der Erzähler aber war froh, daß das fliegende Corps nicht eine Viertelstunde früher von dem Steigerwald herübergekommen war.

Das Steinthor.

Bevor ich aber meine Erzählung vom Steinthor anhebe, thut es noth, lieber Leſer, daß ich Dich frage, was Du unter Höflingen oder Hofſchranzen verſtehſt. — Antworteſt Du mir mit einem Ehrenmanne aus dem ſechzehnten Seculo: „ein ſehr nützlich und liebes Vieh, wie Raupen im Kohl und Fliegen in der Suppe," ſo muß mir's wohl recht ſein. Oder meinſt Du mit ebendemſelben, „ein untüchtiges, faulfräßiges Ungeziefer, ſo keinen Honig machen kann, aber Alles auffrißt, was die frommen Bienlein machen, und dabei mit ihren Flügeln noch mehr ſcharren, ſauſen und humſen" ſo will ich auch nichts dagegen ſagen. Oder vergleichſt Du die Hofſchranzen mit den demüthigen Brüdern, die ſich gegen den Abt ſehr tief bücken, aber nicht den Abt meinen, ſondern nach den Schlüſſeln an ſeinem Gürtel ſchielen, ſo magſt Du auch nicht weit daneben geſchoſſen haben. — Der Erzähler aber, ein Männlein aus dem neunzehnten Seculo, will auch auslegen und ſagen: Hofſchranzen ſind alle, welche in Worten oder mit Werken predigen: „Herrendienſt gehet vor Gottesdienſt." Wer's umkehrt, und bei Gelegenheit frei offen bekennt in Worten oder noch beſſer mit der That: „Gottesdienſt gehet vor Herrendienſt," der iſt kein Hofſchranze, und ſei er auch Erzkämmerer des großmächtigſten Kaiſers von Sina. Wer's aber nicht umkehrt, der iſt ein Erzhöfling, und hätte ſein Herr auch nur einen Hof, darin der Hahn auf dem Miſt ein großer, gewaltiger und hochgeſtellter Mann iſt.

Nun, der wackere, junge Herzog von Y. will eines Abends verreiſen, und in acht Tagen wiederkommen. Es iſt erſt um die fünfte Stunde des Morgens, und er ſteht ſchon geſtiefelt und geſpornt am Fenſter mit ſeinem Kammerherrn, und harret ſehnlich, daß der Mohr komme und ſage: „Ew. Durchlaucht, es iſt Alles bereit.“ Indeſſen redet er mit dem Mann in den kurzen ſeidenen Hoſen dieſes und jenes und meint, wenn der Thurm über dem Steinthore da drüben nicht wäre, ſo könnte er aus ſeinem Cloſet den ſchönen Wieſengrund vor der Stadt hinabſchauen. Und vielleicht hätte er auch noch von dem heißen Sommer geredet und von dem Congreß in Verona. Aber der Mohr ſtreckte bald ſein ſchwarzes Geſicht zu der offenen Flügelthüre herein, als wollte er ſagen: „Jetzt, Ew. Durchlaucht!“ und die Audienz hatte ein Ende.

„Wenn nur der Thurm auf dem Steinthore nicht wäre!“ dieſe Rede des Herzogs ging nun ſeinem Kämmerling im Kopfe herum, wie dem Haman der Jude Mardachai. Und da er heim kam, redete er beim Morgenimbiß mit ſeinem Weibe Seres und ſprach: „Der Herzog hat dieſen Morgen Niemand rufen laſſen, ohne mich, und ſeine Gnade war groß. Aber an dem Allen habe ich kein Genüge, ſo lange ich ſehe den Thurm ſtehen über dem Steinthor.“ Da ſprach zu ihm ſein Weib Seres und ſeine Töchter Lia und Rachel: „Man laſſe den Thurm abbrechen, ſo wird der Fürſt fröhlich ſein, wann er wieder kommt und durch's Fenſter hinausſchaut.“

Das gefiel dem Kämmerer wohl, und begab ſich noch denſelben Nachmittag auf das Stadthaus, da die Rathsherren verſammelt waren, dieweil ihre Frauen daheim das Haus kehrten mit Beſemen von oben bis unten, und thät ſeinen Mund auf und ſprach: „Fürſichtige und hochweiſe Herren! Der Thurm über dem Steinthore iſt unſerem aller-

gnädigsten Herzog ein Dorn im Auge geworden, und wenn Ihr's erlaubt, so will ich ihn abbrechen lassen, daß unser Herr fröhlich sei, wenn er wiederkommt und sieht den Steir des Anstoßes abgethan."

Solches gefiel aber dem ersten Rathsherren übel, weil seine Muhme, die Schuhin, ein Losement in dem Thurme hatte, und sprach: „Das sei ferne, Herr Kämmerer! Denn das würde einen argen Riß und Schisma in unsere Stadtmauer geben. Und was sollte es sein, wenn die Hussiten oder Schweden wiederkommen thäten, wie in unserer Stadt-Chronik das Weitere zu lesen ist?" Aber es erhub sich dawider der Herr Amtsbürgermeister und sprach: „Stille, Herr Vetter! Ich sage mit Salomo am Zehnten: Wohl Dir, Land, deß König edel ist und deß Fürsten zur rechten Zeit essen, zur Stärke und nicht zur Lust. — Unser gnädigster Herzog hat uns eine gute Aussicht gegeben durch den guten Beginn seines Regiments; wollen auch wir ihm eine gute Aussicht gönnen aus seinem Stüblein! — Herr Kämmerer, unserer lieben Stadt Säckel ist leer, und mag die Kosten des Abbruchs nicht tragen; aber den Thurm schenken wir, und Ihr mögt damit schalten, wie Ihr es vor dem Fürsten verantworten könnt."

Deß war der Kämmerer froh, und machte sich auf, und ging von dannen schnurstracks zu dem Maurermeister der Stadt und gebot: „Meister Mum, das Steinthor ist dem durchlauchtigsten Herzog ein Dorn im Auge und ein Anstoß geworden, und bis er wieder heimkommt, muß davon kein Stein mehr auf dem andern liegen bei seiner Ungnade. Bestellet noch heut Eure Gesellen, und morgen hebet an zu gerüsten. Ob es auch Sonntag ist, es heißt im Sprichwort: Herrendienst geht über Gottesdienst."

Und als der Sabbath angebrochen war, sehr frühe, da

die Sonne aufging, hub ſich der Sohn der Wittwe im Thurm von ſeinem Lager, und begab ſich mit Schurzfell und Hammer zu ſeiner Mutter, und ſprach leichtfertig, wie Ruben: „Mutter, heute müßt Ihr den Morgenſegen alleine beten, und den Pfarrer auf der Kanzel grüßet mir auch recht ſchön, und ſaget: Hans Schuh hat heute nicht kommen können, weil Meiſter Mum ſeiner begehrt, und Herrendienſt gehet vor Gottesdienſt.“ —

„Ach, Hans!“ rief die Wittwe, und hielt ihn an ſeinem weiten Hemdärmel, „ach, gedenke doch des Sabbathtages, daß Du ihn heiligeſt! Nimm nur einen Segen mit auf den Weg!“ Aber der Sohn riß ſich von dannen, und meinte, es ſei eine Schande, ſeinen Meiſter im Stiche zu laſſen.

Da er weg war, trat der Rathsherr von geſtern in das Stüblein der Schuhin, und ſprach — mit Beſchwerde, denn er war ein ſehr fetter Mann, gleich Eglon, dem Moabiter, und war dreißig Stufen heraufgeſtiegen: „Muhme, ziehet aus eiligſt, als ob es über Euch brennete! Ueber ein Kleines, ſo werden ſie Euch die Fenſterflügel ausheben und einen Balken hineinlegen, juſt wo Eure Herzpoſtille liegt.“

„Herr Vetter,“ verſetzte darauf die Wittwe, „Ihr ſcherzet mit Eurer armen Muhme. Es iſt ja der Tag des Herrn, und ich muß in die Kirche, und mit der Predigt über die Zerſtörung Jeruſalems bin ich auch noch nicht fertig, wie Ihr ſehet.“

„Ja,“ antwortete ungeduldig der Rathsherr, „ich ſage Euch, die Zerſtörung wird erſt anheben. Der Kammerherr, der Ahitophel, läßt Euch den Thurm einreißen, und fragt nicht erſt: willſt Du gehen oder bleiben? ſo wenig, als meine Hausehre die Kreuzſpinne fragt, der ſie das Sommerhäuslein zerreißt mit dem Beſen auf Einen Strich. — Alſo gebt Euch darein. Der Hausknecht und mein Sohn

Balzer werden Euch ausziehen helfen, und Frau Rebecca bereitet Euch eine Stätte in meinem Dachstüblein."

Inzwischen schirren die Knechte in des Herzogs Marstall ihre Rosse und Wagen; Meister Mum wirft mit seinen Gesellen in die Wette die Stangen und Balken und Bretter aus der Rüstkammer auf die Gasse; der Hofschmidt thut seine schwarzen Läden auf und bereitet die Klammern; Hanf, der Seiler, richtet die Stricke; Schnell, der Spritzenmeister, besorgt die Feuerleitern, und beim Steinthor kommen sie Alle zusammen. Die Rosse wiehern und stampfen, als wollten sie sich nach ihrer Weise berufen auf das uralte Gebot: Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist. — Die Balken und Bretter fallen von den Wagen wie Donnerschläge aus den Wolken, dem Apotheker stürzt mir nichts dir nichts eine Feuerleiter in's Fenster, und wie der Kirchner das Erste läutet, ist's, als sänge ein Rothbrüstlein inmitten von siebenzigmalsieben krächzenden Raben. Alle Kirchenglocken zusammen um neun Uhr höret man besser, aber Schmal, der Hofschneider, und seine Nachbarleute zur Rechten und Linken, Schwarz, der Hofschuhmacher, und alle seine Hausgenossen unten und oben, und wer sonst noch auf dem Thorplatz wohnt, spricht bei sich selbst: „Läutet nur zu! heute bleibt man schön daheim, und lugt, wie es dem Steinthor ergeht."

Aber das muß man sagen, wenn auch Meister Mum über das dritte Wort flucht, so ist er doch ein rüstiger Mann, und um die eilfte Stunde steht schon das andere Stockwerk des Gerüstes. Auch gehen seine Gesellen zu Mittag nicht

heim, um sich mit einem warmen Süpplein zu stärken, sondern der Kämmerling schickt ihnen Bier aus dem Hofkeller und Brod von dem Mundbäcker. Damit setzen sie sich auf das Gerüste und lassen ihren Wohlthäter hoch leben, und dann auch den Herzog, so daß die Büblein mit dem Catechismus unter dem Arme stehen bleiben und über dem „Vivat hoch!" die Christenlehre vergessen, ob ihnen gleich der Herr Collaborator eingebunden hat: „Wer hinter die Kirche geht, der bekommt sieben, weniger eins, und mehr, wenn er will. Merkt's Euch!"

Und um die achte Stunde des Abends war Alles geschehen und das Gerüste vollendet. Die Dohlen flogen um den Thurm her und schrieen, als wollten sie protestiren wider den frevelhaften Eingriff in ihre hundertjährigen Rechte; aber Niemand kümmerte sich darum. Ein Geselle nach dem andern stieg von dem Gerüste herab. Hans Schuh, der Wittwe Sohn, war noch droben mit einem Kameraden. Er wollte die Dohlen, welche er so lange von unten gesehen hatte, einmal auch in der Nähe betrachten, und ihre saubere Wirthschaft dazu. Darüber ersiehet er in einem großen, alten Nest ein glänzendes Ding, und neigt sich mit dem ganzen Leib hinüber, daß er den lustigen Tag noch mit einem guten Fund beschließe. Aber das Brett, worauf er mit der Spitze des Fußes stehet, ist nicht angenagelt. Es weicht, und der junge Mensch stürzt hinab einhundertundneunzig Fuß hoch auf das Steinpflaster. Da liegt er, und sieben Mal steht's an seinem zuckenden Leibe geschrieben, das heilige Gebot: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest! — an der tief verwundeten Stirne, und an dem blutigen Haar, und in den starren Augen, und an dem offenen Mund, und an dem zerbrochenen Nacken, und an dem zerschellten Arme und in der Todtenfarbe über das ganze Gesicht.

Hunderte ſtehen umher und betrachten die letzten Zuckungen des jungen Lebens, und da und dort murrt und flucht Einer, ſtatt für ihn zu beten, über den, der eigentlich Schuld daran ſei. Aber auf einmal wird es ſtill. Dann läuft von Mund zu Mund das Wort: „Sie kommt," und der dichte Kreis um den Leichnam macht von ſelbſt eine Gaſſe, daß die Mutter des todten Jünglings hindurch wanken kann. Sie ſinkt auf ihren Sohn hin, und — —

Aber, lieber Leſer, was ſoll ich Dir weiter berichten? Dein Herz, ſo es rechter Art iſt, ſagt Dir das Andere und mehr, als dem Kämmerling lieb wäre, wenn er es hören müßte.

Das Steinthor wurde abgebrochen, der Herzog kam heim, wie er geſagt hatte, und ſchauete fröhlich aus ſeinem Cloſet in den Wieſengrund hinab. Aber als ihm ſeine Gemahlin nach einiger Vorrede und mit den milden Worten eines chriſtlichen Weibes ſagte, dieſe Ausſicht habe ein junges Leben und den einzigen Sohn ſeiner Mutter gekoſtet, da wurde ſein glänzend Auge noch flammender. Er ſchalt den Kämmerling und ſorgte für die Wittwe.

Was noch mehr iſt, er ſperrte von der Stunde an in ſeinem ganzen Lande für alle Tage des Herrn den Verkäufern ihre Buden, und den Wirthen ihre Tanzböden und den Beamten ihre Amtſtuben.

Kennſt Du, mein Freund, das Land? Laß uns dahin ziehen und ſtille Sabbathtage halten! Amen.

Erzählungen

von

Karl Stöber.

Gesammtausgabe

mit Zeichnungen nach Professor Richter d. j.

Zweiter Band.

Dresden,

Verlag von Justus Naumann.

1842.

Inhalt.

	Seite
Der Tag im Graben	1
Die Amtmännin	52
Etwas aus der Rockenstube	58
1) I.	58
2) II.	62
3) III.	69
4) IV.	75
5) Ein Bruchstück aus einer Reisebeschreibung	80
6) Noch ein Bruchstück aus der nämlichen Reisebeschreibung	89
7) Die kurze Wanderschaft	94
Die Schlüsseljungfrau	101
Der wunderbare Plüsch	124
Andrea	144
Die Küche	205
Das Narrenhaus	253
Noch etwas aus einer Reichsstadt	264

Broſamen 277
1) Der Hacken 277
2) Die Sternſchnuzen 279
3) Der Kirſchkern 280
4) Die Eier 282
5) Warum? 285
6) Die Glocken 287

Der Tag im Graben.

Der erste Lehrer an der lateinischen Schule in Pappenheim, der Rektor und Pfarradjunkt Wunibald Wolle fertigte im Jahre 1736 über sein jährliches Diensteinkommen ein specifizirtes Verzeichniß und hinterließ es unter seinen Papieren. Darin sind neben anderen Erträgnissen auch vier Aderlässe mit einem Ertrag von acht Gulden rheinl. angesetzt. Denn die Schulmänner der damaligen Zeit mußten ihr Brod nicht allein im Schweiße ihres Angesichts, sondern auch mit viermaliger Vergießung ihres Bluts im Jahre erwerben.

Wenn nämlich nach der zuletzt vorgenommenen Aderlässe wieder drei Monate verflossen waren, pflegte der Lehrer seinen Schülern mit wohlbetonten und bedeutsamen Worten zu eröffnen, daß er am folgenden Tage eine Luftlässe vorzunehmen gedächte, das hieß, daß er am nächsten Tage zur Ader lassen, am zweiten von seinen Scholaren Präsente annehmen und am dritten mit ihnen einen Spaziergang machen werde, — eine Eröffnung, die von Seite der Angeredeten immer mit beifälligem Murmeln und viel Nicken des Kopfes hingenommen wurde. Nach ihrer Ansicht von der Sache hätte ja ihr Vorgesetzter die Blutmasse eines Wallfisches haben dürfen. Denn erstens erhielten sie dadurch einen ganzen Spieltag, zweitens hatten nicht sie, sondern ihre Aeltern die Präsente zu bestreiten, durften aber die Nüsse und getrockneten Früchte, welche der Lehrer dagegen reichte, genießen, und drittens kamen sie dabei immer aus ihrem engen Thale her-

aus und wenigſtens auf die Berghöhen, von denen man in die weite Welt hinaus und hineinſchauen kann.

Dieſen dritten Tag benützte einmal Rektor Wolle zu einem Ausfluge nach dem Dorfe Graben, zwei Stunden nordweſtlich von Pappenheim. Nach dem Plane aber, der für die Expedition entworfen worden war, ſollte der ganze Tag vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel hingebracht und die Wirthshäuſer vermieden werden. Deswegen waren auch die ausziehenden Lateiner, wie zu ihrer Zeit die römiſchen Kriegsknechte, mit Allem verſehen, was noch zum Leben unentbehrlich iſt, wenn die Natur von ihrer Seite einen ſchattigen Baum, eine Quelle, dürres Holz und einen Platz zum Feuer gegeben hat. Der Famulus des Rektors trug in einer Art Köcher auf dem Rücken zwei Kölniſche Pfeifen und vorn im Knopfloch eine Schweinsblaſe mit Taback; das Feuerzeug war in ſeinen Hoſentaſchen vertheilt. Sein Bruder war mit einem kupfernen Keſſel beſrachtet; den Dreifuß dazu trug er an einem Bindfaden und entlockte ihm mit dem Schaumlöffel von Zeit zu Zeit ermunternde Töne. Zu ihm gehörte Numero 3 mit der erforderlichen Quantität Rindfleiſch, das ſeine Mutter, die Hofmetzgerin in Kohlblätter geſchlagen und in eine Serviette gebunden hatte. Der Pudel des Rektors wich nicht von ſeiner Seite. Dem Vierten waren die Semmel und Milchbrode anvertraut, jedoch in einem Säcklein, das der Rector mit einem gordiſchen Knoten verſehen hatte, um den Träger nicht in Verſuchung zu führen. Der Fünfte ſchien Eier zu tragen, ſo vorſichtig wandelte er, aber ſein Armkorb enthielt ein vollſtändiges Kaffeezeug, das ihm ſeine Groſsmutter auf das Gewiſſen gebunden hatte. Den kegelförmigen Kaffeeſeiher benützte der Träger hin und wieder zu Duetten, die er gemeinſchaftlich mit Numero 2 improviſirte. Und ſo hatte, wie geſagt, jeder

der ausziehenden Lateiner seinen bescheidenen Theil. Nur einem unter ihnen hatte man nichts anvertraut, als Falkensteins Eichstädter Chronik, aus der dazwischen vorgelesen werden sollte. Denn er schien für nichts Anderes auf der Welt da zu sein, als für ein Buch.

Dieß war Friedrich Seyfried, von seinen Comilitonen das Schweppermännlein genannt und als Knabe von vierzehn Jahren noch ein Räthsel der göttlichen Vorsehung. Seines Vaters konnte er sich nicht mehr erinnern, seine Mutter war kurz darauf gestorben, nachdem sie mit ihm das erste Mal zu Gottes Tisch gegangen war. Nun lebte er provisorisch bei dem Rektor, bis er bei einem seiner nicht sehr nahen Verwandten eine Unterkunft finden würde. Bisher waren aber die Proben, auf die er von ihnen genommen wurde, immer schlecht ausgefallen. Zuerst versuchte es der Apotheker, seiner Mutter Stiefbruder, mit ihm, und es ging einige Wochen leidentlich. Als aber der zerstreute Seyfried der Köchin zu der gebratenen Gans statt Beifuß bitteren Wermuth gegeben hatte und dadurch der Martinibraten sammt dem abgeschöpften Fett ungenießbar geworden war, schickte ihn der Apotheker dem Rektor mit einer höflichen Empfehlung wieder zurück und ließ ihm sagen, er könne sich von einem so ungeschickten Menschen sein Leben unmöglich verbittern lassen. Bei dem Krämer und Lebküchner, seines Vaters Schwager, der es nachher mit ihm versuchte, währte es nicht so lange. Das Schweppermännlein schüttete in eine Masse, woraus Basler Lebkuchen gemacht werden sollten, statt des gestoßenen Zuckers eine Schüssel mit Salz, die daneben stand. Sein jähzorniger Meister gab ihm mit zwei Ohrfeigen förmlichen Abschied, und ließ dem Rector sagen, er wolle sich von einem solchen dummen Menschen sein Leben nicht länger versalzen lassen. Nicht besser ging es zuletzt bei dem Metzger,

ſeinem Taufpathen. Als dieſer ſeinen Pfingſtochſen geſchlachtet und die große Gallenblaſe deſſelben vorſichtig herausgenommen hatte, gab er ſie dem Seyfried, um ſie für den Färber an den dazu beſtimmten Nagel zu hängen. Aber der Weg dahin führte unglücklicher Weiſe an dem vollen Wurſtkeſſel vorüber, und der Junge warf ſie in ſeiner Zerſtreuung hinein, wie eine Viertelſtunde vorher die verſchiedenen Würſte. Alle Kunden, die einige Stunden darauf davon kauften, ſchrieen beim Abendeſſen, wie die Propheten-Jünger bei dem Coloquinten-Gemüſe, und kamen des andern Tages mit eben ſo vielen bittern Klagen, als angeſchnittenen Würſten, die ſie nicht hatten verzehren können. Eine darüber angeſtellte Unterſuchung brachte die Sache bald in's Klare, und der Metzger ſchickte den armen Jungen mit der Bemerkung zurück, er wolle ſich und ſeinen Kunden von ihm nicht länger das Leben vergällen laſſen.

Nun ging auch dem guten Rektor die Geduld aus. „Friedrich," ſagte er, „was ſoll das werden? Ich füttere Dich gerne, das weiß der HErr; aber es iſt nun hohe Zeit, daß Du lernſt, einmal Dein eigenes Brod zu verdienen, und zum Studiren haſt Du keinen Heller."

„O Herr Rektor," antwortete der arme Waiſenknabe, „ich hatte gewiß den beſten Willen; aber ich kann nicht, ich kann nicht, das weiß der am beſten, der mich erſchaffen hat. Mein Kopf, meine Hand taugen zu keiner Profeſſion. Sollte ich bei dem Apotheker Kräuter aus der Material-Kammer holen, ſo kam mir „Beatus ille, qui procul" in den Kopf und ich brachte das Verkehrte. Faßte ich bei dem Metzger eine Wurſt nur an einem Zipfel, ſo ließ ich ſie fallen, und nahm ich ſie vorſichtig an beiden Enden, ſo lachten die Leute in der Fleiſchkammer und fragten, ob ich denn fürchte, daß ſie abriſſe."

Auch Rektor Wolle lachte bei dieſem aufrichtigen und kindlichen Bekenntniß ſeines Pflegeſohns.

Dieſem aber ſchnitt das Lachen ſeines Wohlthäters tief in das Herz, und er klagte unter heißen Thränen: „Ich weiß nicht, was der HErr mit mir armen Knaben will. Es iſt, als brennete mich Alles in die Finger, was ich außer einem Buche in die Hand nehme. Und doch ſoll ich den Büchern auf immer entſagen. Meine Seele dürſtet nach den Quellen darin. Ich fühle es, wie der Schnitter ſeinen Durſt in der Ernte. Und doch ſoll ich dieſen Quellen auf immer abſchwören. O, Herr Rektor, Sie ſind vielleicht der einzige Menſch in Pappenheim, der mich verſteht. Verſtoßen Sie mich nicht, ſagen Sie mir, an wen ich mich wenden ſoll.“

Der Schulmann kehrte ſeinem Pflegeſohn den Rücken zu und ſagte, mit feuchten Augen auf die nahe Altmühl hinunterſchauend: „Friederice, ich meine, man hat bisher über den Büchern den rechten Mann vergeſſen, nämlich den HErrn, das heißt, ich meine, man hat bisher zu viel ſtudirt und zu wenig gebetet. Wie man da und dort an die Thüren der Verwandten geklopft hat, ſo gebe man auch dem Vater im Himmel die Ehre und klopfe hinfort an Seine Thüre. Er will's nicht umſonſt geſagt haben. Sein gnadenvolles Wort: „Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten und du ſollſt mich preiſen.“ Der allein, und ſonſt keiner, hat für jeden Samuel einen Tempel, für jeden David eine Harfe und für jeden Sohn Saphats einen Prophetenmantel. Der Dir dieſen Durſt anerſchaffen hat, wird Dir auch den Waſſerbrunnen mitten in der Wüſte zeigen. Aber: Er läßt durch Sorg und Grämen und ſelbſtgemachte Pein ſich keine Wohlthat nehmen, ſie muß erbeten ſein.“

Und Fritz ließ ſich dieß von ſeinem Pflegevater nicht

zwei Mal ſagen. Er ging in ſeine Zelle, die ihm in dem alten Kloſter eingeräumt war, ſchloß die Thüre hinter ſich zu, und trug dem HErrn ſein Anliegen unter vielen Thränen vor. Auch als der Tag graute, der zum großen Spaziergang beſtimmt worden war, hatte er beſonders dringend an die Gnadenthüre geklopft. Dann erſt begab er ſich zu ſeinen Mitſchülern, die ſich in dem Kloſterhof verſammelten, und mit denen nun der freundliche Leſer über Berg und Thal nach dem Dorfe Graben zu ziehen beliebe.

Dieſe Ortſchaft hat ihren Namen von dem Kanal, womit bekanntlich Karl der Große die beiden größeſten Waſſerſtraßen ſeines Reiches, den Rhein und die Donau verbinden und ſo das Leben des Großhandels in das Herz ſeiner Frankenländer verſetzen wollte. — Von dieſem weltgeſchichtlichen Verſuche iſt noch ein Graben übrig, deſſen offene Enden genau nach Süden und Norden zu liegen, und deſſen zum Theil dreißig Schuh hohe Wände ihre Flanken nach dem Auf- und Niedergang kehren. In demſelben iſt ein Fiſchteich, der von großen in die Breite gewachſenen Fohren überſchattet und von der jungen ſchwäbiſchen Rezat geſpeiſt wird, nachdem ſie eine halbe Stunde davon oberhalb des Dorfes Dettenheim ihre unterirdiſche Behauſung verlaſſen hat. — Größtentheils von den Gänſejungen, die an ihr ihre hydrauliſchen Gaben und Fertigkeiten üben, hängt es ab, ob ſie ihr Waſſer durch den Teich und ſofort durch die Altmühl und Donau in das ſchwarze Meer, oder über das Ried, durch die Regnitz, den Main und den Rhein in die Nordſee abgeben kann. So unbeſtimmt ſind dort die Grenzen zwiſchen den beiden Stromgebieten der Donau und des Rheins. — Die Wände des Grabens ſind gegen Süden am höchſten und verlieren ſich gegen Mitternacht in dem Ried. Nirgends bemerkt man eine Spur, daß ſie durch Pfähle

oder unterlegte Steine wären geschützt und gesichert gewesen, und man wundert sich billig, daß der Sand, woraus sie größtentheils bestehen, nun über tausend Jahre so fest auf einander liegen geblieben ist.

Zwischen zwei Fohren, die einander die Arme bieten, richteten sich die Lateiner aus Pappenheim ein. Es dauerte nicht lange, so stand der Kessel über einem lustigen Feuer, und in ihm ein mächtiges Stück Rindfleisch, so schön und appetitlich, als es Hogarth auf einem seiner bekanntesten Blätter gezeichnet hat.

„Du," sagte der sehr vergnügte Rektor zu einem seiner Scholaren, „sorgst für das Abschäumen der Fleischbrühe. Und Du," setzte er mit einem Blick auf seinen Fritz hinzu, „Du wachst darüber, daß kein Karpfen aus dem Teich in den Kessel springt."

„Ja, wie Sie befehlen," erwiderte der Angeredete, der, wie gewöhnlich, in philologischen oder historischen Regionen abwesend war, und seine Mitschülern sammt dem Vorgesetzten lachten im Chor.

Bald darauf kam eine abgegangene Deputation mit dem Schullehrer des Dorfes in ihrer Mitte zurück. Es waren nämlich von dem Rektor drei Lateiner abgeschickt worden, diesen vornehmsten Mann im Dorfe zum Mittagessen einzuladen und dessen Ehehälfte um einige Teller für dieses Mahl anzugehen. Die Redensarten, womit die beiden Schulmänner einander beehrten, der deutsche zuvorkommend und der lateinische in schuldiger Erwiederung, waren selbst für jene Zeit ausgesucht. Sie wären gewiß auch mit dem geziemenden Vorwärts- und Rückwärts-Schreiten verbunden gewesen, wenn die Besagten nicht zwei ungünstige Elemente in so gefährlicher Nähe hinter sich gehabt hätten, der Rek-

tor das Feuer und der Präceptor das tiefe Waſſer des Teichs.

Das Mahl, welches unter der Aufſicht der Regenten und nach wohlberathener und gutbemeſſener Doſis der Zuthaten an Salz, Gewürz und Wurzelwerk zu Stande kam, und in Semmelſuppe und Rindfleiſch beſtand, verdiente den eifrigen Zuſpruch der Lateiner. Nur der Senf fehlte. Das Schweppermännlein hatte ihn zu Hauſe ſtehen laſſen, und ſtatt deſſelben die Pomadebüchſe ſeines Pflegevaters mitgenommen.

Den meiſten Stoff zu dem Tiſchgeſpräche lieferte natürlich der Graben, die Foſſa Carolina, in welchem man ſpeiſte. Unter andern äußerte ſich der Schulmeiſter über ſeine wahrſcheinliche Entſtehung folgendermaßen:

„Carolus Magnus, im Jahre 793, da der HErr ihm Ruhe gegeben hatte von allen ſeinen Feinden umher, begab er ſich nach Eichſtädt an der Altmühl, allwo Winfred oder Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen, ein Bisthum für die Pfalz errichtet hatte. Denn der König der Franken und Schirmvogt der Kirche wollte nicht allein das Gute anordnen, ſondern auch mit ſelbſteigenen Augen ſehen, ob und wie man ſeinen Anordnungen nachlebe. Ein General-Superintendent mit dem Schwert an der Seite, wie ihn ſeine Zeit brauchte, zog er umher und viſitirte die durch Chriſti Gnade ſeinem Regiment übergebenen Bisthümer und Klöſter, welche nächſt der Regel eines ordentlichen Wandels und Beſchauen der heiligen Religion auch auf Erforſchen der Wiſſenſchaft eifrigen Unterricht wenden ſollten, nach eines Jeden Fähigkeit bei denen, die durch göttliche Gnade dazu erwählt ſeien.“

„Die Auerochſen, Elennthiere und Bären, von denen die großen Forſte an der Altmühl wimmelten, lockten den gewaltigen Jäger faſt alle Tage aus den Hallen und Zel-

len des bischöflichen Münsters hinaus in die Urwälder. Also der Jagdlust nachgehend, gelangte der Frankenkönig auch in das Klösterlein, so nach dem heiligen Willibald genannt wurde und auf ebendemselben Platze stand, welche anjetzo die Markgräflich Onolzbachische Festung Wilzburg einnimmt."

„Nachdem er eines Tages in dem Kloster sein Lieblingsgericht, den Wildbraten, den seine Jäger an Spießen auftrugen, gespeist und darauf ein wenig der Mittagsruhe gepflogen hatte, ging er mit dem Prior hinaus vor den Haag, womit das heilige Gebäude zu mehrerer Sicherheit umgeben war, und ergötzte sich an dem schönen Prospekt. Sein scharfes Auge erreichte nicht nur gen Mittag den Hahnenkamp und den Hesselberg gen Abend, sondern auch nordwärts die letzten Berge vor Forchheim, so zu den Orten gehörte, durch welche er dem deutschen Handel von Bardewick aus über Marburg und Erfurt einen Weg nach Regensburg machen wollte. Zu jener Zeit aber waren die Wasseradern der Umgegend noch weit voller, als in unseren Tagen, wo die Müller klagen gehen, wenn eine Gans nach Durst aus ihrem Mühlbache trinkt. Die alten Ufer an den beiden Seiten des Rieds, das zwischen hier und Weißenburg liegt, beweisen, um wie viel breiter einst die schwäbische Rezat gewesen ist, als zur Zeit. Die Altmühl hatte dazumalen unter sich und in ihrem Rinnsal alle Wiesen, welche nun flach neben ihr liegen. Blos die ganz niederen Wurzeln des Nagel- und Trommezheimer Bergs schieden die beiden Flußgebiete. Kein Wunder also, daß es dem Frankenkönige, der von dem hohen Berg darauf hinunterschaute, als etwas sehr Leichtes erschien, sie zu vereinigen."

„Der fromme Prior bestärkte den König in seiner Mei-

nung. Zwar lag ihm nichts daran, daß Handel und Wandel befördert würde; aber dem Kloſter gegenüber, auf einer mäßigen Anhöhe, mitten in den Sümpfen zwiſchen der Altmühl und Rezat, auf dem Fleck, wo jetzt das Wirthshaus von Emezheim ſteht, ſtand noch ein heidniſcher Tempel. Er hatte zwar nimmer ſeine eigenen Prieſter, es wurde darin auch kein förmliches Opfer mehr dargebracht, doch trieb man in demſelben viel ärgerlichen und bedauerlichen Aberglauben. Auf dieſen Dorn in ſeinem Auge wollte der Prior des Königs Aufmerkſamkeit lenken, wohl wiſſend, daß da, wo der Schirmvogt der Kirche walte, ein Götzenhaus die längſte Zeit geſtanden habe."

„Bei Karl dem Großen lag aber zwiſchen dem Beſchlieſſen und Beginnen eines Dings gewöhnlich nicht mehr Zeit, als zwiſchen dem Blitzen und Donnern. Deßwegen erkieſte er ſogleich das Willibaldsklöſterlein vorläufig auf einen Monat zum Hauptquartier, weil es für die Jagd, wie für die Beaufſichtigung des beſchloſſenen Waſſerbaues gleich gut gelegen war, ſodann ließ er die Leute auf zwei und drei Stunden im Umkreiſe zu Frohndienſten entbieten und das Werk flugs beginnen."

„Anfänglich ging Alles gut von Statten. Die Fröhner folgten ohne Wiederrede dem Aufgebot. Etliche hatten den großen Frankenkönig noch nie geſehen, und ergriffen nun mit Freuden die Gelegenheit, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen; andere fürchteten ſich vor ſeiner ſchweren Hand und vor ſeinem ſcharfen Schwerte; wieder andere hatten ſchon unter ſeinem Panner gefochten und wollten wieder einmal vor ſein Angeſicht kommen. Die Witterung war die beſte, und der Boden, Thon und aufgeſchwemmter Sand, leicht zu bearbeiten. In drei Wochen war das Werk ſo weit gediehen, wie wir es noch vor uns liegen ſehen."

„In der Freude hierüber hatte der König den Dorn im Auge des frommen Priors, d. h. den Heidentempel vergessen. Als aber Karl eines Tages an ihm vorüber zurück nach dem Kloster ritt, fiel ein Sonnenblick durch die Abendwolken auf das Götzenhaus und mahnte ihn an sein Versprechen, den Greuel wegzuschaffen. Er rechnete es sich zur Sünde, über dem Weltlichen das Heilige so lange vergessen haben, und ließ am andern Tage, statt an dem Graben fortzuarbeiten, von den Fröhnern das Aergerniß der frommen Mönche bis auf die Grundmauern abbrechen. Als er Abends in das Kloster zurückkehrte, ließ er auf dem Platz nichts zurück, als umhergeworfene Quadersteine, die in der Folge theils in dem Sumpf am Fuß des Hügels versanken, und theils später bei Erbauung des Dorfs und seiner Kirche zu Grund- und Eckſteinen gebraucht wurden.“

„Den Bewohnern der Umgegend hatte aber der König durch die Zerstörung des Götzenhauſes in das Herz gegriffen. Die meiſten von ihnen waren weiter nichts, als getaufte, aber ganz ununterichtete Heiden, und wurden von der plötzlichen Vernichtung ihres Heiligthums ſo betroffen, wie die Leute, welche zu Joas ſprachen: Gieb deinen Sohn heraus, er muß ſterben, darum daß er den Altar Baals zerbrochen und den Hain dabei abgehauen hat. — Um ſich dafür zu rächen, machten ſie unter einander aus, nicht mehr an dem Graben zu arbeiten.“

„Schon am andern Morgen kam ein Bote in das Willibalds-Kloſter hinauf und meldete dem König: die Vögte ſtehen allein am Graben, und die Fröhner ſind mitten in der Nacht verſchwunden, wie die Störche im Herbſte. Dem Könige ſtund aber gerade keine Schaar zu Gebote, die Ungehorſamen aus ihren Schluchten, Wäldern und Brüchen zuſammen zu treiben, und ehe er andere Zwangsmaßregeln er-

greifen konnte, mußte er wiederum gegen die abtrünnigen Sachsen ziehen.“

„Dieß, meine Herren,“ sagte der Präceptor zuletzt in seiner Bescheidenheit, „sind meine unmaßgeblichen Ansichten von der Entstehung dieses Grabens. Andere Alterthumsforscher wollen wissen, der Frankenkönig habe wegen des beständigen Regenwetters und des sumpfigen Bodens sein Vorhaben aufgeben müssen. Wundern muß man sich aber mit Recht, daß nach dem Abzuge des Frankenkönigs die heimlichen Heiden nicht das Wiedervergeltungsrecht übten, und an dem Graben thaten, was er mit ihrem Heiligthum gethan hatte. Wahrscheinlich wollten sie aber den mächtigen König nicht zu sehr reizen und hielten die Ausführung des Werks nicht für aufgehoben, sondern nur für aufgeschoben. Hätten sie aber Rache geübt, so würden sie es bei der Nacht gethan haben, und wären dann die feindlichen Kobolde gewesen, welche im Mondschein wieder einschaufeln, was im Sonnenlicht aufgeworfen worden ist.“

Als der Schulmeister mit seinen Muthmaßungen endete, hatte er nur mehr zwei Auditoren, den Rektor und seinen Pflegesohn, der dem Privatdocenten jedes Wort vom Munde nahm. Die übrigen Lateiner hatten sich indeß zerstreut, um das zur Bereitung des Kaffee's erforderliche Holz zu holen. Mit ihnen kamen ein Herr und eine Frau. Der Hut des Herrn war mit einem breiten Flor umwunden.

Die Fremden sahen aus wie vornehme Leute, welche etwa ein geliebtes Kind durch den Tod verloren und eine Reise unternommen hatten, um einige Zeit aus den Umgebungen herauszukommen, wodurch sie jeden Augenblick an ihren Verlust erinnert werden mußten. Der Rektor, der dieses wenigstens voraussetzte, kam ihnen auf das Freundlichste entgegen, und lud sie ein, in seiner wandernden Schule ein Stündlein zuzu-

bringen, und mit einer Taſſe Kaffee vorlieb zu nehmen, wie er aus einer lateiniſchen Küche kommen könne. Die Einladung wurde von den Fremden als eine willkommene dankbar angenommen.

Indeß darauf die drei Männer ihre Tabakspfeifen in Ordnung brachten und füllten, verband ſich die Dame mit den Lateinern und brachte einen Kaffee zu Stande, der auch in einem Kranze der erfahrenſten Frauen die Probe beſtanden haben würde. Nur über den mitgebrachten Zucker gerieth man in eine augenblickliche Verlegenheit. Seyfried hatte nämlich aus dem Kaſten ſeines Pflegevaters ſtatt des Zuckers ein Stück Tropfſtein mitgenommen, wie er in dem Steinbruch von Solenhofen aus den Klüften zwiſchen dem Schiefer gehoben wird. Der Irrthum war zwar ſehr verzeihlich, weil die Kryſtalle dieſes Steins, beſonders für Zerſtreute, eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Zucker haben, aber doch hätte man beinahe den ſchönen, klaren Kaffee verſchlucken müſſen, wie der Araber in der Wüſte ſeinen Abſud. Denn damals waren Kaffee und Alles, was dazu gehörte, in den Dörfern unbekannte Dinge. Zum Glück hatten die Fremden einen Vorrath von Candis in ihrem Reiſewagen, der indeß auf einem Umwege in dem Dorf am Karls-Graben angelangt war. So koſtete es nur eine Viertelſtunde, um den Irrthum des armen Zerſtreuten wieder gut zu machen, und der Kaffee gedieh indeß zu vollkommener Klarheit. Auch die Mitſchüler, die das Schweppermännlein ob ſeines Steinzuckers mit Neckereien geiſelten, wurden durch das gewöhnliche »favete linguis!« ihres Lehrers bald zur Ruhe gebracht, und der Rektor konnte nun theils dem Schulmeiſter und theils ſeinen Zöglingen einige Züge aus dem Leben Karls des Großen zum Beſten geben.

„Carolus Magnus," ſagte er unter andern, „wurde 742 Jahre nach ſeinem Erlöſer geboren. Wo er zur Welt

kam, iſt ganz ungewiß, wie man ihn erzog, nicht minder. Stuben, wo die Spindel vom Morgen bis zum Abend neben dem Webſtuhl ſchnurrte, Hallen, wo invalide und zum Ackerbau zurückgekehrte Kriegsknechte von den Zügen wider die Araber, Baiern und Lombarden erzählten. Maierhöfe mit Hühnern, Tauben und Sperlingen, Triſten, worauf junge Roſſe ſich tummelten, mögen die Hauptplätze geweſen ſein, über welche Karl der Knabe bis in die Jünglingsjahre gelangte. Von einem Gemach, welches man Schule nennt, wußte er nichts, einen Mann, den man ſeinen Hofmeiſter geheißen hätte, kannte er nicht. Ein Rohr, eine Feder wußte er zum Pfeil zu verarbeiten, aber für das Pergament ſpitzen konnte er ſie nicht. Karl der Knabe und Jüngling wuchs mit einem Worte zwar nicht ohne Kirche, aber ohne Schule heran. Erſt in ſeinem hohen Alter verſuchte er es, Buchſtaben nachzumalen, und legte Behufs dieſer Uebung kleine Tafeln unter den Pfühl ſeines Lagers, um ſie in Zwiſchenviertelſtunden ſeines Regentenlebens ſogleich bei der Hand zu haben. Es ging ihm wie ſo manchem wackeren Landwirth oder Soldaten unſerer Zeit, dem in ſeinen Jugendjahren keine Gelegenheit zum Lernen gegeben war, und der ſie nun als Mann um ſo begieriger ſucht, vorzüglich in dem Umgange mit wiſſenſchaftlich gebildeten Leuten, in deren Kreis er ſich immer als einen aufmerkſamen Zuhörer beweiſt. König Karl brauchte einen ſolchen Kreis nicht erſt zu ſuchen, ſondern er konnte ihn als hochgebietender Herr um ſich verſammeln. Er bildete an ſeinem Hofe einen gelehrten Verein, in welchem er ſeinen Sitz und wie die anderen Mitglieder deſſelben ſeinen beſonderen Vereinsnamen hatte. In dieſem Cirkel hieß er König David."

„So ununterrichtet und ungebildet Karl in ſeiner Jugend geblieben war, und ſo ſehr und oft er dieß ſpäter bedauert

haben mag, so sehr legte er den Knaben und Jünglingen, die ihm nachwuchsen, ihre geistige Ausbildung durch Gelegenheit und Antrieb nahe. Nach seinem Willen sollten die Geistlichen nicht allein Priester sein, sondern auch die Kinder der Hohen und Niederen zum Unterrichte um sich versammeln, — sollten Schulen auf Weilern und Dörfern errichtet und die Knaben liebevoll darin aufgenommen werden, den Aeltern aber überlassen bleiben, was sie nach Vermögen und aus freiem Willen geben möchten, — sollten die Zungen lernen, sich zum Lobe des allmächtigen Gottes ohne Fehl und Falsch zu bewegen, — sollte man sich über das, was fromme Andacht eingegeben hätte, auch fehlerfrei aussprechen, — sollte man die Erlernung der Wissenschaften nicht verabsäumen, sondern mit demüthigem und gottgefälligem Streben wetteifern, die Geheimnisse der göttlichen Schriften richtig zu enthüllen."

„Deßwegen hatte er auch dem Clemens mehrere Knaben aus dem hohen und niederen Stande übergeben und ließ sie nach einiger Zeit mit ihren Arbeiten zu sich kommen. Aus diesen ergab sich, daß der breite Nachwuchs des Adels weit hinter den anspruchslosen Oelzweigen gemeiner Leute zurückgeblieben war. Der königliche Visitator schied daher die trägen Nachzügler von den Ersten in der Schaar. Jene winkte er zu seiner Linken, diese zu seiner Rechten. Rechts hin sprach er dann in väterlichem Tone: „Großen Dank, meine Söhne, daß ihr nach des Königs Willen und zu eurem Besten gearbeitet habt! Fahret so fort, und ich will euch über gute Bisthümer und Klöster setzen." Als er sich aber darauf zur Linken wendete, wurden seine Blicke zu Blitzen und die Worte seines Mundes zu Donnerschlägen: „Junker, — Söhne meiner Magnaten — Weichlinge — glatte Gesichter — rief er, daß die Pfeiler der Halle zitterten, in eitler Kurzweil, in Spielen des Müssiggangs, in Wohlleben, in

Stolz auf euren Namen und eure Güter habt ihr meinen Befehl und euer eigenes Wohl vergessen. Aber beim König des Himmels! euer Adel und eure Milchgesichter sollen euch nichts helfen. Wenn ihr euch nicht bessert, so werdet ihr von eurem Könige nie mehr ein gutes Wort vernehmen."

„Als später," fuhr der Rektor fort, nachdem er sich eine frische Pfeife gefüllt und angezündet hatte, — als später König Karl dem ehrwürdigen Papste Hadrian wider den Lombarden-König beizustehen eilte, wäre er mitten in den Alpen beinahe von einer Mauer aufgehalten worden, welche einen Engpaß verschloß und hinter der sich die Feinde aufgestellt hatten. Nach einer Sage hat da ein Schalksnarr der Franken durchgeholfen. Doch dieß weiß da der Daniel Steingruben besser, als ich."

Der Schüler, den der Rektor mit diesen Worten meinte, verstand den Wink seines Lehrers, trat mitten in den Kreis, verneigte sich tief und recitirte dann folgende Verse:

Die Fürsten setzten sich zu Rath,
Es waren ihrer viel,
Man rieth und rieth, es wurde spat,
Und kam zu keinem Ziel.
Des Königs Schalksnarr saß dabei,
Und dachte bei sich allerlei.
Die Fürsten sprachen dieß und das,
Zugleich oft ihrer Zehn:
Doch zu blieb der verrannte Paß,
Und seine Mauern stehn.
Da ward's dem Schalksnarr'n doch zu lang;
Er griff in's Saitenspiel und sang:
„Geht mitten durch kein breiter Steg,
„Hält man sich neben dran,

„Zu finden einen Seitenweg,
„Auf dem man weiter kann. —
„Gebt mir den Roland und sein Horn,
„Er blase anderswo, als vorn."
Und Karl der König sprach: „Es sei!
„Dein Wort sich hören läßt.
„Es ist fürwahr nicht einerlei,
„Wo Meister Roland bläst,
„Da oder dort. Er folge dir,
„Wir bleiben vor der Klause hier."
Der Narr voran, der Fürst hintnach,
Gings nun von Wald zu Wald,
Bis Hans, der Narr, zu Roland sprach:
„Da ist der Platz, jetzt halt!
„Nun, Roland, Roland, stoß in's Horn,
„Als bläs' aus dir des Königs Zorn!"
Und Roland blies, und Desider
In seiner Klause rief:
„Hört! — hinter uns der Franken Heer!"
Und Alles rannt' und lief.
Der Narr sah zu, und sprach: „Ei, ei!
„Der Roland bläst in leichte Spreu!"
Und als der Narr zurücke war,
Sprach König Karl mit Huld:
„Du warst ein Rathsherr in Gefahr,
„Wir sind bei dir in Schuld.
„Das Thal Pellina sei nun dein,
„Du nahmst es mit dem Horne ein."
Gern nahm der Narr das Grafenleh'n,
Und strich sich froh den Bauch.
„Hier jagen und dort fischen geh'n,"
Dacht er, „das kann ich auch."

Der König geht, der Narr wünſcht Glück,
Und bleibt als ſtolzer Graf zurück. —
Die Woche drauf lief Hans der Graf
Dem König wieder nach,
Durch manche Unbill, die ihn traf,
Unwirſch gemacht, und ſprach:
„Das Regiment geht mir nicht ein,
„Will lieber Narr, denn Markgraf ſein.“

Und als er fertig war, verneigte ſich der Schüler und ging auf ſeinen Platz zurück. Der Rektor aber fuhr fort und ſprach: „Weiter unten wies Deſider dem Frankenkönige noch einmal die Stirne; aber ſeine Lombarden wurden von Schrecken ergriffen, wie einſt die Syrer unter Benhadad vor Samaria, ließen das Lager, wie es ſtand, und flohen mit ihrem Leben davon. Hinter den Schilden der Seinigen war für Deſiderius keine Sicherheit mehr. Er flüchtete daher mit Otkar hinter die Gräben und Mauern von Pavia. Aber der Gedanke an den gewaltigen und furchtbaren Frankenkönig verfolgte ihn, wie ein Geſpenſt. — Doch dieß kannſt Du, Erdmann Meyer, uns beſſer ſagen, als ich.“

Der aufgerufene Schüler folgte dem Winke ſeines Lehrers, trat auf den Platz, den ſein Commiliton eben verlaſſen hatte, verneigte ſich und ſprach in ernſtem, feierlichem Tone:

Schweren Herzens, ſeinen Feind im Sinne,
Stieg mit Otkar König Deſider
Auf der hohen Mauern höchſte Zinne. —
An dem Rand der Ebene umher
Sucht er da und dort mit ſeinen Blicken,
Wie aus ſeinem Fahrzeug der Pilot

An dem Horizont die kleinſte Wolke,
Die ihm Sturm und Wetter droht. —
Sieh! da kommen leichte Reiterſchaaren,
Dünne Züge, gleich den Streifen Wind,
Wenn ſie über Waſſerſpiegel fahren,
Warneboten, eh' der Sturm beginnt. —
„Iſt das König Karl?" rief der Lombarde
Sorgenbleich in ſeinem Angeſicht.
„Nein, entbot dem König der Begleiter,
„Unter dieſen iſt er nicht."
Als er ſprach, da kamen Legionen
Viel gemeinen Volks vom ganzen Reich,
Bunt und durcheinander, wie ſie wohnen,
Nicht an Farben, nicht an Waffen gleich. —
„Iſt das König Karl?" rief der Lombarde,
Todtenbleich in ſeinem Angeſicht.
„Nein, entbot dem König der Gefährte,
„Unter dieſen iſt er nicht."
Als er ſprach, da wallet auf und nieder
Ein Geſchwader Hügel ab und auf,
Regelmäßig ſeine vielen Glieder
Reget es im raſchen Lauf. —
„Iſt das König Karl?" rief der Lombarde,
Todesſchweiß in ſeinem Angeſicht.
„Nein, entbot dem König der Gefährte,
„Unter dieſen iſt er nicht."
Weiter zog mit ihren Kapellanen
Feierlich die hohe Kleriſei
Unter Kreuz und purpurrothen Fahnen
Zu dem welſchen Jericho herbei. —
„Iſt das König Karl?" rief der Lombarde,
Bebend, als begänne das Gericht;

„Nein, entbot dem König der Begleiter,
„Unter dieſen iſt er nicht.
„Wenn erſt noch ein Strom von ſchwarzem Eiſen,
„Ein Teſſino noch von blankem Stahl
„Rings um dieſe Mauerthürme kreiſen,
„Iſt der König in der Feinde Zahl.“
Sprach's; da rauſcht der eiſerne Teſſino
Von dem Rand der Ebene heran,
Und, als Fürchterlichſter, auf dem Roſſe,
Schrecklich anzuſehn, ein Mann.
„Das iſt König Karl!“ ſchrie der Lombarde,
Zitternd wie ein Schächer vor Gericht.
„Ja, er iſt's!“ rief Otkar auf der Warte,
Und verhüllete ſein Angeſicht. —
Alſo ſchlägt der HErr mit Furcht und Beben
Seine Feinde ſchon in dieſer Zeit;
Aber ſeine Racheboten kleidet
Er in ſeine Schrecklichkeit.

Und als er fertig war, verneigte ſich der Lateiner wieder und kehrte auf ſeinen Platz zurück. Der Rektor aber hatte indeß den Reſt kalten Kaffee in ſeiner Taſſe ausgetrunken und von der fremden Dame friſch eingeſchenkt bekommen. Auch ſeine Pfeife war von dem fremden Herrn mit dem beſten Canaſter bedacht worden. Während er ſie ſchmauchte, erzählte er den Krieg, den König Karl mit dem Hunnenvolke zu beſtehen hatte, und ſchloß mit den Worten: „Wie ſehr der Schrecken, der ſonſt den Namen dieſer leichtfüßigen und langfingerigen Horden begleitet hatte, gewichen und verſchwunden war, mag eine Sage aus jener Zeit beweiſen, die uns Albrecht Wagner da vortragen wird.“

Der aufgeforderte Schüler trat ohne Verzug mitten in den Kreis, verneigte ſich und erzählte:

Im Thurgau lief ein Bote hinauf am Schwabenmeer
Zum Stift nach Dieſenhofen von Karl in Aachen her,
Daß er mit Fleiß entbiete dem Abte Engelbert:
„Stell wider die Araren zehn Mann mit Spieß und Schwert!“
Der Abt, durch Peſt und Hunger an Leuten ſehr verarmt,
Gerieth darob in Jammer, daß's einen Stein erbarmt.
Das hörte Klaus am Bogen, der Hirt im Kloſterbann,
Und ſprach: „Hochwürd'ger Vater, ich gelt für zehen Mann.
Was ihrer Zehne tragen, das trag ich ſelbſt allein,
Was ihrer Zehne ſchlagen, das ſchlag ich ſelbſt allein.
Gebt mir nur Euren Segen; das Andre macht der Klaus
Mit Karl dem Frankenkönig und ſeinen Feinden aus.“
Der Abt benedicirte, im Herzen hoch erfreut:
Für Zehn ließ Karl ihn gelten, und hat es nie bereut. —
Karl ſtritt hernach am Strome der Enns mit ſeinem Roß,
Das nicht hinüber wollte. Dieß Saumſal ihn verdroß;
Denn für ein böſes Zeichen nahm es der bange Freund,
Und am Geſtade drüben da jubelte der Feind.
Das ſah der Klaus am Bogen und nahm das Roß beim Kamm,
Und zog es durch die Wirbel, leicht, wie ein Hirt ſein Lamm.
Das Heer der Franken folgte, die Hunnen aber flohn.
Klaus ließ das Roß des Königs und fing ſich fünf davon,
Die hängte er wie Fröſche an ſeinen großen Speer,
Nahm ſie auf ſeine Schulter, geſegnete das Heer.
So kam der Klaus von Bogen bald in der Heimath an,

Und ſprach zum Abt verdroſſen: „Braucht's da auch einen Mann?
Da ſchauet nur die Fröſche! — und wider ſie zu ziehn,
Sollt' Karl nur Störche werben, und keinen Mann bemühn. —

So erzählte der Lateiner und ſetzte ſich dann wieder an ſeinen Platz. Dann fuhr der Rektor fort: „So viel von den Kriegen, welche der Frankenkönig führte, weil er mußte. Erfreulicher iſt es, ihm in das Innerſte ſeines Hausweſens nachzugehen und zu beſchauen, was er vollendete, wenn die Linke auf dem Griff des ruhenden Schwertes lag und die ausgeſtreckte Rechte ſeine Befehle und Anordnungen bekräftigte."

„Die Schätze, die er eroberte oder die ihm auf andere Weiſe zufloſſen, begrub er nicht in Kiſten und Gewölben, ſondern verwendete ſie, wie es die Pflicht eines guten Haushalters iſt. Einen großen Theil davon legte er als Opfer auf den Altären Gottes nieder. Während David und Salomo nur für Ein Gotteshaus ſorgten, bereicherte er viele. Die Stadt Aachen verdankt ihren franzöſiſchen Namen „Aix la Chapelle" einer reichen Kapelle mit Thüren aus Erz, mit einer Kuppel von maſſivem Gold und mit Mauern von den prächtigſten Marmelſteinen, welche von Karl erbaut wurde. Einen andern Theil ſeiner Schätze verwendete er, wie eben jene Könige, auf ſeine eigenen Häuſer. In einer ſeiner Pfalzen ließ er gemeinſchaftliche Bäder einrichten, die ſo viel erwärmtes Waſſer faßten, daß über hundert Perſonen darin ſchwimmen konnten. Sein Schloß zu Ingelheim, unweit Mainz, mitten in dem Garten Gottes am Rhein, ruhte auf hundert Säulen, hatte Malereien, die man anſtaunte, und ſeine Hallen waren mit Kleinodien ge-

füllt. Die morgenländiſchen Geſandten, welche an dem Hoflager des großen fränkiſchen Emirs erſchienen, liefen mit ſeiner Erlaubniß überall darin umher, beſahen Alles und betaſteten es zugleich, wie Kinder, bei denen noch Auge und Hand wir von Einem Nerven bewegt werden. Und nachdem ſie neugierig dahin und dorthin gelaufen waren, nachdem ſie Alles von allen Seiten, gebückt und auf den Zehen ſtehend, beſchaut und befühlt hatten, liefen ſie, wie außer ſich, wie von dem Sonnenſtich der himmliſchen Pracht getroffen, unter hellem Gelächter zu dem großen Emir zurück und ſchlugen die Hände zuſammen. Beim Anblick der Höflinge und der Geiſtlichen in ihrem Ornate riefen ſie: „Ei, ſonſt haben wir nur Menſchen von Erde geſehen; aber dieſe hier ſind eitel Gold.“

„Mitten unter dieſen Herrlichkeiten wandelte ein Mann, ſieben ſeiner Füße groß, heiteren Angeſichts, über der etwas großen Naſe zwei große helle Augen, das runde Hinterhaupt mit Silberhaar geſchmückt, der kurze, ſtarke Nacken zeugend von großer Kraft, ſeine Glieder von ſchönem Ebenmaaß, ein vollkommener Mann von dem Scheitel bis zur Sohle, majeſtätiſch, wenn er ruhig ſprach und ſich ruhig bewegte, fürchterlich, wann er zürnte, über alle Maßen erſchrecklich, wann er ſeine Fauſt ballte oder nach ſeinem Schwerte griff.“

„Dieſer Mann trug Wamms und Hoſen von hausgewirkter Leinwand, darüber einen kurzen Rock, einfach mit ſeidenen Streifen beſetzt. Ueber Strumpf und Hoſen liefen farbige Binden. Gegen Unwetter ſchützte er ſich zuweilen mit einem weißen oder grünen Mantel, gegen Winterkälte, Bruſt und Schultern mit Otterfellen. Faſt ſein ganzer Anzug kam von der Spindel, aus dem Webeſtuhl und von der Nadel ſeiner Gemahlinnen und Töchter. Bewehrt war

er mit einem großen Schwerte, dessen Griff und Wehrgehänge golden waren."

„Dieser an Werktagen so einfach gekleidete Mann war Karl der Große. Er wußte aber, wo es seine Würde erheischte, auch einen Ornat mit Würde zu tragen, und brauchte nicht erst, gleich dem jüngsten Kaiser der Franken, sich von einem Komödianten rathen zu lassen, wie er ihn tragen sollte. Auf Bitten seines Freundes Hadrian ging er in Rom ein ganzes Osterfest über als Schirmvogt der Stadt in einem langen Schleppkleid und Talar mit Schuhen nach römischem Schnitt. An einem andern Osterfeste erschien er vor den morgenländischen Gesandten in einem andern Ornate, und kam ihnen darin, wie wir lesen, über die Maßen schrecklich vor. Dieser Ornat bestand aus einem golddurchwirkten Rock, Schuhen mit Juwelen, einem Mantel mit schweren goldenen Haften, einer goldenen Krone und einem Schwerte mit Edelsteinen. Und dieß Alles trug er ohne Beschwerde, nicht wie eine Bürde, sondern wie der Löwe seine goldene Mähne, wie ein Berg Gottes seine Eiskrone und sein Cedernkleid."

„Fremde Trachten, wie sie die Eitelkeit gegen die ererbten und einheimischen eintauscht, waren ihm zuwider. Von den übertrieben kurzen Mänteln der Friesen sagte er: „Wozu diese Lappen? Auf dem Nachtlager decken sie mich nicht, zu Roß schützen sie mich nicht gegen Regen und Wind, und bei natürlicher Verrichtung friert mich wacker an die Beine." Einmal waren mehrere, muthmaßlich junge Herren aus Welschland zurückgekommen und hatten neue Kleider mitgebracht, leichte welsche Waare für ihr schweres deutsches Silber. Die Wämmser waren mit Rattenfellen oder anderem weichen Pelzwerk besetzt. Andere Stücke schillerten von Purpur, Vogelfedern und cederfarbigen Streifen,

ſo daß die Hälſe und Rücken der damit gepuzten Junker ſchimmerten gleich dem oſtindiſchen Pfau. Der Frankenkönig in ſeinem Schaafpelz ſaß unter ihnen, wie der einfarbige Aar unter bunten Paradiesvögeln und Papageyen. Uebrigens ging bei Tiſche Alles ſeinen gewöhnlichen Gang. Die herkömmlichen vier Schüſſeln wurden, eine nach der andern, aufgetragen, der Mönch las aus einem Buche des heiligen Auguſtin vor, die Jäger brachten die gebratenen Viertel eines Hirſchkalbs an Spießen und gingen von dem Platze des Königs um ein gutes Theil leichter hinweg, der Wildmeiſter empfing einen Befehl in das Ohr, und ging hin, ihn auszurichten. Bald darauf rückte der König ſeinen ſchweren Armſtuhl. Aber ſtatt, wie gewöhnlich, in ſeine Schlafkammer zu gehen und eine oder zwei Stunden zu ruhen, in welcher Zeit die Junker ihren Jagdhabit hätten anziehen können, rief er: „Wohlauf, meine Herren, in den Forſt! Und wer leer und ohne Beute zurückkommt, ſoll an dem Nachtmahle keinen Theil haben.“ Dieſe Rede dünkte den Junkern hart zu ſein. Denn es regnete, als thäten es die Wolken um die Wette, und es war, als hätte der Stallmeiſter die unbändigſten Roſſe ausgeſucht. Den König voran, gings im wilden Rennen dem Walde zu. Die ſchnaubenden Gäule ſchäumten und warfen die Schaumflocken von ihrem Gebiß auf die Reiter, als unverſtändige Beſtien, die nicht den geringſten Unterſchied machten zwiſchen ihrer Haut, ſo ſie umſonſt hatten, und zwiſchen den Gallaröcken der Junker, die theuer erkauft worden waren. Das Dickicht ſtreifte zwar die Flocken wieder ab, nahm es aber zu genau und machte allerhand Riſſe und Schlitze in die welſchen Anzüge. Als man wieder auf dem Sammelplatz zuſammen gekommen war, ſchüttelte der König ſeinen naſſen Schaafpelz, wie der Löwe nach dem Ungewitter ſeine Mähne,

und die Waſſertropfen flogen weit umher. Aber die Junker ſahen trübſelig aus, wie gebadete Mäuslein, und hatten weder Kraft noch Muth ſich zu ſchütteln. Doch getröſteten ſie ſich der baldigen Heimkunft und der trockenen Kleider, die ſie zu Hauſe anthun könnten. Aber ihre Hoffnung war eitel. Wie ſie den Fuß aus dem Bügel geſetzt hatten, nahm ſie der König zu ſich, und ſetzte ſich mit ihnen um das große Kaminfeuer in der Halle, und ließ ſich von ihnen erzählen, wie der Eine ſein Elenn, der Andere ſeinen Eber und der Dritte ſeinen Luchs erlegt habe. Er ſelbſt berichtete auf das Umſtändlichſte, wie er ſeinen Auerochſen geſtellt und gefällt hätte. Darüber wurden aber die durchweichten Pelze der Höflinge dürre, wie erfrorene Nußblätter in der Morgenſonne, und ihre Kleider ſchrumpften zuſammen. Sie hätten auch vor dem Schlafengehen gerne Alles hinter die Thüre geworfen; aber der König hatte beim Abſchied ernſtlich und ausdrücklich befohlen, daß ſie auch morgen in demſelben Anzuge erſcheinen ſollten, da Frau Rothrud die welſche Mode zu ſehen begehrt. So mußten ſie Alles laſſen, wie ſie es langſam und mit großer Vorſicht vom Leibe zogen. Das Pelzwerk wäre ja zerbrochen, wie die dürren Kürbißblätter des Jona, wenn man es gerieben hätte, und die welſchen Spinnengewebe wären auseinander gegangen, und hätten das Bürſten und Reiben nicht ausgehalten. — Des andern Tages, als ſie ſich in dem Hofe der Pfalz um ihren Herrn König verſammelt hatten, ſprach dieſer zu ihnen: „Ihr Herren, ſeht meinen Schaafpelz, der iſt ausgerieben und hat ſeinen vorigen Glanz wieder, und koſtet keinen Gulden, eure Röcke dagegen viele Pfunde Silbers.“ Die Frauen auf dem Söller aber konnten ein ſittiges Gelächter nicht verhalten.“

Doch der Erzähler will den freundlichen und nachſichti-

gen Leſer nicht ermüden, und darum nur noch wiedergeben, was der Rektor von dem Lebensende des großen Frankenkönigs berichtete.

„Wie endlich," ſagte er, indem er ſeine ausgebrannte Pfeife auf die Seite legte, „wie endlich ein Hausvater im Kleinen ſein Haus beſtellt, wenn er von innen und außen daran gemahnt wird, ſo beſtellte es auch Karl, als in dem weiten Hauſe ſeines Reiches mancherlei geheimnißvolle Zeichen, Stimmen und Laute, — gewiß auch in den Kammern ſeines Herzens manche Ahnungen, — darauf hindeuteten, daß nun ſeine Stunde gekommen ſei."

„Für ſein Herz wurde es ohnedieß in den Hallen des großen Hauſes immer einſamer und öder. Seine Freunde, auf deren Plätze in ſeiner Seele Andere nicht mehr vorrücken konnten, waren an das Ziel ihres Glaubens gelangt. Seine geliebten Frauen ſchlummerten in ihren Grüften, Karl und Pipin, ſeine Söhne, waren mit ſchönen Hoffnungen dahingewelkt. Je leerer aber das Haus geworden war, deſto unheimlicher hallten darin ſo manche vorbedeutende Laute und Stimmen wieder — der Sturz des königlichen Roſſes, das auf dem letzten Zuge gegen den Dänen-König Gotrik über den Anblick eines feurigen Meteors ſcheu geworden war — das Ziſchen der Balken, die von der brennenden Brücke in den Rhein ſtürzten — der dumpfe Fall des Säulenganges zwiſchen der kaiſerlichen Pfalz und der Kathedrale zu Aachen am Himmelfahrts-Tage — das Krachen des Blitzes, der den Knopf des Gotteshauſes zerſchlug, von dem nachher die Gebeine des Kaiſers aufgenommen wurden — das Beben der Hofburg und das Aechzen des Täfelwerks darin."

„Auch die Hütte des großen Geiſtes, dem dieſe Bewegungen in den lebloſen Dingen zu gelten ſchienen, unter

denen er so kräftig gewaltet hatte, fing an zu wanken. Schon vier Jahre vor ihrem gänzlichen Hinsinken hatte Karl mit Fiebern zu schaffen. Von oben her drückte die Last der Jahre, von unten gewährte ein lahmer Fuß keine Zuverlässigkeit mehr. Zu dem immer trüber brennenden Licht im Innern der Hütte stimmten mehrmalige Verfinsterungen des Monds und der Sonne."

„Der Greis that, als ob er von allen diesen Erscheinungen und Stimmen keine auf sich beziehe; aber er hatte den Hiskiasruf doch vernommen und bestellte sein Haus. Er rief seinen einzigen ihm noch übrig gebliebenen Sohn Ludwig, den König der Aquitanier und mit ihm alle Großen des Reichs, die seines kaiserlichen Winkes gewärtig waren, zu sich in die Pfalz nach Aachen. Da, umgeben von den ersten Trägern des Hirtenstabes und des Schwertes, fragte er, ob er diesen seinen Sohn zum Reichsgehilfen an seine Seite setzen und ihm den Kaisertitel übertragen solle? Und die Erzhirten, Fürsten und Herzoge antworten nicht: „Es ist unser Wille," sondern sie riefen nach der frommen Weise ihrer Zeit, wie später die Gläubigen in der Versammlung von Clermont: „Gott will es." Am nächst darauf folgenden Tage des HErrn schmückte sich Karl mit allen Insignien der Kaiserwürde, sein weißes Haupt mit der Krone, und begab sich, gestützt auf seinen Sohn, im feierlichen Zuge in den Dom. Vor dem Hochaltare des Gotteshauses sank der graue Knecht des HErrn mit seinem Ludwig auf die Kniee und verharrte lange in stillen Gebeten. Als er sich wieder erhoben hatte, ermahnte er laut und vor den zahlreichen weltlichen und geistlichen Zeugen seinen Nachfolger: „über alle Dinge zu fürchten und zu lieben den allmächtigen Gott, Seinen heiligen Geboten in alle Wege zu folgen. Die Kirche Gottes wider ihre Feinde zu

ſchirmen, von Schweſtern, jüngern Brüdern, Enkeln oder anderen Blutsfreunden nimmer ſeine Gnade und Hilfe abzuwenden, wie Väter zu ehren die Prieſter, wie Kinder zu lieben ſein Volk, auf den Weg des Heils zurückzuführen die Uebermüthigen und Verirrten, zu ſein ein Tröſter der Armen, einzuſetzen gottesfürchtige und treue Diener, die das Unrecht haßten, ohne richterliches Urtheil Niemanden ſeiner Würde zu entſetzen, ſelbſt aber unſträflich zu wandeln allezeit vor Gott und allem Volke.“ — „Willſt Du, fragte er dann ſeinen Sohn, dem Allen nachleben?“ Und Ludwig antwortete, mit Freuden wolle er gehorchen und mit der Hilfe Gottes Alles vollbringen, was ſeines Amtes ſei. — Auf dem Hochaltare aber lag eine zweite goldene Krone. Dieſe hieß der Vater ſeinen Sohn von dem Gottestiſch nehmen und ſelbſt auf ſein Haupt ſetzen, zum Zeugniß, daß er das Reich nicht von eines Menſchen, ſondern von Gottes Gnade zum Lehen habe.“

„Nach dem Gottesdienſt begab ſich der Zug in die kaiſerliche Pfalz zurück, der Vater auf ſeinen gekrönten Sohn geſtützt und Gott preiſend, daß Er ihn dieſen Tag noch ſehen ließ. Dann entließ er ihn unter Thränen, weil es ihm war, als ſollte er des Sohnes Angeſicht nicht mehr ſchauen.“

„Und ſo geſchah es auch. Im Eismonat des Jahres 814 kehrten die alten Feinde, die Fieberſchauer, zurück und mit ihnen noch andere Uebel, welche den Starken auf ſein letztes Lager ſtreckten. Auf demſelben empfing er noch Nachtmahl und Salbung aus den Händen des Prieſters und entſchlief dann am Morgen ſeines Namenstages um die dritte Stunde, nachdem er Stirne, Bruſt und Füße bekreuzt, ſeine Hände gefaltet, ſeine Augen geſchloſſen und mit leiſer, hinſchwindender Stimme geſungen hatte der Gläubigen Schwa-

neulich: „Domine Jesu, recipe animam meam — HErr JEsu, nimm meinen Geist auf!“

Nach diesen Worten schwieg der Rektor. Er hatte nun sein Scherflein theils zur Unterhaltung und theils zur Belehrung der Gesellschaft beigetragen. Der fremde Herr wollte nichts schuldig bleiben und lenkte das Gespräch auf ein anderes Feld, wo er so bekannt und daheim war, wie der lateinische Schulmann in dem Carlsgraben und in der Lebensgeschichte dessen, der dem Graben Dasein und Namen gegeben hat.

„Wenn man,“ sprach er, „von dem linken Ufer der Donau zwischen Kellheim und Neustadt, oder, damit ich es noch genauer angebe, zwischen den Ortschaften Hienheim und Staubacker aufbricht, in nordwestlicher Richtung fortwandert durch den Eichstädtischen Marktflecken Kipfenberg über die Altmühl geht, zwischen Ellingen und Pleinfeld queer über die Heerstraße schreitet, und dann an Gunzenhausen vorüber an die Würtembergische Grenze oder vollends bis an den Neckar reist, so findet man hin und wieder die Ortsnamen Pfahl-Acker, Pfahl-Wiese, Pfahl-Graben, Pfahl-Buck und Pfahl-Dorf.

Denn diese Aecker, Wiesen, Gräben, Hügel und Ortschaften liegen an oder nicht weit von der römischen Landmarkung, welche man den Pfahl, den Pfahl-Rain, die Pfahl-Hecke, den Pfahl-Ranken und am gewöhnlichsten die Teufelsmauer heißt. Die gelehrten Alterthumsforscher nennen sie in ihrer Sprache Vallum und berichten, Hadrian habe diese Landwehr aus Pfählen und dazwischen geflochtenem Buschwerk aufgerichtet und sein Nachfolger Probus zu mehrerer Sicherheit einen Stein- und Erd-Wall nebst Thürmen und Schanzen hinzugefügt, — und dieß Alles wider die deutschen Huronen, die es auf ihren Streifzügen mit den Grenzen nicht sehr

genau nahmen, und mit denen die Römer eben so wenig fertig werden konnten, als die Juden mit ihren Erbfeinden, den Philistern.“

„Ich wette aber und setze einen Hadrian gegen einen Nürnberger Pfennig, meine jungen Freunde da würden die Ueberreste dieser Römischen Landwehr doch nicht allein und ohne Hilfe finden, ob ich gleich so eben ihren Anfang und ihre Fortsetzung ganz genau und ihr Ende nach der größesten Wahrscheinlichkeit angegeben habe. Denn wer von einer Teufelsmauer hört, in dessen Kopfe reiht sich jene große und lange des Kaisers Schi-ho-ang-ti in China daran, welche über Ströme springt und sich über Berge legt. Bei einem Römerwerk denkt man gern an Pantheon und Collisseum, an Amphitheater und Aquädukte, und dieser Gedanke giebt dem Blick eine so hohe Richtung, daß man hundertmal über die Reste der alten Landwehr gehen, ja stolpern würde, ohne nur zu ahnen, daß Römerhand den Stein des Anstoßes in den Weg gelegt hätte.“

„Was man Teufelsmauer nennt, muß erst gesucht werden, wie Ackerbeet und Furche, die seit dem dreißigjährigen Krieg brach gelegen und nur ein Standort für Schwarzdorn- und Hagebutten-Sträuche gewesen sind. Die Römische Landwehr ist an ihrer Grundfläche nirgends über zehen Fuß breit und ihrer Höhe nach bleibt sie meistens unter drei Fuß, eine Breite und Höhe, die dadurch noch unscheinbarer werden, daß die Zeit den Rücken des Werkes sattelförmig gedrückt, und dann mit Rasen, Moos und Hecken überzogen hat, wie der Boden daneben. Streckenweise verschwindet sie spurlos unter diesem Ueberzuge, oder ist von Pflug und Wagenrad ganz geschleift und niedergedrückt worden. Sie besteht auch nicht aus Quadersteinen, wie z. E. der gewaltige Römerthurm auf dem Schloßberg in Pappenheim, sondern höchstens

nur aus ordentlich übereinander gelegten Steinen, unbehauen und meistens klein, wie sie die nächste Nähe bot, und weder durch Mörtel, noch ein anderes Cäment unter einander verbunden. Auch ist die Mauer nicht in den Boden eingelassen, sondern die untersten Steine liegen frei auf der Oberfläche der Erde, wie bei den Grabhügeln, die hin und wieder an ihrer Seite gefunden werden."

„Mit Einem Worte, der Zug unserer alten Landwehr ist so nieder- und zum Theil so auseinandergedrückt, daß schon einige Alterthumsforscher meinten, sie hätten nicht eine Mark, sondern eine Römerstraße vor sich Aber ein wackerer Mann in Eichstädt, dessen vortreffliches Werk über die Teufelsmauer ich vor einiger Zeit gelesen habe, sagt: „Solches — nämlich daß die Pfahlhecke eine Römerstraße gewesen sei — kann nur der Unsinn behaupten." Und dieser Ausspruch ist ein so respectabler Schlagbaum, daß wir weitere Vermuthungen zurückhalten wollen, bis er wieder aufgezogen wird."

„Doch fallen die Ueberreste des Pfahlrankens da und dort noch immer so in die Augen, daß die umwohnenden Landleute auch ohne Alterthumsforscher und von selbst auf sie aufmerksam geworden sind, und über ihre Entstehung nach und nach allerhand Sagen in Umlauf setzten."

„Ein Theil der Erzähler in Rockenstuben, welcher sich durch Kleinigkeiten, dergleichen zwei oder drei Weltmeere sind, nicht aufhalten läßt, berichtet, der Pfahlrain sei ein Gürtel ohne Anfang und Ende, der um die ganze Erdkugel gelegt sei. Darauf müsse der ewige Jude, der dem Heiland auf seinem letzten Gange nach Golgatha einen Ruheplatz auf seiner Hausbank versagt habe, Tag und Nacht herumlaufen, und dieß so lange, bis einmal ein achtzigjähriger Bauer mit seinem Pfluge über die Teufelsmauer fahre, der beim

Pflügen nie die Geduld verloren und beim Ackern nie wider das zweite Gebot gesündigt habe. Andere dagegen sagen, er dürfe seinen rastlosen Kreislauf erst dann beschließen, wenn ein Stück Leinwand über den Pfahlranken gebreitet würde, zu dem der Flachs von dem Acker in die Hechel und das Garn vom Rocken in den Webestuhl ohne ein einziges unnützes Wort gebracht worden sei."

„Durch die Rockenstuben, welche von der Heerstraße zwischen Augsburg und Nürnberg westlich gegen das Württembergische zu liegen, läuft eine andere Sage. Der Satan, heißt es da, verlangte einmal seinen Antheil an der Erde, der ihm als einem so gewaltigen Fürsten gebühre. Es wurde ihm so viel zugestanden, als er mit einer Mauer umfassen würde, und zwar Nachts zwischen dem letzten Tropfen, der, soweit Wein und Bier geschenkt werde, von dem Hahn am Fasse falle, bis zu dem ersten Hahnenschrei. Satanas mußte lange warten. Denn immer tropfte da und dort noch ein angezapftes Faß, wenn der Herr im Hühnerstall den nahen Morgen verkündigte. Endlich, als sich einmal eine Furcht vor dem jüngsten Tage über die Pfalz und ganz Franken gelegt hatte, geschah es eines Tages, daß Nachts um zwölf Uhr der letzte Tropfen vom Faß fiel, und zwar in dem Rathskeller zu Heilbronn am Neckar. Und der Schall des fallenden Tropfen war noch nicht in dem großen Gewölbe verhallt, als Satanas schon sein Werk begann, und seine Mauer tausendmal und aber tausendmal schneller zog, als ein müder Schreiber seine letzte Zeile mit Streusand bedeckt. Und schon war er von dem Neckar bis an die Donau gelangt, schon hoffte er, in einer Stunde um die ganze Erde zu kommen und dann den halben Erdkreis sein heißen zu können, — als in Neustadt am jenseitigen Ufer der Hahn krähte. Einer seiner Jünger, der von dem Unternehmen des

Meisters nichts ahnete und im Begriff war, einen Gang wider das siebente Gebot zu machen, war an dem Hühnerstall vorüber gekommen und hatte den Hahn geweckt. Zornig und ergrimmt über diese Unterbrechung stieß nun der Satan die neue Mauer da und dort mit den Füßen wieder auseinander, wie ein Schulknabe seine kleine chinesische Mauer, wenn er von dem Sandhaufen an das ABC-Buch gerufen wird."

„Doch ließ, sagen die Geisterseher in den Fränkischen Rockenstuben, der Arge bisher seine Mauer nicht ganz unbenützt. Wenn es ihm in der heiligen Nacht sonst überall zu schwül und zu enge wird, schreitet er auf dem Pfahlranken verdrüßlich und übler Laune auf und ab, bis die angezündeten Kerzen in den Stuben wieder ausgelöscht und die angestimmten Lieder in den Kirchen wieder verhallt sind. Seinen Zorn läßt er aber dann an den Dingen aus, welche ihm in dem Wege stehen."

Hier nahm der fremde Herr eine Prise aus der Dose des Schulmeisters, und dieser benützte die dadurch entstandene und herbeigeführte Pause und bemerkte: „Die eben berührte Sage ist besonders für die Bewohner derjenigen Häuser unangenehm, die hie und da auf dem Pfahlranken stehen, wie unter andern auch aus folgender Geschichte hervorgeht."

„In einem Dorfe nicht weit von der Schwäbischen Rezat, durch welches sich die Teufelsmauer hindurchzieht, steht ein Bauernhof und von dem Bauernhofe unter andern die Wohnstube mitten auf dem Pfahlrain. Dieses Anwesen wurde gegen das Ende des Erbfolgekriegs an den Meistbietenden verkauft und von Veit Aberdan und seinem Weibe ersteigert."

„Der Krieg war zwar nur in der Zeitung und in einigen Flüchtlingen und Ausreißern bis in diese Gegend gekommen, aber doch sah es in dem ersteigerten Hause, in den Ställen und der Scheune aus, als hätten die Rothmäntel

darin übernachtet. Das Wohnhaus absonderlich war unter den Häusern, was ein Wrack unter segelfertigen Schiffen ist. Das Strohdach sah aus, wie das ungekämmte Haupt eines alten Kosaken. War hie und da vor einem Fenster noch ein halber Laden, so hing er nur in Einer Angel, das Bild eines verwaisten Gatten, der nicht mehr alleine zurückbleiben, sondern je eher je lieber der vorangegangenen Hälfte folgen will. Der Backofen war eine eingesunkene Gruft, und der Fußboden in der Hausflur und Wohnstube ein Moorgrund, über welchen ausgetretene Trümmer von Brettern gelegt waren."

„Veit Aberdan hatte auch, genau genommen, nur die guten Grundstücke des Bauernhofs gekauft, und die Ruinen der dazu gehörigen Gebäude blos als Zuwage betrachtet. Diese sollten im nächstfolgenden Jahre vollends niedergerissen werden und neuen Bauten weichen. Bis dahin mußte man, so gut es gehen wollte, in der Barake aushalten."

„Dieß fiel der Bäuerin, die von Jugend auf Ordnung und Reinlichkeit gewohnt war, am schwersten. Ihre vier Knaben, von denen der älteste neun Jahre alt war, kümmerten sich so wenig darum, als junge Staare um den morschen und hohlen Stamm, in welchem ihre Kinderstube aufgeschlagen ist. Auch wußten sie nicht, was ihre Mutter schon am andern Tage nach ihrem Einzug in die verstörete Stätte erfahren mußte."

„Ihre neue Nachbarin, mit der sie das erste Mal an der Gartenhecke zusammenkam, war eine gute Frau, aber begabt mit dem unglückseligen Triebe, nichts in ihrem Herzen zu behalten, auch das nicht, was Andern unangenehm und zu wissen weder nützlich noch nöthig war. „Ja, ja, sagte sie nach ihrer Weise, in einem solchen Loch wohnen, das ist nichts Kleines. Lieber in einem Stall. Und wenn's

nur ſicher wäre, dann ſollte man gar nichts ſagen und könnte noch zufrieden ſein. Aber Euer Hof ſteht mitten auf dem Pfahl, und da zieht der Arge immer in der heiligen Nacht mitten durch Eure Stube, zum Fenſter hinein und durch den Ofen hinaus. Denn der Rain iſt ſein Weg, den er ſich ſelber gemacht hat, und den läßt er ſich nicht verrammeln, durch den heiligen Römiſchen Kaiſer nicht, geſchweige denn durch einen Bauern. — Ja, ſo iſt's, und nicht anders. Indeß bei Eurem Vorfahrer auf dem Gute ging's leicht vorüber. Der Alte war zwiſchen Licht ſo niemals daheim, ſondern trank im Wirthshaus ſeinen Branntwein und ließ den Argen indeß daheim thun, was er wollte. Sein Weib aber gieng zu mir herüber. Das Fenſter ließ ſie immer offen, und durch die weiten Sprünge in den Ofenkacheln konnte der Böſe, ohne ſich viel anzuſtrengen, wie der Halm durch den alten Gartenzaun. Ihr wißt ja die ganzen Kacheln ſind leicht zu zählen. Ein neuer Ofen wird Euch wohl thun."

„Aberdaus Weib, die Hände in den Seitentaſchen ihres Rockes, ſank immer mehr in die Kniee und zitterte bei dieſer nachbarlichen Mittheilung, wie die letzten gelben und braunen Eichenblätter an der Hecke daneben. Bitterlich weinend lief ſie zu ihrem Manne zurück, und erklärte geradezu und unverholen, in dem Teufelsneſt bleibe ſie keine Nacht mehr. Ihr Veit aber beruhigte ſie wieder. „Grethe ſagte er, es iſt nicht um immer und ewig, ſondern nur um einen einzigen Winter zu thun, und jetzt leben wir ſchon mitten im November. Nächſten Sommer bekömmſt Du ein ganz neues Haus, und wenn der Grund dazu gegraben wird, laſſe ich von dem Pfahlranken nicht einen Stein handgroß darin. Wie der alte Saufaus, unſer Vorfahr, den heiligen Abend beging, da konnte der Arge ein und aus, wie er wollte. Das Jahr über lud er ihn ohnedies tauſendmal ein. Denn er

fluchte, wie ein Lanzknecht. Da war's noch ein Wunder, daß der Böse nicht öfter einkehrte. Laß nur gut sein, Grethe, wir wollen mit unsern Kindern den Christabend so feiern, daß Beelzebub vor unserem Fenster umwendet, wie vor einer Kapelle."

„Das Weib ließ sich wieder beschwichtigen, und der heilige Abend kam. Als es zu dämmern anfing, schloß Aberdan die Läden der Wohnstube, welche zwei Fenster hatte, von denen nach der Anweisung der weisen Nachbarin das zunächst an der Hausthüre hätte offen bleiben sollen, damit der Fürst der Finsterniß nicht nothgedrungen wäre, es einzuschlagen. An die Läden lehnte Veit schwere Holzscheite, weil keine Haken mehr da waren, an denen sie von innen hätten befestigt werden können. In der Stube sah es freundlich aus. In der Ecke hinter dem großen Tisch mit einer Platte von Birnbaumholz hing ein Crucifix, und Palmzweige vom letzten Frühlinge staken dahinter. Ein Christbaum überschattete das Bild des Erlösers. Eine hell brennende Lampe beleuchtete diese Parthie von unten. Im Ofen knisterte das Feuer und schimmerte durch die vielen Sprünge und Risse, deren die wohlmeinende Nachbarin gedacht hatte. Der Hausvater, sein Weib, das Gesinde und die größeren Kinder standen um den Tisch her und beteten zu dem Läuten der Abendglocke um so inbrünstiger, als sie sich mit Gebet gegen die Schrecken der Hölle waffnen wollten."

„Auf einmal wurde der eine Laden aufgerissen, der Fensterflügel, welcher dem Tische zunächst war, zertrümmert und die Lampe auf demselben ausgelöscht. Auf der entgegengesetzten Seite züngelten blaue Flammen durch die Sprünge des Ofens, und Rauch qualmte aus allen seinen Ritzen. Dieß Alles dauerte aber nicht länger, als der freundliche Leser Zeit braucht, es zu lesen. In der anderen Minute brannte

das Feuer in dem Ofen wieder ruhig fort, der Qualm sammelte sich an der Stubendecke in eine Wolke und zog zum offenen Fenster hinaus, mit ihm die Rauchsäule, die von dem noch glimmenden Dochte der ausgeblasenen Lampe aufstieg. — Länger währte es bei den armen Leuten, bis sie sich von dem großen Schrecken erholten. Der Hausherr war die erste Seele unter ihnen, die zu sich kam. Er nahm die glimmende Lampe vom Tisch und zündete sie an dem Feuer im Ofen wieder an. Als er damit in die Stube zurückkehrte, starrten ihm die todtenbleichen Gestalten seiner Leute entgegen, und eine andere Gestalt neigte sich durch das eingestoßene Fenster herein."

„Diese Gestalt war aber nichts Anderes, als das große Scheit Föhrenholz, welches Aberdan von außen an die Läden gelehnt hatte. Einer von den heftigen Windstößen, die an jenem Abende hin und wieder gegen das Haus stießen, hatte den Doppelladen aufgerissen, das Scheit auf den einen Fensterflügel geworfen und die Lichter ausgeblasen, nachdem so der Paß frei geworden war. Der Luftzug, der durch den Unfall geweckt wurde, hatte das Uebrige gethan, und, vom Schornstein herabkommend, den Rauch und die Flammen durch die zersprungenen Kacheln gedrückt. Der Hausvater überblickte und durchschaute dieß Alles, noch ehe er die Lampe wieder auf den Tisch stellte und suchte seinen Leuten den Hergang der Sache zu erklären. Ein zweiter Windstoß, der den schwebenden Fensterladen noch einmal mit großer Gewalt zuwarf und die Lampe fast noch einmal ausblies, kam seiner Bemühung zu Hilfe und lieferte den unwiderleglichen Beweis zu seiner Erklärung. Aber dennoch schüttelte sein Weib ungläubig den Kopf und seine Dienstboten entfernten sich eher als sonst in ihre Schlafkammer und mit dem Vorsatz im Herzen, so bald als möglich ein Haus zu verlassen, an das der Arge ein Recht hätte."

„Am Morgen darauf, als die Familie zum Frühstück um den Tisch versammelt war, gelang es dem Hausvater etwas mehr, seine Leute zu beruhigen. Er versprach ihnen, sie sollten den nächstkommenden heiligen Abend in einem neuen Hause feiern, und bei der Grundlegung werde er Alles entfernen lassen, was noch von dem Heerwege des Argen unter ihren Füßen sein werde. Nur der Knecht schaute dabei unter sich und sagte zuletzt, er wolle doch am nächsten Ziele wandern. Aberdan ließ ihn im Frieden ziehen, und nahm, weil er gerade keinen andern finden konnte, den Sohn des Schäfers in seine Dienste. Im März darauf wurden Haus und Scheune niedergerissen. Man konnte als der Schutt weggeräumt war, ganz deutlich bemerken, wie sich der Pfahlranken über den Platz hinzog, auf welchem die Wohnstube und der Stall gestanden waren, und um so eher war es möglich, ihn bis auf die letzten Spuren zu entfernen. Auch machte es nicht viele Arbeit, weil, wie wir wissen, die Römische Landwehr nur aus Steinen besteht, die auf den Boden hingelegt oder nur hingeworfen wurden.“

„Im Herbst konnte Aberdan sein neues Haus beziehen, und dies war so heimlich und freundlich, daß seine Leute den heiligen Abend ziemlich ruhig erwarteten, und sein Weib Anstalten machte, ihren Kindern doppelt zu ersetzen, was ihnen durch die traurige Unterbrechung des vorigen Christabends entgangen war. Sie ließ es sogar geschehen, daß ein halber Laden offen blieb und daß durch die runden Fensterscheiben der Mond in die Stube hereinschaute und mit ihm die nächsten Sterne, die gerade zur Weihnachtsfeier um ihn versammelt waren. Außerdem war Alles wie das Jahr zuvor. Das Crucifix in der Ecke mit Palmzweigen geschmückt und von dem Christbaume überschattet, die Lampe auf dem Tische. In dem neuen, schön glasirten Ofen glühte ein Klotz und

verbreitete eine mäßige Wärme, wie sie den Hollunder- und Weichſeläſten angemeſſen war, welche Aberdan ſchon mehrere Wochen zuvor in ein Waſſergefäß geſtellt und zum Blühen gebracht hatte."

„Aber auf einmal that es wieder einen furchtbaren Schlag. Das Licht auf dem Tiſche verloſch. Der Ofen barſt von oben bis unten, glühende Kohlen rollten über den Fußboden hin, zertrümmerte Fenſterſcheiben klirrten draußen auf dem Pflaſter des Hofes und die Milch rann aus der zerſchlagenen Schüſſel über den Tiſch. Ihre fallenden Tropfen waren das Einzige, was man in den nächſten Sekunden darauf in der Stube noch hören konnte. Die Leute wagten einige Secunden lang nicht zu athmen. Am erſten regten ſich die Knaben, fuhren hinter dem Tiſche hervor auf ihre Mutter zu und fingen an laut zu heulen und zu jammern."

„Ihr Vater blieb, wie vom Blitz getroffen, ſprachlos und ſtumm. Er zündete mit dem Schwefelfaden, den er an eine der herumgeſtreuten Kohlen gehalten hatte, die Lampe wieder an, und erblickte nun, nicht wie das Jahr zuvor, bleiche Geſtalten, ſondern ſchwarze. Der Ruß, der ſich den Spätherbſt und Winter über von dem verbrannten Kienholz ſchon in dem Ofen geſammelt hatte, lag auf allen Geſichtern, und ein einſtimmiger Schrei des Entſetzens erfüllte das Haus, als Eins das Andere ſo furchtbar entſtellt ſah. Der Knecht, der hinter dem Ofen ſitzen geblieben war, ſah noch am erträglichſten aus und hatte allein noch Geiſtesgegenwart genug, die glühenden Kohlen auf dem Boden auszutreten und den Fenſterladen zu ſchließen, gegen die eiskalte Decemberluft, die durch das zerſchlagene Fenſter hereinſtrömte und die Blüthen des Chriſtbaums zu verſengen anfing. Doch auch ſeine Schöne war dahin, und der Ruß lag auf ihm, wie der Staub auf einer Diſtel am Heerwege."

„Nun wurde auch der Hausvater verwirrt und kleinmüthig. Denn er mochte noch so viel darüber nachdenken, er konnte nicht auf den Grund dieser schreckensvollen Verwüstung schauen. — Der Schäfer, der Vater seines Knechts, hätte ihm den Vorhang, der da zwischen Ursache und Wirkung hing, leicht wegziehen können.“

„Dieser Mann, der bei dem Hüten der Schaafe viel übrige Zeit hatte, Plane zu entwerfen und aus dem bösen Schatz seines Herzens nichts Gutes hervorbringen konnte, entwarf unter andern auch den, dem Bauern auf der Teufelsmauer sein Haus nach und nach zu verleiden und es dann selbst zu kaufen, wenn derselbe lieber einen Spottpreis nehmen, als noch länger darin wohnen wollte. Das Gebot: „Du sollst dich nicht lassen gelüsten deines Nächsten Hauses“ stund seinem schlafenden Gewissen nicht im Wege, und an seinem Sohne, der bei Aberdan diente, hatte er ein bereitwilliges und taugliches Werkzeug. Dieser Mensch, dem Judas Ischarioth ähnlich, nahm keinen Anstand, wider den seine Ferse aufzuheben, dessen Brod er aß, in der Hoffnung, durch seinen Vater zu seiner Zeit in Besitz des schönen Anwesens auf dem Pfahlranken zu kommen. Er bohrte einen Klotz, wie man ihn auf dem Lande Abends in den Ofen zu legen pflegt, mit einem großen Bohrer an, füllte das Loch mit Schießpulver, schlug einen Propf darauf und stellte ihn so lange in einen verborgenen Winkel, bis er ihn an jenem Christabend an den Ort seiner Bestimmung bringen konnte. Und was darauf erfolgte, weiß der freundliche Leser schon.“

„Daß übrigens der Baum sogleich auf den ersten Hieb fallen und Veit Aberdan sogleich nach dem ersten Schrecken sein Anwesen zum Verkauf ausbieten würde, erwartete der wohlerfahrene Schäfer nicht, und hielt sich daher zu einem zweiten Hieb bereit. Als ihm daher Veit im März darauf

mit ſeinem Pfluge begegnete und ſeine Noth klagte, war der Ehrenmann mit dem Krummſtabe ſchon darauf gefaßt, und bezeigte nicht nur ſein herzliches Bedauern, ſondern verſprach auch Abhilfe, wenn man anders ſich ihm anvertrauen und Alles thun wolle, was er anordnen werde. Die Hauptſache jedoch, die er zur erſten Bedingung machen müſſe, ſei die, daß man ihn nicht nöthige für ſeine guten Dienſte etwas anzunehmen. Denn ein einziger Heller, den er vorher oder nachher dafür in ſeine Hand brächte, könnte ihm den Hals koſten."

„Veit Aberdan traute zwar dem Hirten nicht viel Gutes zu; die Uneigennützigkeit aber, die der Mann bei dieſer Gelegenheit zeigte, machte ihn in ſeinem Mißtrauen irre und bewog ihn, wenigſtens mit ſeinem Weibe über das Anerbieten des Beſchwörers zu reden. Denn dieſe war ſeit dem letzten Chriſtabend ſehr bekümmert und ihrem Manne jeder Hoffnungsſtrahl willkommen, den er in ihre Seele fallen laſſen konnte. Das Weib aber ergriff die angebotene Hilfe mit beiden Händen, und es wurde ſchon drei Vierteljahre vorher beſchloſſen, den Schäfer am nächſtkommenden Chriſtabend zu rufen, und ſo gleichſam eine Beſatzung gegen den böſen Feind in das Haus zu nehmen."

„Einige Tage vor Weihnachten ging Grethe ſelbſt zu dem Schäfer, um aus ſeinem Munde die Verhaltungsmaßregeln zu vernehmen. „Ihr habt dabei wenig zu thun, erwiderte der Schaafhirte. Gegen Abend laßt ihr das Feuer im Ofen ausgehen, und ſchürt dagegen ein anderes und zwar kein kleines auf dem Heerde an. Aus dem Fenſter löſt der Bauer eine Scheibe und aus dem Ofen eine untere Kachel, und verſteckt beide unter dem Bettſtroh. Wann es anfängt dunkel zu werden, verſammelt ſich alles in der Stube, vom Größten bis zum Kleinſten, vom Herrn bis zum Hund. Wenn

ich aber komme und gehe, sagt Niemand ein Wort. Das Andere will ich schon machen. Fürchtet euch nur nicht so arg, sondern seid unverzagt und getrost."

„Dieß war aber nicht viel weniger, als hätte der Beschwörer zu der Bäuerin und ihren Leuten gesagt: „Setzt euch an diese offene Thüre; es ist zwar ein Löwe draußen, und kann mit Gebrüll hereinbrechen, wann er will; aber seid nur getrost, ich will's ihm mit meinem Stecken da schon weisen."

„Die armen Leute dachten auch, so lange sie lebten, an diesen Christabend. Mit anbrechender Dämmerung versammelten sie sich in der Stube. In derselben war es aber nicht freundlich, sondern unheimlich und schauerlich, wie in der Gruft einer ausgestorbenen Familie, um welche sich Niemand mehr bekümmert. Die Läden geschlossen bis auf einen halben — Tisch und Bänke, wohin man eine Hand legte, Alles eiskalt — das Bild des Gekreuzigten dießmal von keinem Christbaum überschattet, sondern in Finsterniß gehüllt — die Oeffnung im Ofen, durch welche der böse Feind seinen Weg nehmen sollte, vom Heerde aus beleuchtet, wie eine Kluft in deren Tiefe es brennt. Am besten war der jüngste Knabe daran. Er legte sich in die Arme seiner Mutter und schlief, gegen die kalte Nachtluft in ihre Schürze gehüllt, bald ein. Der Nachälteste, welcher schon ahnete, daß man auf etwas Besonderes warte, quälte seinen Vater mit Fragen, die man ihm nicht beantworten konnte. Die zwei Aeltesten vergingen fast vor Angst, und in die Mienen der Dienstboten theilte sich die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und der Verdruß, in einem Dienste zu sein, in welchem solche Dinge zu überstehen waren. Selbst dem Haushunde war das ungewohnte Schweigen und Herumsitzen der Leute auffallend, und er ging mit gesenktem Wedel von

dem Einen zum Andern, bis er sich, von seinem Herrn mit einem unsanften Stoß zurechtgewiesen, unter die Bank verkroch. Das Herz des Hausvaters erfüllten Vorwürfe des Gewissens über die Zuflucht, die er zu einem Beschwörer genommen hatte, statt sich auf den Allmächtigen allein zu verlassen. Gedanken über die unerklärliche Weise, wie ihm sein sonst so schönes Besitzthum verkümmert wurde, schmerzliches Mitleid mit Weib und Kindern und die Aussicht, jeden kommenden Christabend so peinlich verleben oder seinem Anwesen den Rücken wenden zu müssen."

„Dazu ließ der Schäfer lange auf sich warten. Es schlug auf dem nahen Kirchthurme 6 Uhr, und er war noch nicht da. Darüber blieb die Stubenuhr stehen, entweder weil sie abgelaufen war oder weil das Oel in dem Räderwerk derselben vor Kälte gestand. Aber die Bäuerin und ihre Mägde dachten nicht an diese natürlichen Ursachen, sondern schrieben das Stehenbleiben der Nähe des bösen Geistes zu und den unsichtbaren Vorboten, welche ihm vorausgingen."

„Endlich knarrte die Hofthüre, und der Erwartete im Hut mit herabgeschlagenen Krempen und im Mantel kam. „Er kommt!" rief der Knecht, der zunächst am Fenster saß, und sein Wort zückte wie ein elektrischer Schlag durch die Herzen der Andern. Sein Vater trat, als die Erschrockenen wieder den ersten Odemzug thaten, in die Stube, winkte den Sohn von seinem Platze hinweg, und setzte sich an das Fenster, aus dem die Scheibe gelöst war. Er wartete auf etwas, wie ein Jäger auf dem Anstand. Dieß konnte man selbst in der großen Dunkelheit an der Richtung seines Kopfes merken. Endlich mit dem siebenten Stundenschlage sprang er plötzlich auf, ein Stoß an das Fenster folgte darauf, ein schnaubendes Wesen fuhr durch die Stube und verschwand durch die Oeffnung im Ofen. Zugleich entfernte sich der Beschwörer

auf dem Wege, den er hereingekommen war. Aber sein unheimliches Kommen und Gehen ließen in der armen Familie, besonders in den Seelen des Bauern und seines Weibes eine äußerst beklemmende Stimmung zurück."

„Der Christabend war wieder verdorben und die Aussicht auf den nächsten vergällte auch die Tage des folgenden Jahres. Der Segen Gottes, welcher sichtbarlich in den Ställen und auf dem Felde Aberdans waltete, konnte ihm den zerstörten Hausfrieden nicht ersetzen und die Furchen nicht ausfüllen, welche der Schmerz und der Kummer in seine sonst so glatte und heitere Stirne gezogen hatten."

„So neigte sich wieder ein Jahr seinem Ende entgegen. Der Christabend stand wieder vor der Thüre, der Schäfer wurde wieder zu Hilfe gerufen und die peinlichen Stunden sollten sich wiederholen. Tief bekümmert darüber wurde es dem Bauern in seinem Hause zu enge und schwül, und er fuhr noch am Morgen vor dem heiligen Abend aus, um in dem Walde, der zu seinem Gute gehörte, Holz zu holen. Dazu nahm er seinen ältesten Knaben mit, weil sein Knecht, der Sohn des Schäfers, in der Hütte seines Vaters am Nervenfieber krank lag."

„Auf dem Wege in den Wald kam Veit Aberdan auch über die Heerstraße zwischen Nürnberg und Augsburg, und fand da einen fremden Mann in mittleren Jahren, welcher gut gekleidet, stark und kräftig aussehend, aber halb erstarrt und dem völligen Erfrieren ganz nahe war. Müdigkeit und Schlummer hatten ihn, wie er nachher erzählte, plötzlich überfallen und mitten auf den Weg hingestreckt."

„Als ihn der Bauer liegen sah, sprang er sogleich von seinem Wagen und sagte zu dem Knaben: „Christoph, ich meine, es wird der Mutter lieber sein und dem HErrn auch, wir bringen heute einen kranken Menschen unter Dach, als eine

Fuhre Holz. In unſern Wald iſt es noch eine halbe Stunde, und bis wir hin und wieder her fahren, iſt der Menſch vollends erfroren. Halt' du die Gäule, ich will ihn aufladen." Und ſo half er dem fremden Manne auf ſeinen Wagen, wickelte ihn in ſeinen Mantel und fuhr mit ihm, ſo ſchnell es in dem tiefen Schnee gehen wollte, nach Hauſe zurück."

„Grethe nahm den unerwarteten Gaſt aus chriſtlicher Liebe freundlich auf, pflegte ſeiner auf das Beſte und freute ſich, durch ihn an dieſem bangen Tage gleichſam die Beſatzung ihres Hauſes wider den böſen Feind verſtärkt zu ſehen. Selbſt als er ſich nach einer Stunde vollkommen erholt hatte und ſeinen Wanderſtab weiter ſetzen wollte, mußte er verſprechen, das Weihnachtsfeſt auf dem Bauernhofe zu feiern. Denn er war ein verabſchiedeter Soldat und wußte nicht allein den Kindern viele ſchöne Dinge zu erzählen, ſondern hörte auch der Bäuerin mit der größten Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu, als ſie ihm die Störung ihres Hausfriedens durch den unſaubern Geiſt ausführlich erzählte."

„Mehrere Minuten lang ging er darauf in der Stube ſtumm und in tiefes Nachdenken verloren auf und ab, und ſagte dann: „Liebe Leute, ich meine euch helfen zu können, wenn ihr mir euer Vertrauen ſchenken wollt." Erſtaunt über dieß ganz unerwartete Anerbieten ſchauten der Bauer und ſein Weib dem Fremdling in das Geſicht. Sie konnten darin nichts als Muth, Ehrlichkeit und Klugheit leſen und erwiderten: „Ja, in Gottes Namen, wir wollen Euch trauen."
„Nun, fuhr der Fremdling fort, das iſt die Hauptſache. Sonſt habt ihr nichts nöthig, als Niemanden zu ſagen, daß ich in eurem Hauſe bin, mir einen feſten Sack und eure Küche zu übergeben und das Uebrige gehen zu laſſen, wie es im vorigen Jahre gegangen iſt. Befolgt Alles auf das Genaueſte,

was euch der Wundermann anbefohlen hat, damit er Alles in Ordnung finde, wann er kommt. Will man einen so alten Fuchs fangen, so darf man von der Falle keinen Nagel blicken lassen."

„Der Hausherr befolgte auch den Rath seines Gastes. Er löste die Scheibe aus dem Fenster, er nahm die Kachel aus dem Ofen, er schloß die Läden bis auf einen halben und versammelte dann sein ganzes Haus mit dem sinkenden Abend in der Stube, den Knecht ausgenommen, der, wie schon gesagt, krank zu Hause lag; und in seinem Nervenfieber von dem Bauernhof auf dem Pfahlranken phantasirte, wo er zwischen der Heuernte und dem Waizenschnitt Hochzeit halten werde. Der Gast begab sich mit seinem Sack in die Küche und schürte das Feuer auf dem Heerde. Die Bäuerin aber hatte ihm einen Krug mit Bier in das Aschenloch gestellt. Sonst ging Alles, wie im vorigen Jahre. Nur die Angst und die bange Erwartung waren nicht halb so groß. Denn Aberdan sammt Weib und Magd setzten ihr ganzes Vertrauen in einige aufklärende Winke, die der muntere und gescheite Gast hatte fallen lassen, und die älteren Knaben verließen sich auf seinen großen Schnurrbart und seine blitzenden Augen. „Glaub' mir nur, sagte Christoph zu seinem Bruder Johann, dieser Mann, der schon die größten Franzosen gefangen genommen hat, der wird auch über ein Ding Herr werden, welches durch dieses kleine Loch hereinkommt. Du wirst es sehen." „Ich sollt's auch meinen, erwiderte der Andere leise, daß ein solcher Mann, der schon weit weg im Krieg gewesen ist, mehr kann, als unser Schäfer."

„Und die Knaben hatten Recht. Der Schäfer kam, setzte sich an das Fenster, blieb, bis er sein Gaukelspiel getrieben hatte, und wollte dann wieder davonschleichen, wie ein Fuchs aus dem Hühnerstall. Aber unter der Stubenthüre schon

kam ihm Aberdans Gast mit einem Sack in der linken Hand entgegen, packte ihn mit der rechten bei der Schulter und drückte ihn auf die Bank neben dem Tische nieder. „Du Hexenbanner, rief er mit donnernder Stimme dazu, wenn du mir nicht augenblicklich sagst, was ich in meinem Sack da habe, so dreh' ich dir den Hals um."

„Es ist mein Kater!" antwortete der Schäfer. „Du hast recht geantwortet, du Galgenstrick, fuhr der verabschiedete Dragoner fort. Du hast den Teufel, womit du diesen armen Leuten ihr Haus abdringen wolltest, selbst mitgebracht, und den wirklichen hast du in deinem Herzen. Sind dir deine gesunden Glieder lieb, so mache, daß du augenblicklich aus dem Staube kommst!"

Der entlarvte Betrüger ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern eilte, was er konnte, davon. Sein Kater, den der Kriegsknecht aus dem Sack durch das Fenster entließ, lief mit seinem Herrn um die Wette. Aberdan und seine Leute waren von dem Augenblick an vollkommen beruhigt, und dankten Gott mit Herz und Mund dafür. Ihr Engel, wie sie in ihrer Dankbarkeit den hilfreichen Gast nannten, blieb noch bis über den dritten Weihnachtsfeiertag, und kehrte dann, von seinem Hauswirthe reichlich beschenkt, in seine Heimath zurück, wo er noch eine Mutter hatte."

Damit schloß der Schulmeister von Graben seine Erzählung, und Alle, namentlich die Lateiner, hatten ihm ein aufmerksames Ohr geschenkt. Nur die fremde Dame hatte, während er erzählte, viele Thränen vergossen, obgleich in der vorgetragenen Geschichte kein Grund dazu lag. Ihr Gatte, der ihre Thränen bemerkte und zugleich wahrnahm, daß sie dem lateinischen Schulmann auffielen, sagte daher nach einer kleinen Pause: „Meine Gattin beweint noch unsern Sohn, unser einziges Kind. Vor acht Tagen wurde seine irdische Hülle

auf dem Johannis-Kirchhof beigesetzt. Diesen Herbst sollte er in die Classe übertreten, der ich als Rector des Gymnasiums zu Nürnberg vorstehe.“

Bei dieser Eröffnung erhoben sich die zwei Schulmänner von Graben und Pappenheim eilfertig, wie Kriegsmänner, die durch einen unerwarteten Trompetenstoß vom Wachtfeuer aufgerufen werden, und bezeugten dem durch seine Gelehrsamkeit berühmten und allgemein bekannten Manne ihre Verehrung. Er genehmigte dieselbe mit dankendem Händedruck, zog seine Herren Collegen auf ihre Sitze zur Rechten und Linken zurück und fuhr in seinem väterlichen Schmerze also fort:

„Ja, mein Fritz war ein Sohn, ich kann es nun auch als sein Vater sagen, wie es wenige giebt. Er verursachte mir keine der Unannehmlichkeiten, welche der Unterricht eigener Söhne gewöhnlich mit sich führt. Ruhe und Stille waren sein Element, die Studirstube seine Welt. Gottesfurcht, Demuth und Dienstfertigkeit die Hauptzüge seines Charakters. Er konnte schon die Freude über eine neue Erscheinung in der gelehrten Welt mit mir theilen. Denn er hatte bereits die Vorhöfe der Wissenschaft hinter sich. Nach allem aber, was ich in dieser Stunde von ihm sah und hörte, ist Ihr lieber Seyfried da das Ebenbild meines theuren Verstorbenen in Gestalt, in Stimme und in dem Geist, der aus seinem ganzen Thun und Lassen spricht. Durch diesen Ihren Schüler wurde meine Gattin an ihren bittern Verlust so lebhaft erinnert.“

„Und wie mich,“ unterbrach die fremde Dame ihren Eheherrn, „diese große Aehnlichkeit an meinen Verlust erinnert, so tröstet sie mich auch. Das empfinde ich schon in diesen wenigen Augenblicken, und ich würde dem verehrten Herrn Collegen meines Mannes sehr verbunden sein, wenn er sei-

nem Zöglinge erlauben würde, die begonnenen Hundstagsferien bei uns in Nürnberg zuzubringen. Die Tinte in dem Schreibzeug meines Sohnes ist noch nicht vertrocknet, seine Feder liegt noch, wie er sie aus der Hand gelegt hat, sein Stuhl steht noch, wie er ihn rückte, als er aufstund, um mir zu klagen, daß er mit Kopfweh heimgesucht sei. — Lieber Seyfried, wolltest Du nicht wenigstens einige Wochen in diesem Stüblein zubringen, daß es mir wieder freundlich würde, und daß darin wieder eine Seele waltete, die ich, wie meinen guten Fritz, fragen könnte, wie es ihr gehe?"

Der Angeredete und sein Pflegevater, beide Thränen im Auge, wollten auf diese bewegliche Frage zugleich antworten. Aber ein vorlauter Lateiner, der von jeher der Plagegeist seines zerstreuten Mitschülers gewesen war, kam ihnen zuvor und rief: „O, gnädige Madame, den können Sie mit Haut und Haaren haben! Eine Waare, welche Apotheker, Krämer und Metzger nicht umsonst mögen, ist immer feil."

Rector Wolle gab dem vorlauten Scholaren mit Würde Eine hinter die Ohren, und setzte dann dem hochgeehrtesten Herrn Collegen und dessen Gattin, die Verhältnisse seines Pflegesohns des weiteren auseinander. „Wenn Sie sich, schloß er, des Waisenknaben erbarmen, und ihm den Platz Ihres seligen Sohnes nur zum geringsten Theil in Ihrem Herz und Haus einräumen wollten, so würde der HErr durch Sie ein Gebet erhören, das ich erst diesen Morgen mit meinem Fritz an Seine große Barmherzigkeit richtete."

„Darf ich ihn also ganz und gar hinnehmen?" fragte der fremde Herr, in den Sinn seines Collegen eingehend, und fuhr, nachdem dieser mit einer tiefen Verneigung geantwortet hatte, fort: „So folge uns denn, mein Sohn. Ich fordere von Dir blos Liebe zu Gott, Liebe zu mir und Deiner zweiten Mutter und Liebe zur Wissenschaft."

Seyfried wollte, als er seine Hände in die ausgestreckten seiner Pflegeältern legte, etwas zum Dank sagen, aber er rief statt dessen mit halb erstickter Stimme: „HErr, ich bin viel zu geringe aller der Treue und Barmherzigkeit, die Du an Deinem Knechte gethan hast!“

Das Uebrige kann sich der freundliche Leser, der dem Erzähler bis hieher langmüthig und geduldig gefolgt ist, selbst dazu denken. Denn daß die Nürnberger sich mit nach Pappenheim begaben, dort einige Tage verweilten und dann mit ihrem glücklichen Pflegesohn in ihre Heimath zurückkehrten, versteht sich von selbst. Da ihre starken Rosse ausgeruht waren und das Wetter gut, so legten sie den Weg nach Nürnberg in drei Tagen zurück. Denn damals war die jetzige Heerstraße noch nicht gebaut, und man hatte noch mit Fels, Sand und Sumpf auf eine Weise zu kämpfen, von der wir jetzt keinen Begriff mehr haben.

Die Amtmännin.

Wenn du, meine junge, freundliche Leserin, Morgens, ehe du aufstehst, überlegt hast, was an dem vor dir liegenden Tage in deinem häuslichen Wirkungskreise zu besorgen wäre, und wenn du dann zuerst in die Speisekammer, darauf in die Küche, sodann in das Speisezimmer, endlich in den Garten und zuletzt in die Wohnstube gehst, so bist du in einem Zustande, wo Seele und Leib deinem Willen ruhig gehorchen. Aber du kannst künftig hie und da in Zustände gerathen, wo dein freier Wille den Commandostab niedergelegt hat, und Leib und Seele einem fremden, von außen herein gebietenden Geiste gehorchen. Daß es nicht gleichgiltig sei, von welchem Geiste du in solchen außerordentlichen Fällen regiert wirst, von einem guten oder bösen, versteht sich von selbst. Daher rathe ich dir, dein Herz vor allen Dingen dem Geiste zur Wohnung hinzugeben, den die Schrift den Geist des Herrn nennt, hat der Wohnung in dir gemacht, so wird er dich besonders in Fällen, wo keine Zeit zur Ueberlegung bleibt, so regieren, wie jene wackere Amtmännin, von der dir der Erzähler aus seinem Tagebuch Folgendes mittheilt.

Die Franzosen unter dem General Jourdan waren bei Würzburg von den Oesterreichern geschlagen worden, und eilten nun in ihren lustigen Hosen und zerrissenen Schuhen auf den Rhein zu. Aber wie eine Meereswoge nicht von dem Ufer zurückkehrt, ohne alles Bewegliche durcheinander zu wer-

sen oder mitzunehmen, so machten es auch die Franzmänner. Sie plünderten überall und ließen im einseitigen Tausche das Schlechtere liegen, wo sie etwas Werthvolleres fanden. Mit dem Instinkte des Spürhundes begabt, wußten sie auch die geheimsten und verborgensten Verstecke zu finden. Nur die Kleinode, welche man hie und da in Schwalbennester gelegt hatte, entgingen ihren Falkenaugen und Geierfängen. Es war, als sollte die Gastfreundschaft vergolten werden, womit man da und dort diese Sommergäste unter den Vorsprüngen und in den Vorplätzen der Wohnungen aufgenommen hatte, wie z. E. im Amthause am Main.

Die Familie darin war am 7. September 1796 schon zwei Mal, Morgens und Nachmittags, von fliehenden französischen Schaaren heimgesucht und geplündert worden. Die Federn der aufgeschnittenen Betten flogen im Hofe herum, und die Sperlinge, zweibeinige Diebe, wie die damaligen Franzosen, trugen sie büschelweise in ihre Nester. Die umherliegenden Scherben eines Service von Meißner Porzellan zeugten von der Zerstörungswuth der Feinde. Die Amtmännin schritt dazwischen herum und klaubte die eine und die andere Tasse auf, welche, zwischen die Aktenfascikel aus der Registratur gefallen, ganz geblieben war. Ihre beiden Knaben lockten die Hühner zusammen, welche sich hinter die Holzstöße und auf die Dächer und Bäume geflüchtet hatten. Die Hausmagd räumte mit einer Mistgabel die Hemden, Schuhe u. s. w. hinaus, welche die Gallier gegen die Kleidungsstücke des Amtmanns vertauscht hatten. Mit einem Worte, durch das ganze Amthaus war in Pflicht und Liebe Alles thätig, wie Termiten in ihrem Instinkte, wenn ein vorüberrennender Büffel seine Hörner an ihrem Hügel versucht hat. Die guten Leute wären auch unter dem Greuel der

Verwüstung noch weit gekommen, wenn sie der Feind in Ruhe gelassen hätte.

Dazwischen kamen einige ungarische Husaren in den Hof gesprengt und verlangten Wein. Da sie aber der Amtmann versicherte, daß ihm die Franzosen nach zweimaliger Plünderung keinen andern Tropfen ungetrunken oder unverschüttet gelassen hätten, als den Siebenzehnhundertsechsundneunziger, der aus der Brunnenröhre hinter ihm laufe, warfen sie ihre leichten Rosse wieder herum und ritten weiter. Auch die zwei Knechte des Amtmanns gingen nun in den Wald hinaus, um die dort versteckten Pferde wieder heimzuholen, weil man im Amthause der einstimmigen Meinung war, es würden keine Feinde mehr nachkommen, nachdem sich einmal Freunde gezeigt hätten. Kaum aber waren sie weg, so kamen die alten Gäste, nämlich Franzosen, zum Hofthore herein. Das Hühnervolk flog vor der wirbelnden Trommel wieder auf die Bäume und Dächer, die Amtmännin flüchtete sich mit ihren Knaben hinter einen ganz gebliebenen Jalousieladen im zweiten Stock des Hauses, nur der Amtmann blieb mit einem Aktenfaszikel unter dem Arme ruhig stehen. Diese Rotte hielt sich nicht, wie ihre Vorgänger, bei Kleinigkeiten auf, sondern verlangte den Schlüssel zum Cassagewölbe. Der stecke, erwiderte der Amtmann, an der Thüre, die Kasse aber sei seit längerer Zeit auf dem Marienberg in Würzburg, und es fehlte nicht viel, daß er auf gut lakonisch hinzugesetzt hätte »Allez la chercher!« Aber der französische Offizier verstand den deutschen Mann und beschloß nun, auf keinen Fall leer wegzugehen, sondern entweder Geld oder ein Menschenleben mitzunehmen.

Doch zu dem letzteren bedurfte es wenigstens einer Form. Zwei Gemeine traten zu dem Amtmann, Einer zur Rechten und Einer zur Linken, und ihr Lieutenant setzte sich vor ihm hin,

den Brunnentrog als Richterstuhl benützend. Nur der Ankläger fehlte noch. Auch dieser trat alsbald hinter dem dritten Glied der Rotte hervor, und zwar in der Person eines Vogelfängers aus dem nahen M. Diesen hatte der Amtmann im Frühlinge zuvor für das Fangen von Nachtigallen drei Tage lang mit Wasser und Brod bewirthet und dann mit einem Trinkgelde entlassen, das gerade so weit reichte, daß auf einen gefangenen Vogel gerade ein Stück kam. Dieser würdige Mann bezeugte, daß der Beamte immer in Verbindung mit den Oesterreichern gestanden sei, und erst vor einer Viertelstunde mit einigen ungarischen Husaren geredet habe.

Dieß war dem Richter auf dem Brunnentroge, der es von seinem Vetter Fouquier-Tinville in Frankreich nicht besser gesehen hatte, schon genug, und sein Urtheil »à la mort!« setzte, wie ein Commando-Wort, Alles in Bewegung. Die zwei zur Rechten und Linken rissen dem Amtmann den Schlafrock vom Leibe, und banden ihm die Hände auf den Rücken. Fünf Mann aus dem ersten Gliede luden ihre Gewehre, die noch von einem Scharmützel mit den Oesterreichern rußig waren. Der kleine Tambour, der schon Mehreren den letzten Marsch geschlagen hatte, steckte das Sacktuch des Verurtheilten unter seine Trommel, um sie zu dämpfen, und so ging es im Todtenmarsch durch den Hausgarten auf die hinter demselben liegende Wiese hinaus.

Schon bei dem Laden der Gewehre fingen die Knaben des Amtmanns an zu schreien, was sie konnten, seine Gattin aber statt, wie zu erwarten war, mit einzustimmen, war auf einmal, wie von einem neuen, ihr sonst ganz fremden Geiste beseelt. Sie sprang vom Fenster hinweg und suchte nach irgend einer Waffe hinter der Amtstubenthüre, welche bei der ersten Plünderung aufgesprengt und offen geblieben

war, hing die Kugelbüchse ihres Mannes, womit er manchmal über den Main hinüber nach Federwild schoß, daß er mit der Flinte nicht erreichen konnte. Ob das Gewehr geladen wäre oder nicht, ob sie, die noch nie eine Feuerwaffe in der Hand gehabt hatte, damit umgehen könne oder nicht, das versuchte sie nicht. „Mein Mann in Todesgefahr!“ war ihr einziger Gedanke, seine Rettung ihr einziger Zweck. Ueber die besten Mittel zu diesem Zweck nachzudenken, hatte sie auf ihrem Laufe vom Schloß durch den Garten bis zur Mauer, die diesen von der Wiese trennte, keine Zeit. Hier hielt sie einen Augenblick, um das Gewehr zum Schuß fertig zu machen, und legte es auf die niedere Mauer, wie ihr Gatte manchmal in ihrem und der Knaben Beisein auf dem Fenstersims seiner Amtstube gethan hatte, wenn er bequem den Hahn spannen oder mit der Raumnadel das Zündloch untersuchen wollte, indeß am jenseitigen Ufer ein Reiher oder ein anderes Federwild näher heranzog. Aber indem die hastige Frau weniger auf das Gewehr, als auf die Wiese hinaussah, wo man dem Amtmann eben die Augen verbinden wollte, entwischte der halb aufgezogene Hahn ihrer Hand, und das stark geladene Gewehr ging mit einem großen Knall los.

Von den Franzosen war keiner getroffen. Sie liefen alle davon, wie Hühner, die mit ihren Flügeln rudernd vor dem nachjagenden Flurschützen über eine Herbstwiese fliehen. »Les houssards!« schrie der Lieutenant, »les Hongrois!« kreischten die Andern, und eilten alle hinter dem Nachtigallenfänger auf eine Fähre zu, die am Ufer des Mains lag und auf der sie einige Mann zurückgelassen hatten. Denn zum Ueberfluß sahen sie im ersten Schrecken die Knechte des Amtmanns, die mit den geholten Pferden aus dem nahen Walde herauskamen, für ein feindliches Detachement an.

Der Amtmann blieb allein stehen, und war Anfangs, als er die Binde von seinen Augen gerissen hatte, mit seinen Mördern einerlei Meinung. Aber bald wankte seine Gattin aus dem Garten herbei und erklärte ihm den eigentlichen Grund des panischen Schreckens. Auch die Knaben, die Mägde und die Knechte eilten herzu, und der Halbgeopferte wurde im Triumph in das Schloß zurückgeführt.

Nun war er klüger geworden. Er warf sich mit allen seinen Leuten und mit einiger Munition in einen alten, festen Thurm, welcher das Arsenal der adeligen Familie enthielt, der der Amtmann diente. Und als am andern Morgen die letzte Rotte der fliehenden Franzmänner kam, um die Scenen von gestern zu wiederholen, schoß er aus einer kleinen Feldschlange eine so ausgiebige Ladung Hagel unter sie, daß die Federn ihrer Büsche umherflogen und sie den zweiten Willkommen nicht abwarten wollten. Mittags kam der starke Vortrab des österreichischen Heeres und Erzherzog Karl kehrte die beiden Mainufer vollends sauber.

So hat vor etlichen Tagen der Sohn des Amtmanns erzählt, der, damals noch ein Knabe, hinter seinem Vater stand, als dieser die Feldschlange richtete, und in seine kleinen Hände klatschte, als die Franzosen, wie weiland Robinsons Indianer, auf und davon liefen.

Der Erzähler dachte aber bei dieser Geschichte wieder an Jonathans Wort: „Es ist dem Herrn nicht schwer, durch Viel oder Wenig zu helfen.“

Etwas aus einer Rockenstube.

1.

An einem Sylvester-Abende, als der Gevatter Müller schon alle Schützen vorgeschoben hatte und das klare Wasser der Altmühl unbenützt über die grünen Steine des moosigen Wehres hinabrauschte, als die ganze Mühle schwieg wie der Mund eines redseligen Weibleins im festen Schlafe, erzählte der alte Schulmeister von Zimmern folgende Geschichten.

„Am Fuße des Nagelberges, nicht weit von der Mündung des Forellenbaches in die Altmühl und eine Viertelstunde von der weißen Straße, auf der die schweren Frachtwagen zwischen Augsburg und Nürnberg hin- und herfahren, stand vor etwa dreihundert Jahren eine baufällige Mahlmühle. Das Schieferdach war ganz mit Moos überzogen, der Schornstein halb eingestürzt, die Mauer gegen den Bach zu voll arger Risse und die Radstube in sich zusammengesunken. Jedermann, der das Wasserrad gehen sah, wunderte sich über die kühnen Leute, die zwischen solchen Mauern und unter einem solchen Dache schlafen mochten. Dieß waren aber nur zwei Personen, die Besitzerin der Ruine, ein altes blindes Weib, und ihr einziger Sohn, ein gesunder rüstiger Bursche. Und diese würden gar gerne gebaut haben, wenn sie nur Geld gehabt hätten, die Maurer und Zimmerleute zu bezahlen. Eine junge und reinlich gehaltene Kuh im kleinen Stalle focht aber der Gräuel der Verwüstung nicht im Geringsten an, und sie that daran fast weislicher, als der vorüberziehende

Krämer aus Schwaben, welcher meinte, in dieſer Hütte müſſe der Geiz oder die Lüderlichkeit wohnen. Denn der ſelige Müller war weder von jenem noch von dieſem Laſter ein Freund geweſen, aber von den vorüberziehenden feindlichen Schaaren zweimal rein ausgeplündert worden und zum Theil über das Herabkommen ſeines Hausweſens geſtorben. Der Pfarrer von Treuchtlingen hielt ihm umſonſt eine Leichenpredigt über die Tertesworte: Er heißet HErr und freuet euch vor ihm, der ein Vater iſt der Waiſen und ein Beſchirmer der Witwen. — Er tröſtete aus dieſer Verheißung die Witwe mit ihrem Sohne und betete für ſie. Sein Gebet wurde von dem HErrn auf eine ganz beſondere Weiſe erhört."

„Ehe ſich die alte Müllerin mit ihrem Sohne zu Tiſche ſetzte, pflegte ſie immer mit lauter Stimme zu beten: Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt, und ſegne, was du beſcheret haſt, — und zwar ſo, daß man leicht merken konnte, ſie wiſſe und denke daran, mit wem ſie ſpreche, wenn ſie den Mund zum Gebet aufgethan habe. Und da erging es ihr denn auch, wie weiland der Witwe von Zarpath oder Sarepta."

„Ritter Ulrich von Treuchtlingen, der in der ganzen Umgegend nur der goldene genannt wurde, weil er durch eine chriſtliche Wirthſchaft reicher geworden war, als alle ſeine freiherrlichen Nachbarn weit und breit, ging an einem Herbſtabend an dem offenen Fenſter vorüber, gerade als die Müllerin in ihrer Stube wieder, wie gewöhnlich, betete: Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt, und ſegne, was du beſcheret haſt. — Der goldne Ritter war aber allein, und hatte, um nicht in ſeinem Vergnügen, der Jagd, geſtört zu werden, ſeine Leute mit den vielen und ſchönen Sachen vorausgehen laſſen, die er zur Ausſteuer ſeiner einzigen Tochter und Erbin in der Reichsſtadt Weißenburg gekauft hatte. Darum hinderte ihn auch nichts, ſtehen zu bleiben und bei ſich zu ſprechen: In

manchem Hauſe, an dem ich vorüber ging, habe ich ſchon beten hören; aber gegen dieſes Beten war es nur immer ein Klappern der Heiden, und es gelüſtete mich nie unter ſolche Beter zu treten. Mit den Leuten in dieſem Hauſe muß ich näher bekannt werden. An meinem Wamms werden ſie mich nicht erkennen. Denn es ſieht aus, wie eine Wieſe im November."

„Und er ſchob die hölzernen Riegel der Haus- und Stubenthüre zurück, trat an den Tiſch und ſagte in der freien Weiſe eines Forſtmannes: Guten Abend! Der Herr Jeſus kann heut nicht ſelber kommen und ſchickt mich ſtatt Seiner. — Dann ſetzte er ſich ohne Umſtände auf die Bank an der Wand. Auch die Witwe und ihr Sohn fragten nicht erſt lange, wohin oder woher? ſondern der junge Müller reichte ihm einen ſauberen hölzernen Löffel aus der Tiſchlade zu dem Mehlbrei und die Alte ſagte: Eſſet, ſo viel Euch beliebt, und thut, wie zu Hauſe. — Und während nun der Brei unter den langſam ſchöpfenden Löffeln immer tiefer fiel, wie das Waſſer in einem abgelaſſenen Fiſchteiche, meinte der goldene Ritter, den die guten Leute wirklich für einen wandernden Forſtmann anſahen: Mit Gunſt, gute Mutter, verſtehet Ihr denn auch, was Ihr betet, wann Ihr ſo zum blauen Himmel hinaufruft: Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt?"

„O, freilich verſtehe ich das, entgegnete die Alte, die ſchon lange zu eſſen aufgehört und den Reſt der Speiſe den Männern überlaſſen hatte, — wenn ich das nicht wüßte, und wenn dieſes Wort nicht aus meinem Herzen käme, ſo oft es über meine Lippen kommt, dann ſäßeſt Du nicht an meinem Tiſche und noch wenige hungrige Wanderer wären daran geſeſſen. Ich weiß es wohl, der droben ſitzt zur Rechten ſeines und unſers Vaters, wird ſich nicht mehr an den Tiſch der Sünderin ſetzen, wie er ſich einſt, da er noch im

Fleische wandelte, an den Tisch von Sündern und Zöllnern gesetzt hat. Aber es stehet geschrieben: Was ihr thut einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das thut ihr mir. Und ich möchte gern einmal zu seiner Rechten stehen, wenn er so von seinem Gnadenthrone herabsprechen wird: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset."

„Und während nun bei dem goldenen-Ritter und der Müllerin ein Wort das andere gab, hängte der Sohn die Armbrust und die Pelzmütze des Gastes an die Stange über dem Ofen und begab sich dann in die Dachkammer des Hauses zur Ruhe. Auch die Alte tappte sich bald darauf hinaus in das Gemach neben der Stube, und der Ritter that, als wollte er dem Exempel der guten Leute folgen und die Ofenbank zu seinem Nachtlager erwählen. Aber er legte sich nicht, sondern nahm, indem ihm der Vollmond dazu leuchtete, aus seiner Jagdtasche die Thaler, die ihm von dem Einkaufe in Weißenburg übrig geblieben waren, steckte sie uneingewickelt in den Beutel des stille stehenden Mahlganges, und verließ so stille, als ginge er bürschen, die gastliche Mühle, um nach Treuchtlingen zu seiner Tochter zurückzukehren, die schon dreimal voll Sorgen gefragt hatte: Wo bleibt denn heute der Vater?"

„Der Sohn der Wittwe schlief aber nur zwei oder drei Stunden, und kam dann aus seinem luftigen Schlafgemach wieder herab, um den Waizen des Wirths von Detterheim zur bevorstehenden Kirchweih vollends zu mahlen. Und nun geschah, was der goldene Ritter gewollt hatte. Kaum war der Mahlgang angelassen, kaum fing der Kasten an zu klappern, als Thaler um Thaler klingend aus dem Beutel in den Vorkasten fiel. Der junge Müller blieb lange, wie eine Bildsäule, davor stehen, bis er endlich zulangte und die gro-

ßen, gewichtigen Münzen aus der Kleye in seine Mütze klaubte, um sie seiner Mutter in der Kammer zu bringen."

„Und diese Thaler — setzte der alte Schulmeister von Zimmern hinzu — verwandelten sich nicht in Kohlen, wie es bei Teufelsmünzen der Fall sein soll, sondern ein neues Haus, das sich den nächsten Sommer darauf auf dem Platze des alten erhub, zeigte, wozu sie verwendet worden waren. — Noch ehe sie starb, legte die Witwe ihre Hand segnend auf das Haupt einer wackeren Schwiegertochter, und der Krämer aus Schwaben ging nie mehr des Weges, ohne einzukehren und seinen Löffel in die gastliche Schüssel zu tauchen oder unter dem sicheren Dache zu schlafen."

2.

„Da ich noch," fuhr der alte Schulmeister von Zimmern fort, „als Schneidergeselle wanderte, kam ich auf dem Wege von Schweinfurt nach Hause in das Dorf A., welches noch mitten in den Weingärten des gesegneten Franken liegt. Das Thor des Friedhofes stand gerade offen, und da man auf einem Gottesacker wohlfeiler und ungestörter ruht, als in dem Wirthshause, so ging ich hinein und setzte mich auf eine Bank, die an der Kirche angebracht war. Etliche Schritte weit davon grub der alte Todtengräber eine Schlafkammer. Als er damit zu Stande gekommen war, trug er seine Werkzeuge in das Bahrhäuslein, und setzte sich dann zu mir. Vor uns lagen zwei große und an Form ganz gleiche Grabmäler aus Uffenheimer Sandstein neben einander. Das eine sollte das Gedächtniß einer zu Ende des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Gräfin von C. verewigen, und die Inschrift auf dem andern ersuchte den Wanderer, dem Andenken des hier in Gott ruhenden Oekonomen N. eine Thräne zu weihen."

„Die Gleichheit der Grabsteine und ihr nahes Nebeneinanderliegen waren mir auffallend, und ich fragte den Todtengräber, woher dieß komme, da doch unter diesen Grabmälern keine Eheleute oder nahe Verwandte und Glieder Einer Familie zu schlummern schienen. Der alte Mann antwortete, indem er auf den uns zunächst liegenden Stein wies: Hier ruhen die irdischen Ueberreste des seligen Herrn N., bei welchem ich als Oberknecht diente und von dem man auch weit über unser Dorf viel Gutes zu erzählen weiß Jedem, der nach ihm fragt. — Als vierzehnjähriger Knabe, den Vater und Mutter verlassen hatten, kam er auf die Schreibstube eines gräflichen Kanzleiraths in C. und blieb daselbst bis in sein vierundzwanzigstes Jahr zur großen Zufriedenheit seines Herrn Prinzipals, der nicht wenig von ihm forderte. Da erbarmte sich endlich des sehr brauchbaren jungen Mannes ein Graf von C. und machte ihn zu seinem Secretär mit einer jährlichen Besoldung von dreihundert Gulden. Ehe er aber noch zu diesem Ehrenposten erhoben worden war, hatte er schon ganz im Stillen und ohne daß es Jemand wußte, als er selbst, ein wackeres Mädchen liebgewonnen, das drüben in W. war. Nachdem er aber eine Besoldung hatte, von der man damals noch mit Weib und Kindern ohne Nahrungssorgen leben konnte, war es natürlich sein erstes Geschäfte, daß er um die unberingte Hand der Jungfrau bei Vater und Mutter anhielt. Und man will noch immer behaupten, daß es seines Degens, den er als gräflicher Beamte trug, nicht bedurfte, um das Jawort von dem Mägdlein und ihren Aeltern zu erzwingen. Denn er war ein schmucker Mann, dem das gute Herz aus den Augen sah und der Kopf auf dem rechten Flecke stund.“.

„Mit der Frau Secretärin kam aber auch ein schönes Vermögen von vier tausend Gulden in das Haus, die an-

nehmbare Ausfertigung ungerechnet. Dieß veranlaßte den Herrn R. nach einigen Jahren diese runde Summe nebst den dazu gekommenen Interessen zu nehmen, sich dafür Weinberg, Acker und Wiese zu kaufen, sein Amt niederzulegen und als freieigener Mann die letzten zwei Drittel seiner Pilgrimschaft auf seinem Gütlein zuzubringen. Als er seine Wirthschaft anfing, kam ich als Knecht zu ihm und blieb es auch, bis sie ihn hier begruben. Denn sonst war es nicht so selten, als jetzt, daß Herr und Knecht beisammen blieben ihr Leben lang, wie Abraham und Elieser."

„Mein Herr behielt zwar, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, mit Erlaubniß des Grafen seinen Titel noch bei; aber die Bauern des Dorfs, welche absonderliche Freunde von Spitznamen waren, kümmerten sich nichts darum, sondern nannten ihn schlechtweg den Degelesbauern. Denn er legte als Oekonom seinen kleinen Degen nicht ab, und die Ortsleute konnten es hundertmal sehen, wie mein Herr mit demselben an der Seite über die Furchen oder die ungelegten Rebstöcke hinwegstieg und mir sagte, was ich heute oder morgen thun sollte. Auch zankte er sich deshalb mit den Bauern nicht, weil er ein großer Freund von Ruhe und Frieden war und mit ihnen heben und legen wollte. Uebrigens segnete der Herr seinen Feldbau, und er wurde nach und nach reicher, als Einer im Ort, ob ich mich gleich nicht erinnere, ihn nur einmal wegen schlechter Witterung verdrüßlich oder bekümmert und unzufrieden gesehen zu haben. Aber das erinnere ich mich wohl, daß er uns Dienstboten nie, auch in der Ernte und Weinlese nicht, Morgens aus dem Hause ließ, ehe er mit uns gebetet und ein Capitel aus der heiligen Schrift vorgelesen hatte. Im Winter wurden meistens zwei daraus. Und dort drüben die Wiese, über welche jetzt der schwerste Heuwagen fährt, ohne eine Hand breit einzu-

sinken, ließ er mit vielen Kosten nach und nach aus einem Sumpfe herstellen.

Mit der Hälfte Geld hätte er eine zweimal größere und schon in gutem Stand befindliche kaufen können; allein er wollte in Jahren, wo der Wein nicht gerieth, die armen Leute beschäftigen und so etwas verdienen lassen. Oft sah ich ihn auch, während ich Reben beschnitt und anband, unter einem Apfelbaume sitzen und in einem kleinen Büchlein lesen. Es waren die Psalmen, extra gedruckt. Sie kamen niemals aus der Tasche seines Alltagrockes und nach seinem Tode schenkte mir seine Tochter das Büchlein zum Andenken an den Seligen."

„Nachdem der Todtengräber in seiner Erzählung so weit gekommen war, erhub er sich, um das Zweite zu dem Leichengottesdienste zu läuten, der bald gehalten werden sollte. Nach dem Läuten kam der Alte wieder, setzte sich und fuhr fort zu erzählen."

„Da ereignete es sich ganz unerwartet, sagte er, daß eine geborene Gräfin von C., welche von ihrem Gemahl, einem Preußischen Freiherrn, verstoßen war, in das Dorf kam, und schon am ersten Tage drunten im Wirthshause äußerte, daß sie hier ihr Leben beschließen wolle, weil sie ihr leiblicher Bruder, der regierende Graf, nicht aufgenommen habe. Dieß würde nun auch unsern Leuten im Dorf eine ungemeine Ehre gewesen sein, wenn sie in einer Staatscarosse angefahren wäre und versichert hätte, daß sie gesonnen wäre, hier jährlich so und so viel hundert Gulden zu verzehren. Allein die arme Frau ließ sich nicht undeutlich merken, daß sie außer ihrem großen Stammbaum und einigen kleinen Edelsteinen von der Welt nichts mehr habe, und bald in der Lage sein werde, in der die Wittwe von Sarepta war, als der Geist des HErrn den Propheten vor ihre Hütte führte.

Und dieß war ein sehr erheblicher Umstand, der unsern Gemeindevorstehern so schwer auf das Herz fiel, daß sie in ihrem Rathe beschlossen, die arme Gräfin wieder fortzuschieben, weil man doch, wie sie meinten, nicht wissen könnte, ob sie nicht durch die Aufnahme derselben Seine Erlaucht den regierenden Herrn Grafen vor den Kopf stoßen würden, der gewiß nicht ohne Grund auf seine Frau Schwester zürne."

„Eine solche Unbilde war aber meinem Herrn, der auch mit im Rathe saß und für die Andern die Feder führen mußte, zu arg. Er verbürgte sich mit seinem ganzen Vermögen für die Gräfin und erhielt dann in Gnaden die Erlaubniß, daß er ihr aus seinem Beutel ein Stüblein miethe und sie aus seiner Küche speise. Darnach versüßte er der unglücklichen Frau ihre traurige Lage so viel als möglich, und erwieß ihr, die ihrer hohen Geburt zukommende Ehre, wie von ihm, als einem guten Christen und einem auch gegen die Geringsten im Dorfe höflichen Manne nicht anders zu erwarten war."

„Nach diesem Allen waren abermals einige Jahre verflossen, als ganz unverhofft in Holstein eine reiche Gräfin in ihren besten Jahren wegstarb und unserer Frau Gräfin ihr ungeheures Vermögen hinterließ, wodurch sich natürlicher Weise gar Manches änderte. Die nunmehr reich gewordene Frau machte die Schullehrerswitwe Meier zu ihrer Kammerjungfer, meinen Herrn aber, den Degelesbauern, ernannte sie zu ihrem Verwalter mit einem jährlichen Gehalte von hundert Dukaten, und machte ihm immer ein Präsent von fünfzig, so oft er sie im Sommer in das Bad Brückenau begleitete, das sie von nun an wegen ihrer schwachen Gesundheit brauchte. Auch der Hof in C. blieb bei dieser Veränderung nicht ruhig. Er schickte einen Canzleirath zu uns, um meinem Herrn ein Schreiben zu überreichen, worin er zum gräflichen Commerzienrath ernannt war, weil er, wie mit großen Buchstaben

geschrieben stand, sich durch seine Musterökonomie die größten Verdienste um die Grafschaft erworben habe. Mein Herr aber, der schon wußte, wie viel es geschlagen hatte, antwortete lächelnd: Für den Titel lasse ich Seiner Erlaucht unterthänigst danken. Ich gedenke den zu behalten, den mir meine Herren Collegen, die hiesigen Bauern, gegeben haben. Sollte sich aber der Herr Graf meiner geringen Fürsprache bei seiner Frau Schwester bedienen wollen, so bin ich von ganzem Herzen dazu bereit. — Und er hielt auch Wort. Sein freundliches Anerbieten wurde mit beiden Händen angenommen, und er wußte es bei unserer Frau Gräfin mehr als einmal dahin zu bringen, daß sie ihrem Bruder bedeutende Summen vorschoß und ihm die quittirten Schuldscheine an Weihnachten oder an seinem Geburtstage zurückgab."

„Nach dieser glücklichen Veränderung kamen bis aus Holstein herunter zwei junge Grafen auf Besuch. Die alte Gräfin konnte aber wegen ihres engen Losements ihre vornehmen Vettern nicht beherbergen, sondern mein Herr nahm sie in sein Haus und an seinen Tisch. Als sie das erste Mal bei uns aßen, setzten sie sich als leichtsinnige junge Leute ohne Umstände sogleich nieder, ohne vorher zu beten, ob sie gleich sahen, daß die Gäste alle stehen blieben und zum Gebet ihre Hände falteten. Dieser französische Leichtsinn war aber meinem Herrn ein Greuel, und er sagte daher zu den Junkern: Gnädige Herren, hie zu Lande ist man gewohnt, für Alles, was man geschenkt bekommt, zu danken. Diese Speise und dieser Wein sind unverdiente Geschenke Gottes. Kommen Sie und lassen Sie uns auch gegen ihn wenigstens artig und höflich sein! — Und die Junker erhuben sich wieder von ihren Stühlen und wagten es nicht mehr, so lange sie bei uns waren, zu Tische zu gehen, wie das Füllen der lastbaren Eselin zur Krippe."

„Nicht lange darauf hatte aber mein Herr, der nichts weniger leiden konnte, als das Fluchen, Gelegenheit, auch an der alten Gräfin ſelbſt einen böſen Fehler zu ſtrafen, wenn ich ſo ſagen darf. — Sie war nämlich, wie ich ſchon ſagte, gewohnt, jedes Jahr von meinem Herrn begleitet, nach Brückenau zu gehen. Einmal aber, es war zu Anfang der neunziger Jahre, fiel es ihr plötzlich und ohne daß es ihr der Arzt gerathen hätte, ein, zur Abwechſelung einmal auch nach Wiesbaden zu reiſen. Mein Herr wendete unterthänig dagegen ein, daß dieſe Reiſe des Kriegs halber ganz unſicher und für ihn ſeiner Oekonomie wegen zu lange dauern würde. Widerſpruch konnte aber die alte Gräfin überhaupt nicht vertragen, und da ſie gerade noch dazu Kopfweh hatte, wurde ſie durch dieſen Einwand ſo außer ſich gebracht, daß ſie Gottesfurcht und Anſtand vergaß und im höchſten Jähzorne ausrief: Der T. ſoll mich auf der Brücke von Schweinfurth zerreißen, wenn ich heuer nach Brückenau gehe! — Mein Herr nahm ſtillſchweigend ſeinen Hut und empfahl ſich. Die Frau Gräfin wurde aber bald wieder ruhig und ſah dann ohne Brille gar deutlich, daß ſie nicht nur eine ſchwere Sünde begangen habe, ſondern auch, wie ſie meinen Herrn kannte, nicht hoffen könne, daß er nachgeben werde. Sie ließ ihn alſo noch am Abend des nämlichen Tages holen und ſagte zu ihm: Beſter N. ich habe mich nach mehrerer Ueberlegung und Erwägung der Sache eines Andern beſonnen. Ich will auch heuer wieder, wie gewöhnlich nach Brückenau und erwarte von ihm, daß Er mich dahin begleitet. — Mein Herr aber antwortete: Sie verzeihen, gnädigſte Frau, ich kann auch dahin nicht mit, weil ich es für eine ſchwere Sünde halte, Gott zu verſuchen, wie Sie, und Einen Weg mit Jemanden zu gehen, der es gethan und noch nicht ernſtlich bereut hat. Es ſei denn, daß ſie zuvor Ihre Sünde beichten

und Absolution erlangen, sonst werde ich nicht die Ehre haben können, Sie zu begleiten. — Er hat Recht, sagte nun die Gräfin, meiner Seele und ihm zu lieb will ich thun, was er verlangt. Bemühe Er sich nur nachher noch zu dem Herrn Pfarrer mit der höflichen Bitte mich zu besuchen. — Der würdige Seelsorger — da neben der Sakristei-Thüre ist sein Grab, kam, strafte die Gräfin mit ernsten Worten über den Jähzorn, den sie noch in ihren alten Tagen über sich Herr werden ließe, und ermahnte sie das Werk der Heiligung eifriger zu betreiben, als bisher. Die Frau gelobte es mit Hand und Mund, und drei Wochen darauf fuhr sie mit meinem Herrn und ihrer Kammerjungfer über die Mainbrücke. Als die Bögen derselben unter ihrem Reisewagen wiederhallten, faltete sie ihre Hände und verharrte einige Minuten in stillen Gebeten."

„Und der Todtengräber hätte mir gewiß von seinem Herrn und der alten Gräfin noch Manches erzählt; aber es schlug auf dem Thurme über uns ein Uhr. Darum erhub er sich und ging mit einigen Schulknaben in die Kirche und fing an mit allen Glocken zu läuten. Ich stund auch auf, nahm meinen Wanderbündel wieder auf den Rücken und verließ den Friedhof. Die Glockentöne und die Stimmen der Sänger gaben mir noch lange das Geleite. —

3.

„Einmal," erzählte der alte Schulmeister von Zimmern bei seinem Gevatter, dem Müller, — „es war im Weinmonat und am Simonis Judä, erging ich mich im Freien, um, so zu sagen, den Schulstaub von Lunge und Kleidern durch die frische Luft auf den Bergen wegblasen zu lassen, und gelangte in den Wald zwischen hier und Biswangen. Die

Winde hatten nach dem heißen Sommer schon die gelben Blätter der Buchen, Birken und Espen abgeschüttelt, und unter den Bäumen wimmelte es von emsigen Menschen, wie in einem Weinberge. Denn die meisten Leute von Biswangen waren darüber, die letzte Gabe des Herbstes, das abgefallene Laub zu sammeln. Zwei derselben, der alte Meier und sein Sohn, saßen auf einer gefällten Eiche und warteten auf den Knecht mit dem Anspann. Von der Arbeit ausruhend verzehrten sie, was die junge Meierin an weißem Brod und geräuchertem Fleisch in das Säcklein gethan hatte, so neben ihnen lag. Ich schritt vollends durch einen jungen Fichtenanflug und setzte mich zu den beiden Männern, von denen ich den alten Vater schon als ehemaligen Verweser der Schule in Biswangen kennen und hochachten gelernt hatte."

„Nun, Herr Schullehrer, sagte der alte Meier nach einem freundlichen und herzlichen Willkomm, wie lange wird Er denn noch da unten in Zimmern bleiben? Mit ihm will es doch gar nicht vorwärts. Unser alter Schulmeister ist krank und wird nicht mehr aufkommen. Will Er sich denn nicht um seinen Dienst melden, wenn er gar gestorben ist? oder fürchtet Er das Bergsteigen?"

„Das, alter Simeon," antwortete ich, „fürchte ich am allerwenigsten. Aber vor etwas unter Euch da oben würde ich mich doch fürchten, wenn heute oder morgen unser Erlauchter Kirchen- und Schul-Patron spräche: Christoph Fuhrmann, ich will dich zum Schulmeister in Biswangen machen."

„So, im Ernst?" meinte der junge Meier. „Was ist denn das, wenn ich fragen darf, Herr Schullehrer?"

„Eure Familienfeindschaften, gab ich ihm zur Antwort, Eure Feindschaften, die von den Vätern und Müttern auf die Söhne und Töchter und von den Großältern auf Enkel und

Urenkel forterben, wie die Erbsünde und wie die Feindschaft zwischen den Juden und Samaritern."

„Nun, fuhr der junge Mann fort, die einander nicht gut sind, die läßt eben der Herr Schullehrer laufen, wann er einmal bei uns ist. Im herrschaftlichen Amte werden die halsstarrigen Hammel schon geschoren."

„Wie Du wieder redest, Hansjörg! fiel ihm der Alte in das Wort. Läßt Du die Dornen gehen, welche von der Hecke in Dein Krautbeet hineinlaufen? läßt Dein Weib die Disteln gehen, die mitten in ihrem jungen Flachs aufschießen? Ich selber habe schon oft in meinem Herzen gesprochen: Es wird meiner Seele lang zu wohnen unter denen, die den Frieden hassen. — Und der Lehrer sollte es ruhig mit ansehen, wenn schon die Schulkinder sich unter einander hassen und an ihnen in Erfüllung geht das Sprüchwort: Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen? Ist es nicht ein öffentliches Aergerniß, wie gegenwärtig unsere zwei Wirthe einander bei den Ohren haben?"

„Was ist das für eine Geschichte, alter Freund? fragte ich, indeß der Greis sein Brodmesser in die Tasche steckte."

„Unser Dorf, antwortete der Alte, liegt so hoch, wie Er weiß, daß man von den umliegenden Feldern in die Tyroler Berge hineinschauen kann; aber dennoch hat es seine Quellen, welche Jahr aus Jahr ein laufen. Eine dieser Quellen in einem Garten kaufte vor etlichen Monaten der obere Wirth und leitete ihr Wasser, das sonst unbenützt zwischen den gelben Schmalzblumen oder unter dem Schnee hingeronnen war, durch Röhren in sein Bräuhaus. Und war mit seinem Kaufe zufrieden und seine Gäste waren es auch, weil er in seinen Kessel von der Quelle nicht mehr laufen läßt, als zu einem guten weißen Bier gehört."

„Auch der untere Wirth sieht bald, daß sein College eine

gute Einrichtung getroffen hätte. Er kauft also ein Grundstück, das zunächst neben der Quelle des oberen Wirths liegt und ebenfalls lebendiges Wasser hat, legt auch eine Röhrenfahrt an und sieht bald mit großer Freude das schöne Wasser in seinen Bottich laufen. Mutter und Weib, Knecht und Magd, die er dazu ruft, freuen sich auch mit ihm. Denn wenn er den Hahn an der Brunnenröhre zuläßt, lauft nichts heraus, aber wenn er den Hahn aufmacht, strömt es mit Gewalt."

„Aber für den obern Wirth war dieß kein Spaß. Denn als er in der Nacht aufstund, um unter seinem Kessel nachzuschüren, war es in seinem Bräuhaus stille, wie in einer Capelle, und die Röhre seines Brunnens so trocken, wie der Lauf einer Flinte. Der untere Wirth hatte nämlich seine Röhrenfahrt tiefer gelegt, und so dem oberen das Wasser genommen, weil es eigentlich nur eine Quelle ist, die nur in zweien, durch die Hecke getrennten Armen an den Tag kommt."

„Also legte sich der obere Wirth nicht mehr zu Bette, sondern zog seinen blauen Sonntagsrock an und ging hinunter in die Stadt zum Gericht. Wär' er zuerst zu mir gekommen, so hätt' ich zu ihm gesagt: Vetter Michel, ich weiß schon, du magst den untern Wirth nicht, und du und sein Vater ihr habt schon eure Hunde aufeinander gehetzt, daß sie sich zerrissen. Aber wenn ich du wäre, ginge ich doch zu ihm und sagte: Vetter, es ist besser, wir sind einander gut, denn feind, könnten auch mit besserem Gewissen zum Nachtmahl gehen. Wie wäre es, wenn wir mit einander Eine Brunnenstube bauten? Dann hätten wir, Einer wie der Andere, Wasser, so viel wir brauchen zum weißen und zum braunen Bier. So hätt' ich ihm gesagt, und so meinte unser Herr Stadtvogt auch, der zwischen den zwei Widersachern einen Vergleich stiften

wollte. Aber der untere Wirth, der auch in die Stadt gekommen war und den er rufen ließ, schüttelte in seinem Uebermuthe immer mit dem Kopfe und versicherte, um seinen Widerpart zu ärgern, er habe vor, das Wasser bis in seinen Taubenschlag hinauf leiten zu lassen, damit seine Tauben nicht mehr in die Gaulschwemme hinunter fliegen müßten. Dann ging er wohlgemuth noch in das Wirthshaus und ließ sich eine Maas oder zwei schmecken."

„Der obere Wirth hatte aber den Mund voll Galle und Sägespähne. Denn er spuckte auf dem Heimwege immer aus, und wer ihm begegnete, sah es ihm sogleich an, daß ihm etwas über die Leber gelaufen sei. Doch trat er ganz fröhlich in seine Stube und die Gäste, die sich darin gesetzt hatten, meinten, er habe den Prozeß gewonnen. Aber er sagte kein Wort, sondern ließ den andern Tag in aller Frühe seine ganze Röhrenfahrt herausreißen und um einen Schuh tiefer legen. Drei Tage darauf lief das Wasser schon wieder frisch und frei in seinen Kessel."

„Der Untere öffnete zwar am Morgen darauf den Hahn an seiner Brunnenröhre, aber es kam nichts mehr heraus, so wenig als aus dem Maul eines abgestandenen Karpfen. Er lief eilends zu seiner Brunnenstube an der Quelle hinauf, aber auch darin war nicht mehr so viel, daß ein Frosch seine Augen hätte waschen können. Der Nachbar hatte Alles. Nun war das Klagen an ihn, und er sattelte seinen Rappen, um nichts zu versäumen. Aber er wäre viel später auch noch zu bald gekommen. Denn der Stadtvogt ließ ihn erstens sehr hart an, und sein Widerpart, mit dem er nunmehr sehr gerne ein gütliches Uebereinkommen getroffen hätte, schüttelte fürs andere nun auch mit dem Kopf und sagte, sein Herr College möchte nur seine Tauben zu ihm hinauf schicken, auf ein Maul voll Wasser komme es ihm jetzt nicht mehr an."

„Der untere Wirth nahm sich nun zwar vor, seinem Wasserdieb einen Advokaten auf den Hals zu setzen, und wollte nur noch von seiner Frau den Consens dazu einholen. Aber auf dem Heimwege fällt ihm etwas Besseres ein, und war sein Widerpart die vorige Woche vergnügt heimgekommen, so stieg er noch vergnügter von seinem Rappen. Was der andere gethan hat, denkt er, kann ich, der ich mit meinem Bräuhause viel tiefer liege, als er, noch einmal thun. So geht er den folgenden Tag mit seinen Zimmerleuten hinauf an die Brunnenstube, und läßt von da an bis hinunter in sein Haus die Röhren so tief legen, daß der Andere es ihm nicht mehr zuvorthun kann, und nun trocken sitzt."

„Nun, und wie ging es weiter?" fragte ich den Alten begierig, als er in seinem Bericht inne hielt.

„So, fuhr der Meier fort, steht dato die Sache. Der Obere und der Untere haben einen Bündel Geld zum Fenster hinausgeworfen, und hat der Eine auch den Sieg davongetragen, so möcht' ich doch nicht in seiner Haut stecken. Aber der Herr im Himmel droben muß recht langmüthig sein, sonst hätte er gewiß schon mit dem Finger seiner Allmacht unter der Erde ein paar Felsen auseinander gerückt, daß die Quelle statt nach oben nach unten hinab flöße und keinem von beiden zu gut käme."

„Indessen war aber der Wagen des jungen Meiers angelangt, und er ging mit seinem Vater hin, ihn zu beladen. Aber ich wandelte traurig zurück in mein Altmühlthal und seufzte: O guter Gott, wie viele Leute verdammen sich doch selbst, indem sie beten: Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

4.

An Petri Stuhlfeier des Jahres 1763 hatte der Schulmeister von Zimmern eine Abendgesellschaft. Der Müller mit seinen zwei Töchtern, die nach dem Tode ihrer Mutter das Haushalten führten, saßen an seinem Tische. Fast eine Stunde schon hatten die beiden alten Männer, von denen sich der Schulmeister etwas auf preußische Seite hinneigte, miteinander an dem Hubertsburger Frieden gearbeitet, und wollten an demselben Abend noch wenigstens mit den Präliminarien fertig werden. Da thaten die beiden Mägdlein Einspruch und unterbrachen die Friedensunterhandlungen mit dem Ansuchen, der Herr Schulmeister möchte auch ihnen seine Aufmerksamkeit schenken.

Der Gebetene, dem es schwer fiel, seinen gewesenen braven Schülerinnen eine Bitte abzuschlagen, legte daher die Frankfurter Post-Avisen vom 26. Januar obigen Jahres bei Seite und langte nach seinem Hausarchiv, das heißt nach der großen, schwarzen Schachtel auf dem Bettstatthimmel, in der sich außer andern Papieren auch mehrere Briefe seines in einem Sächsischen Städtlein verstorbenen Bruders befanden. Von diesen wählte er einen der älteren, steckte seine Brille auf die Nase und rüstete sich zum Vorlesen, was gerade an jenem Abend etwas schwierig war. Denn die angeschwollene Altmühl rauschte laut über das Wehr, der Sturmwind aber rüttelte bald an der Hausthüre und bald fuhr er durch den Schornstein herab, als wollte er auch den Riegel der Küchenthüre probiren. Deßwegen ließen auch die beiden Müllerstöchter ihre Räder ruhen und legten ihre Hände in den Schooße während ihnen das Schulherrlein, wie sie ihn unter sich nannten, Folgendes vorlas:

Steinhausen an Pauli Bekehrung 1741.

Lieber Bruder!

Ob sie gleich in allen Geboten und Satzungen des HErrn untadelich geht, ist doch meine Frau, wie du weißt, ohne Ehesegen geblieben, und wäre mir lieb, wenn deine Kinder noch lebten, damit unseres Namens Gedächtniß nicht ausginge, wenn wir zwei Brüder unsere vier Augen zugethan haben. Nun habe ich zwar ein Kind, aber ich kann nicht einmal zu ihm sagen, wie weiland Laban zu Jacob: Du bist mein Bein und mein Fleisch. Das Mägdlein war schon ein Waisenkind, als es anfing mich „Vater" und mein Weib „Mutter" zu nennen.

Wie mag das zugehen? fragst du da mit dem Obersten Nicodemus, und ich antworte dir, wie folgt.

St. Petrus der Apostel schreibt: Weidet die Heerde Christi, so euch befohlen ist, und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern willtglich, nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern von Herzensgrunde. — Aber unser Präceptor Völlner mochte diesen Spruch lesen, wie unser Rabbiner das Alte Testament, nämlich verkehrt. „Nicht aus Herzensgrunde, sondern um der Wolle willen." Deßwegen wünschte er auch, daß kein Kindlein sterben möchte, ehe es in seiner Schule gewesen wäre und ihm die Frucht des Schulgeldes getragen hätte. Konnte er seinen Collegen einen Schüler wegschnappen, so machte er sich so wenig ein Gewissen daraus, als ein Hecht in eurer Altmühl, wenn er nach einem fetten Kärpflein fährt. So lange Steinhausen steht, war noch Niemand wegen rückständigen Schulgeldes ausgepfändet worden. Herr Völlner führte diesen schlimmen Gebrauch ein. Aber was kam dabei heraus? Eine Tagelöhnerin aus der Vorstadt, welche auf diese Weise ihr Kopfkissen herlassen

mußte, lief ihm in das Haus und bettelte um Nachlaß oder wenigstens um Nachsicht. Aber der Präceptor schob sie unsanft zur Thüre hinaus, und die Tagelöhnerin, die samt ihrem Gläubiger das Hauptgebot des guten Hirten vergessen haben mochte, wünschte ihm, daß er den Hals brechen möchte. Sie blieb auch noch vor der Hausthüre stehen und schrie etwas von Ehebrechern und dergleichen. Zum Glück kam bald der Stadtknecht dazu, und machte ihrem Sermon ein Ende, noch ehe sie zu dem Amen gekommen war.

Bald darauf starb die brave, wackere Frau des Präceptors vor Kummer. Denn er war ihr keine Stütze des Anhaltens, sondern ein Geisel-Pfahl schwerer Prüfung gewesen. Nach ihrem Tode ließ der Wittwer der Holzersparniß wegen seine Bettstatt und den Schreibtisch unten in die Wohnstube bringen. Ein achtzehnjähriges Mädchen dagegen, welches die Leute für einen Nebenzweig von ihm hielten und das nun allein mit ihm in seinem Hause wohnte, mußte oben hinauf ziehen. Die untere und die obere Stube standen aber mit einander in Verbindung, und wenn man das Fallbrettlein in der Decke zwischen beiden aufthat, so konnte man von oben und unten mit einander reden. Der Präceptor pflegte daher auch, wenn er Nachts etwas bedurfte, auf einen Schemmel zu steigen und mit seinem langen spanischen Rohre das Lädelein aufzustoßen. Ein Glockenzug wäre freilich für den fetten und schweren Mann bequemer gewesen; aber ein klingender Thaler im Kasten mehr hatte für ihn einen lieblicheren Ton, als eine klingende Schelle.

Und so kam es denn, daß in der Walburgisnacht 1737 in dem Caplaneihause ein großer Schlag geschah. Aber nur die hungrigen Mäuse darin mochten darüber erschrecken. Die junge Hausgenossin des Präceptors kam nicht aus ihrem ersten Schlafe und sah erst am Morgen, als sie mit ihrem Pflege-

vater reden wollte, seine Leiche in einer Lache Blut auf dem Boden liegen. Sie schrie im ersten Schrecken zum Fenster hinaus um Hilfe. Zwei Bauern, die eben vorüberfahren wollten, kamen eilends herbei, liefen aber noch schneller davon, als sie den Leichnam mit dem umgedrehten Halse bemerkten. Der Arge, mochten sie denken, habe hier auf seinem Wege nach dem Blocksberge einen Reisecumpan mitgenommen. Endlich kam auch der Hausarzt des Präceptors. Dieser nahm aus der rechten Hand des Leichnams das lange spanische Rohr, deutete damit auf den umgeworfenen Schemmel und sagte: „Seht, Leute, der Herr Präceptor wollte da oben das Fallbrettlein aufstoßen; aber er bekam das Uebergewicht, fiel an die Wand und brach den Hals. Im Todeskampf hat er sich selbst unter seine Bettstatt hinuntergeschoben. Aber sein Gesicht wird wohl so bleiben, wie es nach dem Rücken zu gedreht ist und die Hände werdet ihr ihm auch nicht mehr falten können."

„Seine Pflegetochter hinterließ der Präceptor verkrüpelt an Leib und Seele. Sie war einseitig und hatte einen Höcker. Denn der Verstorbene hatte sie einmal in einem Anfall von Jähzorn unter den Tisch geschleudert, wie eine junge Katze, mit dem Fuß. Dann hatte sie auch aus seinem Munde nichts Gutes gehört, und ihr nachheriger schlechter Lebenswandel wird in dem großen Schuldbuche auf dem Blatte stehen, das mit seinem Namen überschrieben ist, mit seinem schwarzen Namen."

„Eine verheirathete Base nahm sie nach dem Tode des Präceptors zu sich in ihr Haus. Aber sie ließ sich mit dem Ehemanne derselben in ein — —"

Hier stockte der alte Schulmeister im Vorlesen, und sagte, seine Brille einen Augenblick von der Nase nehmend, zu den Müllerstöchtern, seinen Zuhörerinnen: Hier haben mir die vermaledeiten Motten ein Stück aus dem Briefe gefressen.

Aber so viel ich mich noch erinnere, stand auf diesem Platze, wie die so tief gefallene Weibsperson in zwei aufeinander folgenden Jahren vor versammeltem hochwürdigen Consistorium mit zwei körperlichen Eiden ihre Unschuld beschwor, und wie man ganz allgemein und nach allen obwaltenden Umständen ihre Schwüre für Meineide hielt. — Ihr werdet also den Faden wohl nicht verloren haben, wenn ich weiter lese, wie folgt:

„Nun auch von ihren Schwestern samt ihren zwei Kindern verstoßen, zog sich die verlorene Tochter in einen Thurm an der Stadtmauer zurück, wo sie einige Jahre ihr Wesen trieb. — An diesem Thurme kam ich vorgestern vorüber und hörte darin ein Kind kläglich wimmern. Ich wollte hinein, um zu sehen, ob ich nicht helfen könnte; aber auf mein Klopfen folgte kein Antworten und Aufthun. Denn die Thüre war inwendig verriegelt. Ich holte also den Schmiedmeister Lambrecht dazu. Dem giebt der Riegel nach und wir treten hinein. Ach, du lieber Gott, welch ein Jammerbild! Da liegt auf dem alten, zerriebenen Stroh in der Bettstatt die Mutter, ein mit Lumpen und Fetzen bedeckter Leichnam, und das noch lebende Kind sitzt auf dem Höcker der Mutter und sieht die fremden Männer starr an. Wir stehen auch lange, wie Bildsäulen, und wollen nicht zugreifen. Denn das Insekt, das zur Rache über die Gotteslästerer erschaffen ist, hatte den Leichnam verlassen und sich auf dem armen Kinde gesammelt. Endlich, nachdem ich einen schweren Kampf mit dem Ekel gekämpft hatte, hob ich die kleine Jammergestalt aus dem Greuel heraus.“

„Und wie ich das arme Mägdlein nahm, so habe ich es noch, nur mit dem Unterschied, daß seiner meine Frau indeß mütterlich gepflegt und gewartet hat. Niemand wird es mir mehr abnehmen, und deine Erbschaft, wenn du mich überlebst,

wird durch den Findling etwas geschmälert werden. Aber wir beide sind ja nicht von dem Stamme Levi, sondern aus dem Geschlechte der barmherzigen Samariter, und du weißt es besser, denn ich: Je mehr auf solche Weise ein irdisches Erbtheil geschmälert wird, desto mehr wächst das himmlische und ewige Erbe.

Doch genug für dießmal! Der HErr sei mit dir und mit

Deinem getreuen Bruder

Andreas."

„Sie brachten aber, fügte der alte Schulmeister hinzu, indem er seinen braunen Brief wieder zusammenlegte, mein Bruder und seine Frau brachten das arme Kind nicht auf. Es ging in seinem sechsten Jahre heim. Seine beiden Pflegeältern folgten auch bald nach und ruhen nun dem Leibe nach auf dem Friedhofe, eines zur Rechten und das andere zur Linken des Kindes, wie sie gewollt hatten. Sie werden nun sehen und schmecken, was auf sich habe das Wort: Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Ein Bruchstück aus einer Reisebeschreibung.

Das Dorf Malnitz, wo die beiden Pilger aus dem lieben Altmühlthale für die Nacht rasten wollten, nachdem sie von Bad-Gastein aus die Tauern überstiegen hatten, liegt noch auf einer der Riesenstufen des Gebirgs, sehr hoch über den Feldern, auf welchen der Mensch seine Sichel anschlagen und Garben binden kann. Einige zerrissene Schneewolken

ließen uns tief hinunter ſchauen in das Thal, durch das die reißende Drau weit ſchneller fließt, als der Wanderer geht, der lieber in dem ſchönen und biederen Kärnthen Hütten bauen möchte. Aber eben dieſe hohe Lage des Dorfes in einer von Fremden äußerſt ſelten beſuchten Bucht des Hochgebirges mag die Urſache ſein, warum ſeine Einwohner, ein Hirtenvölklein, den Durchzügler, der aus Deutſchlands flachen Theilen herkommt, durch ihre Kraft und Biederkeit überraſchen. Außerdem liegt aber in ihrem ganzen Thun und Laſſen Etwas, das nicht von der Entlegenheit des Orts, ſondern von dem Lebenshauche des Evangeliums herrühren mag, der gewiß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts über die Scheideck herüber wehte, wodurch Kärnthen von dem langen Thale der Salzach getrennt wird. Und dieſer Lebenshauch weht gewiß auch dort an den Abhängen der Tauern in ſo manchen Herzen fort, obgleich der Föhn von Süden herauf gekommen war und nach menſchlicher Meinung Alles ganz rein gefegt hatte. Denn das Gebirge und das menſchliche Herz haben mitunter Tiefen, über welche die ſtärkſten Stürme wirkungslos hinweggehen und das ſtillblühende Edelweiß des Glaubens unberührt laſſen müſſen.

Der obere Wirth von Malnitz, der eben einem Capuciner das Geleite gegeben und von ihm den Segen zum Dank für ſeine Wohlthätigkeit empfangen hatte, führte die beiden Pilger aus dem Altmühlthale mit der freundlichſten und wohlthuendſten Zuvorkommenheit in ſeine Stube, ein reinliches und äußerſt geräumiges Gaſtzimmer. An dem Tiſche, der Thüre zunächſt, nahm unſer Führer, der wandernde Schneider, ſeinen Platz. An den zweiten, auf welchen ein großes, hölzernes Crucifix herabſchaute, ſetzte ſich der jüngere Pilger, um die ausgeſtandenen Beſchwerden des vergangenen Tages in ſeiner Schreibtafel zu verewigen und in Erwartung anderweitiger Erquickun-

gen dem ganz eigenthümlichen Krainer Weine die gebührende Ehre anzuthun.

Hinter dem Ofen saß schon, als wir eintraten eine kleine Gesellschaft, bestehend aus einem alten Manne und den drei Kindern des Wirths, zwei Knaben und ein Mägdlein. Sie kümmerten sich um die neu angekommenen Gäste wenig, sondern baten den alten Jacob, daß er ihnen wieder etwas erzählen möchte. Sobald aber der ältere Pilger von Erzählen hörte, setzte er sich zu dem Wirthe auf die Ofenbank, doch so, daß er von der kleinen Gesellschaft nicht gesehen werden konnte. Was er auf diesem warmen Plätzlein hörte, das giebt er, so weit er sich in seiner Klosterzelle an der Altmühl der Sache noch erinnert, dem freundlichen Leser in folgenden Zeilen wieder:

„Was ich zuerst erzähle, begann der graue Jacob, ist für den Xaver, und ihr zwei andern könnet meinetwegen auch aufmerken und der Mutter davon sagen, wenn sie nachher mit euch zu Bette geht."

„Von den Erzgruben in dem Rathhausberge hat der Xaver schon gehört, und wenn er einmal um einen Kopf oder zwei größer geworden ist, kann er über die Tauern steigen und selber hineingehen und sehen, daß es auf und an den Bergen viel schöner und lieblicher ist, als in den Bergen. In einer von diesen finstern Erzgruben stürzte vor mehr als hundert Jahren plötzlich ein Theil der Decke ein und begrub den Florian Hochbühler, einen armen Bergmann. Seine Frau ließ den Leichnam herausgraben und für ihren verunglückten Mann Seelenmessen lesen, obgleich der letzte Pfennig darauf ging, der noch im Kasten war. Ein halbes Jahr darauf bekam sie noch ein Töchterlein und benetzte es mit ihren Thränen, als ob sie es darin baden wollte. Ihre beiden älteren Kinder aber spielten munter um sie herum, und wußten

nichts von der Noth und dem Kummer der Mutter, die oft samt ihnen bei ihrem heimgegangenen Manne zu sein wünschte. Denn sie sah unter schweren Sorgen den nahen Winter herbeikommen und wußte nicht, daß sie vergeblich sorgte."

„In Gastein nämlich nahm sie eines Tages eine Stiftung, die vor Zeiten ein wiedergenesener Badegast gemacht hatte, in Empfang. Auf dem Rückwege verirrte sie sich und gab bald die Hoffnung auf, den rechten Weg wieder zu finden. Denn es wurde schon dunkel und ein heftiger Wind jagte ihr den Schnee in die Augen. Sie ging daher auf geradewohl zu, drückte ihr jüngstes Kind fester an die Brust, hielt das größere Mädchen mit ihrer linken Hand, und tröstete ihren Toni, der bald neben und bald hinter ihr herlief, mit dem Versprechen, daß sie bald zu Hause sein würden. Was sie aber ihrem Anton versprach, widerfuhr nur ihr und den beiden kleineren Kindern, wenngleich auf eine ganz andere Weise, als sie meinte. Die Finsterniß wurde immer tiefer, der Wind immer heftiger, der fallende Schnee immer stechender nnd der gefallene immer höher. Die arme Witwe wurde endlich matt, daß sie immer mehr wankte, dann noch einige Schritte ohne Bewußtsein forttaumelte und zuletzt ohnmächtig hinfiel."

„Der kleine Toni war schon einen Augenblick vorher über einen jähen Abhang hinabgerutscht. Er arbeitete sich aber als ein rüstiger und entschlossener Junge tapfer durch den tiefen Schnee, kehrte dem unausstehlichen Winde den Rücken zu und richtete sich zuletzt nach einem Licht, das er in einer Entfernung von etwa hundert Schritten brennen sah. So kam er bald an das große, einzeln liegende Haus, das einem Nachkommen des Christoph Weitmoser gehörte. Dieser Samariter meinte, was jeder rechte Christ an seiner Stelle auch gemeint haben würde, den Knaben hätte ihm der Vater der Waisen zugeschickt. Er schüttelte daher dem kleinen Gast den

Schnee aus Kleidern und Locken, und ſetzte ihn zwiſchen ſich und ſein Weib und ſeine Dienſtboten, die mit ihren großen hölzernen Löffeln gerade um eine tiefe Schüſſel mit dampfender Suppe herumſaßen. Aber die Mutter und die kleinen Schweſtern, von denen Anton mit großen Zähren im Auge redete, konnte er in derſelben Nacht nicht mehr finden, ob er gleich mit ſeinen Bergknappen nach ihnen ausging, der Sturm ſich indeſſen gelegt hatte, und der Mond wieder helle ſchien. Die Männer riefen, was ſie konnten; aber es antwortete Niemand, als die rauſchende Gaſtein. Erſt am Morgen darauf fand Weitmoſer, der barmherzige Samariter, was er ſuchte. Die Mutter, das jüngſte Mägdlein noch in den Armen und wenige Schritte davon das ältere, ſie lagen erſtarrt unter dem Leichentuche, das Alles, nur die reißende und unbändige Löwin, die Gaſtein, nicht bedeckte. Anton wollte die Mutter durch Rufen und Schütteln wecken, wie er zu Hauſe zu thun gewohnt war, wenn er einmal früher erwachte, denn ſie. Aber Weitmoſer ſah, daß hier kein Morgenſchlummer ſondern ein Todesſchlaf ſei und ertheilte ſeinen Begleitern die nöthigen Aufträge zum Wegſchaffen der Leichname. Er ſelbſt kehrte mit ſeinem Pflegeſöhnlein unmittelbar in ſein Haus zurück."

„Hier war es dem Kinde, das von Vater und Mutter ſo bald verlaſſen worden war, wie der jungen Blaudroſſel, die der Vater vergangenen Sommer aus dem Neſte genommen und in dieſe Stube getragen hat, wo Alles ganz anders iſt, als es daheim an ihren mit Büſchen bewachſenen Felſen war. Bald aber fand ſich Anton in das neue Leben, legte heiter und geſund ſeine Knabenjahre zurück, und machte dann dem alten Weitmoſer mehr Freude, als ihm vielleicht leibliche Söhne gemacht hätten, wenn er damit geſegnet geweſen wäre. Das Bild ſeiner hingegangenen Mutter jedoch, blieb immer unverrückt und ungetrübt in ſeiner Seele ſtehen. Darum ſaß

er auch oft, wenn Sonntags Morgens die anderen Knappen noch ſchliefen, oder Abends in dem großen Wirthshauſe von Hofgaſtein noch zechten, auf der Stätte, wo ſie unſer Herr Gott von ihm genommen hatte. Aber nicht als Träumer. Bald prüfte er ſein Herz und ſeinen Wandel in dieſer Welt, bald blickte er dankbar auf den Weg zurück, welchen er von dem Vater im Himmel ſo gnädig und barmherzig geführt worden war, bald betete er und fand im Gebete den Frieden, den ſeine Kameraden weder auf dem Tanzboden noch auf der Kegelbahn des großen Wirthshauſes fanden. Es mochte ihm da manchmal geweſen ſein, wie mir, wenn ich als Todtengräber da drüben ein Grab mache und nach vollendeter Arbeit neben dem meiner ſeeligen Mutter noch ſitzen bleibe, bis der Einſiedler im Lerchenwalde zum Abendgebet läutet und der Mond über die Tauern herüber kommt."

„Der fromme und untadelhafte Lebenswandel des Knappen Anton war zwar, wie ſein Pflegevater, der alte Weitmoſer, einmal zu ihm ſagte, das ſchönſte Denk- und Grabmal, das er ſeiner Mutter ſetzen konnte. Doch dachte der junge Mann zuweilen auch über ein anderes nach, und faßte zuletzt den Entſchluß, an der Stelle, wo ſeine Mutter mit den Schweſtern gefunden worden war, ganz einfache Denkſteine zu ſetzen. Ueber die Form derſelben war er bald mit ſich einig. Das Kreuz, ſprach er bei ſich ſelbſt, erweckt doch in uns die tröſtlichſten Gedanken und die größte Sicherheit der Hoffnung, und darum will ich dieſe Form wählen. Von nun an war auch der rüſtige Geſelle ganz mit der Ausführung ſeines kindlichen Vorſatzes beſchäftigt, nämlich in den Stunden, welche ihm ſeine Arbeit in der Erzgrube übrig ließ. Er nahm ganz im Stillen Hammer und Meiſel, ſuchte ſich mitten in dem Lerchenwald, wo er Sonntags Niemanden ſtörte und keine Störung zu fürchten hatte, drei Felſentrümmer, ein größeres

und zwei kleinere, und fing dann an nach Kräften zu arbeiten. Am Nachmittag des zwanzigsten Sonntags, vom ersten Hammerschlag an gerechnet, meiselte er schon an dem dritten Kreuze, während die beiden fertigen unter Moos und Nadeln verborgen lagen."

„Diesen heiteren Herbsttag hatte aber auch der alte Weitmoser gewählt, um in seinen Wald zu gehen und unter den Lerchenbäumen, welche schon mit gelben Nadeln da standen, gesunde Stämme zu einer neuen Scheune auszusuchen. Und da führte ihn denn der HErr HErr, der Klein und Groß führt, zu seinem Pflegesohn, der eben in seiner besondern Arbeit versteft war, und mit niedergeschlagenen Augen erzählte, was er vorhabe, weil er von dem ernsten, alten Manne einen Verweis zu erhalten fürchtete. Aber der alte Weitmoser legte seine Hand auf die Schulter des Pflegesohnes und sprach so recht feierlich, wie Pater Urban, wenn er uns in der Kirche den Segen ertheilt, und mit Thränen in den Augen: Du hast erfüllt das Gebot: Ehre Vater und Mutter! durch deinen frommen Wandel, und erfüllst es durch dieses kindliche Werk. Auf daß es dir nun nach Gottes Verheißung auch auf Erden wohl gehe, nehme ich dich hiermit ganz als meinen Sohn an und auf, und übergebe dir mein Haus und meine Grube. Pflege meiner in meinen alten Tagen und gedenke in deinen Gebeten nächst deinen Aeltern auch meiner."

„Die drei steinernen Kreuze — setzte der alte Jacob hinzu — ließ auch der alte Weitmoser noch in dem nämlichen Herbste an dem Orte, für welchen sie bestimmt waren, setzen, und eine Linde dazu. Denket Kinder, wenn ihr einmal zu den drei Kreuzen unter der Linde kommt, an eure Aeltern, an Anton und an euch selbst."

Einige Augenblicke schwieg nun der alte Erzähler und würde, in Gedanken verloren, noch länger geschwiegen haben,

wenn ihn nicht des Wirthes zweites Söhnlein, ein rothwangiger Knabe von acht Jahren, erinnert hätte, daß jetzt die Reihe an ihn sei, und daß man auch ihm etwas erzählen müsse. Der Alte erwachte wie aus einem tiefen Traume, besann sich einige Augenblicke und fuhr dann fort zu erzählen:

„Auf der großen Fichte, welche hoch über der Kirche zwischen den Felsen und Haselbüschen lehnt, war vergangenen Sommer ein großes Nest mit einem festen Dache und in dem Neste drei junge Eichkätzlein. Ihre Mutter, die den hungerigen Kindern eben Zirbelnüsse gebracht hatte, saß einmal ganz außen auf einem Ast der Fichte und putzte sich mit den Pfoten die Schnautze. Da kam so schnell, wie ein Stein aus der Luft, ein großer Raubvogel herab, packte sie mit seinen Krallen und verzehrte sie auf dem nächsten Felsen zum Morgenimbiß. Nur das Schwänzlein ließ er übrig, das der Wind nahm und in das Dorf herunter wehte."

„Die Alte war nun weg, aber was sollte aus den armen Jungen werden? — Da sie von dem Raubvogel nichts gesehen hatten, wußten sie nicht, warum die Mutter wie sonst, keine Nüsse mehr bringe, und trauten sich doch auch nicht von dem hohen Baume herunter, da sie noch nicht klettern gelernt hatten. Da kam der große Sturm, der die Schindeln von unserem Dache herabwehte, wie Papierblätter, und stieß auch an die große Fichte, daß sie krachte und mit abgerissenen Wurzeln langsam umsank. Wäre sie in das Thal hinuntergefallen, so hätte sie unsere Kirche zerschlagen und die Eichkätzlein wären auch hin gewesen; so aber drückte sie der Wind zwischen die Felsen und Gebüsche hinein, und die Eichhörner sahen nun, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten und aus dem Neste herausschauten, Alles um sie her voll Haselnüsse, so daß sie nur zulangen und speisen durften. Und die Haselnüsse bekamen ihnen so gut, daß sie bald von einem

Baume und Felsen zum andern springen konnten. Aber da kam ihnen der Herbst über den Hals, und schon beim ersten Schnee, den er vorigen Monat von den Tauern herabjagte, merkten sie, daß ihr Pelz für den nahen Winter viel zu dünne sei. Schneidermeister haben die Eichkätzlein aber nicht und auch kein Geld zu Wollenzeug. Da setzten sich alle drei in ihrer Noth an einem kühlen Morgen auf einen Lerchenast hinaus und beteten im Stillen. Ja das älteste derselben wurde sogar laut und sprach: O, guter Gott, siehe, es friert uns, daß wir zittern. Schenke uns ein wärmeres Kleid. Du hast uns erhalten, als die große Fichte umfiel, und hast uns gespeiset, obgleich die Mutter nichts mehr brachte. O, gieb uns jetzt auch ein warmes Kleid! — Ihr Gebet muß auch nicht vergeblich gewesen sein. Denn als wir, der Vater und ich vorgestern das Heu aus dem untern Speicher herabholten, scherzten die Eichkätzlein auf einem Zirbelbaume und sahen dabei so dick aus, wie unser Herr Amtmann, wenn er seinen Pelzrock anhat. Und wenn sie wieder etwas brauchen, so weiß ich schon, an wen sie sich wenden. Weißt du es auch, Marie?"

„O ja, entgegnete das kleine Mägdlein und schlug dabei in die Hände, an unsern Vater im Himmel. Und wie er die Eichkatzen gehört hat, wird er gewiß auch mich hören."

„Ja wohl, versetzte der alte Jacob, zumal wenn du fromm bist." Das Mädchen aber, zu welchem er dieß sagte, war das jüngste Kind des Wirthes, ein todtenbleiches Töchterlein, an dessen Leben der Wurm nagte, und ich war begierig, was dieses auf seinen Theil bekommen würde, als es in dem bestimmtesten Tone erklärte, der alte Jacob müsse auch ihm etwas erzählen.

„Erzählen, entgegnete der Alte, kann ich dir heute nichts mehr; aber das schöne Liedlein von gestern will ich dir vor-

Lasset die Kindlein zu mir kommen
denn ihrer ist das Himmelreich

ſagen, bis du es ganz kannſt, und wenn du es morgen früh der Mutter im Bette vorſagſt, ſo giebt ſie dir wieder eines von den Bildern, die heute der Pater Urban aus Vellach mit herauf gebracht hat, vielleicht das ſchönſte, worauf der Herr Jeſus abgebildet iſt und die Kinder und Engel, und unten ſtehet geſchrieben: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer iſt das Himmelreich! — Nun merke nur recht auf!

O, Mutter, laß mich fort! mich heißet Jeſus ziehen,
Wo in dem Garten dort die Bäume immer blühen
Und ſchöne Engel gehen, ſeh' ich ihn freundlich ſtehen.
Viel Kindlein um ihn her, ſteht er in ihrer Mitten;
Es macht ihm kein Beſchwer der Kindlein vieles Bitten;
Mit unverdroßnen Mienen verweilt er unter ihnen.
Jetzt öffnet er den Mund und thut den guten Kleinen
Viel ſchöne Dinge kund, daß ſie vor Freuden weinen. —
Ach, willſt du mir denn wehren, den Heiland auch zu hören?
O nein, du läßt mich fort, läßt mich zum Heiland gehen,
Und glaub es auf ſein Wort, er läßt mir nichts geſchehen.
Ich werd' im ſchönen Garten ganz ſicher auf dich warten. —

Während dieſer Lektion, die der alte Jacob gab, kam die Wirthin von Malnitz mit einer Schüſſel Forellen für die Pilger aus dem Altmühlthale in beiden Händen herein, und blieb unter der Küchenthüre ein wenig ſtehen, um zuzuhören. Aber ſie mußte die blanke Schüſſel einen Augenblick auf die Ofenbank ſtellen, ſonſt wären ihre Thränen auf die Forellen gefallen.

Noch ein Bruchſtück aus der nämlichen Reiſebeſchreibung.

Nachts gegen neun Uhr beurlaubte ich mich bei meinem gaſtfreundlichen Wirthe, dem Kaufmanne H. in Trieſt, und

ging durch den Corso auf den Molo hinab. Auf der östlichen Seite desselben lag das neue Dampfschiff, der Vapore, noch ganz ruhig auf der Stelle, die er an Rasttagen einzunehmen pflegt. Die Verbindungsbrücke zwischen dem niederen Damme und dem hohen Fahrzeuge bildete eine gar nicht breite Planke, gewiß nicht breiter, als die historische des Fiesko und die moralische, auf der jeder Unruhestifter und Rebell geht. Auf dem Verdeck des Dampfschiffes brannte die große Schiffslaterne und nicht weit davon hing eine Glocke, die gerade zum zweiten Male angezogen wurde, als ich an Bord gekommen war. Als ein Matrose ihre Zunge zum dritten Mal in Bewegung gesetzt hatte und die säumigsten unter den Passagieren eilig über die Planke geschritten waren, wurde sie in das Meer gestoßen, das Licht auf dem Verdeck ausgelöscht und ein Ventil in der Maschine geschlossen. Plötzlich wurde nun der schlummernde Vapore munter, seine Flossen griffen tief ein in die dunkeln Wogen, aus seiner Nase ging es, wie aus einem Brennofen erster Größe, Wolke um Wolke, und hinter sich her schleppte er einen langen, feurigen Schweif in dem Gewimmel der unruhigen Wellen.

Der kühlen Nachtluft wegen gingen die reisenden Damen und Herren bald in die Kajüten hinab. Auf dem weiten, finsteren Verdeck war Niemand mehr, als der Steuermnnn in dem braunen Matrosenmantel mit der Kapuze, den Hebel des Ruders unter dem Arme, vor sich in einem hohlen Pflock den Compaß, mit einer kleinen Lampe beleuchtet. Nicht weit davon setzte ich mich auf eine angebundene Kiste und lehnte mich an den Mast, von dem nahen Venedig träumend, das mir in meinen Knabenjahren in unerreichbarer Ferne lag und dem wir nun in reißender Schnelle und gerader Linie, wie ich meinte, zusteuerten.

In wenigen Stunden konnten wir, trotz des ziemlich

niedrigen Windes, in der alten Dogenstadt sein. Aber schon früh um zwei Uhr sauste der eingepreßte Dampf des Kessels auf einmal durch die Abzugsröhre, die Maschine stand still, und zwei Anker fielen von der Seite des Schiffes hinab auf den Grund des Meeres. Die Herren und Frauen in den Kajüten meinten nun, unvermuthet schnell auf der Rhede von Venedig angekommen zu sein, und eilten auf das Verdeck herauf. Aber hier kam ihnen der Capitän entgegen und verkündigte ganz kalt und trocken, daß man sich irre. Er habe seinen Cours nicht westlich sondern östlich genommen und sich vor dem anziehen Scirocco in die sichere Bucht von Pirano zurückziehen müssen.

In einer trüben Stimmung, die aber durch die Ergebung in Gottes Willen und Führung bald wieder abgeklärt wurde, begab ich mich auf meine Kiste an den Mast zurück, und sah die letzten Flammen auf dem Leuchtthurme gegenüber hin und her wanken und dann verlöschen. Später ließ sich der Capitän in dem kleinen Boote des Dampfschiffes mit unsern Reisepässen und seinen Papieren an die Dogana des Ortes hinüber rudern. Eine kleine Stunde darauf kam ein großes Boot herüber und setzte uns Passagiere an das Land.

Nun war ich in Pirano. Aber was sollte ich in dem kleinen und schmutzigen Flecken anfangen? Das Beste blieb, den heitern, wenn auch windigen Morgen auf den Anhöhen umher zuzubringen. — Durch eine sehr enge Gasse, die zwischen hoch ummauerten Oelgärten endigte, kam ich bald hinauf zu dem Leuchtthurm. Köstlich und schon für sich allein einer Wallfahrt von mehreren Tagen werth ist die Aussicht von diesem Punkte. Rechts hin wandelt der Blick an der Küste von Istrien hinauf und an der Bai von Triest herum bis über Duino hinaus; links hin ruht er zuerst in einer stillen Bucht,

und wird dann durch eine vorſpringende Anhöhe in die offene See hinaus gewieſen.

Auf einer kleinen Bank neben dem Leuchtthurm und durch eine Gartenmauer geſchützt vor dem Scirocco, der noch immer ziemlich ſtark über die Küſtenhügel von Iſtrien wehte, ſaß ein alter Mann in einem Invalidenrock und mit einem Zopfe, deſſen ungewöhnliche Länge gewiß auch der Hochwächter auf dem Caſtel von Trieſt nicht überſah, wenn er ſeinen Tubus zur Aufnahme der Signale herüber richtete. Die köſtliche Ausſicht war aber dem Veteranen ſo alltäglich, wie den Hochwächtern allen auch die reichſte Gegend, welche ſie von Amtswegen überſchauen müſſen. Mit ſichtbarem Wohlfallen ſchaute er in die Gluth ſeiner brennenden Pfeife, und nur dazwiſchen mit einer flüchtigen Amtsmiene auf den ſüdlichen Rand des Meeres. Es war ein Deutſcher. Deutſch und herzlich erwiderte er meinen „Guten Morgen!“ und ich ſetzte mich zu ihm auf die Bank.

Aber kaum hatten wir einige Worte gewechſelt, als im Süden hohe Maſten, mit allen Segeln bedeckt, auftauchten, und eine Brigg, faſt ganz auf der Seite liegend, im ſchnellſten Fluge herankam. — „Die Amerikaner ſind doch unſinnige Menſchen, ſagte der Veteran beim Anblick des Fahrzeuges, ſie fahren bei einem Wetter, vor dem ein ordentlicher Capitän alle ſeine Segel einrafft und einen Ankerplatz ſucht.“

Dann erhob er ſich, um zu thun, was ſeines Amtes war. Ich folgte dem Alten die hellen und bequemen Treppen des Thurmes hinauf in ſeine Wachtſtube mit vier Fenſtern. Das Freundliche und Bequeme derſelben fiel mir auf, und ich ſagte zu dem Hochwächter, nachdem er ſeiner Amtspflicht Genüge geleiſtet hatte: „Kaiſer Franz hat doch für eure alten Tage ein ſchönes und gutes Standquartier aufgeſpart.“

„Gott ſegne den Kaiſer! antwortete der Greis, indem er ſeine

Pfeife außen an dem Fenſterſims ausklopfte, der Kaiſer hat mich auf dieſen Ruheplatz gethan, aber mein Einkommen, mit dem ich auch Weib und Kinder ernähren könnte, rührt nicht aus ſeinem Säckel her, ſondern aus der Stiftung einer wohlthätigen Frau, welche dieſen Leuchtthurm gebaut und dafür geſorgt hat, daß ein alter Wachtmeiſter ſeine Tage ohne Sorgen der Nahrung beſchließen kann. Dieſe Verſe zwiſchen den Fenſtern hier rühren auch von ihr her. Auf Deutſch heißt der eine: Hoffen und Harren machen Manchen zum Narren — und der andere: Harren und Hoffen halten das Himmelreich offen." —

„Wie verfiel denn, verſetzte ich voll Verwunderung, die Stifterin auf dieſe Verſe?"

„Das iſt bald geſagt, antwortete der Veteran. Der reiche Kaufmann Rubicondi ſchickte vor vielen Jahren ein großes Schiff, das er ganz auf eigene Koſten ausgerüſtet hatte, nach Südamerika, und ſeinen einzigen Sohn mit. Weil aber beide lange Zeit nicht zurückkamen und nichts von ſich hören ließen, ſo verlor der Kaufmann aus Kummer ſeinen Verſtand und ſtarb in dem Irrenhauſe zu Venedig. Seine Frau aber, eine gute Chriſtin, ſetzte ihre ganze Hoffnung auf Gott, und erlebte es, daß ihr Sohn zehnmal reicher zurückkam, als er ausgegangen war. Von einem Theil des großen Gewinnes ließ der Sohn den Leuchtthurm bauen, und ſeine Mutter ſorgte für den Wächter darin. Auch ließ ſie nicht nur die Verſe zwiſchen die Fenſter ſchreiben, ſondern beſtimmte auch in der Stiftungsurkunde: „Item. Der Wächter ſoll, wenn er Nachts die Laterne angezündet und das gewöhnliche Gebet für die, ſo auf dem Meere ſind, verrichtet hat, noch hinzufügen: Ja, Herr und Vater aller Gnade und Barmherzigkeit voll, wer harret und wartet dem ſchenke durch deinen Geiſt, der in uns alles Gute wirkt, Geduld und Ergebung, daß er harre

und warte in Gebet und Flehen zu deines Namens Ehre und ſeiner Seele Seligkeit. Amen. — Und ſo der Wächter ungläubig und in ſeinen Gebeten läßig erfunden würde, ſo ſoll ihm vorerſt der Genuß dieſes meines Oelgartens entzogen und einem armen, frommen Manne zugewendet werden, der zu beten williger wäre.“

„Habt Ihr den Garten noch?“ fragte ich den Hochwächter, obgleich vieles Fragen ſonſt meine Sache nicht iſt.

„Ja wohl! antwortete der Greis, und Fra Bonifazio, den die Franzoſen aus ſeinem Kloſter vertrieben haben, iſt ſeit etlichen Jahren mein Gärtner. Er nennt das ſchöne Grundſtück Gethſemane und theilt das Oel, die Feigen, die Kaſtanien und die Mandeln mit mir.“

Die kurze Wanderſchaft.

Wer vor fünfzig und eilichen Jahren am Tage Matthäi die blauen Herbſtblumen in dem oberen Altmühlthale zählen wollte, der durfte nur mit einem Handwerksburſchen gehen, dem ſeine Mutter noch von der Hausthüre aus über die weite Wieſenfläche nachſah.

Ihr Sohn, ein Schuhmacher wie ſein verſtorbener Vater, hatte ſchon etliche Tage, in tiefe Gedanken verloren, auf ſeinem Rappen geſeſſen. Und wenn ihm ſeine Mutter fragte „Andres, fehlt dir was? iſt dir was?“ ſo empfing ſie jedesmal eine Antwort, aus der ſie ſo wenig herausklauben konnte, als eine Henne aus Sägeſpähnen.

„Ich weiß es wohl, Andres, ſprach dann die Wittwe in ihrem Herzen, wo dich der Schuh drückt, ohne daß du es

mir zu ſagen brauchſt. Dir gefällt es nicht mehr in deines Vaters Hauſe, und der Hoffahrts-Teufel macht's dir zu enge. Du möchteſt ein großer Herr Schuhmacher werden, wie du ſie auf deiner Wanderſchaft in Nürnberg und Frankfurt geſehen haſt, und weißt nicht, daß du wärmer ſitzeſt, als hundert andere Meiſter, die keinen Knieriemen mehr an den Fuß bringen, ſondern nur zuſchneiden. Aber in Gottes Namen! Willſt du fort, ſo geh' fort! halt ich dich auf, ſo bleibſt du ewig unzufrieden; verſuchſt du's aber, ſo meine ich, wird es dich bald gereuen. Andres, es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einer Wanderſchaft von etlichen Jahren und zwiſchen einem Abſchied von Mutter und Heimath auf immer!"

Endlich machte Andres eine halbe Schwenkung mit ſeinem Rappen und ſprach: „Mutter, nun ich Alles recht überlegt habe, kann ich Ihr ſagen, daß ich nicht mehr hier bleibe."

„Warum, Andres?" fragte die Wittwe hinter ihm an dem Hanfrocken, und that, als wunderte ſie ſich ſo wenig über ſeine Rede, als hätte er geſagt, ſie ſolle die fertigen Stiefel zu dem untern Wirth tragen, der ſie beſtellt.

„Es iſt hier nichts, antwortete Andres, was Einer in dieſem Neſt iſt, das muß er ſein Leben lang bleiben."

„Du haſt Recht, verſetzte ſeine Mutter, dein ſeliger Vater hat wohl zwanzig Knieriemen zerriſſen an ſich und an dir, und am Ende hat es eben in ſeinem Lebenslaufe geheißen: Der ehrbare Johann Matthias Palmberger, Altreis (Alſchuhmacher) und Schutzverwandter dahier. Nichts dahinter und nichts davor."

„Darum, fuhr der junge Schuhmacher fort, will ich nach England oder Amerika. Da hat ſchon Mancher ſein Glück gemacht."

„Ja wohl, ſein Glück gemacht, ſtimmte die Wittwe dem Sohne bei. Gerade jetzt erzählt man viel von einem Sattler-

geſellen aus Schneeberg in Sachſen. Ackermann heißt er. Der ging über Paris nach London in England, und ward daſelbſt ein ſo reicher und angeſehener Mann, daß jetzt die Grafen und Fürſten in ſeinem Hauſe ein- und ausgehen, wie bei Unſereinem die Hühner. Und der Erzbiſchof iſt ſchon bei ihm zum Caffee geweſen mit ſeiner Frau. Seinen armen Freunden in Schneeberg ſchickt er aber ein Geldſtück um das andere."

„Ich werde Eurer auch nicht vergeſſen, liebe Mutter, verſicherte der junge Mann auf dem Rappen, und ſtellte die Stiefel des Wirths auf die Seite, nachdem er die letzte Hand daran gelegt hatte. Ich werde Euch ſchon von Zeit zu Zeit ſchreiben, wie es mir geht. Und wenn Ihr einmal unter einem Brief von mir leſet: Euer dankbarer Sohn, Hofſchuhmachermeiſter Seiner Majeſtät des Königs von Großbritannien, Schottland und Irland — dann dürft Ihr Euch flugs aufmachen, wie der Erzvater zu ſeinem Sohne Joſeph in Egyptenland. Denn ich wollte mich Eurer nicht ſchämen, und wenn ich König würde."

„Bis dahin, verſetzte die Mutter, indem ſie ſich mit der Schürze eine Thräne aus dem Auge wiſchte, darfſt du dir um meinetwillen keine Sorge machen. Denn ein neues Haus, zwei Kühe im Stall und etliche Morgen im Feld und an der Altmühl ſind für ein Wittweib mehr als genug."

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als Andreas ſchon anfing um ſeinen Rappen herum aufzuräumen. Seine Mutter aber wehrete es ihm und ſprach: Lieber Sohn, das laß mir über. Nimm nur den Handwerkszeug, den du als Geſelle auf der Wanderſchaft brauchſt und ſchnalle deinen Bündel. Der Ranzen, den du vor drei Jahren aus der Fremde mitgebracht haſt, iſt noch ganz gut und hängt drüben in der Kammer. Indeß habe ich Zeit, dir zum Abſchied dein Leib-

gericht zu bereiten. Denn du sollst erst gegen Abend ausziehen und heute nicht mehr weiter als nach Merkendorf gehen. Du möchtest dir sonst wehe thun.

Und so geschah es auch. Andreas schnallte seinen Wanderbündel, aß sein Leibgericht mit großem Beifall, plauderte noch zwei oder drei Stunden mit seiner Mutter über dieses und jenes, und ging dann, von ihr bis vor die Hausthüre geleitet.

Die Witwe aber sprach bei sich, als sie, die beiden Hände in der Rocktasche, nach ihrem Stüblein zurückkehrte: „Ich lasse Alles liegen und stehen, auch seinen Rappen; denn er wird nicht lange ausbleiben.“ Und als eine Stunde darauf die Nachbarin kam und Schuhe zum Flicken brachte, nahm sie dieselben an und antwortete: „Morgen Abend könnt Ihr wiederkommen und sie holen; da werden sie fertig sein.“

Andreas aber, je weiter er ging, desto länger wurde ihm der Weg nach England und Amerika. Schon auf den Wiesen zwischen den beiden nächsten Ortschaften gelobte er bei sich selber, sich mit der Neuen Welt nicht einzulassen. In dem großen Mönchswald gab er auch England auf, in dem tiefen Sande hinter demselben fiel der Zeiger bis auf Frankfurt zurück, und als ihm in Merkendorf da und dort aus den Stuben ein heimliches Abendlicht entgegenschimmerte, wie vom Himmel die ersten Sterne, fühlte er ganz, was es heiße, Mutter und Heimath auf Nimmerwiederkommen zu verlassen.

So kam er in die Herberge seines Handwerks, nippte ohne großen Appetit von dem Bier, welches ihm vorgesetzt wurde, und legte sich dann zwischen die Würzburger Fuhrleute, die auf dem Stroh in der Stube herumlagen. Sein Wanderbündel machte er zum Kopfkissen. Dann löschte der

Wirth die mit Schmalz gefüllte Lampe aus, und das Mondlicht herrſchte nun allein in der Stube.

Andreas aber hatte einen ſchlimmen Platz gewählt. Sein Schlafkamerad zur Linken träumte vielleicht von einer Schlägerei. Wenigſtens ſchlug er mit ſeinen großen und harten Fäuſten gewaltig um ſich, und traf dabei den Schuhmacher ſo in das Genick, daß dieſer erſchrocken aufſprang und eine andere Schlafſtätte ſuchte. Eine lange, ſchmale Tafel, welche an der Wand von dem Fenſter bis zur Stubenthüre reichte, und auf der nichts ſtand, als ein Scheffel, lud ihn ein. Er hob den Scheffel herab und ſein Wanderbündel hinauf und legte ſich dann ſelbſt nach Bequemlichkeit zurecht. Wenige Minuten darauf ſchloß ein ſanfter Schlaf ſeine Augen und eine Erinnerung aus ſeiner früheſten Jugend zog, in einen Traum verwandelt, durch ſeine Seele. Es träumte ihm, er liege als Knabe von ſieben oder acht Jahren zum Baden entkleidet auf einem flachen Ufer der Altmühl, und wollte ſich in dem ſchwarzen Schlamme wälzen, um dann ſeinen Kameraden plötzlich als Mohr zu erſcheinen. Lange war es ihm, als könnte er über ein Brett nicht in den Schlamm hinunter kommen. Endlich wich das Hinderniß, und er ſank nun bis über die Ohren in die weiche, ſchwarze Maſſe. Eine Weile war es ihm wohl darin; aber durch eine raſche Wendung bedeckte er auch ſein ganzes Geſicht, Mund und Naſe damit, und war nun dem Erſticken nahe.

Darüber erwachte Andreas, und lag mitten in einem Backtrog, wie ihn hier zu Lande diejenigen Wirthe haben, die ihr Brod für Kirchweihen, Hochzeiten u. ſ. w. ſelbſt backen. Denn während er ſich in ſeinem lebhaften Traum bemühte, über das Brett in den Balſam der Schweine hinunter zu kommen, wich der Deckel des Troges allmäh-

lig, ſchnappte dann auf, und ließ den Träumer mit ſeinem Wanderbündel in den gährenden Semmelteig hinabgleiten.

Als Andreas ſeine Badewanne mit wachenden Augen ſah, wo er wohl mit Einem Sprunge wieder heraus. Aber was anfangen? Hätte er Lärm geſchlagen, ſo würde der Zorn des Wirthes, dem er ſein Hochzeitbrod verdorben hatte, und der Spott der Fuhrleute, Dienſtboten und Kinder haufenweiſe über ihn gekommen ſein. Er beſchloß alſo, wie der Iltis aus dem Taubenſchlag, ohne Abſchied davon zu gehen, ſchüttelte ſich, daß die Teigflocken weit umherflogen, nahm Hut, Stock und Wanderbündel, und ging durch das Fenſter wieder hin, woher er gekommen war. Dabei lief er, was er nur konnte, um noch vor Tagesanbruch zu ſeiner Mutter heim zu gelangen, und ſchwitzte unter ſeinem Ueberzug, wie ein Schinken, der in Teig gewickelt in einem Backofen liegt.

Seine Mutter hatte indeſſen auch wenig geſchlafen. Denn ihre zuverſichtliche Hoffnung auf die baldige Wiederkunft ihres Sohnes war doch etwas gewichen. Sie trat, ſchon als der Morgen graute, unter ihre Hausthüre, und ſah den Wieſengrund hinauf, der faſt bis an den Mönchswald vor ihr lag. Und es währte nicht lange, ſo erkannte ſie in dem wandelnden Teige ihren Andreas. Ob ſie bei ſeinem Empfang mehr Freude oder mehr Erſtaunen zeigte, war nicht zu unterſcheiden. Andreas hielt ſich am wenigſten bei dieſer Unterſuchung auf, ſondern ſchlüpfte der Nachbarn wegen ſo ſchnell als möglich unter Dach. Eine Stunde darauf, nachdem er ſich von ſeiner Salbe gewaſchen und in ſein Hausgewand geworfen hatte, ſaß er ſchon wieder auf ſeinem alten Rappen, und flickte die Schuhe, die Tags zuvor gebracht worden waren, als wäre zwiſchen geſtern und heute nichts beſonderes vorgefallen. Fort begehrte er nicht

mehr, ſondern ſuchte ſich eine Gehülfin, die um ihn ſei, nach dem Willen ſeiner Mutter, und hielt eine große Hochzeit.

Etliche Tage zuvor erinnerte er ſich an den Hochzeit-Teig, den er auf ſeiner Reiſe nach Amerika verdorben hatte, und ſchickte, jedoch ohne Namensunterſchrift, dem Wirth in Merkendorf zur vollen Entſchädigung drei neue Kronenthaler auf der Poſt.

Die Schlüsseljungfrau.

Zwischen Treuchtlingen und Pappenheim vereinigt sich der Möhrenbach mit der Altmühl. Er rinnt durch ein kurzes aber tiefes Thal, und die Forelle findet in ihm das lebendige, reine und schattige Wasser, welches sie liebt. Ihrem Berufe, die Sägen und Mahlgänge von etlichen Mühlen in Bewegung zu setzen, kommt sie mit unermüdlichem Eifer nach. Nur an den hohen Festen feiert sie auch, und geht müßig von Wehr zu Wehr, von Erle zu Erle, wobei sie mit jedem Steine plaudert, der ihr im Wege liegt.

Jetzt ist es in dem Möhrenthal stille und todt. Die Winde, die darüber hinwehen und nur die Wipfel der höchsten Tannen an seinen Seitenwänden berühren und das Murmeln des Baches unterbrechen die Stille nicht, sondern machen sie nur fühlbarer. Hin und wieder ein Müller, der an dem Hinterpförtlein seiner Mühle erscheint, um ein Schutzbrett aufzuziehen oder zuzuschieben, ein Förster, der quer durch das Thal schreitet, oder ein Spielmann, der, seine geflickte Geige unter dem Arm, von einer Kirchweihe zurückkehrt, sind fast die einzigen Personen, unter denen ein Maler für seine Skizze wählen dürfte, wenn er das Thal in einem treuen Bilde wiedergeben und den Character desselben nicht verwischen wollte. Höchstens ein schreiender Hä-

her, der von einer Seite deſſelben auf die andere flattert, ſtört das tiefe Schweigen darin.

Vor ſechshundert Jahren aber ging es an den Ufern des Möhrenbachs lebhaft und laut auf und ab. Damals nämlich nahmen die Leute, welche nach ihren verſchiedenen Berufsarten zwiſchen Augsburg und Nürnberg hin und her zogen, durch das Möhrenthal ihren Weg, und ließen den hohen Berg unfern der Altmühl, der jetzt die Heerſtraße trägt, rechts oder links liegen, je nachdem ſie ihr Angeſicht nach dieſer oder jener Stadt gewendet hatten. Da zogen oft zehen, und zwanzig und dreißig Saumroſſe eins hinter dem andern, und was ſie trugen, hatten ſie an den Lagunen von Venedig geladen und über die Alpen gebracht. Man durfte nicht lange warten, ſo kam etwa eine Schaar Kreuzfahrer, die ihre Roſſe in dem gelobten Lande gelaſſen und nur noch die Sporen an den großen, zerriſſenen Stiefeln behalten hatten, wie die ſchweren franzöſiſchen Reiter, als ſie vor neun und zwanzig Jahren aus dem kalten Lande der Moskowiter in kleinen Haufen zurückkehrten. Und den Kreuzfahrern auf dem Fuße folgte vielleicht ein fröhlicher Schwarm von Rittern, Edelfrauen und Minneſängern aus Schwabenland, welche zum Turnier in Bamberg geladen waren. Kurz damals gab es in dem Möhrenthal noch etwas zu ſehen und zu hören. Wenn aber jetzt der Mattenmüller am Sonntag vor ſeiner Hausthüre ſitzt, kann er Jeden, der vorübergeht, bei ſeinem Namen nennen. Denn es können drei Jahre vorüber gehen, ohne daß ein Fremdling an dem Forellenbach auf oder ab wandelt.

Am lauteſten und lebhafteſten mag es jedoch um das Jahr 1260 an dem Möhrenbach geweſen ſein. Etwas früher oder ſpäter nämlich überfiel der Bayernherzog Ludwig der Geſtrenge, der auf die Herren von Kalenden nicht gut

zu ſprechen war, ihre Mohrenburg, und verbrannte ſie, und, weil er gerade im Zug war, das Schloß Geyern auch, und weil er eben nichts Beſſeres zu thun hatte, das Städtlein Weiſſenburg auch, bis auf die Brünnlein, die ſeine Mauern umſchloſſen. Als er es aber mit der Burg Pappenheim eben ſo machen wollte, und deßhalb in das enge Thal der Altmühl eingerückt war, fiel die ganze Vetterſchaft der Kalenden bei der Nacht über ihn her, und brachte ihn und ſeine Leute ſo zum Rennen und Laufen, daß ſie ſchon Morgens um ſieben Uhr jenſeits der Donau ſtanden, und zwar nicht nur ſo leer, ſondern leerer noch, als ſie vor etlichen Wochen über den Strom gegangen waren. Denn auf der Anhöhe von Kaiſersheim, wo ſie etwas verſchnaufen wollten, fiel ihnen Herr Albrecht von Möhren in die Seite und machte es ihnen noch leichter. Er kehrte mit der vollen Geldkiſte des Herzogs nach Pappenheim zurück, dieweil die Mohrenburg noch rauchte, wie ein angezündeter Meiler. Der Herzog machte aber auf dem rechten Ufer der Donau ſeinem Ingrimm Luft und ſchimpfte den Heinrich von Pappenheim einen Nachtkönig, den Albrecht von Möhren aber einen Buſchfechter.

Der Buſchfechter überließ die Trümmer ſeiner abgebrannten alten Burg dem Uhu und ſeinem Geſchlecht, wogegen er ſich ein neues und zweimal größeres Schloß auf die Felſen baute, unter welchen der Möhrenbach hervorkommt. Und als der Bau daſtand, fertig von der Thorſchwelle bis zu der Wetterfahne, erkieſte er eine Tochter des Ritters vom See zu ſeiner Hausfrau, und ließ ihr ſpäter eine ſchöne Wiege von braunem Nußbaumholz machen, damit ſie ihr Töchterlein Bertha darin legen könnte und nicht immer auf dem Arme haben müßte. So konnte ſie auch leichter ſingen das alte Lied:

Wo kommſt du, friſches Bächlein her
Da unten?
O, wenn aus ſeinen Windeln wär'
Gebunden
Mein Mägdlein zart, ſo könnt es dein
Geſellin und Geſpielin ſein.

Du, muntres Bächlein, wirſt nicht müd',
Zu loben
Die große Gnad' und Vatergüt'
Von oben.
Du lobſt nicht lange mehr allein,
Bald ſtimmet auch mein Mägdlein ein.

Du, klares Bächlein, biſt ſo rein,
Und gerne
Schau'n in dir ihren Widerſchein
Die Sterne.
O, bleibe doch, mein Töchterlein,
Wie du, ſo klar, und hell und rein!

Du, gutes Bächlein, biſt ſo mild
An Gaben,
Und immer willig, wo es gilt
Zu laben.
O, lehre doch mein Töchterlein,
Wie du ſo mild und freundlich ſein.

So walle nun, du Wäſſerlein,
In Ruhe,
Und wechſelt einſt mein Töchterlein
Die Schuhe,
So ſoll es alle Tage dein
Geſellin und Geſpielin ſein.

Dieſe Verſe hatte die Edelfrau an einem Feiertage ſelbſt gedichtet und dabei den Möhrenbach im Auge gehabt, der gerade unter der Burg aus ſeiner unterirdiſchen Kinderſtube herauskam, und dem ſie in ſeinem Laufe weit nachſehen konnte, wenn ſie auf dem ſteinernen Sitz an ihrem Fenſter ſaß. Ein anderes Wiegenlied, das ſie noch öfter ſang, rührte von dem Minneſänger Conrad von Würzburg her, der früher einmal in der Burg eine freundliche Herberge gefunden hatte. In unſere neudeutſche Sprache übergetragen, lautet es folgendermaßen:

Was thut das Kind die Aeuglein
Im Schlummer auf und zu?
Was zucket für ein Lächeln
Durch ſeine ſanfte Ruh? —

Es reden nun die Engel
Mit ihrem Schweſterlein,
Und flüſtern ihr im Schlummer
Viel ſchöne Dinge ein.

Was reden denn die Engel
Mit ihrem Schweſterlein,
Und flüſtern ihr im Schlafe
Für ſchöne Dinge ein?
Sie grüßen ſie vom Vater,
Auf den ſie ward getauft,
Sie grüßen ſie vom Sohne,
Der ſie am Kreuz erkauft.

Sie laſſen ſie jetzt ſchauen
In's ſchöne Paradies,
Das Chriſt, der Himmelskönig,
Den Kindlein offen ließ.

Sie weh'n mit weichen Flügeln
Ihr Himmelswürze zu,
Und ſchirmen mit der Mutter
Dem Mägdlein ſeine Ruh.

Drum ſchließt das Kind die Aeuglein
Im Schlummer auf und zu,
Drum bebt ein himmliſch Lächeln
Durch ſeine ſanfte Ruh.

Dieſes Lächeln im Schlafe, welches Meiſter Conrad ein himmliſches nannte und den Engeln zuſchrieb, fiel nicht allein dem Minneſänger, ſondern auch einem alten und ernſten Fürſten der Kirche auf.

Hildebrand von Kalenden, Biſchof von Eichſtädt, hatte mit Erlaubniß des heiligen Vaters die Gebeine der Aebtiſſin Walburga aus ihrem Grabe zu Heidenheim auf dem Hahnenkamm genommen, um ſie in eine Kloſterkirche ſeiner biſchöflichen Reſidenz zu verſetzen. Auf dem Rückwege übernachtete er mit ſeinem großen Gefolge von Domherren, Prieſtern, Mönchen und Rittern in dem Schloſſe Möhren. Denn er war der Oheim des Burgherrn, der ihn nach dem Morgenimbiß, ehe der feierliche Leichenzug wieder aufbrach, in ſeiner neuerbauten Veſte herumführte. So kam er auch in das Gemach, wo noch die kleine Bertha in ihrer Wiege ſchlummerte, und gerade wieder ein Mal über das andere Mal lächelte, als ihn mit leiſen Worten ihre Mutter bat, daß er dem Kinde ſeinen Segen ertheilen möchte. Den ehrwürdigen Mann aber, der in Zellen, Kreuzgängen und Chören herangewachſen und alt geworden war, und außer dem Kindlein in der Krippe auf einem Seitenaltar ſeiner Domkirche vielleicht nie einen Säugling geſehen hatte, überraſchte der Anblick des wunderlieblichen Kindes. Statt, wie

gewöhnlich, den Segen in einer hergebrachten lateiniſchen Formel zu ſprechen, neigte er ſich, auf ſeinen ſilbernen Hirtenſtab geſtützt, tief über die freundliche Schläferin hin und ſprach: Bertha, meine Tochter! Der einſt in Nazareth der Freundliche geheißen wurde, der ſchenke und erhalte dir den Geiſt Seiner Freundlichkeit! — Amen! Amen! Amen! antiphonirten die Prieſter und Mönche hinter dem Biſchof, während er das Zeichen des Kreuzes über das Kindlein machte. Und Bertha erwachte unter den tiefen Stimmen der prieſterlichen Männer, aber nicht mit Weinen, ſondern ſie wendete, da ſie auf der Seite lag, ihr Köpflein aufwärts, und lächelte ihrem Großoheim in's Angeſicht.

Der Segen des frommen Biſchofs ging an dem jüngſten Zweiglein ſeines alten und edlen Stammes vollkommen in Erfüllung. Bertha wurde je größer deſto leutſeliger, und übte mit ihrer Freundlichkeit eine bezaubernde Gewalt über Alle aus, welche in ihre Nähe kamen. — Von vielen mag hier nur Ein Beiſpiel ſtehen.

Der Hausmeiſter in dem Schloſſe, Wigand Uebelauf, war ein alter, finſterer und grämlicher Mann. Florian, der Pförtner, der neben ihm grau geworden war, konnte ſich nicht erinnern, daß ſeit vierzig Jahren nur das mindeſte Streiflicht von Freundlichkeit über das Antlitz dieſes ſeines Mitknechts gelaufen wäre, und ſagte oft: Wie könnte Meiſter Wigand in ſeinem ganzen Leben noch einmal ſchmunzeln! Die Falten und Sprünge in ſeinem Antlitz ſind feſte geworden, wie die Stammrinde eines hundertjährigen Eichbaumes. Und wenn er auch innerlich guter Dinge wäre, man möcht' es ihm auswendig eben ſo wenig anſehen, als einem Faſſe, ob Honig oder Eſſig darin wäre. — Aber Florian, der Pförtner, hatte doch zu viel geſagt. Denn als einmal die kleine Bertha im Schloßhof von ihrer Mut-

ter weg und dem Hausmeiſter entgegen lief und ihre Arme nach ihm ausſtreckte, geſchah es wunderſamer Weiſe, daß ſich die Rinde ſeines Angeſichts für einige Augenblicke in andere Furchen und Falten legte, als ſie ſeit vierzig Jahren gelegen war: Ja, er ſtieß ſogar einen unausſprechlichen Laut aus, den man noch nie aus ſeinem Munde vernommen hatte, der aber zu den heftigen Zuckungen in ſeinem Geſicht vollkommen ſtimmte. Dann aber verſchwand er ſogleich in dem dunkeln Burgkeller und ſchämte ſich ſeines freundlichen Grinzens. Lange nachher noch ſpürte er eine unangenehme Spannung in den Geſichtsmuskeln, die er dabei in Bewegung geſetzt hatte, wie ein Holländer in ſeinen Beinen verſpüren würde, wenn er, wozu er früher keine Veranlaſſung hatte, in ſeinem ſechzigſten oder ſiebenzigſten Jahre zuerſt eine Alpe beſteigen müßte.

Selbſt in der Zeit, welche man bei Knaben und Mädchen die Tölpeljahre zu nennen pflegt, minderte ſich Bertha's Freundlichkeit nicht im geringſten, ſondern beherrſchte genau genommen das ganze Schloß mit Allen, die darinnen waren. Was das Geſtirn des Tages in der Welt iſt, das war Bertha in ihres Vaters Burg. Um ſie drehte ſich Alles und nach ihr richtete ſich Alles, und zwar eben ſo ungezwungen, unverſtellt und von ſelbſt, wie die Sonnenblume nach der Himmelskönigin, von welcher ſie den Namen hat. Martha, die Kindsmagd ſagte oft zu Anaſtaſia der Köchin: In dieſem Haus eſſe ich mein Brod mit Sünden; denn was ich an dem Fräulein zu thun habe, iſt keine Arbeit, ſondern lauter pures Vergnügen, und wenn ich die Aya wäre von dem hölzernen Kinde, das unten in der Kirche in ſeinem Krippelein liegt, hätte ich eben ſo viel zu ſchaffen, als hier. — Ging der Jäger im Juni aus in den Wald, um mit ſeiner guten Armbruſt einen Spießer oder ein

Schmalthier zu erlegen, ſo ſagte der Pförtner Florian, indem er die Zugbrücke niederließ, zu ihm: Hubert, ich wette zehen gegen eins, du wirſt heute nicht mit einem Bruch am Hute, ſondern mit einem Strauß Erdbeeren zurückkommen. — Und ſo ging es auch. Hubert ſchlug nicht den Weg nach den Wechſelplätzen ein, wo das Wild von Wald zu Feld und von Feld zu Wald zu gehen pflegte, ſondern er hielt ſich an die jungen Schläge und Sommerleithen, wo die erſten Früchte des Waldes zu hoffen waren. Und wenn er dann dem Fräulein den großen Strauß voll ſaftiger Erdbeeren überreichte, machte es ſeiner Herrſchaft und ihm eine größere Freude, als wenn hinter ihm drein ein erlegter Sechzehnender gefahren worden wäre.

Selbſt der verſauerte Hausmeiſter brachte der Freundlichkeit ſeine Steuer. In dem Schloßzwinger ſtand ein Kirſchbaum. So lange derſelbe vor begonnenem Schloßbau in dem Garten des Meierhofs geſtanden war, hatten ſeine Früchte nie Menſchenhände, ſondern immer von der erſten bis zur letzten Kirſche, die Sperlinge, dieſe ſtillen Gartendiebe, geerndtet. Und auch nachher, nachdem ſchon der Baum in die Ringmauer der Burg eingeſchloſſen war und Meiſter Uebelauf darunter weg ging, rief er höchſtens hinauf: Wenn ihr nur an den Kernen erſticktet, ihr Galgendiebe! — Aber von dem Augenblick an, wo das leutſelige Mägdlein einen ſo gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, wurde ihm der Baum ſo werth, als hätte er Ducaten getragen, und ein Sperling die verhaßteſte Kreatur in der ganzen Schöpfung. Er hing daher jedes Jahr, ſobald ſeine Früchte zu rötheln anfingen, rings um den Baum Eulen und Habichte, die ihm Hubert ſchießen mußte. Und wollten nach einiger Zeit auch dieſe Popanze keine rechte Wirkung mehr thun, dann ſtellte er ſich halbe Tage lang

mit ſeiner Armbruſt in eine Schießſcharte der Mauer, und beſtrich den Kirſchbaum mit ſeinen ſauſenden Bolzen ſo lange, bis den Gaudieben der Appetit nach den verbotenen Früchten ganz und gar vergangen war. Sobald aber dieſe vollkommen reif waren, pflückte er jeden Morgen ein Körblein davon und ſtellte es auf die Bank im Zwinger, worauf die Edelfrau an ſchönen Tagen zu ſitzen pflegte, während die kleine Bertha um ſie herum mit den Kieſeln im Wege ſpielte. Er ſelbſt zog ſich in irgend einen Winkel zurück, und ſah von da aus zu, wie das Mägdlein von ſeiner Mutter gewarnt oder unterſtützt, das Fleiſch von den Steinen ſonderte oder die Zwillingsfrüchte an die Ohren hing.

Als Bertha noch etliche Jahre älter geworden war, feſſelte ſie mit ihrer Freundlichkeit nicht allein Menſchen, ſondern bezauberte auch Kreaturen, die ſich ſonſt um ihrer Freiheit willen von dem Menſchen ſehr ferne halten. Von Allem faſt, was ſie bei'm Frühſtück oder Vesperbrod am Fenſter verzehrte, theilte ſie den Sperlingen mit, indem ſie die Broſamen auf einen etwas hervorſpringenden Quaderſtein außerhalb demſelben legte. Anfangs langten ihre Gäſte erſt dann zu, wenn ſie ſich von dem Fenſter wieder etwas entfernt hatte. Einige Wochen ſpäter fingen ſie ſchon an zu genießen, während noch ihre kleine Wirthin, nur durch die runden Fenſterſcheiben von ihnen getrennt, ihr Milchtöpfchen auslöffelte. Nicht lange darauf, als Bertha entweder abſichtlich oder zufällig das kleine Guckfenſter offen gelaſſen hatte, ſetzte ſich das vertraulichſte von den Graumännlein auf den Rahmen deſſelben und hüpfte dann vollends auf den ſteinernen Fenſterſitz herab, an welchem Bertha, ihr Stück Kuchen in der Hand, kniete. Bald folgten auch die anderen nach, die gerade in ihren Neſtern unerſättliche Kinder hatten. Und ſo kam es in kurzer Friſt dahin, daß das

leutſelige Mägdlein in einer Geſellſchaft frühſtücken konnte, wie ſie nicht leicht wieder Jemand haben wird. Ihre Mutter wollte eines Tages auch in dieſer Geſellſchaft ſpeiſen, und ſetzte ſich mit der kleinen Schüſſel — denn Taſſen gab es damals noch nicht — auf ihrer Bertha Platz am Guckfenſter. Aber die Gäſte blieben flatternd in vorſichtiger Entfernung. Kaum hatte dagegen Bertha ihren Platz wieder eingenommen, und durch das Fenſter ausſchauend, ihr Näslein an eine der Glasſcheiben gedrückt, ſo ſtellten ſich ihre Grauröcke augenblicklich und vertrauensvoll wieder ein. Denn ſie kannten ganz genau das Geſicht, in welchem auch das ſcharfe Auge eines Vogels nicht den geringſten, Mißtrauen erregenden Zug wahrnehmen konnte.

Unter dem anderen Stubenfenſter im Burgzwinger, ſtand eine Ulme. Auf einen Aſt derſelben baute im Frühlinge ein Finkenpaar ſein Neſt, und überkleidete es mit den nämlichen Flechten, mit denen zum Theil der Aſt überzogen war, ſo daß es ein Theil deſſelben zu ſein ſchien. Aber der Burgherr entdeckte es doch eines Tages, und zeigte ſeiner Bertha, wie viel die beiden Alten herbeiſchleppen mußten, um ihre begehrlichen Kinder nur einigermaßen zu befriedigen. — Ach! ſagte Bertha, nachdem ſie eine Weile zugeſehen hatte, ſind das nicht abſcheuliche Kinder? Nehmen ihren Aeltern Alles vom Munde weg. Was kommt denn an dieſe? Wenn ich nur zu ihrem ſchweren Haushalt etwas beitragen könnte! — Das wird ſich ſchwer machen, erwiderte der Vater, und ging hinunter auf ſeine Wieſen an dem Möhrenbach, wo gerade gemäht wurde. Aber Bertha ließ ſich nicht abſchrecken. Sie weichte einige Brocken Kuchen in kalte Milch, legte ſie vor das Fenſter hinaus, und zog dann die grünen Vorhänge zu. Den ganzen Morgen über blieb die milde Gabe unberührt, auch von den Sperlingen, die

gerade mit ihrer flüggen Brut unten in den Hecken der Dorfgärten ihr Weſen hatten. Nachmittags flog die Finkenfrau nach einem Haſt, der nahe am Fenſter auf und ab ſchwebte, und bemerkte, als ſie auf dem Sims einen Augenblick ruhte, das Brod. Sie nahm davon zu der lebendigen Beute eilig etwas in den Schnabel, und kehrte dann öfters wieder, weil die Milchſpeiſe ihren Kindern ungemein mundete und ſehr leicht zu holen war. Nun hatte Bertha gewonnen. Schon am dritten Tage zog ſie den Vorhang nicht mehr zwiſchen ſich und ihrer Spende, am vierten ließ ſie das Guckfenſter offen, und am ſiebenten holte die Finkin das Milchbrod auf dem Sims dieſſeits des Fenſters, und ſcheute ihre Wohlthäterin mit den blanken Stricknadeln eben ſo wenig mehr, als ihre Geſchlechtsverwandten, die Sperlinge, nachdem dieſe nach der Ernte mit ihren Gelbſchnäbeln wieder aus der Fremde zurückgekommen waren.

Die freundliche Leſerin hält hier wahrſcheinlich mit dem Leſen etwas inne, und lächelt vor ſich hin, theils ungläubig und theils aus ſchweſterlichem Mitleiden mit dem Erzähler, der mit unverhehltem Wohlgefallen dieſe alten Geſchichten aus einem Sperlings- und Finkenhaushalt mittheilen konnte. Vor allen Dingen muß daher verſichert werden, daß ſich alle dieſe Scenen ſechshundert Jahre ſpäter in einem Kloſtergebäude an der Altmühl wiederholten, das der Erzähler ganz genau kennt von innen und außen. Dann, meinte derſelbe, kann man auch nicht oft genug ſagen, daß wahre, kindliche Leutſeligkeit und Freundlichkeit überall und auch in den kleinſten Dingen Veranlaſſung zum Wohlthun, und damit einen Honigtropfen des reinſten Vergnügens nach dem andern finden. Ein Mägdlein in Bertha's Alter dagegen, das ſein Näslein ſchon hoch über allen Goldkäfern, Johanniswürmern und Schneeglöckchen trägt, genießt gerade

das Wenige nicht, was aus dem verlorenen Paradieſe für kindliche Menſchen gerettet wurde, und gleicht dem Küchlein, das einmal dem Erzähler faſt erzürnt hätte. Dieſes Fräulein ließ die vorgeworfenen Hirſekörner zu ſeinen Füßen ungekoſtet, und hüpfte eine halbe Stunde lang vergebens nach einer ſpaniſchen Weichſel, die am Spalier eine Spanne zu hoch für das kleine Ding gewachſen war. Nachdem es ſich endlich von der Vergeblichkeit ſeiner Bemühungen überzeugt hatte, waren die Hirſekörner von ihren klügeren Brüdern und Schweſtern ſchon verzehrt. Und nachher gab es keine ſüßen Hirſekörner mehr, ſondern nur rauhen Haſer und harte Gerſte.

Und als Bertha eilf oder zwölf Jahre alt geworden war, ging ſie eines Tages — —. Doch ehe der Erzähler ſagt, wohin ſie gegangen ſei, muß er ſeine freundliche Leſerin bitten, mit ihm ungefähr ſieben Stunden weit aus dem Möhrenthal nach Absberg zu gehen, welches eine Burg auf einem Sandſteinhügel zwiſchen der Altmühl und der fränkiſchen Rezat war. In dieſem Schloſſe wandelte aber damals keine freundliche Sonne, wie unſere Bertha, ſondern ein blaſſer und trüber Mond im erſten Viertel.

Es war der einzige Sohn des Ritters von Absberg, ein Knabe von fünfzehn Jahren oder etwas darüber, welcher ſtille und in ſich gekehrt von einer Stube in die andere ſchlich, niemals lächelte und mit nichts ſpielte, weil er an nichts eine Freude hatte. Und ſo oft man ihn fragte: Heinrich, was fehlt dir? was thut dir wehe? was möchteſt du? antwortete er jedes Mal: Nichts! — und ſeufzte dazu. Denn ein Jahr zuvor war er von einem Hunde gebiſſen worden, der durch die Ortſchaft unterhalb der Burg ſtrich und alle Zeichen der Tollheit an ſich hatte. Sein Vater nahm ihn ſogleich hinter ſich auf ſein Roß, und ſprengte mit ihm in

das Kloſter Heiligenblut. Denn daſelbſt befand ſich ein uraltes Eiſen, der Hubertus-Schlüſſel genannt, dem man ganz beſondere Kräfte beilegte, und womit die Mönche die Wunden, die von dem Biß toller Hunde herrührten, zu brennen pflegten, um dieſe zum Eitern zu bringen und ſo der furchtbaren Krankheit der Waſſerſcheu zuvorzukommen. Dieß geſchah auch an dem Sohne des Ritters, jedoch nur mit halbem Erfolg. Denn es gingen zwar der neunte Tag und die neunte Woche und der neunte Monat vorüber, ohne daß ſich bei dem armen Heinrich ein Zeichen der Waſſerſcheu einſtellte. Aber ſei es, daß der glühende Wunderſchlüſſel einen Theil des Wuthgifts nicht verzehrte, oder daß die mit vielen unnöthigen und umſtändlichen Ceremonieen vorgenommene Operation den Knaben in ſeinem Innerſten erſchüttert hatte, es blieb Niedergeſchlagenheit des Gemüths und ein trüber ſcheuer Blick der Augen zurück, die weder durch Arzeneien noch durch ſympathetiſche Mittel noch durch Zerſtreuungen beſeitigt werden konnten.

Dieß war für ſeine Aeltern ein großer Kummer, und ſeine Mutter beſchloß, was in jener Zeit ganz gewöhnlich war, das letzte Mittel zu verſuchen und mit ihrem Knaben eine Wallfahrt nach Einſiedeln in der Schweiz zu unternehmen. Denn auf der einen Seite wollte ſie wenigſtens dafür ein beſonderes Opfer darbringen, daß ihr Sohn von den ſchlimmſten Folgen des unſeligen Biſſes verſchont blieb, und auf der anderen Seite hoffte ſie den Allmächtigen durch die Fürſprache der Maria zu bewegen, daß er ihren Heinrich vollends geneſen laſſe. Ihr Beichtvater, der Schloßkaplan, lobte auch ihr Gelübte, dem Bilde der Mutter Gottes ein werthvolles Geſchenk zu Füßen zu legen.

Dieſes zu erfüllen, ließ ſie in Cöln, welches damals die heilige Stadt hieß, einen goldenen und mit mehreren

Edelſteinen beſetzten Schlüſſel fertigen, genau nach Form und Größe des eiſernen, womit die Mönche in Heiligenblut ihrem Sohne die Bißwunde gebrannt hatten. Noch ehe das beſtellte Weihgeſchenk aus der Werkſtätte ſeines kunſtberühmten Meiſters kam, war die fromme Frau ſchon mit ihren Zurüſtungen zu der langen und müheſeligen Wallfahrt fertig, nnd als ſie ihn bekommen hatte, hängte ſie ihn an einer goldenen Kette um ihren Hals und brach mit dem ſtillen Heinrich und ihrem Gefolge auf. Ein anderer, an Leib und Seele geſunder Knabe hätte vor Freude kaum die Stunde erwarten können, wo er auf dem geſchmückten Zelter in die weite Welt hinausreiten durfte; der Junker blieb ganz gleichgiltig, und nicht ein Schimmer von Freude glänzte in ſeinem Auge, als die Zugbrücke fiel, und kein Zug in ſeinem Angeſicht würde ſich geändert haben, wenn der Knecht, der ſein Roß am Zügel führte, ſogleich wieder mit ihm unter dem Schloßthor umgekehrt wäre.

Das Reiſen ging damals weit langſamer, als jetzt, und die Absberger Pilgrimme nahmen ihre erſte Nachtherberge ſchon in Treuchtlingen. Am Morgen darauf gingen ſie in das Möhrenthal ein, und kamen bald an die Wieſe, wo die Leinwand der Burgfrau von Möhren auf der Bleiche lag. Dieſe zwanzig oder dreißig ausgelegten große Stücke Leinwerk wären nun für eine Gräfin unſerer Zeit keine Veranlaſſung zum Anhalten geweſen, aber wohl damals, wo die Edelfrauen und Fürſtinnen noch in die Wette ſpannen und ſich über ein Stück ſelbſtgeſponnenen Leinzeugs, wenn es aus dem Webſtuhl oder von der Bleiche kam, eben ſo freuen konnten, wie jetzt eine Königin über eine Fahne, die ſie für ein tapferes Regiment geſtickt hat und dem Oberſten deſſelben übergiebt.

Auch die Burgfrau von Absberg war eine der geſchick-

teſten und eifrigſten Spinnerinnen zwiſchen der Altmühl und Rezat; aber ſo viel Leinwand, als ſie längs dem Möhrenbach ausgebreitet fand, hatte ſie mit ihren Mägden noch in keinem Winter zuſammengebracht. Sie ſtaunte und ſtieg von ihrem Zelter, um die Gewebe in der Nähe zu betrachten und zu ſchätzen, wie viele Ellen das Pfund Garn gelaufen wäre. Lange dauerte das Geſpräch, das ſie über dieſen wichtigen Gegenſtand mit den Mägden anſpann, die gerade das Werk ihrer und ihrer Frau Hände begoſſen. Dadurch gewann Bertha, welche auch den Erſtling ihrer kleinen Spindel auf dem kurz geſchorenen Raſen liegen hatte, Zeit, mit dem ſtillen Heinrich in ein Geſpräch zu kommen und ein halbes Zeichen und Wunder zu thun.

Denn die Sonne ihrer Freundlichkeit drang mit unwiderſtehlichen Strahlen in die finſteren Tiefen ſeiner Seele. Seine Augen fingen auf einmal an zu leuchten, wie eine Kohle, von der man die Aſche weghaucht, oder ein Diamant, über den man mit dem Handſchuh ſtreift, wenn er aus der Kälte in die Wärme gekommen, angelaufen iſt. Ueber ſein Antlitz liefen Streiflichter des wiedererwachten Frohgefühls. Er ließ Worte hören und muntere Bewegungen ſehen, wie man ſie ſeit zwei Jahren nicht mehr an ihm wahrgenommen hatte. Dieß bemerkte der Burgvoigt von Absberg, der ſeinen Heinrich ſo lieb hatte, wie der Hausmeiſter von Möhren ſeine Bertha, und machte ſeine Herrin darauf aufmerkſam. Dieſe beobachtete dann zuerſt ihren Sohn, ohne daß er es bemerkte, einige Zeit, und hätte es, um ihr Mutterherz an dem ſo ganz ungewohnten Anblick zu weiden, noch länger gethan, wenn nicht der Knabe auf einmal mit den Worten auf ſie zugekommen wäre: Mutter, ich ziehe nicht nach Einſiedeln; ich will hier bleiben!

Dieſes Wort „ich will“ war aber, ſo lange Heinrich niedergeſchlagenen Gemüths geweſen war, nicht mehr über ſeine Lippen gekommen; ja man kann ſagen, er habe eigentlich während dieſer Zeit eben ſo wenig einen Willen mehr gehabt, als eine Puppe in den Händen eines Mägdleins. Die freundliche Leſerin wird es daher auch ſehr natürlich finden, daß die Mutter über dieſe Rede ihres Kindes in das höchſte Erſtaunen gerieth und ſo ſchnell, als es ihre überſchwängliche Freude zuließ, antwortete: Ja, ja, Heinrich! Aber wenn nur unſer Absberg hier ſtände!

Das, gnädige Frau, verſetzte Bertha, dürft ihr ſtehen laſſen, wo es ſteht. Denn es giebt in meines Vaters Schloß Platz genug, und erſt an meinem Namenstage waren alle Vettern von Pappenheim da ſammt ihren Frauen.

Kurz, die Absbergerin nahm die Einladung der freundlichen Bertha ſo einfach an, als ſie von dem Mägdlein ausgeſprochen worden war, wurde dann in der Burg auf das Entgegenkommendſte empfangen, ſchickte ihr Gefolge wieder nach Hauſe und blieb ſechs Wochen lang ein Gaſt an dem Möhrenbach.

In dieſer Zeit beſſerte es ſich mit dem gemüthskranken Junker ſo, daß er als von ſeiner Schwermuth vollkommen geheilt betrachtet werden konnte, und daß ſeine Mutter heimtrachtete, um die Freude darüber mit ihrem Gemahl zu theilen, der am Gicht darnieder lag. Beim Abſchied aus dem gaſtfreundlichen Hauſe aber nahm ſie den goldenen Schlüſſel, ſammt der Kette, an der er hing, und hängte das Kleinod der freundlichen Bertha um den Hals, zum Andenken, wie ſie dabei ſagte, an den wunderbaren Einfluß, den nach Gottes gnädigem Willen des Mägdleins Freundlichkeit auf ihren armen Heinrich gehabt habe.

Für das zarte Fräulein war die große Kette faſt zu lang und der Schlüſſel faſt zu ſchwer, aber nur kurze Zeit. Fünf Jahre darauf reichte die Kette nur mehr drei Finger breit über den Gürtel hinab, durch welchen die Jungfrau den Schlüſſel zu ſtecken und ſo an der Seite zu tragen pflegte. Je größer und lieblicher aber das Mägdlein wurde, deſto mehr erregte ſie den Neid der Edelfräulein in den umliegenden Burgen an der Altmühl, im Ries und an der Donau. Dieſe Mißgunſt hing ſich beſonders an das Kleinod, welches Bertha bei feſtlichen Gelegenheiten, weil es ihr gefiel und der Absberger Edelfrau zu Ehren trug. Ihre Neiderinnen nannten ſie daher nicht nur ſpottweiſe die Schlüſſeljungfrau, ſondern wollten auch ganz ſicher wiſſen, daß der ſeltſame Schmuck ein Talisman. ſei, ohne welchen das Fräulein von Möhren bald nicht mehr ſo lieblich und freundlich ausſehen, ſondern ſo finſter erſcheinen würde, wie ihr Hausmeiſter ſauren Angedenkens. Aber Bertha ließ ihre Neiderinnen reden, ohne ſich zu ärgern, und ſpann dabei ſo fleißig fort, daß ſie zuletzt ſo lange und ſo ſchöne Stücken Leinwerk auf die Bleiche bringen konnte, wie ihre Mutter, was viel ſagen wollte. Die Landleute in der Umgegend, unter denen Bertha's Hand als die wohlthätigſte bekannt war, nannten ſie zwar auch Schlüſſeljungfrau, um ſie von ihren zwei Schweſtern zu unterſcheiden, meinten es aber mit dieſem Beinamen gut.

Der Junker von Absberg dagegen war nicht zu beneiden. Der Morgenſtern des Frohgefühls, der in ſeinem Herzen aufgegangen war, wurde wieder trübe, und verloſch ſcheinbar ganz mit dem Tode ſeiner Mutter, der ungefähr ſechs Jahre nach der unterbrochenen Wallfahrt erfolgte. Die alten Gäſte, Niedergeſchlagenheit des Gemüths, Willenloſigkeit und ſcheuer Blick nahmen die verlaſſene Herberge wieder

ein, und es wurde mit dem Jünglinge ärger, denn es zuvor geweſen war. Sein Vater, der noch immer vom Gicht an Händen und Füßen gelähmt war, ließ den Schloßkaplan an ſein Schmerzenslager kommen und zog ihn über den Rückfall ſeines Sohnes zu Rathe. Das kleine dicke Männlein mit der geſchorenen Glatze meinte nach ſeiner innigſten Ueberzeugung, daran wäre die unterbrochene Wallfahrt Schuld, und daß das Kleinod nicht in die rechten Hände gekommen ſei. Er rathe daher einen andern Schlüſſel fertigen und eine zweite Wallfahrt antreten zu laſſen. Damit aber ſelbe nicht wieder durch die Blendwerke des Argen unterbrochen werde, ſo ſolle man den Junker auf der Pilgerreiſe ſeinen geweiheten Händen übergeben.

Der kranke Ritter war froh, daß ſein Kaplan ſich herbeiließ, in ſeinen alten Tagen noch eine ſo beſchwerliche Reiſe zu unternehmen, und ließ ſogleich in der heiligen Stadt einen neuen Schlüſſel beſtellen. Der kranke Junker ſagte ohnehin zu Allem Ja, und ſo konnte der Pilgerzug ſchon im Juli am Tage Eſajä aufbrechen.

Aber der geiſtliche Herr bereuete den gethanenen Schritt ſchon bitterlich, als er bei Bubenheim durch die ſeichte Altmühl ritt. In der Herberge zu Treuchtlingen, wo ſich die ſchwüle Nacht über die hungrigen Wanzen an ſeinem fetten Leibe weideten, nannte er ſich in einem Selbſtgeſpräch, das er um Mitternacht anſtellte, einen Narren. Am Morgen darauf ritt er in das Möhrenthal ſo niedergeſchlagen ein, wie ſein Junker. Dazu ging das Rößlein, auf welchem er ſaß, einen gar unſanften Schritt, ſo daß er die Nägel in ſeinem Sattel zählen konnte, ohne daß er ſie ſah. Von oben legte ſich die Sonne auf ihn, als wollte ſie ihn lebendig röſten. Da gerieth er auf einmal in Verzweiflung, rutſchte vom Gaul herab mit dem Ausrufe: Das halt'

ein Anderer aus, ich nicht! — und ſetzte ſich auf die Hausbank des Mattenmüllers, über welche ſich ein abblühender Fliederbaum wölbte.

Er hatte noch keine fünf Minuten geſeſſen, als ein verſchleiertes Fräulein aus der Thüre daneben trat, — denn es hatte der kranken Müllerin ein Labſal gebracht — und nach einem ſehr ehrerbietigen Gruß ſeinen Segen begehrte. Der Kaplan hieb mit ſeinem Schweißtüchlein nach einer blinden Fliege, die ſich auf ſeinem bloſen Nacken breit gemacht hatte, und erfüllete das Begehren des Fräuleins, aber mit großem Seufzen.

Beſagtes Fräulein aber war unſere Bertha, und da wir wiſſen, daß die wahre Freundlichkeit nicht nur die Gabe hat, die Bedürfniſſe des Nächſten zu errathen, ſondern auch den beſten Willen, ihnen entgegenzukommen, ſo wundern wir uns auch nicht, daß die Schlüſſelbewahrfrau zum Dank für den Segen erwiederte: Hochwürdiger Vater, wollet doch nicht, wo der Tag am heißeſten iſt, an dem Hauſe meines Vaters vorübergehen, ſondern ein wenig raſten.

Der Kaplan nahm die Einladung an, und ehe eine Stunde verging, ruhten ſchon ſeine müden Glieder in einem Armſtuhl mit hoher Rücklehne und weichem Sitz, während der Junker am Fenſter ſaß, und gleichgiltig gegen Alles, was in dem Gemache vorging, in den Wald der Burg gegenüber hineinſchaute. Denn er erinnerte ſich vor Niedergeſchlagenheit gar nicht mehr, daß er erſt vor wenigen Jahren in dieſem Schloſſe und zum Theil in dieſem Gemache die ſechs vergnügteſten Wochen ſeines Lebens zugebracht hatte.

Aber als die nun entſchleierte Bertha ihm einen Becher Rheinwein kredenzte, erwachte dieſe Erinnerung auf einmal.

Wie früher bei dem erſten Zuſammentreffen mit dem Mägdlein auf der Bleiche, hob ſich auch bei dieſem Wiederſehen die Wolke des Trübſinns von ſeinem Angeſicht, und ſeine Augen fingen an zu leuchten. Ja, wenn der Erzähler nicht fürchtete, damit den Poeten in das Handwerk zu pfuſchen, würde er hinzuſetzen, das Morgenroth eines neuen Lebens habe ſeine bleichen Wangen überzogen.

Und was der freundlichen Leſerin nicht erſt als eine Neuigkeit zu verkündigen iſt, aus der Wallfahrt nach Einſiedeln wurde abermals nichts. Dem Kaplan behagte es in der kühlen, gaſtfreundlichen Burg, wie einem Häher unter den heimlichen Zweigen, wo immer eine Kirſche neben der andern hängt und immer eine beſſer ſchmeckt, als die andere. Denn Bertha, eine ausgezeichnete Köchin, bot Alles auf, um ihrem Gaſte die Mühſeligkeiten vergeſſen zu machen, die er ſchon am Anfange ſeiner Wallfahrt zu erdulden hatte. Nicht genug, daß ſie ſchon beim erſten Abend-Imbiß einen Hirſchziemer auftiſchte, der mit ſeinem ſüßen Geruch das ganze Schloß erfüllte, ſo redete ſie auch ſchon, während der geiſtliche Herr ſein beſcheiden Theil davon nahm, von dem ungewöhnlich guten Bock, den der Jäger erſt vor einer Stunde in das Speiſegewölbe geliefert hatte. Und während am andern Tage ihr Gaſt von dem Schlegel mit vielem Beifall genoß, meldete ſie ihrem Vater, daß der Vetter von Graisbach einen fünfundzwanzigpfündigen Hugen aus der Donau geſchickt hätte. Kurz Bertha verſtand es, nicht nur als gute Köchin dem Gaumen des Kaplans zu genügen, ſondern ihm auch, wie zufällig, die Ausſichten au ungewöhnlich große Krebſe aus der Altmühl, oder ſchöne Lachsforellen aus dem Möhrenbach, oder einen ſaftigen Lendenbraten oder eine neugelernte Eierſpeiſe zu eröffnen.

Doch, obgleich eine faſt zu große Hinneigung nach einer

guten Küche die ſchwache Seite des geiſtlichen Herrn war, ſo bewährte ſich doch ſeine Religioſität noch mächtiger, als ſein Appetit. Er beſchloß am zehnten Tage ſeines Aufenthalts in Möhren, endlich den Fleiſchtöpfen Aegyptens Valet zu ſagen und die Pilgerfahrt fortzuſetzen. Aber ſeine Selbſtverläugnung kam zu ſpät. Denn als er ſeinen Vorſatz dem Junker Heinrich mittheilte, eröffnete ihm dieſer dagegen, ſein Vater habe ſchon lange gewünſcht, daß er an die Stelle ſeiner ſeligen Mutter eine andere Hausfrau nach Abſberg bringen möchte, er hätte daher Bertha von ihrem Vater zur Gehülfin begehrt, und nachdem er das Jawort erhalten, ſeiner Braut auch den zweiten Schlüſſel als Mahlſchatz gegeben.

Das Frühjahr darauf verabſchiedete ſich die Schlüſſeljungfrau von den Ihrigen, folgte dem Junker als angetraute Hausfrau nach Abſberg und bekräftigte daſelbſt drei Jahre lang des weiſen Sirachs Wort: Wie die Sonne, wenn ſie aufgegangen, an dem hohen Himmel des HErrn eine Zierde iſt, alſo iſt ein tugendſam Weib eine Zierde in ihrem Hauſe.

Dann kehrte ſie wieder ganz und gar zurück an den Möhrenbach, in den ſie als Mägdlein am Gängelband ihren erſten Stein geworfen hatte.

Denn im Laufe dieſer drei Jahre begrub ſie zuerſt ihren Schwäher, dann den Kaplan und zuletzt nach allen auch ihren Eheherrn, der an einer ſchmerzloſen Krankheit ſtarb. Und da ſie nun in der großen Burg allein war, vermachte ſie ihre vielen Güter dem deutſchen Orden zur Verpflegung kranker Pilgrimme, mit Ausnahme eines mäßigen Witthums, womit ſie ſich einen Bauernhof unfern der zerſtörten Möhrenburg kaufte, um ganz in der Stille ihren Lebenslauf fortzuſetzen und zu beſchließen.

Doch nannte sie, nach ihrer Rückkehr in die Heimath, Niemand gnädige Frau, sondern wenn sie nach Pappenheim oder Möhren zur Kirche ritt, oder wenn sie ausgegangen war, die Nackenden zu kleiden, die Hungrigen zu speisen und die Kranken zu besuchen, hieß es nur immer in großer Freude: Seht, da kommt die Schlüsseljungfrau!

Unter diesem Namen ging auch Bertha von Möhren nach ihrem Tode in die Volkssage über. Noch vor siebzig oder achtzig Jahren soll in mondhellen Herbstnächten ein Frauenbild im schwarzen Witwenkleide und mit den zwei Schlüsseln an der goldenen Kette auf den stillen Pfaden der Altenburg zwischen Möhren und Pappenheim gesehen worden sein. Welchem Mägdlein, sagte man damals, die selige Bertha bei ihrem letzten Besuch auf Erden, ihre Schlüssel schenken werde, das würde eben so freundlich und leutselig werden, als sie war. Aber der Erzähler meint, der Schlüssel-Jungfrau sei dieses Andenken an ihren wackern Gemahl zu theuer, als daß sie sich so bald entschließen könnte, das Kleinod zu verschenken. Darum ist jedem Mägdlein an der Altmühl oder dem Möhrenbach, das die wahre Freundlichkeit haben möchte, zu rathen, sich mit ihrem Wunsche im Gebet an den zu wenden, der einst in Nazareth die Freundlichkeit genannt wurde, und sich von ihm sagen zu lassen, wo und wie sie zu kaufen sei.

Der wunderbare Plüsch.

„Es währet oft lange, bis ein Rock aus der Hand des Schneiders an den rechten Mann kommt," bemerkte meiner Mutter Bruder am Fenster, und schaute dabei auf zwei Affen in rothen Röcklein, die eben auf einem langhalsigen Kameele vorüber ritten.

„Wie meint Ihr das, Herr Vetter?" versetzte ich hinter dem Ofen, denn ich hatte das Zipperlein und ging der Wärme nach. Mein alter Oheim aber stack voll von Erfahrungen, und war der Stockuhr gleich, welche repetirt, wenn man an dem Schnürlein zieht. Stellte man eine Frage, wie die so eben angeführte, so konnte man gewiß sein, daß er sogleich eine Prise nahm und zu repetiren anfing, was bei ihm gerade an der Reihe war.

„Die ersten Schneeflocken, erzählte der Vetter, welche der November am Tage Zachariä des Jahres 1775 fallen ließ, erinnerten den Freiherrn von Niederungen, sich nach einem Winterrocke umzuthun. Obwohl ein junger, lediger Cavalier, und mitten in der Kaiserstadt Wien, wo Kleider den Mann machen, kümmerte er sich doch um seinen Anzug nicht mehr, als Anstand und Reinlichkeit erheischen. In eine Modezeitung schauen, in einen Modeladen gehen, und dem Schneider sagen: Wie hat's Der und Der? und so und so will ich's auch haben, — war das ganze Jahr seine Sache nicht. Denn er hatte es nur mit

seinen Akten zu thun, und die Sorge für seinen Anzug überließ er dem Kammerdiener gerade so, wie die Alpenhasen schon seit unvordenklichen Zeiten einen Andern für ihre Sommer- und Winterkleidung sorgen lassen."

„Jacob, sagte er, als er von einer Plenarsitzung in der Hofkanzlei nach Hause gekommen, die Schneeflocken auf seinem Scharlachrock liegen sah, es will Winter werden. — Und Jakob, der alte Kammerdiener, der seinen Herrn kannte, fragte nicht weiter, wie oder was? sondern ging in den Tuchladen Nummer 440 am Judenplatz und fragte, ein schweres Geldsäcklein in seiner Hand, nach einem schönen Plüsch für den Reichshofrath Freiherrn von Niederungen. Dem bejahrten Ladendiener, der von dem reichen und vornehmen Manne schon öfters gehört und gelesen hatte, zuckten die Titel Baron und Reichshofrath durch alle Glieder, und er rief, indem er eine Leiter hinaufstieg und aus einem der obersten Fächer einen Ballen Zeuch herauszog: Unterthänigst aufzuwarten — wie wir ihn an den Kaiserlich-Königlichen Hof liefern — ein Stück, von dem noch Niemand bekommen hat, als seine Durchlaucht der Herr General-Reichs-Oberpostmeister Fürst von Thurn und Taxis — die schönste Farbe, die jemals aus den Niederlanden nach Wien gelangt ist. — Denn der Ladendiener dachte, der junge Reichshofrath wäre, was Kleider anlange, wie alle jungen Leute, oder wenigstens nicht besser als die Kaufmannsfrau in Ypsilon, welche zu einem Kleide für sich nicht einige Ellen, sondern ein ganzes Stück zu kaufen pflegt, damit Niemand außer ihr in der Stadt von dem nämlichen Zeuch ein Kleid trage."

„Der Kammerdiener kannte seinen Herrn besser. Er war vielmehr in großer Sorge, die Farbe möchte dem Baron zu feurig und lebhaft sein, und trug den Plüsch mit schwerem Herzen zum Schneider. Und da ereignete sich etwas, das ich nicht wieder erzählen würde, wenn es nicht der nämliche Kleidermacher,

mit dem ich später darüber sprach, mir bei seiner Ehrlichkeit beteuert hätte. Während nämlich der Schneider, staunend über den unvergleichlich schönen Zeuch drei Schritte zurücktrat, und seine Bewunderung in Redensarten aussprach, die er etliche Jahre zuvor in Paris gelernt hatte, verklärte sich der Plüsch zusehends und sein Roth wurde immer feuriger. In dem Maße aber, in welchem sich die Bewunderung des Schneiders erschöpfte, wich die Verklärung wieder, und die Farbe sank auf den Höhegrad zurück, in welchem sie aus dem Kessel des Färbers zu Sedan gekommen war. Die Gesellen benützten die Beobachtung ihres Meisters zu ihrer Unterhaltung und Belustigung. Während sie an dem Rocke des Freiherrn nadelten, lobten sie den Zeuch öfters im Chor, und der Plüsch verhielt sich dann immer zu ihnen, wie eine Wolke zur Abendsonne, von der sie verklärt wird."

„Dem Kammerdiener des Barons machte diese sonderbare Erscheinung keine Freude. Unter schweren Sorgen nahm er den fertigen Rock aus den Händen des Schneiders, und mit Zittern und Zagen hielt er ihn am andern Morgen seinem Herrn zum Anziehen hin. Denn er befürchtete, der Baron möchte die Farbe zu auffallend finden, und ihm den ersten Verweis geben, den er, obgleich schon sechs Jahre in seinen Diensten, noch nicht empfangen, sondern noch zu erwarten hatte. Es ging aber gut vorüber. Der Plüsch, ärgerlich über die einfältige Angst des Kammerdieners wie über die Nichtachtung von Seiten seines ersten Besitzers, dämpfte sein Feuer, und der junge Reichshofrath, in Gegenstände seines Amtes vertieft, merkte nicht einmal, daß ihm sein Jacob einen neuen Rock zugelegt habe. Denn die Taschen waren dieselben wie in dem Rocke, den er noch am Tage zuvor angehabt hatte. In der linken stack das seidene Sacktuch, in der rechten die goldene Dose mit Spaniol. Der große, fünf Fuß hohe Spiegel in seinem Zimmer war ein Geräthe, welches er nie benützte."

„Das Ungewitter, welchem der Kammerdiener entgangen zu ſein glaubte, brach aber doch noch über ihn aus. Sein Herr kam Nachmittags um die dritte Stunde nicht nachdenklich, wie bisher immer, ſondern ſichtbar aufgeregt von der Sitzung nach Hauſe zurück. Schon unter der Thüre, die er haſtiger als gewöhnlich öffnete, machte er einen Verſuch, ſeinen Rock auszuziehen, was ihm aber nicht gelang, weil er noch nie ein Kleid ohne Hülfe eines Bedienten ausgezogen hatte. Um ſo ärgerlicher wurde er, und ſagte in der höchſten Aufregung, deren er fähig war, zu dem Kammerdiener: Jakob, du haſt einen dummen Streich gemacht. Niemals hat mich noch etwas ſo in Verlegenheit geſetzt, als dieſer Rock. Jedermänniglich beſchrie mich. Der Herr Präſident meinte, ich ginge auf Freiersfüßen, und ich vergaß darüber, mit ihm über eine wichtige nnd dringende Angelegenheit zu reden. Meine jüngeren Herren Collegen fragten mich, aus welcher Handlung in Paris der Zeuch wäre, und ſogar der Thürhüter erlaubte ſich, mir zu dem neuen Rock zu gratuliren. — Jakob! Jakob! das war einfältig von dir, mich in einem ſolchen Anzug aus dem Hauſe zu ſchicken. Ich hoffe und erwarte, daß du es künftig nicht mehr thuſt.“

„Der Freiherr hatte noch weit mehr ausgeſtanden und erduldet, als er ſagte. Denn von dem nämlichen Augenblick an, wo nach ſeinem Eintritt in den Sitzungsſaal ſich die Aufmerkſamkeit ſeiner Collegen auf den Rock wendete, fing auch der wunderbare Plüſch an, ſich nach ſeinen uns ſchon bekannten Eigenſchaft zu verklären. Nur der ſehr wichtige und ernſte Gegenſtand der Berathung hielt die verſammelten Räthe ab, ihre Bewunderung mehr als mit Blicken auszuſprechen. Kaum aber waren die Stühle gerückt und die Sitzung aufgehoben, ſo verſammelte ſich Alles um den Freiherrn, und der eine ſeiner Collegen zog ihn an dieſes Fenſter des Saals und der andere an jenes. Denn die Farbe des Rocks verklärte ſich in dem Grade,

als man bemüht war, ſie in das rechte Licht zu ſtellen. Seinen Rock nun hätte der Baron herzlich gerne zu dieſen phyſikaliſchen Verſuchen hergegeben; daß er aber dabei ſich ſelbſt hin und her zerren laſſen mußte, wie einen Gliedermann, machte ihn ſehr verdrießlich, und er verwünſchte in ſeinem Herzen den Rock und ſeinen alten Jakob beinahe mit. Weßwegen auch der Verweis, den er dem Kammerdiener gab, gegen das gehalten, was er eine Viertelſtunde zuvor erlitten hatte, ein ſehr mäßiger genannt werden muß."

„Jakob nahm ihn auch, zwar mit zerriſſenem Herzen, aber ohne ein Wort zu erwidern hin, und fragte, nachdem er den Rock über den Arm geworfen hatte, nur noch ſchüchtern, was nun damit anzufangen wäre. — Gieb ihn dem Sekretär! — verfügte der Baron, und verlor ſich dann mit ſeinen Gedanken wieder unter den Akten, wie weiland Archimedes unter ſeinen Kreiſen im Sande."

„Der Sekretär, gleicher Statur mit ſeinem Herrn, aber ſonſt von demſelben verſchieden, wie eben dieſer Archimedes von den ſpäteren Römern, die ſich Perücken aus den blonden Haaren der Deutſchen zulegten, geberdete ſich wie ein Kind am Chriſtabend, als ihm der Kammerdiener das Präſent ſeines Herrn überreichte. Seine Freude wäre vollkommen geweſen, wenn er über ſeine Zeit verfügen können; aber der Umſtand, daß er nur an Sonntagen ausgehen konnte, und alſo bis zum nächſten den Rock in den Schrank hängen mußte, ſtimmte ſie etwas herab. Dazu war der Spiegel in ſeinem Dachſtüblein ſo winzig, daß ſich nur ein Affe kleinerer Gattung nach ſeiner ganzen Figur auf einmal darin hätte beſchauen können."

„Der nächſte Sonntag an der Wien, war zwar ein Wintertag, aber doch ſo, daß man mit jungem Blut in den Adern, bei ununterbrochener Bewegung und unter einem ſchönen Rock, über dem man ſeine eigene Haut vergißt, acht Stunden unter

freiem Himmel zubringen konnte. Dies bewies unſer Sekretär, der, in der abgelegten Hülle ſeines Herrn, Morgens eine halbe Stunde nach acht Uhr vom Hauſe ausging, alle Straßen und Kirchen durchwanderte, welche auf dem Grundriß der Kaiſerlich-Königlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Wien von Maximilian von Grimm verzeichnet ſind, und erſt in der Abenddämmerung in ſein Dachſtüblein zurückkehrte. Er war zwar unterwegs einmal in einem Kaffeehauſe eingekehrt; aber die Bemerkungen, die der Kellner über ſeinen Rock fallen ließ, entzückten ihn ſo, daß er weniger bei ſeiner Taſſe Kaffee war, als ein zweijähriges Kind bei ſeinem Frühſtück, wenn es dabei in einem Bilderbuche blättert.“

„Ein Nordweſt, der bald ſtärker und bald gelinder blies, kam ihm bei ſeiner Runde durch die Straßen und Gaſſen ſehr wohl zu Statten. Der Plüſchrock war nämlich mit dem ſchönſten und koſtbarſten Seidenzeuch von hellgrüner Farbe gefüttert, und der Sekretär ſah es daher gerne, wenn beſagter Wind die Flügel ſeines Ueberrocks hob und das reiche Unterfutter herauskehrte Zuweilen kam er auch mit der einen oder der andern Hand zu Hilfe, und hielt den aufgeſchlagenen Flügel, damit er nicht augenblicklich wieder in ſeine vorige Lage zurückwiche. — Eine ſinnreiche Vorrichtung, die ich an den alten, nun ſammt und ſonders ausgeſtorbenen Stadtſoldaten meiner Vaterſtadt bemerkte. hätte hiebei dem Sekretär die erſprießlichſten Dienſte leiſten können. Dieſe wackeren Leute hatten nämlich an ihren blauen und, ſo weit die Flügel reichten, roth gefütterten Röcken hinten, ungefähr in der Gegend, wo die Kammerherren ihre goldenen Knöpfe haben, eine Hafte. An dieſer befeſtigten ſie ihre zurückgeſchlagenen Rockſchöße, während ſie ſtrickten. Denn darin beſtand ihr Haupterwerb. Die Trinkgelder, die ſie von vornehmen Paſſagieren mit der einen Hand in Empfang nahmen, während ſie mit der andern das Gewehr präſentirten, wurden zuletzt

immer ſeltener und kleiner. Beim Stricken aber fiel von dem groben, leinenen Garn immer etwas ab, was überhaupt für eine dunkelfarbige Uniform nicht gut war, und nicht ſchnell genug entfernt werden konnte, wenn der Thurmwächter in das Horn ſtieß, und man plötzlich unter das Gewehr treten mußte.“

„Die Sonntagsparaden des Sekretärs währten übrigens nicht einmal ſo lange, bis er in der großen und ſtark bevölkerten Stadt mitten unter den vielen bunten Uniformen und glänzenden Livreen nur einiges Aufſehen erregen konnte. Auf den Gütern in Franken, welche dem alten Vater des Freiherrn von Niederungen gehörten, ſtarb dazwiſchen der Küchenſchreiber aus Verdruß über den Koch, mit dem er in langwierige Rangſtreitigkeiten verwickelt geweſen war. Unſer Sekretär wurde an ſeine Stelle berufen. Hätte er aber gewußt, mit welchem ſchweren Opfer er dieſen ziemlich einträglichen und ruhigen Dienſt erkaufen müßte, ſo würde er ihn wahrſcheinlich ausgeſchlagen haben.“

„Vor ſeinem Abgange von Wien packte er unter allen ſeinen Kleidungsſtücken den geſchenkten Rock am ſorgfältigſten und, man darf wohl ſagen, unter bangen Ahnungen ein. Nur der letzte, wahrhaft feurige Blick, den ihm der dankbare und ſeelenverwandte Plüſch zuwarf, ſo wie die Hoffnung, mit ihm im Bunde an dem Orte ſeiner Beſtimmung Alles überglänzen zu können, verſcheuchten einigermaßen die bangen Empfindungen. Deſto niederſchlagender war die Erfahrung, die er ſogleich am erſten Tage nach ſeiner Ankunft in Niederungen machen mußte.“

„Der Hofhalt des alten Freiherrn war, um ihn mit ſeiner am meiſten in die Augen fallenden Eigenſchaft zu bezeichnen, ein grüner. Grün war der ganze Oberſt-Jägermeiſter von dem Hute bis herab zu den Halbſtiefeln, die mit grünen Neſteln gebunden waren. Grün war das ganze Schloß, von außen durch Anſtrich und grüne Läden und inwendig in den Zimmern und

Sälen durch die Tapeten, welche Jagdſcenen vorſtellten. Grün fiel das Tageslicht durch die Vorhänge und Fliegengitter, und gab ſelbſt den Geſichtern hinter denſelben einen grünen Ton. Daß die Uniformen der Beamten und die Livreen der Dienerſchaft durchaus grün waren, verſteht ſich von ſelbſt, und wenn bei einer Prozeſſion an einem regneriſchen Frohnleichnamstage alle dieſe Dienſtleute des Freiherrn ihre grünen Regenſchirme ausgeſpannt hatten, wenn ihnen die Freifrau ſammt ihren Geſellſchaftsdamen, Kammermädchen und anderen dienenden Geiſtern in Schleiern und Anzügen folgten, die mit dem Aprilgraſe wetteiferten, ſo wurde gewiß zu Niederungen in Grün faſt mehr geleiſtet, als bei einem Aufzug der Kardinäle zu Rom in Purpur. Die grünen Sittiche, die von dem Zimmerfenſter der Baroneſſe herab ihr Placet hören ließen, paßten ohnehin zu dem Ganzen. Zwölf Laubfröſche, die ſich der Portier in Zuckergläſern hielt, konnten gegen ſie nicht in Betracht kommen, und ich erwähne ſie auch nur als eine zufällige Liebhaberei des Alten. Abſichtlich aber war es, daß die vielen und ſchönen Pferde des Barons grüne Decken hatten. Man wollte damit den Mangel an grünen Farben, der unter den Hausthieren Statt findet, einigermaßen erſetzen. Zu eben dieſem Zwecke hatten auch die Katzen, Hunde und Kühe grüne Halsbänder."

„Von der Hofhaltung ſtrömte die grüne Farbe, wie ſich von ſelbſt verſteht, auf den an das Schloß ſtoßenden Flecken Niederungen über. Die grünen Kleider, welche im Schloß abgelegt wurden, gingen auf dem Wege des Schacherhandels oder der Wohlthätigkeit auf die ärmeren Volksklaſſen über, und wurden von ihnen vollends ausgetragen. Wenn ſich die Elementarſchule leerte, purzelte eine Schaar grüner Affen über die Haustreppen und vertheilte ſich dann in die verſchiedenen Gaſſen. Grün kleidete ſich der Flurſchütz, und

in grünen Fetzen ſtacken die Bettelſungen hinter den Zäunen und Hecken, ſo daß für beide Theile das Verfolgen und Entfliehen gleich ſchwer war. Der Flurſchütz ſtach von dem grünen Gewande des Frühlings und Sommers zu wenig ab, als daß er hätte leicht bemerkt werden können, und die jungen Gaudiebe entſchlüpften, wie grüne Eidechſen den ſpähenden Blicken ihres Erbfeindes. — In Niederungen war eine kleine Schnittwaarenhandlung, aber ſie hatte nur grüne Tücher und Zeuche in den verſchiedenen Abſtufungen. Denn über das Gebiet des Freiherrn hinaus machte ſie keine Geſchäfte."

„Mitten in dieſer grünen Welt nun erſchien der neu angekommene Küchenſchreiber in ſeinem rothen Plüſchrock. Von dem Gaſthof zur grünen Kreide, wo er abgeſtiegen war, begab er ſich in das Schloß. Alles riß die Fenſter auf, als man den feuerrothen Mann die Gaſſe hinabſchreiten ſah. Dem Wiener gereichte das Staunen, das er auf den Geſichtern der guten Leutlein las, zur größten Freude. Er wetteiferte mit ſeinem Rock, einen recht tiefen Eindruck zu machen, was den beiden Verbündeten ſo ſehr gelang, daß man noch lange nachher von dem rothen Manne ſprach."

„Mit dem erſten Schritt in den Schloßhof aber verwandelte ſich der Triumph des Küchenſchreibers in einen mißlichen Kampf. In dieſem Reviere nämlich hatte ein Truthahn von ungewöhnlicher Größe das Vorrecht, in einem rothen Halskragen zu prangen. Es war unter den uns bekannten Verhältniſſen am Niederunger Hofe kein kleines Privilegium und dieſem Magnaten eben ſo theuer, als einem chineſiſchen Mandarin der rothe Knopf auf ſeinem Hute, oder die gelbe Farbe ſeiner Standeskleidung. Er mußte ſich daher auch in ſeinem bisher mit ſo vieler Würde behaup-

tete Vorrechte schwer beeinträchtigt fühlen, und man darf es ihm nicht sehr verargen, daß er ohne weitere Kriegserklärung auf den Küchenschreiber losstürzte, an ihm hinauf flatterte, und ihm mit seinem Schnabel mehrere sehr empfindliche Hiebe versetzte, besonders auf die Waden, die nur mit dünnen, weißseidenen Strümpfen bedeckt waren. Denn, zu einer Aufwartung gehend, hatte der Angegriffene keinen Stock bei sich, und konnte die Anläufe seines Gegners nur mit den Händen und Füßen pariren, je nachdem sie höher oder niedriger gerichtet waren."

„Zu diesem ungleichen Kampfe kam der alte Freiherr, von einer Schnepfenpürsche zurückkehrend. Er hielt den Angefochtenen für einen sehr vornehmen Mann, und ließ ihm daher vor allen Dingen den Truthahn vom Leibe schaffen. Dann nahm er ihn bei der Hand und entschuldigte sich mit vielen Worten, während er ihn über die Hauptstiege in sein Kabinet führte. Hier konnte endlich der junge Mann zum Wort kommen und sagen, er sei der von Seiner Excellenz berufene und angestellte Küchenschreiber. Darüber wurde der alte Baron fast noch röther, als vorhin sein Truthahn und erwiderte: Er Geck! Er Narr! Schaff er sich zuvor einen vernünftigen grünen Rock, und dann komm' Er wieder. Adieu!"

„So entlassen blieb dem armen Wiener nichts übrig, als sich nach dem Ausdrucke des Freiherrn einen vernünftigen Rock anzuschaffen und den rothen zu verkaufen. Jenes ging leicht, dieses desto schwerer und nur mit großem Verlust. Der Jude Schimmel, den der Küchenschreiber auf sein Zimmer rief, zerrte den Rock auf dem Tische hin und her, und wollte fast nichts dafür bieten. Was soll ich damit? sagte er; kauf ich, so kauf ich die Knöpf' und das Unterfutter. Lieber will ich bei uns verkaufen einen Hasenbalg ohne

Haar, als einen rothen Plüsch. Ihnen, weil Sie's sind, geb' ich zwei Gulden, nur von wegen der Zukunft. — Der Küchenschreiber schlug ein, und sein Rock wanderte in den Quersack des Hebräers, nicht zusammengelegt, wie er den Weg von der Donau an das Ufer der Wiesent gemacht hatte, sondern wie ein Schnupftuch, das ein Knabe in seine enge Hosentasche dreht."

„Erst drei Tage darauf kam er wieder aus seinem Gefängniß, aber nicht, um wieder zu Ehren und Würden zu gelangen, sondern in eine Art von babylonischer Gefangenschaft, wie wir weiter hören werden."

„An einem der Wasserbäche, welche von den südwestlichen Ausläufern des Fichtelgebirges in die Wiesent rinnen, stand damals ein Pfarrhaus. Unter seinem Dache lebten zwei gesunde Knaben, denen kein Leder, kein Tuch oder ein anderes Zeuch zu fest war. Kleider und Schuhe zerrissen an ihnen wie Löschpapier, ob sie sich gleich sehr in Acht nahmen, wenn sie auf Bäume kletterten, oder durch Zäune schlüpften, oder Feuer anschürten und die Brände mit den Stiefeln zusammenrükten, weil sie für die bloßen Finger zu heiß waren, oder einen Misthaufen erstürmten, der von dem Feinde auf das hartnäckigste vertheidigt wurde. Auch war damals jene goldene Zeit, wo man noch nicht entfernt daran dachte, für einen Buben eine Elle neues Tuch zu kaufen. Was der Vater ablegte, machte man der Erstgeburt zurecht, und was dem Erstgeborenen zu enge wurde, zog man dem Zweit- und Drittgeborenen an. War eine Herrschaft in der Nähe, wie die in Niederungen, so konnte der Vater länger im Genusse seiner Westen und Röcke bleiben, und die Mutter gab ihrem Hofjuden den Auftrag, ihr für die gottlosen Buben, wie sie sagte, etwas zu liefern."

„Einen solchen Auftrag hatte der oben genannte Schim-

mel damals, als ſich der Küchenſchreiber auf Befehl ſeines Herrn häuten mußte, und er eilte daher mit ſeinem Querſack in das Pfarrhaus an den Waſſern, nachdem er den Sabbath und Sonntag über ſtille geweſen war nach ſeinem und unſerm Geſetz. Der Pfarrer, der einſt als Hofmeiſter mehrere Jahre in der großen Welt gelebt hatte, erkannte an dem Plüſchrock ſogleich jenen koſtbaren Zeuch, der damals in den Niederlanden aus der Wolle der amerikaniſchen Kameelziege bereitet wurde. Die Elle davon kam zwar in dem Tuchladen auf zwanzig Gulden und darüber zu ſtehen; aber er war auch unverwüſtlich im vollen Sinne des Worts, feſt, wie die gegerbte Haut des Elennthieres, und wenn die alten Haare abgeſchabt waren, entwickelten ſich neue wie an einem feinen engliſchen Filzhute. — Die Pfarrerin faßte das ſeidene Unterfutter in's Auge, das nach einem ungefähren Ueberſchlage gerade zu einer Sonntagsjuppe für ſie reichte. So wurde man bald Handelseins. Der Hofjude gab den Rock, und bekam dafür drei Haaſenbälge, etliche Pfund Butter und einen jährigen Ziegenbock."

„Nach geſchloſſenem Handel fiel aber der Rock noch einmal in die Hände des Juden Schimmel. Denn er hatte die großen vergoldeten Knöpfe daran nicht mit abgelaſſen, weil er ſie in Niederungen, wo ſie zu der Hoffarbe paßten, beſſer an den Mann bringen konnte. Kaum hatte daher der Hebräer ſeine Eigenthumsrechte an dem Kleidungsſtück aufgegeben, ſo zog er ſein altes Taſchenmeſſer und trennte die fein polirten metallenen Platten von demſelben. — Ein ſchmerzlicher Verluſt für den Plüſch. Denn damit verlor er eben ſo viele Spiegel, in denen er ſich ſonſt, wann er einſam an dem Nagel hing, ſtundenlang beſchaute, bis ſich in der Abenddämmerung ſein flammendes Roth in Schwarz verwandelte. Ein Mägdlein, das ſein Angeſicht öfter im

Spiegel beſchaut, als Vater und Mutter es gut heißen, und dem der Spiegel deshalb mit Flor verhängt wird, hätte mitempfinden können, was der Plüſch empfand, als der Jude mit ſeinem ſtumpfen und ſchartigen Meſſer eine Platte nach der andern abſägte.“

„Nach dem Juden fiel die Pfarrerin über den Rock her, und ſchnitt mit ihrer Scheere das Unterfutter heraus, wofür ſie von ihrer Seite die Butter und die Haſenbälge geopfert hatte. Die Operation war ſchon an und für ſich eine ſchmerzliche, und wurde es noch mehr dadurch, daß, während derſelben die geiſtliche Frau zu ihrem Erſtgebornen ſagte: Ludwig, für einen heilloſen Buben, wie du biſt, wäre Seide viel zu gut. Ich habe noch aus der Hinterlaſſenſchaft deiner ſeligen Urgroßmutter ein Stück von einem grünen Bettvorhang. Das wird's auch thun. — Schreckliche Worte für den armen Plüſch. Er, zu dem der Stoff von den Gazellen der Cordilleras genommen, von Kaziken in den Handel gebracht, von der ſpaniſchen Silberflotte über den atlandiſchen Ocean getragen und zu Sedan in den köſtlichſten Purpur getaucht worden war, ſollte nun in ſo nahe Berührung kommen mit dem unedlen Zeuch, zu welchem die Wolle an der obſcuren Püttlach erzeugt, geſponnen, gewoben und gefärbt worden war, und der in Folge einer Erbſchaft höchſtens einen Weg von zwei Stunden gemacht hatte.“

„Noch ſchlimmer erging es dem Plüſch unter den Händen des Schneiders, der, gleich ſeinen Collegen im Salzburger Lande, ein wandernder war, und ſeine Werkſtätte aufſchlug, wo ihn einer ſeiner Kunden auf die Stube gerufen hatte. Daß er ihn zertrennte, wie ſpäter Napoleon unſer gutes Deutſches Reich, war das Geringſte. Daß er Schnitt- und Naht ſeiner Wiener Zunftgenoſſen tadelte, ſo

oft er einen Faden aufzog, oder ein abgetrenntes Stück auf dem Tiſch ausbreitete, war auch noch zu ertragen. Aber dabei blieb es nicht. Meiſter Zwirn ſchnitt nach ſeinem Kopf, und als er mit ſeinem Meiſterwerk fertig war, war es ein Sack mit Aermeln, oder vielmehr ein Ding, wie es der Schöpfer über die Gliedmaßen des braunen Bären zu werfen für gut gefunden hat, weil er ihm den bequemſten Schlaf- und Winterrock anthun wollte, den es nur geben kann."

„Am ſchlimmſten erging es dem umgeſchaffenen Plüſch an dem Leibe ſeines neuen Beſitzers. Doch ich ſchweige von den vielen Hieben, die er in der Schule, und von den unzähligen Püffen, die er auf der Gaſſe in Empfang nehmen und an ſeinen Träger abliefern mußte, ich ſchweige von den vielen Waſſer- und Feuerproben, durch die er zu gehen hatte, und will der Kürze wegen nur von einer einzigen Fatalität reden. Sie beweiſt genugſam, in welche Brühe der arme Rock während ſeiner Verbannung gekommen iſt."

„An einem Freitag ſehr frühe ließ der Bruder des Pfarrers, welcher Kammeramtmann in Wellingen war, durch den Gerichtsdiener ſagen, er werde Mittags auf einen Löffel Suppe kommen. Darüber gerieth die Pfarrfrau in die höchſte Aufregung, denn ſo wacker ſie auch in allen übrigen Stücken war, ſo gehörte ſie doch, was Küche und Tiſch anbelangt, zu denen, die einen Beſuch nicht ohne viele Umſtände und überflüſſige Zurüſtungen ablaufen laſſen können. Nach der Regel chriſtlicher Gaſtfreundſchaft wären für den Schwager Suppe, Rindfleiſch und Gemüſe mit Auflage genug geweſen, beſonders da der Garten ein Körbchen ſpaniſche Weichſel und der Keller ein Glas reinen Werthheimer dazu geben konnten. Dieß war aber der Pfarrerin lange nicht genug. Die Magd mußte die Melkgelte wegſtellen und in

den nächſten Flecken nach zehnerlei Dingen gehen. Der Pfarrer, in ſich lächelnd über ſeine gute Frau, die in höchſten Nöthen war, übernahm es, die Prunkſtube zu lüften, aus dem Garten Gemüſe, Nachtiſch und Blumen herbeizuſchaffen, und ſogar den runden Tiſch ſo zu decken, wie er es früher als Hofmeiſter bei hohen Herrſchaften öfters geſehen hatte. Der zweitgeborene Sohn übernahm die Aufträge an den Fiſcher, der weit entfernt wohnte, und der erſtgeborene blieb als eine Art Adjutant an der Seite ſeiner Mutter. Auf die Anmeldung des Oheims, welche das ganze Haus in Aufruhr und Allarm brachte, war er ſogleich in ſeinen rothen Sonntagsrock gefahren. Vier Stunden ſpäter wäre es damit auch noch Zeit geweſen."

„Seine Unentbehrlichkeit als Gehilfe der Mutter bewährte ſich alsbald. Denn als der Bote des Kammeramtmanns ankam, hatte die Hausmagd ſchon das Pförtlein des Hühnerhauſes geöffnet, und die Inſaſſen waren bereits in alle Welt ausgegangen, um die Regenwürmer in Empfang zu nehmen, die während der feuchten Nacht herausgekommen waren und ſich noch im Morgenthau badeten. Unter dem Hühnervolk befanden ſich aber einige Speisopfer, die dem vornehmen Gaſt gebracht werden ſollten. Der Küchenadjutant lockte daher mit ſeiner wohlbekannten Stimme die gefiederten Gaſſen- und Heckenſtreicher zuerſt in den Pfarrhof, und ſchloß das Thor, während ihnen die Pfarrfrau aus vollen Händen Gerſte vorwarf. Dann fing er diejenigen mit leichter Mühe, die ihm ſeine Mutter als würdige Kandidaten bezeichnete. Nur ein beſonders ſchöner Kapaun ließ einige Federn ſeines Schweifes in den Händen des Häſchers und entfloh auf den Miſt. Der Erſtgeborene ſprang ihm dienſtbefliſſen nach, verſank aber ſchon nach dem zweiten Sprung bis unter die Arme."

„Der weiche Misthaufen war wohl eine Rettungsbrücke für das auserſehene Opfer; aber unter den Füßen des Häſchers gab er nach, und er ſank unter einem gellenden Angſtſchrei ſeiner Mutter.“

„Dieſe reichte ihm zwar ſogleich von dem Ufer der Dünggrube aus die rettende Hand, und half ihm wieder auf das Trockene. Damit war aber das Wenigſte gethan. Der Gerettete triefte nicht nur von der häßlichen Grundjauche, ſondern entwickelte auch einen unerträglichen Dunſtkreis. Sollten die Blumendüfte in dem Eßzimmer und der Wohlgeruch aus der Küche, von dem bald das ganze Haus voll ward, die Oberhand behalten, ſo mußte die Erſtgeburt mit ihrer Atmoſphäre den ganzen Tag über ferne bleiben.“

„Die Mutter gab daher die gefangenen Opfer, die ſie an den Flügeln hielt, ihrem Manne, nachdem er auf ihr Angſtgeſchrei herbeigeeilt war, und nahm ihren Sohn beiſeits in einen gerade unbenützten, neuen und bezugsweiſe wohnlichen Schweineſtall. Da mußte er ſich ganz entkleiden, und bekam dann ein Schaff Waſſer, einige Handtücher und ſein Alltagsgewand, um damit das Uebrige zu thun. Die Pfarrerin aber, für die mit jeder Minute eine koſtbare Zeit verloren ging, ergriff die Kleidungsſtücke, die er ausgezogen hatte, mit den Fingerſpitzen, reihte ſie an einen Strick, wie der Gerber ſeine Häute, und ſchleifte ſie ſo in den Bach, der wenige Schritte von dem Pfarrhauſe durch das Dorf rann. Zuletzt ermahnte ſie den Knaben, der auch nach dem Bade noch ſtank, wie ein junger Wiedehopf, bis zum Abgange des Oheims theils in dem Stalle ſelbſt und theils in ſeiner nächſten Nähe zu verweilen, mit dem Verſprechen, daß er dafür vom Pudding und von der Torte doppelte Portionen in ſein Aſyl erhalten ſollte. Dann ging ſie wieder an ihre ſo dringenden Arbeiten.“

„Was der arme Plüsch an diesem Tage auszustehen hatte, fällt zu sehr in die Sinne, als daß eine weitere Ausführung nothwendig wäre. Auch Ludwig mußte so Manches entbehren, was sein Bruder mit ansehen und anhören konnte. Zu seiner nachträglichen Entschädigung aber will ich mich jetzt im Geiste an seine Seite in den Schweinstall versetzen, und von jenem Festtag im Pfarrhause nichts erzählen, als was er durch die Spalten seiner Freistätte beobachten konnte. Und das war natürlich nicht viel."

„Mittags gegen zwölf Uhr kam vor dem Pfarrhofe eine vierspännige Kutsche angefahren, hintenauf standen der Bediente und der Gerichtsdiener des Kammeramtmanns. Sie öffneten den Schlag, und halfen ihrem dicken Herrn heraus. Dieser hatte einen rothen, mit Gold bordirten Rock, eine seidene, mit Gold durchwirkte Weste und seidene Beinkleider und Strümpfe an. Das schwarzseidene Band um seinen Hals wurde hinten durch eine große, goldene Schnalle zusammengehalten. Alle Knöpfe an seinem Rocke waren angeöhrte Doppellouisd'ors, an jedem seiner acht Finger blitzte ein Brillant. Um den Daumen der rechten Hand schlang sich die goldene Schnur eines großen spanischen Rohrs mit goldenem Knopf. Der Daumen der Linken mußte sich mit dem Antheil an einer schweren goldenen Tabatiere begnügen, die der reiche Mann in seiner Hand drehte. Zwei schwere goldene Ketten, die unter den großen Westentaschen hervorliefen, hingen mit zwei goldenen Repetiruhren zusammen. Ein grünseidenes Schnürlein, das unter dem Deckel der einen Westentasche hervor den Weg gefunden hatte, deutete an, daß auch in diesem Neste goldene und silberne Eier in einer Börse liegen müßten. Daß die Schnallen an den Kniegürteln und Schuhen an Werth und Schwere zu dem Ganzen paßten, versteht sich von selbst. Denn der Kammer-

amtmann war nicht nur sehr reich, sondern gehörte auch zu den Leuten, welche es sich zur Ehre rechnen, die Lastträger des Mammons zu machen.“

„Findet man es aber unglaublich, wie Ludwig von seinem Observatorium aus dieß Alles in den fünf Minuten habe bemerken können, die vorübergingen, bis der reiche Mann ausstieg, die gewöhnlichen Komplimente empfing und erwiderte, und über den Hof in das Pfarrhaus gelangte, so thut man ihm Unrecht. Denn der Amtmann war nicht allein gekommen, sondern sein Ebenbild, sein einziges Söhnlein, ein Junge von vierzehn Jahren, war bei ihm. Und dieser hatte von dem ganzen Schmucke seines Herrn Vaters die Doubletten in verkleinertem Maßstabe an sich, die nämlichen Schnallen, nur kleiner, die nämlichen Borden, nur schmäler, die nämlichen Knöpfe, nur leichter, die nämlichen Ketten, nur dünner, die nämliche Anzahl Ringe, nur ohne Edelsteine, das nämliche Rohr, nur kürzer. Es war wirklich kein Wunder, daß sich Vor- und Ebenbild unauslöschlich in die Seele des Arrestanten im Schweinstalle prägten.“

„Was Ludwig Abends von seinem Observatorium aus an den abgehenden Gästen seines Vaters bemerken konnte, war ebenfalls wenig. Es fing bei ihrem Abzuge schon an zu dämmern, und sie kehrten ihm nur den Rücken zu, als sie in ihre Kutsche zurückkehrten. Doch waren auch ihre Rückseiten nicht ganz dunkel, wie es bei dem Neumond der Fall ist. Indem der dicke Kammeramtmann unmittelbar vor dem Einsteigen seinen Rock hinten von einander schlug, zeigte sich eine mächtig große silberne Schnalle, welche dem breiten Hosenbund angehörte. Und als sein Söhnlein desgleichen that, ging in einer zweiten, nur etwas kleineren Schnalle den Leutlein hinter ihm ein zweiter Abendstern auf.“

„Die Pfarrerin aber ging vor allen Dingen an den Bach, zog die Kleidungsstücke ihres Ludwigs an dem Strick aus dem Wasser, und hängte sie triefend, wie sie waren, an einen Fliederbaum im Pfarrhofe. Den andern Tag wurden sie gebrüht und auf den Dachboden gehängt, und den zweiten Sonntag darauf konnte Ludwig schon wieder in seinem Plüsch erscheinen, und zwar so gut, als vor der Fatalität. Denn die Farbe hatte nicht im geringsten gelitten, und es war in seinem Gewebe nur ein ziemlich unbedeutender Geruch zurückgeblieben, der an die unglückliche Jagd erinnerte."

„Der Erstgeborene trug ihn noch bis in den Herbst desselben Jahres. Dann bezog er die lateinische Schule in Nürnberg und vererbte ihn an den Zweitgeborenen. Der trug ihn wieder ein Jahr, und legte ihn ab, als er seinem Bruder nach Nürnberg folgte. Dann wurde der Plüsch an den Hofjuden verhandelt, und verschwand so abermals in dem Quersacke des Hebräers. Dahin wollen wir ihn aber nicht begleiten; denn wir würden ihn nur in der für ihn so entehrenden Gesellschaft von Werg und Kälberhaaren finden."

„Das Jahr darauf besuchte der Pfarrer in Begleitung seines Ludwigs, den Kammeramtmann, seinen Bruder. Zwischen dem Mittagessen und dem Kaffee wurden die Gäste, wie gewöhnlich, in dem ganzen Amthause herumgeführt, und hatten dabei vielfache Veranlassung, die Schätze des reichen Mannes zu bewundern. Ihre Bewunderung wollte aber dießmal nicht in den rechten pflichtschuldigen Gang kommen. Denn ihre ganze Aufmerksamkeit wurde immer auf einen alten Bekannten hingezogen, der mit ihnen von Stiege zu Stiege und von Zimmer zu Zimmer herumwandelte."

„Der Sohn des reichen Mannes hatte nämlich unbegreiflicher Weise den Plüschrock an. Sein Vater hielt die Blicke, die sein Bruder und Neffe bald auf den Rock warfen und bald mit einander wechselten, für Zeichen der Bewunderung und des Erstaunens, und sagte endlich: Lieber Bruder, du staunst über den Rock meines Sohnes und mit Recht. Ich kaufte ihn zwar von dem Juden Schimmel; aber der hat ihn von dem Herrn von Niederungen, und dieser bekam ihn unmittelbar von dem Kaiserlich-Königlichen Hofe in Wien. Wahrscheinlich trug ihn ein Erzherzog. Das Unterfutter wollte ich anfänglich herausnehmen lassen; denn es sieht aus, als wären alte Bettvorhänge dazu verwendet worden. Aber der Jude Schimmel versicherte mir, es sei ein kostbarer persischer Zeuch, den nur die reichsten Leute in Constantinopel und Wien tragen könnten. Und so läßt man ihn denn gehen. Auch muß mein Fritz ganz die Statur Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs haben. Denn sieh! lieber Bruder, der Rock ist ihm wie angegossen. — Das eigentliche Zeichen der Aechtheit des kostbaren rothen Zeuchs steckt aber, wie mir der Jude sagte, nicht in der feurigen Farbe und den seidenreichen Haaren allein, sondern tiefer, in einem eigenthümlichen Geruch, der durch nichts vertilgt werden kann. — Wie, Fritz, laß den Herrn Onkel und den Vetter Ludwig riechen. — Und der Junge, stolz auf sein kaiserliches Feigenblatt, hob die Rockflügel auf, die seinen Abendstern bedeckten, und reichte dem Oheim den rechten und dem Vetter den linken."

„Und der Plüsch feierte einige Augenblicke des seligsten Triumphs, während die Gäste an seinen Flügeln rochen."

„Nun war der Rock an seinem rechten Manne."

Andrea.

Wilhelm, mein jüngſt geborner Sohn, willſt du zu ſeiner Zeit, wenn du flügge geworden biſt, wie die jungen Klapperſchnäbel im Herbſt, in ein Land gehen, darin Oel und Wein fleußt, wo du in dem Oele Seefiſche ohne Gräten braten und zu dem Wein ein ſchönes Stück Zwieback von Waizenmehl finden kannſt, ſo ziehe nach Iſtrien, der ſchönen Halbinſel in der oberen Hälfte des Adriatiſchen Meerbuſens. Ich habe dir, als ich vor vielen Jahren dort war, die gute Straße liegen laſſen, welche an der weſtlichen Küſte hinauf und hinunter führt, je nachdem der Wanderer ſein Angeſicht nach Norden oder nach Süden gewendet hat. Zwiſchen Pirano und Iſola läuft ſie eine weite Strecke lang nur einige Schuhe über dem Meeresſpiegel unter einer hohen und meiſt ſenkrechten Wand hin. Die kleineren Wellen, welche der Nord von Trieſt herunter, oder der Weſt von Venedig herüber wälzt, zerſchlagen ſich an dem Grundbau der Straße und werfen ihren Schaum darüber hin. Größere Wogen, welche der Sturm aufgethürmt hat, begnügen ſich damit nicht; ſie ſchreiten über die Straße weg, ſtürzen ſich auf die ſenkrechte Thonſchieferwand, und ſpritzen zerſchellt nach allen Seiten auseinander. Dann kommen die Straßenarbeiter, und werfen ihnen in die See nach, was ſie von der Wand abgelößt und auf dem Heerweg zurückgelaſſen haben. Am Morgen des Tages, an welchem ich nach einer ſehr ſtürmiſchen Nacht zu Land von Pirano nach

Trieſt zurückkehrte, war dieſe Arbeit noch nicht geſchehen, und wir, der Vetturino und ich, mußten alle unſere Kräfte aufbieten, um den leeren Wagen über die Schuttlavinen hinwegzubringen.

Einige Tauſend Schritte vor der eben beſchriebenen Strecke Weges zogen im letzten Viertel des Jahres 1812 zwei Compagnieen Franzoſen. Sie hatten das Städtlein Pirano, das ſie wider die Engländer nicht mehr behaupten konnten, verlaſſen, und eilten nach Trieſt, um die Beſatzung des Caſtells zu verſtärken, weil es von ihren Erbfeinden bedroht zu werden anfing. Die kleinen Tambours hatten ihre Trommeln auf den Rücken und ein großes Stück Zwieback in der Hand, die Offiziere ihren Degen in der Scheide, und der gemeine Mann ging, das Gewehr hoch, nicht in Reihe und Glied, ſondern, wie es beliebte, in einzelnen Gruppen, ſingend und plaudernd, oder mit der brennenden Pfeife beſchäftigt. Die Weiber im Nachtrab ordneten auf ihren Karren und Eſeln noch Manches, was ſie bei dem unerwarteten und ſchnellen Aufbruch aus dem Standquartier durcheinander auf dieſelben geworfen hatten. Indeß konnten ſich ihre größeren Kinder das ungeſtörte Vergnügen machen, ihren Weg an dem äußerſten Rand der Straße zu nehmen und ſich von dem Salzſchaum der anſchlagenden Wellen beſpritzen zu laſſen.

Der Commandant, welcher den zwei Compagnieen vorausritt und bis an die Ohren in ſeinen grauen Mantel gehüllt war, ſchien lange Zeit weder zu ſehen noch zu hören. Plötzlich aber wendete er ſein Pferd und fing an zu commandiren. Jedes ſeiner Worte übertönte die halblaute Brandung, wie der ernſte Ruf des eingetretenen Lehrers das Murmeln der Schüler, und jeder ſeiner Befehle wurde von der wohlgeübten Schaar faſt eben ſo ſchnell vollzogen,

als der mächtige Schall ſeiner Stimme von einem Ende des Zugs zum andern lief. Jetzt gingen die Soldaten noch durcheinander, wie Haufen Fröhner, die mit Haue und Schaufel von ihrer vollendeten Arbeit heimkehren, und fünf Minuten darauf marſchirten ſie ſchon in der ſtrengſten Ordnung mit ſcharfgeladenen Gewehren, aber, was ganz ungewöhnlich war, nur ein Mann hinter dem andern, als ſollte der Marſch durch die enge Gaſſe einer italieniſchen Stadt gehen, wo zwei Menſchen nicht nebeneinander Platz haben.

Die Frau des Feldchirurgen, obgleich die weiſeſte Perſon unter den Nachzüglern, konnte den Grund zu dieſer ſonderbaren Aenderung im Marſch nicht abſehen, und ſagte auf einem Knie der Straße, wo ſie den ganzen langen Zug überſchauen konnte, zu ihrer Nachbarin auf einem bedächtigen Eſel: „Madlon, ich meine, der Herr Oberſt will heute wieder einmal zur Abwechſelung mit langer Waare handeln, wie vor zwanzig Jahren, wo er noch in Orleans hinter dem Ladentiſche ſtand und den Degen von Holz führte.“ Die Angeredete antwortete aber nicht auf dieſen Zungenſtich ihrer Gefährtin. Ihre ganze Aufmerkſamkeit war auf ein ſehr großes Schiff gerichtet, welches alle Segel aufgezogen hatte und von Südweſt heraufkam, auf der Seite liegend, aber ſchneller, als die Herbſtwolken über ihm, die zwar von einem und eben demſelben Winde getrieben wurden, demſelben jedoch nicht ſo große Flächen entgegenhielten, wie das in Segel gehüllte Fahrzeug. — „Sehet, Madame Bonte, ſprach ſie, was für eine Maſſe von Leinwand! An dieſen Maſten und Segelſtangen könnte man die Wäſche des ganzen Regimentes trocknen. Und wie hurtig die Herren Engländer dieſe erſchrecklich großen Tücher zuſammenraffen! Wahrlich, ſchneller als Unſereins die aufgehängte Wäſche,

wann es regnen will. Und wie leicht ſie nun das große Schiff wenden! Weit leichter, als ich die vierbeinige und langohrige Beſtie, auf der ich ſitze.“

Und ſo hätte Madlon, die Wäſcherin, gewiß noch Mehreres von dem großen Schiff und ihrem Eſel geſagt, nach der Weiſe der Franzöſinnen, welche faſt mehr reden ſollen, als denken; aber plötzlich erſtarb ihr das Wort auf der Zunge. Denn aus der einen Seite der angeſtaunten Fregatte fuhren auf Ein Mal dreißig Blitze und mit den Blitzen eben ſo viele Kugeln, welche auf der Straße, wo die Franzoſen marſchirten, eine große Verwüſtung unter den Leuten, Kanonen und Wagen anrichteten. Es war ein furchtbarer Gruß, welchen die Britten ihren Erbfeinden zuſchickten. Und er wurde nicht blos einmal geſchickt, ſondern ſo oft wiederholt, bis ungefähr nach einer Viertelſtunde die Franzoſen den engeren Paß verlaſſen, ſich mehr landeinwärts ziehen, und ſo aus der Schußweite der Fregatte kommen konnten. Denn dieſe drehte ſich mit Hülfe des Steuerruders und einiger Segel faſt beſtändig, wie um eine Are, und jedes Mal in dem nämlichen Augenblick, wo es die eine ihrer zwei Seiten der Küſte zuwendete, entlud ſich die Hälfte ihrer ſechzig ſchweren Kanonen. Hätten alle Kugeln, klein und groß, wie ſie aus den ſchwarzen eiſernen Schlünden fuhren, ihr Ziel erreicht, ſo würden die zwei Compagnieen aus dieſen heißen Thermopylen gekommen ſein, wie ihre Landsleute das Jahr darauf aus Rußland. Aber bald hub in dem nämlichen Moment, wo die Kanoniere mit den brennenden Lunten über die Zündlöcher fuhren, eine Woge das Schiff, und die geworfenen Kugeln flogen dann weit über den Köpfen der Gallier weg, und wühlten ſich in den Thon der Uferwand, bald wich in demſelben Augenblick, wo die Geſchütze abgefeuert wurden, eine Woge unter dem

Schiff und die Ladung ging dann in das Waſſer, ſtatt an die Küſte. Am meiſten ſchadeten die Kugeln, welche in die Steinhaufen auf der Straße ſchlugen und dieſelben nach allen Richtungen auseinanderwarfen. Wären da die Franzoſen nicht Mann vor Mann und in einer dünnen Reihe hintereinander marſchirt, ſondern gruppenweiſe, ſo würden ſie auch in Haufen verwundet, verſtümmelt und getödtet worden ſein.

Uebrigens benahmen ſie ſich ganz ſo, wie es von gedienten, alten Kriegern zu erwarten war. Der Oberſt ritt langſam neben dem Zuge, und ließ ſich von einem Neger, der auf einem Maulthiere hinter ihm war, ſeine türkiſche Pfeife ſtopfen. Die Gemeinen, das Gewehr im Arm, hielten Schritt, und lachten laut auf, wenn eine volle Lage der Fregatte in das Waſſer, oder über ſie hinweg in die Küſtenwand ging. Selbſt die vier kleinen Tambours verloren keinen Takt von ihrem Marſch, und ſtolperten höchſtens einmal, wenn ſie nicht auf ihren Weg ſahen, ſondern auf eine Kugel, die auf dem Waſſer herziſchte und die meiſten Häupter der Wogen auseinander ſchlug. Die Weiber dagegen verloren den Kopf ganz. Frau Bonte fuhr rücklinks unter das Leinwanddach ihres Wagens und überließ es ihrem beſonnenen Rößlein unter dem gefährlichen Hagel hindurchzukommen. Frau Madlon ſchlug und ſtieß mit beiden Händen und Füßen in ihr Laſtthier, um es zu einem Galopp zu bringen, aber der Graue nahm dieſe Behandlung übel, ſchlug hinten aus, und warf ſeine Gebieterin kopfüber in den Straßengraben. Der Brocken von einem auseinander geworfenen Steinhaufen ſchickte in dem andern Augenblick den widerſpenſtigen Rebellen tödtlich verwundet ſeiner Herrin nach.

Etwa hundert Schritte hinter ihnen, ſichtbar matt und

müde, mit allen Spuren des Kummers und der Krankheit in ihrem bleichen Angeſicht und begriffen in den letzten Anſtrengungen, der vorauseilenden Schaar nachzukommen, ging eine jüngere Frau. Sie hatte ein ſchlafendes Kind in ein Tuch gebunden auf dem Rücken, und an einem leinenen Bande führte ſie zwei Ziegen, die nach Gelegenheit zuweilen an der Küſtenwand hinauflangten, um ſich ein Maul voll Laub von den herabhängenden Büſchen zu holen, eine Verzögerung, welche der armen Frau ſchon vor dem Ueberfall der Engländer ſehr läſtig geworden war, und nun unter den Kugeln derſelben die Gefahr zu verzehnfachen ſchien. Kaum hatte daher die erſte feindliche Kugel vor ihr in die Schieferwand geſchlagen, als ſie das Band, an welchem ſie die Geiſen mehr zog, als führte, fallen ließ, und ihr Kind von dem Rücken und in beide Arme nahm, als wären ſchwache Weiberarme ſtark genug, ſechzigpfündige eiſerne Ballen wie Regentropfen und Schneeflocken von einem ſchlafenden Säuglinge abzuhalten. Aber einen Augenblick darauf, nachdem ſie ihr Kind unter ihre Flügel genommen hatte, fuhren ihr etliche Steintrümmer an den Kopf. Sie taumelte einen Schritt rückwärts und ſank ſammt ihrer theuren Bürde neben den Ziegen hin, die ſich ſchon in einem Gebüſche mit dem Band feſt verwickelt hatten. Auf einem Büſchel Seegras, welches der letzte Sturm hier zurückgelaſſen hatte, gab ſie nach wenigen Secunden den Geiſt auf.

Bald darauf verſtummten die Kanonen der Engländer. Ein anderer Feind, den ſie nicht verfolgen konnten, ſondern vor dem ſie ſo ſchnell als möglich entfliehen mußten, rückte von der italieniſchen Küſte heran, — ein ſchweres Ungewitter. Hätte der Sturm, der dieſe ſchwarzen Wolken trug, die Fregatte noch ſo nahe an der Küſte getroffen, ſo würde er ſie auf den Strand geworfen und zerbrochen haben, wie

einen irdenen Topf, den ein Zorniger an die Mauer wirft. Aber die Wache im Maſtkorb meldete dieſen Feind, ſobald er am ihrem Horizont erſchien, und ſogleich drückte ſich das Schiff, wie ein gejagter Wildſchütze, nach Süden hinab, um in der nahen und ſicheren Bucht von Pirano einzulaufen, ſo lange es noch Zeit dazu wäre.

Als die Fregatte ihre Lucken geſchloſſen, ihr Steuer gedreht und ihre Segel anders geſtellt hatte, machten die Franzoſen Halt, ſchnallten ihre Mäntel von den Torniſtern und zogen ſie an. Dabei hatten die Hauptleute der Compagnieen Zeit, die Gefallenen und Verwundeten zu zählen und dem Führer zu melden. Gerne hätte derſelbe durch eine Abtheilung ſeiner Leute eine zurückgebliebene Kanone nachholen laſſen; aber da, wo ſie mit zertrümmerter Lavette lag, war der Sturm ſchon losgebrochen, und man konnte es ſehen, wie die hohen Wogen über den Heerweg hinſtürzten. Alſo erſcholl ſein Vorwärts zum fortgeſetzten Marſche, und wer dann noch von der Schaar hin und wieder einen Blick zurückwarf, konnte von der fatalen Stelle nichts mehr erblicken. Denn es war der graue Vorhang eines Wolkenbruchs dazwiſchen gefallen. Auch wurde es Nacht, und Menſchenaugen konnten von dem furchtbaren Schauſpiele nichts mehr gewahr werden, als die feurigen Schlangen, welche ſich in das Meer ſtürzten und darin ſtarben.

Nicht weit von der Stätte, wo die Franzoſen von den Engländern ſo unfreundlich begrüßt wurden, ſteht eine Hütte. Sie verdankt ihr Daſein der Straße, von der ſchon am Anfange unſerer Erzählung die Rede geweſen iſt. Denn nachdem der Heerweg gebaut war, bedurfte man auch Aufſeher zu ſeiner Erhaltung, und einer derſelben, der ſo nahe als möglich dabei wohnen wollte, baute dieſe Hütte. Der Erbauer hatte zwar zehen Jahre als Sappeur in der öſter-

reichiſchen Armee gedient, war aber als der Sohn eines Fiſchers von einer ſolchen Anhänglichkeit an das Meer beſeelt, daß er ſein Neſt faſt mitten hinein auf die Spitze einer Erdzunge ſetzte. Sein Weib, welches er bald darauf heimführte, tadelte ihn ob dieſer ſonderbaren Wahl des Bauplatzes; aber das Haus hatte keine Räder, wie ein Pferchkarren, und mußte alſo auf und zwiſchen den Klippen ſtehen bleiben, die es wider den ſtärkſten Anlauf der unruhigen See ſchützten.

Einige hundert Schritte landeinwärts, jenſeits der Straße, beſaßen die guten Leute einen ziemlich großen Garten, den ſie zum Theil geerbt und zum Theil über einen von der Regierung erhaltenen öden Platz im Schweis ihres Angeſichts erweitert hatten. Der Zaun war von dem hohen Rohre, welches in den niederen Gegenden Iſtriens häufig wächſt, und hier den Leinwebern ihre Spulen, dort den Muſikern die Blätter zu den Mundſpitzen ihrer Klarinetten liefert. Die Umfriedigung, die faſt unaufhörlich rauſchte oder flüſterte, je nachdem der Luftzug ſchwächer oder ſtärker war, hielt ſich mit ihren Querſtangen größtentheils an edlen Kaſtanienbäumen aufrecht. Zwei Drittheile des Grundſtücks waren mit Weinſtöcken bepflanzt, aber nicht ſo, wie in Deutſchland am Main, am Neckar oder am Rhein. An dieſen Flüſſen werden die Reben im Winter unter die Erde gelegt, und ſtehen den Sommer und Herbſt über, an Pfähle gebunden, in Reihe und Glied. Zwiſchen ihnen gehen die Winzer auf und ab, wie Unteroffiziere zwiſchen ihren Rotten, um bald an den Köpfen und bald an den Füßen ihrer Leute etwas zu wenden und zu richten. In den Weingärten von Iſtrien dagegen ſteht da ein Maulbeerbaum, und etwa fünfzehn Schritte davon wieder einer, und ſofort von einem Ende des Grundſtücks bis zum anderen. Hart an dem

Stamm des zur Stütze bestimmten Baums pflanzt man eine Rebe. Diese wird bald zum Stock. Der Stock schlingt und legt seine Ranken fast ohne Nachhülfe durch und über die Aeste seines lebendigen Trägers. Die lang herabhängenden Reben nimmt dann der Winzer, und bindet sie mit den längsten Ranken des nächsten Weinstocks zusammen, so daß nun über den ganzen Garten von einem Baume zum anderen die reichsten Guirlanden hängen, schöner, als sie die Feder beschreiben und der Pinsel malen kann. Die Trauben, welche im Herbst daran reifen, sind groß und dunkelblau. Der Wein, den sie geben, erscheint in der Flasche nicht roth, sondern schwarz, wie Tinte, und erhält erst, stark mit Wasser vermischt, die Farbe des Traubenbluts. Wo die Guirlanden zu nahe an einem vielbegangenen Wege hängen, werden sie mit gelöschtem Kalk stark bespritzt. Der sondert sich durch die Gährung von selbst wieder aus dem Moste ab; aber eine diebische Hand würde eher die weichen Weinbeeren zerdrücken, als sie von den Kalkflecken mit Wasser reinigen können. Unter und neben den Trauben reifen die Kolben des türkischen Korns, und zwischen diesem liegen Melonen und Kürbisse, wie fette und satte Schweine in der Sonne.

In einem Winkel des Gartens, der vielleicht schon in der Römerzeit durch herausgebrochene Bausteine gebildet worden war, standen große und uralte Oelbäume, welche dem Straßenarbeiter Ilario jedes Jahr zwei mäßige Tonnen mit Oel füllten, eine für seinen eigenen Haushalt und die andere zum Verkauf an den Podesta in Pirano, welcher froh darum war, weil es aus der reinlichen Kelter und aus den sorgfältigen Händen des Ilario und seines Weibes fast so fein kam, wie das Salböl, womit die Könige in Israel gesalbt wurden. — Außerdem standen noch da und dort

an den Grenzen und in den Winkeln des Gartens ein Feigen- oder Mandel- oder Pfirsichbaum, und zahlten für den kleinen Platz, den sie überschatteten, einen reichlichen Grundzins. Lorbeeren- und Oleander-Schößlinge aber duldete Ilario's Weib dieſſeits des Zauns ſo wenig, als bei uns eine Bäuerin Diſteln in ihrem Flachs. Mehrere Cactus, die über den Oelbäumen an den Wänden des Steinbruchs hingen, hätte ſie ſchon längſt herunter geholt, wenn ſie mit der Hacke zu erreichen geweſen wären.

Doch über den ſchönen, ſüdländiſchen Garten, an dem ich einmal vorbeifuhr, als alle Ernten ſchon eingethan waren und eine Eſelin mit ihrem Füllen die noch übrigen Blätter von den Reben fraß, hätte ich beinahe vergeſſen, von ſeinem Beſitzer weiter zu erzählen.

Ilario alſo, der Straßenaufſeher, erhob ſich am Morgen nach dem Sturme, welcher die engliſche Fregatte zum Rückzuge gezwungen hatte, etwas früher, als gewöhnlich, von ſeinem Lager, einer Matratze, die mit rauſchendem Maisſtroh gefüllt war. Die Läden ſeines Schlafgemaches, das zugleich Wohnſtube und Küche war, wie in allen Hütten da unten, waren zwar noch geſchloſſen; aber die Lampe, welche der Mutter Gottes zu Ehren über der Stubenthüre brannte, verbreitete ein dämmerndes Licht. Dieß wurde noch bedeutend vermehrt, als die Hausfrau aus dem Stalle hereinkam und die Thüre, die unmittelbar aus der Stube auf den Strand führte, halb offen ließ.

„Du biſt, ſchmollte ſie, die Melkgelte in der Hand, der leichtſinnigſte Mann, den es in der ganzen Chriſtenheit giebt.“

„Warum, Monika?“ fragte Ilario ganz trocken, indem er zugleich einen kleinen Scorpion zertrat, der unter ſeiner Bettſtelle hervorkrabbelte.

„Deinetwegen, antwortete das vielbeſorgte Weib, hätte Alles zu Grunde gehen können in dem greulichen Sturme. Die ganze Nacht haſt du auf dem Ohr gelegen, wie ein Dachs vor Lichtmeß. Ich aber ging hinaus und ſah mich um. Da, ſchau! das Tuch und der Rock ſind noch ganz naß. So hat mich eine Sturzwoge erwiſcht.“

„Kein Faden an dir wäre naß geworden, verſetzte Ilario, wenn du es gemacht hätteſt, wie ich.“

„So? Und wer hätte ſich ſonſt nach dem Farn von San Salvador umgeſehen, ob die Lampen noch brennen? Du nicht. Der Sturm nahm den Laden, und klemmte mir die Finger ein, daß die Haut davon ging.“

„Ich meine, der Sturm wollte dir ſagen, der Leuchthurm drüben auf dem Berge gehe dich nichts an, und wenn er die Lampen von San Salvador auslöſchen wollte, könnteſt du ſie doch nicht wieder anzünden. — Wer nicht auf das Verdeck kommandirt iſt, der bleibe ruhig in der Hängmatte, ſagte mein Bootsmann zu mir, da ich noch Schiffsjunge war, und gab mir eine Ohrfeige dazu, als ich einmal während eines Sturmes die Treppe hinauf wollte. Und dieſe Kopfnuß war mir ſehr heilſam. — Doch, damit wir das Nothwendigſte nicht vergeſſen, auf unſerer Straße wird es nach dieſem Sturme wüſt genug ausſehen. Willſt du, ſo nehmen wir den Eſel und die Ziegen und gehen hinaus. Die Geiſen können ſchauen, was ſie für ihr Maul finden, und der Graue kann eine Tracht Reiſer mit heim nehmen. Da, füll' den Krug mit Wein, ich will geräucherte Fiſche und Kaſtanien herabholen.“

Eine Viertelſtunde darauf waren Ilario und ſeine ſorgliche Martha auf der Straße. Eine Menge Seegras, das noch Tags zuvor den Meeresgrund bedeckt hatte, trieb in langen Schnüren auf den Wellen, oder lag in kleineren und

größeren Haufen am Strande. Monika ſammelte das ſchönſte davon und warf es auf einen ſonnigen Platz. Denn dieſes Produkt der unterſeeiſchen Wieſen war ſeit längerer Zeit zum Handelsartikel geworden. Und vielleicht hat der freundliche Leſer ſchon auf einem Polſter geſeſſen, wozu der Sturm auf jenen Wieſen das Gras mähte und an die Küſte warf, damit es die Frau des Ilario ſammeln, trocknen und an einen Großhändler in Pirano verkaufen konnte.

Der Straßenarbeiter trat indeß zu der Kanone, die mit einem zerſchoſſenen Rade liegen geblieben war. An einem Ringe derſelben hielt ſich ein gefallener Artilleriſt mit ſeiner kalten Hand. Sein Kopf war ſchwer verwundet und wahrſcheinlich hielt er ſich, ehe er ſeinen Geiſt aufgab, an dem ſchweren Geſchütz gegen die hereinbrechenden Meereswogen. Ilario brach ſeine krampfhaft geſchloſſene Hand auf, wickelte eine feindliche Kugel, die nicht weit davon lag, zu dem Leichnam in den Mantel, und ließ ihn dann nach einem kurzen Gebet über die Straße in das Meer hinab. Denn er glaubte dem Gebliebenen keine größere Ehre erweiſen zu können, als mit dem Begräbniſſe eines Seemannes.

Nicht weit von der Kanone war ein Wagen, an dem das vordere Geſtell zertrümmert war, und der da lag, wie ein Stück Wild mit abgeſchoſſenen Vorderläufen. Ilario ſchlug mit ſeiner Haue den verſperrten Deckel ein, und Monika muſterte dann den Inhalt, während er ſeine Pfeife anzündete. Außer mehreren Foliobänden, welche das Rechnungsweſen der franzöſiſchen Compagnieen enthielten, lag noch eine ſchwere eiſerne Kaſſe darin. Dieſe ohne Schlüſſel zu öffnen, war aber nichts Leichtes. Ilario wollte daher Gewalt gebrauchen, wie bei einer Schildkröte, deren Schilder man einſchlagen muß, wenn man zu dem köſtlichen Inhalt

zwiſchen derſelben gelangen will; aber kaum zwanzig Schritte davon fingen zwei Ziegen an, um die Wette zu meckern und zogen damit die Neugierde der guten Leute von dem Geldkaſten ab und auf ſich. Erſtaunt darüber, da noch ein lebendiges Weſen zu finden, wo die engliſchen Kanonen geſegt, und die Wogen ausgewaſchen hatten, eilten ſie hin, und fanden, was der freundliche Leſer ſchon weiß, — die beiden Ziegen, von denen oben erzählt wurde, und zwiſchen dieſen beiden Thieren ein ſchlafendes, etwas mehr als einjähriges Knäblein. Wie dieſes Kleeblatt an dieſem Platze die vergangene Nacht überſtanden hatte, war den Findern ſo unbegreiflich, als es dem Erzähler noch iſt. Auch hat er zu viel Ehrfurcht vor den Geheimniſſen der väterlichen Vorſehung des HErrn, als daß er nur eine Vermuthung über die Erhaltung dieſes Kindes möchte laut werden laſſen.

Aber Frau Monika wollte dieſes Wunder erklärt haben und ſprach deshalb zu ihrem Manne: „Sag' mir doch, Ilario, wie der arme Wurm durchgekommen iſt?"

„Ich glaube, erwiderte der Straßenarbeiter, indem er, wie in einer Kirche ſeinen Hut abnahm, über dieſen Platz haben heilige Engel ihre Flügel ausgebreitet. Es mag aber arg genug geweſen ſein. Denn einige Tropfen haben doch durchgeſchlagen. Schau, das Röcklein des Kindes iſt noch feucht und ſeine Locken auch, und das Seegras, auf dem es liegt, dampft wie ein naſſes Dach im Sonnenſchein. Daß aber die Geiſen, die ſonſt ein ungeduldiges Vieh ſind, das Knäblein nicht verletzt haben, ſondern wie Pflegemütter ruhig zur Rechten und Linken liegen, muß eine beſondere Urſache haben. Doch es ſei nun, wie ihm wolle, laß uns vor Allem den armen Wurm in's Trockne bringen. Er wird lange genug geſchrieen haben, bis er ſo feſt eingeſchlafen iſt,

daß ihn die warme Sonne nicht weckt, die ihm nun in das Geſicht ſcheint.“

Monika bückte ſich auch ſchon, um dieſen Wunſch ihres Ehegatten zu erfüllen. Aber plötzlich fuhr ſie wieder auf, erſchreckt von einem Gedanken, in welchem ſie ihren Mann am Hemdenärmel zerrte und ausrief: „Nein, den Knaben laſſen wir liegen! Er iſt das Kind eines Heiden, verflucht bis in das dritte und vierte Glied.“

„Weib, du fabelſt!“ erwiderte ihr Mann erſtaunt über dieſen Abſcheu vor dem wunderlieblichen Knaben.

„Ich fable nicht, verſetzte ſeine Ehehälfte in ganz entſchiedenem Tone, ſondern ich ſage nur, was ich weiß. Dieſe Franzoſen, die geſtern hier vorübergezogen ſind, waren über ein halbes Jahr in Pirano, und keiner von ihnen hat gebeichtet oder iſt zum Tiſch des HErrn gekommen. Aus der Kapelle da oben auf dem Berge hat einer ihrer Hauptleute die Mutter Gottes herausgeworfen, und ein Wachthaus darin eingerichtet wider die Engländer, die in ihrem großen Schiff auf und ab fuhren. Er hätte ſie ſtehen laſſen, und mit ſeinen Leuten doch darin ſein können. Und der war noch nicht der Schlimmſte. Die Stillen unter der Beſatzung, ob ſie gleich ehrbar lebten, wie Karthäuſer, gingen ſie doch in keine Kirche, ſondern verſammelten ſich in dem Oelgarten des Stephanello vor dem Thore, wo ſie am grünen Donnerſtag das Abendmahl feierten ohne Prieſter. Und aus dem Kelch tranken ſie Alle; Einer reichte ihn dem Andern. — Nein, Mann, ich berühre den Knaben mit keinem Finger. Lieber will ich in den Korb meines Eſels Schlangen und Scorpionen ſammeln, als dieſen Knaben unter mein Dach bringen und mit ihm Unſegen und Fluch.“

Indeß die ſtrenge Monika ſich alſo ereiferte, kam ein Prieſter aus Pirano des Weges geritten. Die Zügel lagen ſeinem Laſtthiere auf dem Hals, der Reiter in ſeinem Ordensgewande ſaß weit rückwärts auf dem Sattelkiſſen und las in ſeinem Brevier, einem kleinen Büchlein mit bibliſchen Texten nebſt Gebeten und Pſalmen für alle Tage im Jahr, welche die römiſchen Geiſtlichen täglich zu leſen verbunden ſind. — Und da er kam zu der Stätte, wo ſeine Tochter im Feuereifer ſprach, legte er ſeinen Finger zwiſchen die Blätter des Büchleins, grüßte ſie mit dem Gruße: „Friede ſei mit euch!“ und fragte, was es gebe. Ilario und Monika küßten ihm die Hand, die er ihnen ließ, und beantworteten dann ſeine Frage, wobei freilich an den Straßenarbeiter nur wenige Worte kamen. Denn wenn es zum Reden kam, verhielt ſich die Zunge ſeines Weibes zu der ſeinigen, wie die Unruh in einer Taſchenuhr zu dem phlegmatiſchen Perpendikel an einer Thurmuhr.

„Nun, nun! ſagte endlich der Prieſter, nachdem er einige Male mit ſeiner Hand eine Bewegung gemacht hatte, als wollte er den ſprudelnden Quell zuhalten, der ſich Wort an Wort über die Zunge der Frau ergoß, nun Monika, das Kind kann nichts für ſeine Aeltern. Nimm's halt in dein Haus. Du haſt keine Kinder, und der Prophet ſpricht: Brich dem Hungrigen dein Brod, und die im Elend ſind, führe in dein Haus. So du einen nackend ſieheſt, ſo kleide ihn und entzeuch dich nicht von deinem Fleiſche.“

„Verzeiht, Hochwürdiger Herr, fiel Monika ihm in das Wort. Dieſe Kreatur iſt nicht Fleiſch von meinem Fleiſch. Ich war ſelbſt dabei, als ihr die Franzoſen verflucht habt, nachdem ſie euer Kloſter zur Kaſerne gemacht hatten. Dieſer Fluch ruht auf ihnen und ihren Kindern, und ich will

mit denen, welche die Kirche verdammt hat, keine Gemeinschaft haben."

Mit diesen Worten nahm das Weib ihren Esel bei'm Ohr und wendete ihn zur Rückkehr nach Hause. Ilario, der mit dem fremden Kinde keinen Zankapfel in sein Haus bringen wollte, warf noch einen Blick des Mitleids auf dasselbe und folgte dann seiner Frau. Auch der Levit war im Begriff, seinem Thiere die Fersen zu geben und umzukehren, — als der Knabe, der bisher auf der rechten Seite gelegen hatte, sich im Schlafe umwendete und dabei auf seinem runden Oberarme ein eingeätztes Andreaskreuz mit einem rothen und einem blauen Balken sehen ließ.

Bei'm Ansichtigwerden dieses Kreuzes stieg der Priester, so schnell er konnte, von seinem Thiere, und rief den Abgehenden nach: „Halt, Ilario! Halt, meine Tochter! Noch auf ein Wort!" Die Gerufenen kehrten zurück und der Levit setzte sich in den Schatten seines Thieres und erzählte ihnen Folgendes:

„Die nämlichen Franzosen, die gestern vorbeigezogen sind, waren schon vor etlichen Jahren in Pirano. Einer ihrer Hauptleute kam bei dem Podesta zu wohnen und begehrte nach einiger Zeit dessen Tochter zum Weibe. Der Vater des Mägdleins aber, ein abgesagter Feind der Fremdlinge, versagte, ohne anzugeben, warum, sein Jawort und fuhr den Tag darauf nach Venedig hinüber. Seine Abwesenheit benutzte die Tochter und begab sich mit dem Hauptmann nach Sancta Marta. Dort wurde sie von einem Priester getraut, der sich von den Goldstücken des Hauptmanns blenden ließ und ihn auch nicht zuvor fragte, weß Glaubens er sei. Als der Vater von Venedig wieder heimgekommen war, warf sich die junge Frau zu seinen Füßen und erzählte ihm das Geschehene, in der zuversichtlichen

Hoffnung, er werde seinem einzigen Kinde verzeihen. Aber der Alte war erst ganz sprachlos vor Schrecken und Zorn, dann raufte er sich die Haare und schrie laut: Maddalena, was hast du gethan? Der Hauptmann ist unter den Abtrünnigen und Abgefallenen, die sich im Oelgarten des Stephanelli versammeln. Ich gebe dir nicht meinen Segen, sondern meinen Fluch. — Dann ließ er sogleich in der Nacht darauf seine ungehorsame Tochter in ein entlegenes Thal jenseits der Bucht bringen, wo sie später dieses Knäblein gebar und mit ihm größtentheils nur von diesen beiden Ziegen und einigen Kastanien- und Feigenbäumen lebte. Dort taufte ich auch das Kind, nachdem es fast schon ein Vierteljahr zurückgelegt hatte und von seiner Mutter mit diesem blau und rothen Kreuze an der Schulter bezeichnet worden war, und zwar nach dem ausdrücklichen Wunsche seines Vaters, der die Maßregeln des alten Podesta voraussah und, wenn Gott wollte, an diesem Mahle sein Kind wieder zu erkennen hoffte. — Endlich erhielten die Franzosen den Befehl, die Besatzung von Triest zu verstärken. Wie dieß Maddalena, des Hauptmanns Frau, erfuhr, weiß ich nicht; gestern aber vernahm ich, sie sei mit ihren zwei Geisen und dem Knaben auf dem Rücken noch gegen Abend an St. Salvador vorüber den abziehenden Franzosen nachgeeilt. Sie aufzusuchen und wieder zurückzubringen, bin ich bis zu dieser Stätte gekommen. Das ist ihr Kind, ich kenne es an dem Kreuze. Seine Mutter muß von der Fluth fortgeführt worden sein, über das Kind haben die heiligen Engel ihre Fittige ausgebreitet."

Hier schwieg der geistliche Herr einen Augenblick. Dann fuhr er fort: „Nun sprich, Monika, willst du an dem Findling eine Samariterin werden, oder soll ich ihn dem alten Podesta bringen, dessen Herz härter ist, als der Stein da?

oder ſeinem Vater, der die Mutter Gottes nicht mehr ehrt, als jede ehrſame Frau?“

Der Levit hätte wahrſcheinlich noch einige ähnliche Fragen gethan; aber er wurde durch Trommeln unterbrochen. Engländer kamen mit Belagerungsgeſchütz, das ſie in Pirano ausgeſchifft hatten, um die Ecke der Küſtenwand. Unter den ſchweren Kanonen zitterte der Boden. Bei dem zertrümmerten Wagen machten ſie Halt, nahmen die eiſerne Kiſte mit den goldenen Eiern als gute Beute heraus und verbrannten ihn ſammt den Papieren. Den Lauf der demontirten Kanone vernagelten ſie. Dann ging es weiter nach Trieſt zu, deſſen Caſtell beſchoſſen werden ſollte.

Als die Engländer die Caſſe heraushoben und in einen ihrer Wagen ſtellten, murmelte Monika etwas, das für die rothen Röcke kein Segenswunſch ſein mochte. Ilario aber fürchtete zugleich mit dem geiſtlichen Herrn, ſie werde nun gar nicht mehr zur Annahme des Findlings zu bewegen ſein, nachdem die goldenen Vögel, die ſie ſchon als die ihrigen betrachtete, ausgenommen wären. Aber kaum hatte ſich die Batterie wieder in Bewegung geſetzt, als ſie die Hände zuſammenſchlug und rief: „Nun Gott Lob! daß nur die rothen Kittel nicht auch den Jungen mitgenommen haben! — Seid ohne Sorgen, hochwürdiger Herr! Das arme Würmlein ſoll weder ſeinem Großvater noch ſeinem Vater unter die Füße kommen. Ich will den Knaben halten, als wäre es mein eigen Kind.“

Der Levit belobte und ſegnete noch mit einigen Worten die Barmherzigkeit des Weibes, und kehrte dann in ſeine Stadt zurück. Darüber erwachte der Knabe; aber er weinte nicht, wie andere Kinder, wenn ſie bei'm Erwachen fremde Leute um ſich ſehen, ſondern er ſchob die feuchten Locken

aus dem Geſicht und geſellte ſich ſogleich zu den Ziegen, als zu alten Bekannten.

„Das iſt ein braver Junge, der hilft ſich ſelber!“ rief Ilario, und bereitete dem Findling mit eigenen Händen ein weiches Neſt in einem der Körbe, welche von beiden Seiten des Laſtthiers herabhingen. Monika hob ihn hinein. Dann ging es auf die Landzunge zurück. Wären die Ziegen nicht dabei geweſen, ſo hätten die guten Leute an die Flucht nach Aegypten erinnert. Auf der Straße war nichts Dringendes mehr zu thun. Die engliſchen Marineſoldaten hatten ſchon vor ihrer Batterie her aufgeräumt, und was noch übrig war, verſchob Ilario auf den andern Tag.

Von dieſen Leuten wurde nun der kleine Andrea erzogen, und hatte es bei ihnen auf der einen Seite ſo gut und auf der andern ſo ſchlecht, als es gewiß keiner der jüngern Leſer bei ſeinen Eltern oder in der Erziehungs-Anſtalt hat.

Mit Kleidern blieb er ganz unbeläſtigt. In dem ſo milden Himmelsſtrich, unter welchem er lebte, trug er Anfangs meiſtens nichts weiter, als ein kurzes hänfenes Hemde, welches hinten der ganzen Länge nach offen war. Später kamen noch kurze Beinkleider von gleichem, nur etwas gröberen Zeuche dazu. Von Aus- und Ankleiden war nicht öfter die Rede, als das Hemde gewechſelt oder die Beinkleider geflickt werden mußten. Nur in kühlen Nächten kroch der Knabe unter den Matroſenmantel ſeines Pflegevaters. Außerdem ſchlief er, wo er dazu kam, meiſt in Geſellſchaft des Haushundes. Dieſer machte ſeine Pfoten, Andrea ſeine weichen, runden Arme zum Kopfkiſſen. Um die Scorpionen kümmerte er ſich eben auch nicht mehr, als ein Hirtenjunge am Rhein oder in Ungarn um die blinden Fliegen und Mücken. Zum Waſchen ſtand ihm eines der herrlichſten und größeſten Becken bereit. Es war der Adri-

atiſche Meerbuſen und der Rand eine der lieblichſten Küſtengegenden unſerer Erde. Denn bis auf einige Schritte vor die Hausthüre des Ilaro liefen die Wellen der See. In dieſem Becken lag, oder watete oder ſchwamm Andrea Stunden lang und konnte es ohne alle Gefahr, da die See an den Seiten der Erdzunge ſeicht war und nur ganz allmählich tiefer wurde. Neben dem Meere grub er kleine Lagunen, und füllte ſie mit dem Waſſer deſſelben. Nach einem Sturme lief er die Küſte emſig auf und ab, und ſammelte die ſchönen Conchylien, die ſie aus ihren tiefen Schatzkammern heraufgeholt und ihm in den Uferſand gelegt hatte. Der Knabe plauderte mit dem Gewäſſer, und es antwortete ihm mit ſeinen murmelnden Wellen. Kehrte er, hungerig geworden, in die Hütte zurück, ſo kam ihm ſeine Pflegemutter mit allerhand guten Sachen entgegen, mit Zwieback oder mit einem Stück Polenta, oder mit Kaſtanien, oder mit friſchen und getrockneten Feigen, jenachdem die Zeit war, auch mit Pfirſchen, Trauben und Wallnüſſen. Mit ſeinem Pflegevater aß er friſche in Oel gebackene, oder geräucherte Fiſche. Aber den ſchwarzen Wein mochte er nicht, ſondern trank lieber aus der ſüßen Quelle, die Ilario unter der Heerſtraße hindurch bis vor ſeine Hausthüre geleitet hatte, ſeinem Weibe zu Liebe, das ihm vordem öfters bemerkte, es wäre beſſer geweſen, er hätte ſeine Hütte an eine vernünftige Quelle gebaut, ſtatt mittten in das Seewaſſer, welches das Schöpfen nicht werth ſei.

Die ſchönſte Zeit für den kleinen Findling waren jedoch die Sommer- und Herbſtmonate, die von ſeinen Pflegeältern ganz im Garten zugebracht wurden. Manchmal nach den Geiſen ſehen, ſo lange ſie außerhalb des Zaunes weideten, und ſie Abends nach Hauſe treiben, war ſeine wichtigſte Arbeit. Die großen Kürbiſſe, welche er nicht tragen

konnte oder wollte, rollte er, wie kleine Tonnen an den Verſchlag, in welchem die Schweine waren, und ſchnitt ſie den gefräßigen Thieren vor. Wenn ſeine Mutter ſagte: „Geh' geh', Andrea, und ſchür' ein Feuer an; es iſt nicht mehr weit vom Mittag," war auch die Freude größer, als die Mühe, und kein Hirtenjunge konnte ſo ſchnell als er ein Feuer zu Stande bringen. Altes Schilfrohr und trockene Rosmarienſtengel zündete er mit dem Schwefelfaden an, und dürre Reben und Aeſte, von denen Ilario einen Vorrath unter einem Felſenvorſprunge hatte, legte er darauf. Und wie ein Schiffsjunge lieber auf den luftigen Segelſtangen ſchaukelt, als unten im engen Raume dem Schiffskoch ein halbes Dutzend Hühner rupft, ſo war auch Andrea munter, wie ein Eichhörnchen, wenn es galt, die äußerſten und höchſten Aeſte der Oelbäume zu ſchütteln oder Kaſtanien zu ſtängeln.

Wie geſagt, Andrea hatte es bei ſeinen Pflegeältern ſo gut, wie es nur ein leichtſinniger Knabe wünſchen kann, der weder an ſeine Beſtimmung noch an ſeine Zukunft denkt. Denn da war keine Uhr, nach der er ſich richten, keine Schule, in welche er gehen, kein Buch, in das er ſchauen, keine Eſſenszeit, die er erwarten, ja nicht einmal ein Kleidungsſtück, das er ſchonen mußte. Auf der andern Seite aber war Andrea bei ſeinen Pflegeältern ſchlimm genug aufgehoben. Denn er wurde von ihnen nicht gezogen, ſondern wuchs heran, wie der Weißdorn in der Hecke, oder wie das Fohlen auf den Savannen von Amerika, oder, um ihn doch mit einem Menſchen zu vergleichen, wie ein Indianer in dem nämlichen Erdtheil. Der einzige Grundſatz, welchen Ilario ſeinem Lieblinge gegenüber geltend machte, wo es nur Gelegenheit dazu gab, ſprach ſich bei ihm in den Worten aus: „Andrea, hilf dir ſelber!"

So hatte einmal der Knabe den großen Kastanienbaum im Garten schnell und ohne Anstand bestiegen. Als er aber wieder herunter kletterte, kam er an eine Stelle ungefähr zehn Fuß über dem Boden, wo er einen dicken Ast mit seinen noch kurzen Armen und Füßen kaum mehr umklaftern konnte. Er schrie daher aus Leibeskräften: „Hilf! Vater, hilf!" Aber Ilario blieb einige Schritte davon ruhig auf dem Rasen liegen und erwiderte nur: „Andrea, hilf dir selber." Dem blieb aber nun nichts mehr übrig, als aus Noth zu thun, was zu mehrerer Bequemlichkeit oft die Bären zu thun pflegen, wenn sie von Bäumen herabsteigen. Er ließ den Ast fahren, fiel wie ein Nußsack herab, befühlte sein Hinterkastell, auf welches er dabei unsanft zu sitzen kam, ob es noch ganz wäre, und lachte dann mit seinem Pflegevater um die Wette.

Ein anderes Mal badete Andrea im Meere, während Ilario auf seiner Straße arbeitete. Der Abend kam, die See wurde sehr unruhig, und der Vater rief den Knaben an das Land. Der besann sich noch eine Viertelstunde, ob er dem väterlichen Rufe folgen sollte oder nicht, und wollte dann da an das Land steigen, wo seine Kleider lagen und wo das Ufer ziemlich steil war. Und das ging nicht mehr. Denn da kam er immer zwischen zwei Wogen, zwischen eine, die auf die Küste zustürzte, und zwischen die andere, welche daran zurückprallte, und diese schleuderten ihn unter sich hin und her, wie zwei Riesen einen neunjährigen Knaben im derben Scherz zwischen sich hin und her werfen würden. Das hielt Andrea einige Minuten lang aus, dann schrie er halb zornig und halb ängstlich über das grobe Spiel aus: „Hilf! Vater, hilf!" Aber der Straßenarbeiter blieb ein ganz unthätiger Zuschauer, stützte sein Kinn nur noch fester auf den Stiel seines eisernen Rechens und

antwortete: „Andrea, hilf dir ſelber!“ Worauf der Knabe ſeinen erſten Plan aufgab, etwa hundert Schritte ſeitwärts ſchwamm und mit leichter Mühe landete, weil dort die Küſte ganz flach war.

Durch dieſe und ähnliche Fälle prägte ſich freilich die Regel des Pflegevaters dem Knaben tief ein; andere Ergebniſſe dagegen hätten einem Andern, als dem Theerbruder Ilario, bald bewieſen, daß ſie gerade nicht die beſte ſei. So ſtieg Andrea eines Tages auf einen dickbelaubten Wallnußbaum, und blieb hinter einem früher abgebrochenen Aſte hängen. Er ſuchte ſich loszumachen, kam aber damit nicht zu Stande, ſondern verſchlimmerte vielmehr durch den Verſuch ſeine Lage. Der ſpitzige Aſt bohrte ſich durch Beinkleider und Hemde, und berührte ſchon ſeiner Länge nach die bloſe Haut des Geſpieſten, was eine ſehr unangenehme Empfindung verurſachte. Nun hätte der Knabe nur ſeinen Pflegevater rufen dürfen, der etliche Schritte davon die Früchte eines Oelbaums aufklaubte; aber dazu hatte er in der Ueberzeugung, daß es vergeblich ſein würde, keine Luſt, ſondern er nahm ſein großes Taſchenmeſſer, das er ſchon ſo gut wie ein Schiffsjunge hatte, und ſchnitt in ſtiller Geſchäftigkeit ſo viel von der Hoſe und dem Hemd heraus, als der Aſt gepackt hatte, und noch viel mehr dazu, als unumgänglich nothwendig war, wie ſich der freundliche Leſer leicht denken kann. Als der Knabe von dem Baume wieder herunter war, ſah Ilario mit Erſtaunen die Beſcherung, und ſchob das Hemde, ſo weit es noch ganz war und es ſich thun ließ, vor den Riß. Aber den fehlenden Haupttheil der Beinkleider konnte er nicht ergänzen, ſondern mußte es ſeiner Frau überlaſſen, welche dabei der Erziehungsweiſe ihres Mannes keine Lobrede hielt.

Eines anderen Tages — es dämmerte faſt ſchon —

ſaß der müde Ilario in ſeiner Hütte und verzehrte ſein Abendbrod. Der Knabe war draußen am Ufer und ließ einen großen Dreimaſter aus Baumrinde, den er den Tag über gebaut hatte, in die See. Er vergaß aber ihn an einen Faden zu hängen, und ſo war es dem Landwind ein Leichtes, den guten Segler ſchnell weiter zu treiben. Hätte nun Andrea, wie ſonſt ſchon oft, ſeine Mutter zu Hilfe gerufen, ſo würde ſie auf dem Boote ihres Mannes nachgerudert ſein und das Fahrzeug zurückgebracht haben. Aber des Vaters wegen wollte Andrea ſie nicht zu Hilfe rufen, ſondern machte das Fiſcherboot ſelbſt vollends flott, und fuhr ſeinem Schiffe nach, wobei ihn der Landwind, der mit ſinkendem Abend immer ſtärker wurde, brüderlich unterſtützte. Kaum aber hatte er ſich ungefähr tauſend Schritte von der Küſte entfernt, ſo verlor er das Ruder. Dieſer Umſtand und die Vorausſicht, daß es ihm ohnedieß ſchwer werden würde, wider einen ſo friſchen Wind zu rudern, wenn er heimwärts ſteuern wollte, brachten ihn zu dem Entſchluß, nach Hauſe zu ſchwimmen und das Fahrzeug der See zu überlaſſen. Ilario, der unterdeſſen in die Hüttenthüre getreten war, um ſeine Tabakspfeife auszuputzen, bemerkte dieß, und wollte er von ſeinem ſchönen Boote nicht auf immer Abſchied nehmen, ſo mußte er ſich, wie er war, in die See werfen und darnach ſchwimmen. Während er dieß that, trippelte Monika am Strande unruhig hin und her, wie eine Gluckhenne, der ein ausgebrütetes Entlein auf den Teich gerathen iſt, aber nicht aus Sorge für ihren Mann, ſondern in der Angſt über den Knaben, der nicht wenig mit den Wellen zu kämpfen hatte. Denn als er, wieder in das Seichte gekommen, zu ſchwimmen aufhörte und zu waten anfing, rief ſie ihm zwar etwas zu, was gezankt ſein ſollte, und als der Junge ihre

Strafpredigt mit der barſchen Frage unterbrach, wo ſein Abendbrot ſei, lief ſie nach Milch, Zwieback und Feigen, und kümmerte ſich ſo wenig um ihren Mann, als läge er in ſeinem Bette und nicht in dem bodenloſen Meere.

Aus dieſer kleinen Probe wird der freundliche Leſer entnehmen, das die Erziehungsweiſe der Frau Monika auch nicht beſſer war, als die ihres Mannes. Nebenbei lehrte ſie zwar den Knaben etwas beten, d. h. das Ave Maria und zwei oder drei andere Formeln ihr nachſagen; was er betete, wußte aber der junge Staar nicht, ſondern ſah nur, während er plapperte, auf die Feige oder Pomeranze, die ſeine Mutter, ſo lange die Lektion dauerte, höher hielt, als er reichen konnte, und ihm gab, wenn er ſein Sprüchlein hergeſagt hatte. Warf er ſich mit ſeiner Mutter vor dem Marienbilde über der Thüre auf die Kniee, ſo wartete ſeiner meiſtentheils eine außerordentliche Belohnung. Zuvor nämlich, ehe man ihn zu dieſer außerordentlichen Verehrung bewegen wollte, legte man, ungeſehen von ihm, der Mutter Gottes zu dem Jeſuskinde noch irgend eine Süßigkeit in die Arme, und dieſe wurde ihm dann, wenn er fertig war, als Geſchenk der Himmelskönigin überreicht.

So wuchs Andrea heran und wurde fünfzehn Jahre alt, und war, genau betrachtet, noch nicht mehr, als ein wilder Aepfelbaum, der von einem Wachholderbuſch oder einer Dornhecke beſchützt, emporſchießt. Hätte er damals ſchon gewußt, was zu ſeinem Beſten diene, er hätte ſelbſt den HErrn angerufen, ihn von ſeinen Pflegeältern in andere Hände zu bringen. Daß er ein Findelkind, und nicht Ilarios Sohn ſei, blieb ihm unbekannt, und in der gänzlichen Abgeſchiedenheit von der Welt, in der er lebte, bewahrte ſich das Geheimniß ſeiner Herkunft von ſelbſt. Hätte er übrigens auch erfahren, er ſei der Enkel des vor-

nehmſten und reichſten Mannes in Pirano, er würde gegen den Palaſt des Venetianiſchen Nobile nicht leicht und gerne die Freiheit vertauſcht haben, die er mit dem Fiſch im Waſſer und mit dem Vogel unter den Zweigen theilte.

Als er aber fünfzehn Jahre alt geworden war, kam mit einem engliſchen Schiffe, das ſeinen Lauf aus dem Atlantiſchen Ocean und über das Mittelländiſche Meer in den Adriatiſchen Golf genommen hatte, ein großer Hai auf die Rhede von Trieſt und verbreitete einen allgemeinen Schrecken. Selbſt die Schiffsjungen, dieſe verwegenen Affen in dem Maſtenwalde des Freihafens, beſchränkten ihre Gaukeleien auf den Segelſtangen und um die Flaggen, aus Furcht, in die See und ſo in den Rachen des Ungeheuers zu fallen. Das Schwimmen in der offenen See ward ohnedieß durch die Ankunft des furchtbaren Fremdlings eingeſtellt, und auch auf den Badeflöſſen hielt man ſich durch den Lattenverſchlag gegen den nimmerſatten Gaſt nicht geſichert genug. Kaufleute, welche ſicher zu gehen gewohnt waren, hielten ſich auf dem Molo di St. Carlo, wenn ſie in ihren Geſchäften dahin kamen, genau in der Mitte des Dammes aus Reſpekt vor dem weſtindiſchen Corſaren. Gouvernanten, die mit ihren Zöglingen auf dem Strande gegen den Leuchtthurm zu ſpazieren zu gehen gewohnt waren, hielten ſich immer wo möglich über zwanzig Schritte vom Meere entfernt, aus Beſorgniß, der Abenteurer möchte Appetit nach ihnen bekommen und einen Sprung aus ſeinem Elemente thun. Die Vorſichtigſten unter ihnen ließen daher auch zwiſchen ſich und der See noch einen Bedienten wandeln, damit die Beſtie doch wenigſtens in die Wahl käme. Ueberall, auf dem Verdeck und in der Kajüte, auf dem Markt und in der Kirche, am Kaſtanienbrater und bei Tafel redete man von dem Räuber und von der dringenden

Nothwendigkeit ihm das Handwerk zu legen, ohngefähr wie bei uns, wenn ſich ein Wolf ſpüren läßt.

Kein Wunder daher, daß der kaiſerliche Gouverneur des Freihafens auf die Erlegung dieſes gräßlichen Thieres eine Belohnung von zehn Dukaten ſetzte und noch überdieß einen Tag zur allgemeinen Jagd auf daſſelbe beſtimmte. Durch einen Küſtenfiſcher wurde auch Ilario davon benachrichtigt, und beſchloß an der Expedition Theil zu nehmen. Andrea, der die ausführliche Erzählung des Mannes mit angehört hatte, ließ ſich auch, trotz der Einſprache ſeiner Pflegemutter, nicht abweiſen, und begleitete den Vater am andern Morgen auf den Sammelplatz der Fiſcher, gegen den Freihafen zu. Hier beſtieg dieſer ein größeres Boot, nachdem er dem Andrea das ſeinige überlaſſen und ſchon zuvor unterwegs eine ausführliche Anweiſung gegeben hatte, wie er ſich beim Vorrücken oder Zurückziehen der kleinen vereinigten Flotte zu verhalten habe.

Außer dieſen Waſſermännern, die pflichtgemäß und im eigenen Vortheil gegen den Hai ausgezogen waren, erſchienen aber noch unzählig viele Gehilfen oder Zuſchauer. Jedes Seeſchiff, das auf der Rhede vor Anker, oder in dem großen Kanal und in den andern künſtlichen Waſſerbecken lag, ſandte ein Boot ab. Neugierige bedeckten den Strand, ſo weit die Stadt reichte, oder beſtiegen die höchſten Maſten; ſelbſt auf der Höhe von Obſchina ſtanden die Zöllner und vergaßen faſt über den wimmelnden Kähnen ihre Pflicht. Ganz außen auf der Höhe des Meeres lavirte gerade eine Amerikaniſche Fregatte, gegen die vielen Ruderſchiffe ſich ausnehmend, wie ein majeſtätiſcher Schwan unter zweitägigen hin und her fahrenden und ſchnappenden Entchen. Die franzöſiſchen und engliſchen Kapitaine ſchoſſen dazwiſchen ihre Doppelflinten auf die ſchrillenden Möven ab, wobei es

aber meiſtens neben dem flüchtigen Ziele vorbei in das Blaue des heiteren Sommertages ging.

Es war Plan, den Hai mit ſtarken Haken, die in Lockbiſſen verborgen ſein mußten, an Bord zu ziehen und dann zu erlegen, wie es gerade gehen wollte. Dieſe Lockbiſſen waren natürlich nicht klein, ſondern beſtanden in todten Kälbern, Schaafen, Schweinen und dergleichen Dingen. Ein Boot, auf dem einige unberufene Ladendiener auf Koſten ihrer Berufspflicht das Jagdvergnügen theilten, hatte zu dieſem Zweck einen erlegten Haſen am Bord, oder zog ihn vielmehr, während es langſam auf und ab fuhr, hinter ſich am Schlepptau und unter dem Waſſer nach. Und wie oft bei Landjagden dem ungeſchickteſten Schützen das Meiſte anläuft, ſo war es auch hier. Der Hai, der ſich vielleicht innerhalb des Waſſerbeckens der Quarantaine, wo es allerhand Auswurf giebt, nach einem Frühſtück umgeſehen hatte, und gerade mit leerem Magen wieder herauskam, fuhr mit einer Gierde, daß die See wallte, auf den Haſen zu, und verſchluckte ihn ſammt dem Hacken, wie ein Feinſchmecker eine Auſter. Aber die in die neueſte Mode gekleideten Söhne des Merkurs hatten noch nie einen gröberen Kunden kennen gelernt, als dieſen Fiſch. Mit dem erſten Ruck, den er an dem ausgeworfenen Tau that, warf er ſeine Widerſacher durch- und übereinander, wie die elfenbeinernen Figuren auf einem Schachbrett, und auf den zweiten, wodurch das Tau auf die Seite des Fahrzeugs zu liegen kam, kehrte er das Boot um und ſchüttete ſeine ganze Beſatzung in die See. Die nächſten Boote fingen die Ausgeſchütteten auf und ſetzten ſie ans Land, wo ſie von den Zuſchauern empfangen wurden, wie jener Schneider von Ulm, nachdem er ſeinen Flug nicht jenſeits des Stromes, ſondern mitten in der Donau beſchloſſen hatte.

Die übrigen Theilnehmer an der Jagdparthie aber zürnten über die Ungeschickten. Ja, die Theerbrüder unter ihnen rückten unwillig ihre Mützen und schickten ihnen Flüche und Schimpfwörter nach, welche der Erzähler hier nicht wiedergeben, sondern auf dem Adriatischen Meere verhallen lassen will. Denn man fürchtete nicht ohne Grund, der Hai werde an dem ersten Bissen nicht umkommen, aber wenigstens so genug haben, daß ihm für die nächsten Tage der Appetit nach einem zweiten vergangen sei. Auch ließ er sich nicht mehr hören und sehen. Vergebens hingen die besten Leckerbissen, die es für einen Meerwolf geben kann, in der grünen Fluth. Der geladene Gast wollte nicht mehr kommen, sondern erst entweder seinen Magen von dem eisernen Ballast befreien oder die Wunden heilen lassen, die sein Rachen durch die stählernen Rippen des Hasen bekommen hatte. Darüber verlor zuerst der Gouverneur von Triest die Geduld, und kehrte mit seiner großen Begleitung zur Tafel in die Stadt zurück. Ihm folgten bald die meisten anderen Boote, und brachten außer den leeren Flaschenkörben nur einige dürre und klapperbeinige Möven mit heim. Die Seeleute stiegen von den Masten ihrer Schiffe, die anderen Zuschauer verloren sich von dem Strande, die Jagdparthie schien ein Ende nehmen zu wollen, wie ein Luftballon, der verbrennt, ehe er aufsteigt. Nur die Fischer der Umgegend, die eine lange Nacht ohne Fang und ein zwölfmal fruchtlos ausgeworfenes Netz nicht verdrossen und verzagt macht, blieben auf dem Platze und hofften noch die zehn Dukaten zu gewinnen. Sie gelobten nach Abzug von sechs zu einem Abendtrunk die übrigen vier in das Spital für kranke Seeleute zu schicken. Dann zerstreuten sie sich wieder auf der Rhede umher, eine jegliche Sippschaft in

ihrem Boote. Andrea blieb in der Nähe seines Vaters am Bord des seinigen.

Wie ein Mann, der in einem Flusse fischt, auf die Korkflosse an seiner Angelschnur merkt, so merkten Ilario und seine Gefährten auf die Bewegungen ihres Bootes, von dessen Vordertheil der für den Korsaren bestimmte Bissen in die See hing. Es war ein alter Ziegenbock, ganz sammt Hörnern und Bart, wie er Tags zuvor an einem Zaum, zwischen dem er aus einem Garten naschen wollte, erhängt gefunden worden war. Es wurde Nachmittag, die Sonne fing an sich gegen die Küste von Aquileja zu neigen, und das Boot schaukelte noch immer gleichförmig auf den regelmäßigen Wellen. Da sah die Mannschaft desselben einige Wellungen des Wassers in der Nähe ihres Fahrzeugs, und that nun Alles, was geschehen mußte, ohne das geringste Geräusch, ja mit fast gleichgiltiger Ruhe. Die Aufgabe war, das Tau, woran der Bock hing, auch bei der heftigsten Bewegungen des Feindes, wo möglich auf dem Vordertheil des Boots zu erhalten, und dem Hai, wenn er angebissen hätte, mehr nachzugeben, als Widerstand zu leisten. Das Erste übernahm Ilario als der stärkste Mann im Schiff, und der schwarze Jonas, der sich an das Steuer setzte, mit den gewandten Ruderern das Zweite. Nach dem ersten Ruck blieb aber längere Zeit Alles ruhig, und es schien, als hätte sich der Hai an dem Barte und den Hörnern des Erhängten entsetzt. Aber kaum hatte Ilario in seiner heitern Stimmung diese Vermuthung seinen Gesellen im Schiffe mitgetheilt, als der Raubfisch mit einem zweiten Anlauf zurückkehrte, und den ihm gemünzten Bissen ohne weiteres Kosten verschluckte. Nun bot er alle seine gewaltigen Kräfte auf sich wieder los zu machen. Bald schien es, als wollte er das Boot an dem Vordertheil in den

Abgrund ziehen, wozu ihm aber die Kraft fehlte, bald wendete er ſich rechts oder links und ſuchte das Boot umzuſtürzen, was aber die geſchickten Fiſcher verhinderten. Sogleich beim Beginn dieſes Kampfes hatte man den Freunden auf den andern Booten ein Signal gegeben; aber ob ſie gleich ſchnell herbeieilten, wie halb fliegende und halb ſchwimmende Enten, ſo verging doch faſt eine Viertelſtunde, bis ſie auf dem Wahlplatz ankamen. Dann aber verwandelte ſich der Kampf in einen Triumph. Mehr als zwanzig Harpunen wurden geſchwungen, und fuhren dem Fiſch in den Leib, wo er ſich zeigte. Aus tiefen Wunden ſtrömte ſein Blut und färbte das Waſſer. Endlich wurde er matt, und die jüngeren Burſche wollten nun in die See ſpringen und ihm mit ihren Meſſern noch mehrere Todesſtöße verſetzen. Allein Ilario, der das meiſte Recht an dem Thiere hatte, litt es nicht, ſondern gebot, ſeine letzten Zuckungen ruhig abzuwarten. Erſt dann, als es ohne alle Zeichen des Lebens auf dem Rücken liegen blieb, ließ er es an Bord bringen. Dann begab er ſich auf das ſeinige, zündete ſeine Pfeife an, und ließ ſich von dem Knaben nach ſeiner Hütte zu rudern.

Seine Kameraden landeten am Molo, nahmen den erlegten Hai auf ſechs Ruder und trugen ihn durch eine Gaſſe von Neugierigen über den Corſo in den Palaſt des Gouverneurs. Dort legten ſie ihn in den Thorweg und bekamen dagegen ihre zehn Dukaten. Vier davon ſchickten ſie ſogleich in das Spital, mit den übrigen ſechs begaben ſie ſich unter die Arkaden am Molo, wo der Wein nicht in Fäſſern, ſondern in großen Schäffern ſteht, und mit Gelten in die großen blechernen Becher geſchöpft wird. Dort endigte ſich die Freinacht mit einem Handgemenge, in das ſie mit engliſchen Matroſen geriethen. Am Morgen

darauf wurde einer von ihnen, faſt ſo übel zugerichtet wie der Hai, heimgetragen.

Während die anderen Fiſcher, welche an der großen Jagd Antheil genommen hatten, den erlegten Seeräuber dem Gouverneur zu Füßen legten, ruderte, wie ſchon geſagt, Andrea ſeinen Pflegevater in entgegengeſetzter Richtung nach der Heimath zu. Ilario ſaß, das Steuer unter dem Arme, hinten im Boote. Die Sonne war ſchon untergegangen, das noch nicht volle Viertel des zunehmenden Mondes war im Begriff ihrem Beiſpiele zu folgen, und warf zum Abſchied einen weißen Silberſtreifen, der von der Küſte an auf alle Häupter der Wellen fiel und für die beiden einſamen Schiffer in den Wirbeln endigte, welche die fleißigen Ruder des Knaben hinterließen. Denn es war einer von jenen Abenden, welche Joſeph Vernet am getreueſten unter Allen mit ſeinem Zauberpinſel auf der Leinwand zu fixiren verſtand, wie ſich der freundliche Leſer ſelbſt überzeugen kann, wenn er einen ſolchen Sabbath der Schöpfung an der See erlebt hat, und dann auf ſeiner Rückkehr das Bild dieſes Meiſters, das der Erzähler meint, unter den Gemälden der Pinakothek an der Iſar aufſucht.

Das unvergleichliche Panorama aber, das Andrea rings um ſein Boot hatte, trat in der Seele des Knaben weit hinter das reich ſtaffirte Bild der großen Jagd zurück, von der er heimkehrte. Mit der Erinnerung an ſie faſt mehr beſchäftigt, als mit ſeinen zwei Rudern, fragte er unter Andrem ſeinen Vater: „Was iſt es denn mit dem alten einäugigen Fiſcher, zu welchem Ihr an Bord gegangen ſeid? Ihr drücktet ihm die Hand und fragtet dann mit Lachen: »Alter Jonas, ſchon lange keinen Luftſprung mehr gemacht?« Die Andern aber, wenn ſie mit ihm ſprachen und zu thun hatten, nannten ihn Lorenzo.“

„Ich wollte es auch, antwortete Ilario, keinem Andern rathen, ihn dieſen Namen hören zu laſſen. Mein alter Kamerad würde ihn mit der Ruder meſſen von oben an bis unten aus. Ich allein darfs, und, damit ich's kurz mache, will ich dir ſagen, warum?"

„Wie alt ich bin, weiß ich bis auf eine Hand voll Jahre nicht. Ich mochte aber ein Junge von etwa zwanzig Jahren ſein, als ich noch dem reichen Juden Malcham in Trieſt diente. Der war ſehr reich und hatte zwei Schiffe. Sein Leviathan, ein ſchöner Dreimaſter, zu deſſen Mannſchaft ich gehörte, fuhr des Jahres einmal nach Aleſſandria und wieder zurück; und lag dann die übrige Zeit ruhig im Kanal, wie ſeine Namensbrüder in dem hohen Schilf des Nilſtroms. — Faſt der ganze untere Theil von Trieſt, welcher die Neuſtadt heißt, iſt nämlich in das Meer gebaut. Man warf Felſentrümmer und Schutt in die ſeichten Lagunen, und ſtellte dann die Häuſer darauf. Da aber, wo die Bucht ihrer Länge nach am tiefſten war, faßte man ſie in Uferdämme, und gewann ſo einen langen innern Hafen, wohin die Wogen nicht dringen können, welche noch auf der Rhede Ankertaue zerreißen. Da ſtehen nun die großen Land- und Waſſerhäuſer ganz nahe beiſammen. Die Wetterfahnen auf den Dächern und die Flaggen auf den Maſten tanzen nach Einem Winde. Um den Murner, der glücklich von einer Seereiſe zurückgekommen iſt, und des Nachts auf dem Verdeck ſpazieren geht, verſammeln ſich oft ſeine Verwandte und Gefreundte aus der Stadt, die Erzählungen des berühmten Vetters zu vernehmen. Legt ſich ein Schiff etwas auf die Seite, ſo ſieht es aus, als wollten ſeine Maſtbäume in die nächſten Fenſter fallen, und der neue Nachbar, der ſeine Morgenpfeife über den Altan herunter hält, fährt erſchrocken zurück. Wir Matroſen führten

unſere Wirthſchaft auf dem Kanal immer gerade ſo fort, wie auf der offenen See. Wenn Morgens die Hausknechte der Kaufherren mit den langen Beſen auf die Gaſſe herauskamen, ſtiegen wir auf das Verdeck und fegten das Dach unſeres Hauſes. Machten es die Burſche uns zum Tort mit dem Staube zu arg, ſo ſchütteten wir ihnen ein paar Eimer über den Kopf. Denn der Staub auf dem Schiffe war uns ſo ärgerlich, wie der Hausfrau ein rauchender Ofen in dem Prunkzimmer; und was ein rechter Matroſe iſt, der hält ſein Verdeck ſo rein, wie eine Köchin ihren Anrichttiſch. Wir hörten es manchmal durch die offenen Fenſter des benachbarten Hauſes, das eine Donna mit lauter Stimme ihr Stubenmädchen ſchalt und ſprach: «Schäme dich, du Schlauderin, vor den Matroſen! Iſt nicht ihr Verdeck, wie ein Spiegel? Und in den Staub auf dieſem Schrank kann man alle deine Tugenden ſchreiben, von der Ausgelaſſenheit an bis zur Zerſtreutheit.»“

„Doch, damit ich's kurz mache, neben mir auf dem nämlichen Schiffe diente Lorenzo, ein wackerer Junge, ſtark und flink, wie der Delphin, und hatte, wie dieſes Thier, noch nie einen Tropfen Branntwein über die Zunge gebracht, was der Jude beſonders hoch an ihm ſchätzte. Aber der Dienſt auf unſerer Brigg war ihm zu gering. — «Geh', ſagte er öfters zu mir, wenn wir bei ruhiger See auf dem Verdeck beiſammen ſaßen, was will ich bei dem Juden? Seine Zechinen ſind ſo gut, wie die des heiligen Vaters, das iſt wahr; aber es iſt keine Ehre dabei. Läuft der Leviathan aus, ſo iſt's, als wenn eine Waſſerratte aus dem Kanal in die See ginge, und kein Hahn kräht uns nach. Niemand ſchaut hinter uns drein, als Malcham der Hebräer. Den Gebetriemen um die Stirn und um den Arm, ſteht er auf dem Molo und wackelt mit dem Kopfe, ſo lange er

noch eine Hand breit von unſerem Takelwerk ſieht, und ſchämt ſich nicht vor den Leuten, welche über ihn ſpotten und lachen. Kommt uns unterwegs ein Kriegsſchiff in die Quere, ſo müſſen wir beilegen, wie ein Pudelhund vor ſeinem Herrn, und alle Fragen beantworten, die uns ein neugieriger Schiffslieutenant ſtellt. Da rudert unſere Brigg hinter der großmächtigen Fregatte her, wie ein Handwerksburſche hinter dem Gensd'arm, der im Gehen Paß und Wanderbuch lieſt. Laufen wir in einem Hafen ein, ſo knallt uns zu Ehren keine Schlüſſelbüchſe, geſchweige denn eine Kanone. Und die Mauthbeamten, die an Bord kommen, machen mit uns ſo wenig Umſtände, als mit den Baumwollballen, in welche ſie mit ihren ellenlangen Nadeln ſtechen.»"

„Sei kein Narr, Lorenzo, antwortete ich immer auf ſeine alte Klage, der alte Malcham mit ſeinem weißen Bart iſt mir zehentauſendmal lieber, als ein unbärtiger Schiffskadet, der mich mit ſeiner Pfennigſtimme commandirt, wenn ich auf einem Linienſchiffe diene. Laß den Juden uns nachſchauen, ſo lange er will. Mir gilt er mehr, als hundert Maulaffen am Strand. Da er ein gerechter Mann iſt, wird uns auch ſein Gebet immer mehr geholfen haben, als ein Hurrah von noch ſo vielen Schreihälſen. Grüßt man uns nicht, ſo brauchen wir nicht zu danken, und das Salutiren kommt mir manchmal vor, wie unſer Herr und der Mauthbeamte, wenn ſie in der Mauthhalle einander guten Tag wünſchen."

„Doch, damit ich's kurz mache, wenn ich dieß. und dergleichen dem Lorenzo vorhielt, ſo thats allemal wieder eine Zeit lang gut. Und ſeine alte Mutter, welche auf dem Corſo gebratene Kaſtanien feil hatte, dankte mir's mit Hand und Mund, daß ich dem jungen Bären immer wieder den Ring in die Naſe legte. Denn ſie meinte, ihr Sohn liege

zwiſchen Baumwollballen weit ſicherer und weicher, als zwiſchen Kanonen und Pulverfäſſern. — Aber einmal, zu Ende der achtziger Jahre, wenn ich mich nicht irre, führte der Unſtern ein nordamerikaniſches Linienſchiff auf die Rhede von Trieſt, ein herrliches Gefäß, wie zwiſchen den Lazareten noch nie eins vor Anker gelegen war. In den Flaggen glänzten die neu aufgegangenen Sterne der Union, wie die Morgenſterne. Die Maſten waren in den Urwäldern der neuen Welt gewachſen. Der Engel des HErrn hätte dem Patriarchen zu ſeiner Arche keine ſchöneren anweiſen können. Das Segelwerk ſchien nicht von Hanf, ſondern von Seide zu ſein, und der Streifen rings um den ſchlanken Rumpf war noch weißer. Selbſt unſer Malcham, der doch ſonſt an einem Kriegsſchiffe kein größeres Wohlgefallen hatte, als ein Haſe an einer Doppelflinte, ließ ſich von mir in ſeinem Boote dreimal um die ſchöne Philadelphia rudern. — Kein Wunder alſo, daß dem Lorenzo der Kopf ganz verdreht wurde, und daß der bezauberte Burſche, nachdem er die Amerikanerin geſehen hatte, mit den Worten heimkam: «Jetzt bleibe ich keinen Tag mehr in dem Baumwollkaſten des Juden.» «Die alte Narrheit wieder!» antwortete ich ihm. «Spare du, verſetzte er, deine übrige Weisheit für einen Andern oder für dich; ich laſſe mich nimmer länger am Narrenſeil halten.» Und damit ging er in den Raum hinab, holte ſeine Kiſte herauf, und machte ſich zum Abzug fertig, indem er ſeine Sachen darin in Ordnung brachte und verſchloß. Einen Beutel mit Piaſtern, den er mir einhändigte, ſollte ich ſeiner Mutter zuſtellen und ihr ſagen, daß er aus der neuen Welt bald noch zehnmal mehr ſchicken werde. — Dies aber geſchah gerade um die Zeit, wo, einen Tag wie den andern, unſer Schiffsherr regelmäßig an Bord zu kommen pflegte, um nachzuſehen, ob auch in ſeinem Waſſer-

hauſe Alles in Ordnung wäre. Die Planke, auf der er vom Ufer an Bord kam, war dann immer ſchon bereit gelegt, ſo daß er nicht erſt, wie Andere, pfeifen oder den Namen des Schiffes rufen mußte. — Malcham, der die Narrheit des Jungen ſchon kannte, kam gerade dazu, als Lorenzo, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, ſchrie: «Lieber will ich kirchthurmhoch auffliegen, als noch eine Nacht in dem Dienſt des Hebräers bleiben!» Ein Anderer, als unſer Jude, hätte darauf erwiedert; «Nehmt den Grobian und werft ihn über Bord!» Aber Malcham ſetzte ſich ruhig auf ein Colli, das neben daran lag, und ſagte: „Freund, ehe du gehſt, müſſen wir rechnen.“ Und dann berechnete er mit wunderſamer Schnelligkeit, wie viel Lorenzo ſeit dem letzten Ziel noch gut hatte, bis auf den Tag und die Stunde, und zählte das Geld auf die Kiſte hin. Lorenzo ſtrich es ein, ohne ſich zu bedanken, und wollte nun gehen. Aber der Jude zog ihn an der Jacke zurück, und ſprach: «Nur noch einen Augenblick, mein Freund! Mir hat der Gott meiner Väter meine Bitte gegeben, die ich von ihm bat, und hat mir dieſen Morgen von meiner Tochter einen Sohn geſchenkt. Darum iſt mein Herz fröhlich in dem Herrn, und wie ich ſchon in meinem Hauſe ausgetheilt habe, nach meinem Vermögen, ſo ſollt auch ihr euren Theil haben auf daß ihr euch freuet mit mir.» Ich rückte mit der einen Hand meine Mütze und hielt die andere nach dem Dukaten hin, den Malcham aus ſeinem ledernen Beutel brö-ſelte. Lorenzo aber drückte ſeine Mütze noch tiefer in den Kopf und brummte: «Gieb dein Geld, wem du willſt, ich brauch es nicht.» «Nun ſo geb' ich's deiner Mutter, verſetzte Malcham, die muß viele Tage in Hitze, Regen und Wind ſitzen, und verdient nicht die Hälfte. Und, Freund, noch etwas haſt du vergeſſen. Du und Ilario, ihr habt

mir ſchon neun Jahre treu und redlich gedient, und der Herr war mit euch, wie er geweſen iſt mit dem Sohne Israels in des Aegypters Hauſe, alſo daß mir von meinem Schiffe nicht ein Nagel in die Tiefe des Meeres gefallen iſt. Darum habe ich bei mir ſelber gelobt, ich wolle euch, ſo ihr mir zehn Jahre gedient hättet, geben ein Boot und großes Netz, wie es die Fiſcher auf dem Meere haben.» Auf dieß Wort meines Herrn riß ich vor Freuden meine Mütze vom Kopf und ſchlug damit meinen Kameraden auf die Schulter. Der aber hatte kein Hirn mehr im Kopfe, ſondern hatte es ſchon ganz und gar an Bord der vermaledeiten Fregatte gebracht, und ſagte, indem er mit dem Zeigefinger unter ſeinem Halstuche hindurch langte: «Malcham, gieb deinen Hanf dem Seiler zu Stricken für dich und deine Glaubensgenoſſen.» Nun war ich im Begriff, dem Grobian eine hinter die Ohren zu ſchlagen, wie er es verdiente; aber der Israelit hielt mir den Arm, drehte ſeinen Beleidiger noch einmal herum, wie er es zu thun pflegte, wenn er in der Börſe mit einem hartnäckigen Geſchäftsfreund einen Handel abſchließen wollte, und ſprach: «Mein Sohn, der HErr unſer Gott ſpricht: Bleibe im Land, und nähre dich redlich.» «Der Herr dein Gott kann ſagen, was er will,» entgegnete Lorenzo, und riß ſich aus der Hand des Israeliten. Malcham ſeufzte und verließ ſein Schiff mit dem gewöhnlichen Gruße: «Friede ſei mit euch!»“

„Doch damit ich's kurz mache, kaum war der Israelit weg, ſo kam die alte Chiara, die Mutter des Lorenzo an Bord. Denn es war Sonnabend, und ſie brachte ihrem Sohne ein Hemd und Strümpfe für die kommende Woche. «Das iſt das letzte Hemd, daß Ihr Eurem Lorenzo bringt, ſagte ich zu ihr; denn er geht mit der Fregatte nach Amerika, und bis er aus der neuen Welt wieder kommt, ſeid

Ihr ſchon in der andern.» Chiara ſchaute bei dieſer Hiobspoſt ihrem Sohne in's Geſicht, und als ſie darin die Beſtätigung derſelben las, erhob ſie ein Jammergeſchrei, daß die Leute auf der Gaſſe ſtehen blieben. Mein Kamerad ließ dabei Alles im Stich und lief auf und davon. Ich zog ſeine Mutter in den Raum hinab. Bald darauf fiel auf der Rhede ein Kanonenſchuß, ein Signal, daß die Amerikaner, welche in der Stadt waren, am Bord der Fregatte zurückkehren ſollten. Chiara wollte ihrem Sohne nachlaufen; aber ich ſprach zu ihr: «Jetzt iſt es zu ſpät. Euer Sohn iſt mit ſeinen Kameraden ſchon unterwegs, und der Kapitän der Fregatte würde lieber eine ſeiner Kanonen ausliefern, als einen Jungen, wie euer Lorenzo iſt.» Das Weib ließ dieß gelten, ging auf das Verdeck zurück und ſetzte ſich auf die Kiſte ihres Sohnes, um ſich noch etwas von ihrem Schrecken zu erholen und dann heim zu gehen. Darüber wurde es faſt ganz Nacht, und ich wollte mich ſchon erbieten, ſie nach Hauſe zu führen, als plötzlich draußen auf der Rhede eine Feuergarbe emporſchoß, höher als die höchſten Maſten, und ein furchtbarer Schlag folgte, der, von einem ſtarken Südweſt gelenkt, beſonders den großen Kanal und die Häuſer daneben traf, Schornſteine einwarf, Fenſter eindrückte, und die Schiffe gegen die rothe Brücke zu hinaufſtieß. «Das war die Fregatte!» rief ich. Chiara bedeckte das Geſicht mit der Schürze und ſchluchzte laut."

„Ich ſchickte die anderen drei Matroſen, die mit mir auf dem Leviathan waren, an das Meer hinaus, damit ſie hülfen, wo es nöthig wäre, und zog dann die Planke an Bord zurück, was bei einem Schiff auf dem Kanal ſo viel iſt, als wenn Einer in der Stadt ſeine Hausthüre verriegelt. Der Erſte, der wieder an Bord wollte, war mein Herr, wie ich vermuthet hatte. Denn der Jude pflegte ſo-

gleich überall nachzusehen, ob seine Leute auf ihren Posten wären, wenn er fürchten zu müssen glaubte, daß sie aus Neugierde ihre Pflicht vernachlässigen könnten. Die Nacht war warm, und er beschloß, auf dem Verdeck meine Kameraden abzuwarten und von ihnen zu hören, wie es auf der Rhede hergegangen wäre."

„Doch, damit ich's kurz mache, nach einer Stunde oder etwas darüber kamen die Matrosen zurück. Sie lachten, als kämen sie von dem Policinell, und hatten einen kohlschwarzen Kerl in ihrer Mitte. Dieser aber war, als wir ihn genau beschauten, Niemand anders, als unser Lorenzo. Er hielt aber nicht Stich, sondern lief in den Raum hinunter und seine Mutter ihm nach. Seine Kameraden aber erzählten, die Amerikaner, die am Lande waren, wären auf den Signalschuß eilends auf ihr Schiff zurückgekehrt, und mit ihnen Lorenzo, der schon Nachmittags sein Wort gegeben hatte, die Fahrt nach Amerika mitzumachen. Dieser aber habe, als der letzte, seinen Fuß noch nicht auf die Schiffstreppe gesetzt, so sei die Fregatte in die Luft geflogen. Sie wären mit ihrem Boote zuerst unter den schwimmenden Trümmern angelangt und hätten den Lorenzo aufgefischt. Betäubt von Schrecken und dem gewaltigen Luftsprung habe er sich ohne Widerrede zurückführen lassen. Sein Appetit nach der neuen Welt mochte ihm nun vergangen sein."

„Malcham hörte den Rapport der Bursche ruhig an, die beiden Hände in den Taschen seiner Weste, die nach der alten Tracht länger war, als unsere Jacken. Dann ließ er den Lorenzo heraufkommen, um ihm, wie wir meinten, den Laufpaß zu geben. Er hätte auch das vollkommene Recht dazu gehabt. Lorenzo mit seinen versengten Haaren und einem schwer verwundeten Auge, kam langsam und zögernd herauf, seine Mutter mit ihm. Malcham ging

noch einige Male auf dem Verdeck hin und her und sprach dann: »Der Herr unser Gott hat dich nicht gelassen, wohin du in deines Herzens Thorheit begehret hast, sondern hat dich aus dem Schiffe geworfen, wie seinen Propheten. Dank Ihm dafür, und gehe ohne deiner Mutter Segen nicht mehr über die Gasse, geschweige denn über das Meer. — Bleibe bei mir, und ich will dir geben, was recht ist.«"

„Lorenzo wollte antworten, aber vor dem feurigen Kohlen auf seinem Haupte konnte er nicht dazu kommen, und bis seine Mutter ihrer von großer Rührung erstickten Stimme wieder Herr werden konnte, war der Jude schon halb zu Hause. Ein Arzt, den Malcham Tags darauf schickte, untersuchte das verletzte Auge des neuen Jonas, konnte es aber nicht mehr retten. Uebrigens sah er nun mit Einem Auge besser, was zu seinem Frieden diene, als früher mit zweien. Und wenn der böse Geist der eitlen Ehre später wieder bei ihm einkehren wollte, so — so —"

Hier stockte Ilario in seinem Bericht, ließ die Pfeife aus der Hand fallen, ächzte, wie ein Sterbender, und sank seitwärts auf den Rand des Boots. Ein Nervenschlag machte seinem Leben ein Ende, und seine Seele hatte plötzlich ihre Erdenhütte verlassen, ohne mit einer vorausgehenden Krankheit die Miethe förmlich aufzukündigen. Schon der letzte Seufzer eines Sterbenden ist ein Mark und Beine durchdringender Ton. Dazu kam noch, daß der schwere Mann im Umsinken über Bord fallen zu müssen schien. Beides ergriff den Knaben so sehr, daß er einige Augenblicke wie versteinert sitzen blieb und dann die beiden Ruder in das Meer fallen ließ, als er aufsprang, um seinem Vater zu Hilfe zu kommen.

Der Mond leuchtete noch so lange, das Andrea das über Bord gesunkene Haupt seines Vaters hereinheben und

in ſeine gebrochenen Augen ſchauen konnte; dann ging er unter, und die Nacht warf ihre tiefen Schatten über die Waſſerwüſte.

Der Knabe war nun in einer ſehr peinlichen Lage. Während er mit dem über Bord geſunkenen Haupte ſeines Vaters zu thun gehabt hatte, hatte ſich das Boot etliche Male gedreht, und er wußte nun eben ſo wenig, welche Richtung er nehmen müſſe, als der freundliche Leſer es wüßte, wenn man ihm in einem großen Saale die Augen verbände, ihn zwei- oder dreimal ſchnell um und um drehte und dann ſagte, er ſolle nun geraden Wegs zur Thüre hinausgehen. — „So hätte er ſich in der hellen Nacht nach den Sternen umſehen und richten ſollen," meint die freundliche Leſerin. Aber von den Sternen am Himmel wußte Andrea nicht viel mehr, als daß es welche giebt. Denn er war bis dahin faſt ohne alle Ausnahme mit den Hühnern ſchlafen gegangen und meiſtens ſchon eingeſchlummert, wann die Lichter am Himmel angezündet wurden. Am fernen Horizont ſah er zwar einen Lichtſchimmer, der wahrſcheinlich von einem Feuer herrührte, welches ſeine Pflegemutter auf der Landzunge vor der Hütte angeſchürt hatte, um damit, wie ſchon öfters, anzudeuten, daß ſie die Ausgezogenen mit Sehnſucht und unter Sorgen erwartete. Andrea hatte aber, wie wir wiſſen, ſeine Ruder verloren, und war ſo nicht beſſer daran, als eine Ameiſe, die ſich aus den Fluthen des Amazonenſtroms auf ein ſchwimmendes Blatt gerettet hat, und auf ihrem kleinen Floße Wind und Wellen völlig preisgegeben iſt. — Nach Hilfe ſchreien wäre ganz vergeblich geweſen. Da, auf dem Meere, wo der Knall der Schiffskanone und der Donner der Wolke keinen Widerhall finden, ſondern nur mit einem einzigen dumpfen Schlage das Ohr treffen, würde die winzige Stimme des

Knaben verhallt ſein, wie die Hammerſchläge des Weckers unter der luftleeren Glocke. — Nicht einmal den ſchweren und ſtarren Körper ſeines Vaters konnte er in eine andere Lage bringen. Er mußte es geſchehen laſſen, daß das Boot, ganz aus dem Gleichgewicht gebracht, auf der einen Seite weit tiefer im Waſſer ging, als auf der anderen, und ſo auf dem Meere ſchwamm, wie in dem Waſchbecken die Wallnußſchaale, welche die Hand des ſpielenden Kindes betrachtet und ſchief geladen hat.

War es damals dem abgeſchiedenen Geiſte des Ilario geſtattet, noch eine Stunde bei ſeinem Andrea an Bord zu ſein oder neben dem Boote auf dem Meere zu wandeln, ſo mußte er ſich überzeugen, daß ſein Grundſatz der Selbſthilfe, nach welchem er ſeinen Liebling erzogen hatte, ein ganz unzureichender und falſcher ſei. Hätte er ihm in jenen Augenblicken hundertmal zugerufen: „Andrea, hilf dir ſelber!“ Andrea hätte nichts weiter thun können, als den Leichnam anſtarren, der nun ſelöſt als ein Bild menſchlicher Ohnmacht vor ihm lag. — Hätte damals die werkheilige Monika ihren Sohn mit dem Auge erreichen oder ſeine verzweifelte Lage ahnen können, ſo hätte ſie ſich überzeugen müſſen, daß Andrea mit dem Zeichen des Kreuzes, welches ſie ihm machen gelehrt, mit den Gebetsformeln, die ſie ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt, und mit den Kniebeugungen, wozu ſie ihn gebracht hatte, nichts in ſein Herz, ſondern nur in die Hand, auf die Zunge und in die Kniee bekommen habe. Nur der Glaube an einen allgegenwärtigen Vater, der ſeine Kinder nirgends aus dem Auge verliere, nur der Gedanke an einen Schutzengel, der ſeine Flügel über ihn ausbreite, nur ein Gebet aus dem Herzen hätte ihn damals aufrecht erhalten können.

Kein Wunder daher, daß er, ſtatt den Anker des Glau-

bens und der Zuversicht auszuwerfen, seiner Einbildungskraft die Zügel ließ und in seiner Furcht die Tiefe wie die Oberfläche des Meeres, die doch dort herum seit dem Tode des Haifisches nichts Furchtbares mehr enthielten, mit eingebildeten Ungeheuern bevölkerte. Am meisten fürchtete er sich vor dem Kraken oder Seewurm, welcher nach den Versicherungen mehrerer alten Fischer, die er darüber gehört hatte, auf dem finsteren Meeresgrunde wohnt, aber bei stillem Wetter an die Oberfläche emporkommt, um seinen leeren Magen wieder auf ein ganzes Jahr zu füllen, und nach gehaltener Mahlzeit langsam in die Tiefe zurücksinkt, wobei immer ein furchtbarer Wasserschlund entsteht, der Alles verschlingt, was an den Rand seines Trichters kommt. Seine Fühlfäden, versicherten die Fischer, strecke er zuerst wie Mastbäume aus dem Wasser, und dann komme allmählig der schwarze Rumpf nach, an dem Kopfe aber glänzten die Augen wie die größten Schiffslaternen.

Sie konnten auch Recht haben. Denn als Andrea im schüchternen Umherschauen seine Blicke über die schwarze Fläche des Meeres streifen ließ, dahin, wo nach dem Untergange des Mondes am Himmel eine ziemliche Helle zurückgeblieben war, streckten sich aus dem Wasser am Horizont zwei nackte Hörner, die immer wuchsen, bis sie die Höhe der größten Masten erreicht hatten. Zuletzt erschien auch der gewaltige, kohlschwarze Rumpf, der aber nicht blos zwei, sondern mehrere, nahe an einander liegende, flammende Augen hatte. Das Ungeheuer, welches nach und nach von der Höhe des Meeres herunter wankte, verschwand zwar wieder allmählig unter den dunkeln Wogen, wie eine Ente, die man im Mondschein geschossen hat, in dem Schatten des Ufers; aber seine Flammenaugen blieben um so sichtbarer und wurden immer größer, ein Beweis, daß der See-

wurm nicht allein nach oben war, sondern auch von Minute zu Minute näher kam. Eiskalte Schauer liefen über die Haut des Knaben, und sein Haar sträubte sich unter der Mütze. Denn er fürchtete, ehe er hundert zählen könnte, in dem Bauche des Kraken begraben zu werden. Ein Hauch der Hoffnung blies ihn in einem ziemlich starken Südwest an, der über das Ungeheuer herwehte und sein Boot nach Osten trieb. Nachdem er lange die Flammenaugen angestarrt hatte, wie ein Eichhorn die Klapperschlange, gab ihm dieser Hauch wenigstens so viel Kraft und Muth, daß er sich umdrehen und umschauen konnte, ob nicht Land in der Nähe sei, daß er schwimmend erreichen könnte. Aber da flohen seinen Blicken neue Schrecken entgegen. Ueber die Höhe des Meeres gegen Morgen erhoben sich die wirbelnden Wolken und Schaaren großer Funken stäubten noch darüber hinaus, als wäre mitten auf der See ein Hochofen in vollen Gang gebracht worden. „Das ist die Meerschlange, von der uns Antonio erzählt hat," dachte Andrea, und starrte nun der neuen Erscheinung entgegen, wie vorhin dem auftauchenden Seewurm. In einigen Sprüngen erhob sich die Schlange über die Höhe des Meeres, und schoß dann unter die dunkeln Wogen hinein; aber nun wurden die Funken, die sie aus ihrer Nase sprühte, die glühenden Tropfen, die sie rechts und links mit ihren Flossen von sich warf, und der lange, lange Feuerschweif, den sie nach sich zog, nur um so sichtbarer und schrecklicher. Von der monströsen Langsamkeit, womit der Seewurm am Horizont aufgetaucht, hatten sich die Haare des Knaben gesträubt, von der reißenden Schnelligkeit, womit das zweite Ungeheuer heranschoß, gerann das Blut in seinen Adern. Und als es in wenigen Minuten so nahe gekommen war, daß der zitternde Knabe das Schnauben seiner Nase, daß Rauschen

ſeiner Schuppen, die Schläge ſeiner Kinnladen hören konnte, vergingen ihm die Sinne. Seine Kniee brachen, er ſank zu Boden, neben dem Leichnam des Vaters lag nun die Leiche des Knaben. Die Wellen der See ſchlugen hin und wieder mit ihren neugierigen Spitzen über den tief gehenden Bord des ſchwimmenden Sarges und benetzten die Schläfer darin mit ihrem Schaume.

Nun aber, nachdem der arme Andrea ſeine Augen geſchloſſen hat, wollen der freundliche Leſer und der Erzähler die ihrigen deſto weiter aufthun, und unterſuchen, ob etwas und wieviel an ſeinem Seewurm und ſeiner Seeſchlange geweſen ſei.

Sein Seewurm war nichts mehr und nichts weniger, als die amerikaniſche Fregatte, welche am Morgen und Nachmittag zuvor der Jagd auf den Haifiſch beigewohnt hatte und die Nacht über auf den Gewäſſern zwiſchen Italien und Iſtrien kreuzte. In ihren zwei Maſten, an denen die Segel eingezogen waren, erblickte der Knabe die Rieſenfühlfäden des Gewürms. Die wenigen Segel, die an dem dritten und vierten Maſte bald ganz ſchlaff und bald halb angeſchwellt herabhingen, erſchienen ihm als Theile von dem Kamme des Ungeheuers. Zudem war es die Nacht nach dem dritten September, und die Offiziere des Linienſchiffes feierten den Geburtstag des Friedens von Paris und Verſailles mit einem Trinkgelage, welches tief in die Nacht hinein währte. Dabei war der große Speiſeſaal ſtark beleuchtet, die Strahlen der Wachskerzen fielen durch die geſchliffenen Tafelſcheiben von Kriſtallglas und ließen den Knaben in den erleuchteten Fenſtern die Augen des Seewurms erblicken, die er öffnete oder ſchloß, je nachdem ihm das Schiff einen ſeinen Theile zuwendete.

Andrea's Meerſchlange war auch nichts Anderes, als was der freundliche Leſer ſchon lange weiß, — nämlich das Dampfſchiff, auf dem Wege von Trieſt nach Venedig begriffen. Der Kapitän deſſelben, welcher wußte, daß ſich die Fregatte noch in jenen Gewäſſern befinde, wollte ihrer Mannſchaft zeigen, daß man nicht gerade in Amerika allein ſchnell fahren könne, wenn man wolle, und hatte ſeine Maſchine auf den höchſten Grad heizen laſſen. Daher die wirbelnden Rauchwolken und die Funken, die, wie Andrea meinte, das Ungethüm aus ſeinen Nüſtern blies, daher das Rauſchen, womit es durch die Wogen hinfuhr. Denn der Knabe hatte das Dampfſchiff, welches erſt kurze Zeit im Gange war, vorher nie geſehen. Auch fuhr es immer in der Nacht zwiſchen ſeinen Beſtimmungsorten hin und her, und Andrea hatte noch keine Nacht ſeines Lebens ſchlaflos vorübergehen laſſen. Von ſteigenden und ſinkenden Cylindern und von Waſſerrädern, welche durch ſie in Bewegung geſetzt werden, wußte er ohnedieß nichts. Zudem behaupten die Fiſcher, daß ihre Beute durch die Dampfboote verſcheucht würde, und ſehen dieſe Art Fahrzeuge nicht gern in ihrem Revier. Daher kam es, daß die Freunde des Ilario aus Verdruß über die neue Erfindung ſo wenig davon redeten, daß Andrea bis zu dieſer ſeiner erſten Zuſammenkunft mit dem Vapore noch faſt nichts von ihm vernommen hatte.

Ehe aber die jüngeren unter meinen freundlichen Leſern über ihren Altersgenoſſen Andrea lächeln, mögen ſie wohl zuſehen, ob ſie durch das lebendige und immer gegenwärtige Vertrauen auf den Gott, welcher nicht ferne iſt von einem Jeglichen unter uns, und auf ſeine heiligen Engel hinlänglich gewappnet ſeien gegen alle unheimlichen, überraſchenden und unerklärlichen Töne der Einſamkeit und der Nacht. Sind ſie es noch nicht, ſo kann es ihnen leicht gehen, wie vor

mehreren Jahren dem Vetter des Erzählers, als noch in dem Herzen deſſelben neben dem Kleinglauben die Furchtſamkeit und ihre Magd, die Einbildung, eine geräumige Reſidenz hatten.

In einer der ſogenannten Unternächte, welche auf das Weihnachtsfeſt folgen und von denen in den Rockenſtuben bei dem brennenden Spahn ſo viel erzählt wird, war dieſer Vetter mit dem Poſtwagen nach W. gekommen. Sein Reiſeziel war aber das nahe P. Dahin ſetzte er ſogleich, nachdem er ausgeſtiegen war, ſeinen Weg zu Fuß fort, theils um ſich warm zu gehen und theils um Geld und Zeit zu ſparen. Es ſchlug drei Uhr, als er vor dem Siechenhauſe der alten Reichsſtadt vorüberging. Der Mond ging ſeinen Weg am Himmel und der Vetter auf der feſten Bahn, die ſich auf der Heerſtraße unter den vielen vorausgegangenen Schlitten gebildet hatte, und zwiſchen zwei ziemlich hohen Wällen, die mit dem ausgeſchaufelten Schnee gemacht worden waren. Für einen Wanderer, der einen lebendigen Glauben im Herzen, einen warmen Mantel um die Lenden und gute Schuhe an den Füßen hatte, konnten damals Weg und Wetter nicht günſtiger ſein. Die Hauptſache aber, nämlich der Glaube, fehlte dem Vetter, und darum ſchaute er ängſtlich bald vorwärts, ob ihm nicht etwas entgegen komme, und bald rückwärts, ob ihm nichts nachwandle, und bald ſeitwärts, ob nicht ſchon etwas neben ihm ſtehe. Der erſte Winkelried ging gewiß dem Drachenneſt ruhiger und gefaßter entgegen, als der Vetter dem waldbedeckten Bergrücken, der noch zwiſchen ihm und der Heimath lag. So kam er auf jenen Punkt der Heerſtraße, wo die Fuhrleute zu halten pflegen, entweder um den Radſchuh einzulegen oder ihre Gäule raſten zu laſſen, je nachdem ſie abwärts fahren wollen oder herauf gekommen

sind. Und da stand plötzlich, wie aus dem Boden herausgekommen, drei Schritte vor dem Vetter, ein Weiblein, klein und breit, wie die Hausehren der Gnomen gezeichnet werden, in einem braunen Rock und die Haube mit den rothen Haaren des großen Kopfes gepolstert. Das Weiblein stand mit dem Stock in der Hand stille und schien zu erwarten, daß ihr der Vetter aus dem Wege gehe. Er hätte dieß auch herzlich gerne gethan, wenn ihm nicht an jedem seiner Füße ein Centner Angst und Schrecken gehangen und rechts und links der hohe Schneewall im Wege gewesen wäre. Der Frau aus der Unterwelt lange gegenüber zu stehen, war aber auch unerträglich. Deswegen faßte er seinen Stock so fest, als es mit zitternder Hand möglich war, und rief: „Wer da?" ungefähr so kräftig und stark, als ein Rekrut, der das erste Mal auf einem verschrieenen Posten steht, und dem eine in ihren Berufswegen gestörte Katze von der Dachrinne auf das Schilderhaus springt. Aber es half. Denn in demselben Augenblick wurden seine Augen aufgethan, und er sah, daß der Gegenstand seines Schreckens und seiner Furcht nichts mehr und nichts weniger war, als Schnee, der nicht mehr weiß war. Ein Gaul, welcher am Tage zuvor auf diesem Platze rastete, hatte etwas verschüttet. Das wankende Mondlicht und die fruchtbare Furchtsamkeit des Vetters vereinigten sich, und stellten den Flecken auf der Heerstraße als eine aufrechte Gestalt vor ihn hin.

Da machte es ein Mann in Grünau besser. Dieser Mann kehrte im Sommer, Nachts gegen zehn Uhr aus der Stadt in das Kloster zurück, worin er wohnte. „Nun, Gott sei Lob und Dank, daß du kommst!" rief ihm seine Hausehre entgegen, und ihre Gehilfin in der Küche setzte hinzu: „Herr, wir wären vor Angst schier vergangen." „Nun, worüber seid ihr denn so erschrocken?" ‚Einen sol-

chen Ton, erwiderte die Frau, habe ich in meinem Leben noch nicht gehört. Marie und ich waren in der Küche und sprachen von der verstorbenen Kantorin. Da fing's an in dem Schornstein über uns zu flattern und zu schnurren, nicht wie von Fledermäusen oder Maikäfern, sondern ganz anders. Wir meinten, es wäre die arme Seele der Abgeschiedenen, die uns belauscht hätte, flüchteten uns in die Stube und schlossen hinter uns ab. Ja, Marie verstopfte das Schlüsselloch. Denn kaum waren wir im Zimmer, so ging der Spuk nahe vor demselben los, und dauerte fort, bis du den Hausschlüssel in die Thüre stecktest. „Vor Ihnen, setzte die Magd hinzu, hatte auch die Verstorbene immer mehr Respect, als vor der Frau und vor mir." „Laßt die arme Seele ruhen, gebot der Unteraufschläger, und zündet mir meinen Wachsstock an. Ich will sehen, was euch euren Feierabend verkümmert hat." Bei diesen Worten des Hausherrn hub es draußen vor der Stubenthüre wieder an, und er mußte gestehen, daß er diesen Ton unter den sechs Classen des Thierreichs noch nicht gehört habe. Desto begieriger wurde er, die Creatur zu entdecken, von der er komme, und begann seine Untersuchung mit der Bitte im Herzen, daß sie ihm Gott zur vollkommenen Beruhigung der Seinigen gelingen lassen möchte. Aber lange schien seine Bemühung ganz fruchtlos und vergebens zu sein, weil andererseits die unheimlichen Töne in dem Augenblick verstummten, in welchem der Unteraufschläger mit dem Lichte auf die Hausflur hinaus trat, und weil derselbe seinerseits von dem gewaltigen Schnurren irre geführt, nur etwas Großes suchte. Von großen Dingen befand sich aber auf der Hausflur nur ein Küchenbehälter und nichts darauf, ein Hackbrett am Nagel und nichts daran, ein fest verschlossener Mehlkasten und ein Fleischkorb mit offenem Deckel und nichts

darin. In dieſem Hausgeräthe konnte die Urſache des Spuks nicht liegen, ſondern mußte in etwas Kleinem geſucht werden. Der Unteraufſchläger fing alſo an, ſich zu bücken und zu ſtrecken, als ſollte er einen Nürnberger Pfennig auf dem Boden und eine Milbe an der Wand finden. Und ſo fand er auch bald auf dem Bogen des Armkorbs — einen Todtenkopf, nämlich einen von jenen ſeltenen Dämmerungsfaltern, welche das Wappen des älteſten Senſenmanns auf ihrem Bruſtſchilde tragen. — „Auch du wirſt wohl der Rechte nicht ſein; aber du kommſt mir für die Sammlung meines Freundes wie gerufen," ſprach der erfreute Finder bei ſich, ließ ſich von der Magd die lange Nadel leihen, womit die Bauermädchen an der oberen Altmühl ihre kleinen Häublein an den hintergeſtrichenen Haaren befeſtigen, und ſpießte den Nachtſchwärmer mit wohlgeübter Hand an den Bogen des Fleiſchkorbs. Und ſiehe da, in demſelben Augenblick fing er, aber noch ſtärker, als zuvor, das nämliche Lied zu ſingen an, womit er die Hausfrau und ihre Magd in den Belagerungsſtand und den Unteraufſchläger wenigſtens in Staunen verſetzt hatte. „Seht, liebe Leute, ſprach dieſer nun, wie die Schwingen des Gefangenen, ſo haben eure Herzen gezittert, weil die Furcht darin nicht ein Senfkorn groß Glauben fand, und alſo hauſen konnte, wie ſie wollte. Hinter der verſchloſſenen Thüre meintet ihr, man müſſe wenigſtens Goliaths Spieß und Salomo's Ring haben, um den Unhold zu dämpfen, und nun ſteckt er an einer Nadel und ſingt ſein Schwanenlied."

Doch es iſt hohe Zeit, wenn wir nicht zu ſpät kommen ſollen, wenigſtens noch einen Blick in das Boot unſeres armen Ilario und ſeines Knaben zu werfen. Darum kehren wir von dem Umwege ſo ſchnell als möglich dahin

zurück, wo es ganz und gar ein Spiel der Wellen geworden war.

Die Amerikanische Fregatte, welche den furchtsamen Andrea erschreckt hatte, nicht weil sie der Seewurm war, sondern weil er sie dafür hielt, wollte die Nacht über, so lange ein sanfter Westwind hauchte, weiter nichts, als auf dem Meere schwimmen, gleichviel, ob einige Seemeilen weiter da oder dort. Morgens gegen vier Uhr aber, als derselbe eine günstigere Richtung nahm, machte sie Anstalt, nach und nach alle ihre Segel zu entfalten, um ihren Rückweg aus dem Adriatischen Meere in das Mittelländische antreten zu können. Dabei fing der Tag zu grauen an, und die Mannschaft, welche auf den Raen beschäftiget war, bemerkte das treibende Boot des Ilario. Sie machten einige Matrosen auf dem Verdecke aufmerksam. Diese holten es herbei und zogen es sammt den Schläfern darin an Bord der Fregatte. Der Schiffsarzt, der sein noch vom Punsche wallendes Blut in der Morgenluft kühlen wollte, war auf dem Verdeck, und erklärte den Körper des alten Mannes für eine völlige Leiche. In dem Schlummer des Knaben aber erkannte er sogleich eine Ohnmacht und brachte ihn durch ein stark riechendes Mittel in wenigen Minuten wieder zu sich.

Auf dem Verdeck ausgestreckt und zu sich gekommen, hörte er zuerst das dumpfe Sprachrohr des Schiffslieutenants und die schrillenden Pfeifen der Bootsmänner. Ueber ihm, an dem Hauptmaste, fielen die Segel wie Riesenvorhänge herab, und mit jedem, welcher fiel und von dem Winde aufgebläht wurde, bog sich der Mast und gerieth die Fregatte in einen schnelleren Lauf. Denn der freundliche Leser wäre im Irrthum, wenn er meinte, die Aufnahme des verschlagenen Boots und das Bemühen, dem Knaben aus seiner Ohnmacht zu wecken, hätte auf dem Schiffe ein großes

Aufſehen, oder nur die geringſte Verzögerung in den begonnenen Arbeiten veranlaßt. Blos Einige, welche gerade keinen Dienſt hatten, leiſteten dem Schiffsarzte und ſeinem Patienten Geſellſchaft; die Anderen arbeiteten auf die gegebenen Signale raſch und taktmäßig fort, wie Maſchinen, die weder Augen noch Ohren haben. Und ſo legte die Fregatte, ziemlich auf der Seite liegend, und mit reißender Schnelligkeit eine Meile Wegs nach der andern zurück, und hatte, als ſich Andrea wieder auf ſeine Füße ſtellte, ſchon die Südſpitze von Iſtrien im Rücken. Sie lief unaufhaltſam, wie die Zeit, welche auch nicht ſtille ſteht, es mag eine entſcheidende Völkerſchlacht geſchlagen werden, oder ein böſes Weib mit ihrer Nachbarin in einen Zungenkampf treten.

Ein neuer Schrecken für den armen Knaben, als er, über die Galerie des Verdecks hinwegſchauend, nichts als Himmel und Waſſer erblickte. Weinend verlangte er, daß man ihn an's Land ſetze. Die Matroſen lachten ihn aus, die jungen Seekadeten, die ſelbſt noch nicht lange das Heimweh aus ihren Gliedern gebracht hatten, tröſteten ihn und bemerkten dabei, man müſſe es auf jeden Fall anſtehen laſſen, bis der Capitän, der noch ſchlafe, herauf komme. Der Befehlshaber des Schiffs erſchien auch gegen Mittag, ließ ſich von den Verhältniſſen der Verſchlagenen unterrichten und beſtimmte dann, der Leichnam des Alten ſollte ſogleich der See übergeben, der Knabe aber an Bord behalten werden, bis man ihn da oder dort wieder an's Land ſetzen könnte. Indeſſen habe er dem Schiffskoch an die Hand zu gehen, der erſt ſeinen Küchenjungen verloren hätte.

Der Leichnam wurde nun unverzüglich mit einer Kanonenkugel zu den Füßen, in Segeltuch genäht und in das

Meer hinabgelaſſen, während die anweſenden Matroſen, ihre Mützen in der Hand ein ſtilles Vaterunſer beteten.

Dem Koch half Andrea wenig. Denn ſogleich nach der Beſtattung ſeines Pflegevaters wurde er von der Seekrankheit befallen und behielt ſie mit wenigen Unterbrechungen, bis die Fregatte vor Genua die Anker fallen ließ. Es war kein Wunder. Mit dem erſten Schritte, den Andrea von dem Verdeck in den Schiffsraum hinab that, veränderte ſich ſeine Lage eben ſo ſehr, wie bei dem Edelfalken, der, kaum flügge geworden, auf den Bergen von Island gefangen, und dann in den ſchaukelnden Ring geſetzt wird, um durch Faſten und Wachen gezähmt und zum Unterricht vorbereitet zu werden.

Weder bittere Arzneien noch das bitterböſe Geſicht des Kochs, der vierzehn Tage lang ſeine Hühner allein rupfen mußte, halfen etwas; der Junge blieb immer, wie Einer der ein Brechmittel im Leibe hat. Die erſte gute Stunde hatte er wieder, als er in Genua auf das Verdeck durfte und die Leute italieniſch reden hörte, die in Geſchäften oder zum Vergnügen in ihren Booten an der Fregatte vorüber fuhren. Da fühlte er ſich wie neugeboren, und eilte in ſeiner Einfalt zu dem Schiffskoch, ſeinem Vorgeſetzten, mit der Erklärung, er ſei nun wieder unter ſeinen Landsleuten, und werde die Fregatte noch vor Abend verlaſſen. Der Vorgeſetzte antwortete ihm aber mit einer Ohrfeige erſter Klaſſe, und ſetzte ihn mitten unter ſechs Hühner hinein, die er eben geſchlachtet hatte. „Welſcher Schlingel, ſchrie er dabei, die rupfſt du! Und ſo viele Federn du ſtehen läßt, ſo viele Haare reiß' ich dir aus, eins nach dem andern, und ſo viele Löcher du in die Haut dieſer Hühner machſt, ſo viele ſchlag' ich dir in die deine.“ Andrea, theils von der Mißhandlung des groben Amerikaners und theils durch die

Vereitlung seiner Hoffnung betrübt, fing zwar an zu rupfen, so gut er konnte; aber kaum war sein Treiber hinter ihm weggegangen, so entwischte er aus der Küche, sprang auf das Verdeck und stürzte sich von demselben kopfüber in die See. Der Koch lief hinter ihm drein, so gut er mit einer halben Kanne Rum im Kopfe konnte, und ungefähr mit dem Erfolg, mit welchem der Pinguin dem Rebhuhne nachlaufen würde. „Halt auf! halt auf!" schrie er keuchend, aber der Kapitain, der gerade auf dem Verdeck stand und das unvergleichliche Panorama von Genua in der Abendbeleuchtung betrachtete, rief dagegen: „Laßt ihn laufen! Er gehört ohnedieß nicht unser, und am Ende bekommen wir nur noch Händel mit dem österreichischen Consul."

Mit dem lateinischen Worte „Consul" ist aber der freundlichen Leserin vielleicht ein fremdes Ding vor die Füße geworfen, und der Erzähler will ihr daher, während er den Flüchtling allein schwimmen läßt, so gut er kann, Folgendes sagen. Jede Regierung stellt in einer bedeutenden Stadt, mit der Unterthanen von ihr Handel treiben, und wo sie nicht schon einen Gesandten hat, einen Mann auf, den sie ihren Consul nennt, und der dafür verpflichtet ist, sich ihrer Unterthanen anzunehmen, so gut er kann. Ich setze also den Fall, die Leserin reiste einmal mit ihrem Vater aus Bern nach Genua, wo sie keine Seele kennt, und verlöre ihn durch den Tod so schnell, wie Andrea den guten Ilario. Da brauchte die Leserin keineswegs zu verzweifeln, sondern sie würde sich vor Allem neben dem Leichnam ihres Vaters auf die Kniee werfen und ihren Himmelvater bitten, Er möchte nun nach seiner Barmherzigkeit und nach seinen Verheißungen sich ihrer ganz besonders annehmen. Dann würde sie bei ihrem Wirthe nach dem Consul der Schweiz fragen, und wenn sie ihn nach dessen summarischer Anwei-

ſung nahe oder ferne von dem Leuchtthurm erfragt hätte, zu ihm gehen und ſprechen: „Herr! Mein Vater, der und der, iſt geſtorben, und ich weiß nun nicht, wo aus und ein.“ Der Conſul aber würde ihr antworten: „Seien Sie ohne Sorge, liebe Landsmännin!“ und ſich dann ihrer annehmen, wie ein Vormünder ſeiner Mündeltochter, bis ſie mit ſicherer Gelegenheit wieder nach Bern zurückkehren könnte.

Unſer Andrea aber wußte nicht, was für ein Ding ein Conſul ſei, und noch weniger, daß auch ſein Kaiſer in Genua einen Mann aufgeſtellt habe, bei welchem er Rath und Schutz finden könnte. Er fürchtete vielmehr, der Koch mit der großen rothblauen Traubennaſe werde ihn in der Stadt aufſuchen und bei den Haaren in die ſchwarze Schiffsküche zurückſchleppen. Deswegen ſtieg er etwas abſeits von der Stadt an's Land, drückte ſich zwiſchen den Gärten und Landhäuſern hindurch, und wanderte dann, ohne in einem Hauſe einzukehren, mehrere Tage über Berg und Thal, über Stock und Stein immer in nordweſtlicher Richtung. Denn nach welcher Himmelsgegend zu ſeine Heimath liege, wußte er nicht. Hätte er früher gelernt, was der freundliche Leſer gelernt hat, ſo würde er, in dem Stromgebiete des Po angekommen, dieſen zu ſeinem Führer gewählt haben, und ſo wenigſtens wieder an das Adriatiſche Meer gekommen ſein.

Uebrigens ging es ihm nicht ſchlecht. Er war von Kindheit auf an ein ähnliches Leben gewöhnt, und hatte, wie wir wiſſen, Sommer und Herbſt immer auf dem Grundſtück ſeiner Pflegeältern meiſt unter freiem Himmel zugebracht. Mais, Mandeln, Feigen, Kaſtanien und andere Früchte fand er überall, gute Quellen im Ueberfluß, und wo er ſein Haupt hinlegen möchte, ſo leicht, wie der Erzvater auf ſeinem Wege von Berſaba nach Meſepotamia. Die Cottiſche Alpenkette gegen Frankreich zu war ſein Ziel. Denn er

hielt ſie für das Karſtgebirge von der Rückſeite, und meinte, wenn er eine ihrer höheren Häupter erſtiegen habe, dann könne er nach Iſtrien und auf die Hütte ſeines Vaters hinabſchauen, wie die Zöllner von Obſchina. In den Kirchen und Kapellen, welche einzeln und von den Städten und Dörfern entfernt lagen, betrachtete er die Gemälde auf den Altären und die Votivtafeln. Traf er darin ein bekanntes Heiligenbild, ſo bezeigte er ihm ſeine Verehrung und gaben die Glocken das Zeichen dazu, ſo wiederholte er die Gebete, die ihn ſeine Pflegemutter gelehrt hatte.

Deſto auffallender und unerklärlicher mußte es ihm ſein, als er weiter aufwärts in ein langes Thal kam, wo kein Kreuz am Wege, keine Kapelle, keine Kirche, kein Calvarienberg zu ſehen und keine Glocke mehr zu hören war. Es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, wie ungefähr einem Wanderer in Südafrika, welcher durch Diſtrikte muß, die noch von Heiden bewohnt ſind, um von einem Miſſionspoſten zu dem andern zu gelangen. Was ihm ſeine Pflegemutter ſchon in zarter Kindheit von den greulichen Ketzern jenſeits der Berge erzählt, was er mit manchem anderen Mährlein längſt wieder vergeſſen hatte, ſtellte ſich nun von neuem in lebendigen Bildern vor ſeine Seele. Der Friede und die Stille in dem ſchönen und fleißig angebauten Gebirgsthale waren ihm, was dem Furchtſamen das Schweigen der Nacht, worin er das Picken der Todtenuhr, das Nagen der Maus und die ſauſenden Flügel der Zugluft hören muß, ohne einſchlafen zu können. Selbſt die kleinen, weißen und freundlichen Bauernhäuſer, welche aus Kaſtaniengehölz oder Maulbeerpflanzungen, von den Rebhügeln herab oder von den Thalwieſen herauf ſchimmerten, konnten ihn nicht auf andere Gedanken bringen. Er vermied ſie und alle betretenen Wege auf's ängſtlichſte. Ja, nachdem er in dieſen Bergſchluchten

einige Leute belauscht und sich überzeugt hatte, daß sie eine ganz andere Sprache redeten, als die seine, stellte er seine Wanderungen bei Tage ein und setzte seine Flucht nur in der Dämmerung und im Mondscheine fort.

Jedoch nicht weit. Ein Stein, auf welchen Andrea von dem Hochufer eines seichten Bächleins sprang, wich seitwärts aus, und er übertrat sich seinen linken Fuß so, daß er im Weidengebüsch liegen bleiben mußte. In einigen Stunden, hoffte er, sollte sich der Schmerz wieder geben; aber er wurde immer unerträglicher, und der anbrechende Morgen fand ihn noch auf seinem Schmerzenslager unter dem Busche. Dazu zeigte ihm die aufgehende Sonne, daß er nicht weit von einer bedeutenden Ortschaft und mitten auf einer Wiese lag, die von den Häusern aus ganz übersehen werden konnte. Doch versuchte er es mit Hilfe eines dicken Stockes, den er sich abgeschnitten hatte, über den freien Platz hinweg und wieder in den Eichenwald zu kommen. Es war aber vergebens. Viele Leute, welche von ihrer Morgenandacht aus einem Bethause herabkamen und nach verschiedenen Seiten auseinander gingen, schnitten dem Flüchtlinge den Weg ab. Nun sei er verloren, meinte Andrea, und setzte sich mitten auf der Wiese nieder. Seine Angst minderte sich jedoch, als er den näher kommenden Leutlein in das Gesicht sehen, und darin nichts, als Freundlichkeit, Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit lesen konnte. Ein starker Mann in mittleren Jahren bemerkte zuerst das stark angeschwollene Bein des Knaben, lud ihn auf seinen Rücken und trug ihn mitten in den Ort hinein, in ein Haus, das sich durch seine Größe von den übrigen Wohnungen auszeichnete.

Es war das Krankenhaus zu Pomaret in dem Waldenserthal Perosa.

Der Krankenwärter in dem Bethesda von Pomaret empfing den neuen Gast, der ihm zugetragen wurde, mit dem gewöhnlichen Gruße der Waldenser: „Soyer le bien venu!“ und fing sogleich an sein zu pflegen. Weil er aber den Patienten und der Patient ihn nicht verstand, rief er mit der brüderlichen Einfachheit, die in den Piemontesischen Brüdergemeinden zu Hause ist, den vornehmsten Mann des Dorfs zu Hilfe, der dem Spital gegenüber auf dem Altan seines Hauses saß und seine Morgenpfeife rauchte.

Dieß war der Oberst Leblanc, welcher unter Napoleon in allen Feldzügen bis zum Jahre 1814 mitgefochten hatte, und schwer verwundet aus dem Gefecht von Montmartre getragen worden war. Nachdem er wieder geheilt und nicht nur als Oberst, sondern auch als Ritter der Ehrenlegion mit einem bedeutenden Ruhegehalt entlassen worden war, hatte er sich zu seinen Glaubensbrüdern, den Waldensern, nach Piemont zurückgezogen. Einen großen Theil seiner Zeit brachte er von nun an in dem nahen, freundlichen Spital zu, wo er sich im schönen Wechsel bald mit dem Geistlichen, bald mit den Sterbenden oder Reconvalescenten, bald mit den Neuangekommenen und ihren Verwandten, bald auch mit dem Spitalmeister, einem alten Kriegsgefährten, unterhielt.

„Herr Obrist, rief dieser bald nach Andrea's Ankunft aus dem Fenster des Krankenhauses zu seinem alten Vorgesetzten hinüber, da hab' ich einen Vogel bekommen, der anders pfeift, als Unsereins. Ich meine italienisch und ein Klagelied dazu. Ihr würdet mir und ihm einen großen Gefallen thun, wenn Ihr Euer Morgenpfeiflein in Bethesda rauchen möchtet.“

Der alte Cornelius ließ sich dieß nicht zweimal sagen, sondern nahm seine Krücke, hob sich damit und auf seinem

noch übrigen Fuß in das Spital hinüber, und ſetzte ſich in ſeinen Lehnſtuhl, den der Spitalmeiſter ſchon an das Lager des Patienten geſchoben hatte. Und wäre nun der Erzähler auch dabei geweſen, ſo hätte er doch von dem, was der Oberſt und der Knabe hin und her welſchten, ſo wenig verſtanden, als der Spitalmeiſter. Aber das hatte er geſehen, wie der alte Kriegsmann ſeine noch halb volle Pfeife aus dem Munde nahm und ausgehen ließ, nachdem Andrea das Wort Pirano zum erſten Mal genannt hatte, und wie ſich aus dem Geſichte des Knaben allmählig alle Spuren der Angſt verloren, während der Obriſt mit ihm plauderte und der Wärter ſeine Schmerzen mit Ueberſchlägen zu lindern ſuchte.

Nachdem aber der verrenkte Fuß verſorgt und damit das Dringendſte geſchehen war, murmelte der alte Spitalmeiſter in ſeinem Patois vor ſich hin: „Jetzt wollen wir aber auch ſehen, wie es mit der Wäſche dieſes jungen Herrn ausſieht. Iſt das Hemde, wie ich glaube, der Jacke gleich, ſo können ſie mit einander in die Papiermühle wandern. Unter dieſen Worten half er dem Knaben die um und um zerriſſene Jacke ausziehen, und fand den Schatz, den er vermuthet hatte. Der linke Aermel des Hemdes war noch halb vorhanden, der andere fehlte ganz, ſo daß der rechte Arm des Knaben bis über die Schulter hinauf entblößt erſchien. Andrea wurde vor Schaam über dieſe Blöße blutroth, und ſein Wärter rief voll Verwunderung: „Ei, ei! eine ſolche Rarität von einem Hemde habe ich ſelbſt in Rußland nicht geſehen.“

Der Obriſt ſagte Anfangs gar nichts. Seine Augen ſtarrten nach einem roth und blauen Andreaskreuze, womit der Oberarm des Patienten tatowirt erſchien. Als würde er von einer unſichtbaren Hand emporgeriſſen, fuhr er aus

seinem Armstuhl auf und schob den Spitalmeister zurück. Dann, nachdem er auf seinen Sitz zurückgesunken und seiner Sprache wieder mächtig geworden war, richtete er hastig Frage auf Frage an den Knaben, und als dieser die letzte mit: „Si, Si, Signore!“ beantwortet hatte, schluchzte der Kriegsmann laut auf und schloß den Knaben in seine Arme.

Darauf schaute er nach dem Spitalmeister zurück und rief: „Leclerc, das ist mein Sohn!“

Die Küche.

Eine halbe Stunde unterhalb Pappenheim, neben der so lieblichen Ortschaft Zimmern, endet im Altmühlthal eine Schlucht, welche in der Umgegend unter dem Namen „Wolfsthal" bekannt ist.

Ein Vetter des Erzählers, der vor mehreren Jahren seiner lieben Heimath Valet sagte, schreibt in seinem gedruckten Abschiedsgruße von dieser Schlucht: „Wer zuweilen allein sein will, dem empfehle ich diesen entlegenen Winkel unserer Erde. Denn der Einsiedler auf dem Pilatus der Schweiz, der Eremit unter den Cedern des Libanon, der Anachoret auf einer Oase der großen Sahara, haben auch kein stilleres, heimlicheres und sicheres Plätzlein gefunden. In diese Schlucht herein, sieht kein Thurm, hoch über sie weg schweben die Töne der Glocken; durch sie führt kein betretener Weg. Nur der Wind saust in den Wipfeln der höchsten Fichten und Föhren, und das Knarren der Stämme steigert die Einsamkeit, wie das Picken des Holzwurms die Stille in der Kammer. Hier bist du sicher, hier kannst du Stunden lange sitzen, und darfst nicht fürchten, daß der Finger eines unnützen Ruhestörers und Zeiträubers an die Thüre klopfte und du rufen müssest «Herein!»"

Mitten an der öſtlichen Wand des engen Thales iſt ein ſtark hervortretender Felſen, unter dem man gegen den Regen hinlänglich geſchützt iſt, was da wohl zu Statten kommt, wo man eine heranziehende Gewitterwolke nicht eher gewahr wird, als bis ſie gerade über dem Haupte des Waldläufers ſteht. Sonſt, als dieſe Felſenzelle noch größer und eine bedeutende Höhle war, kannte man ſie unter dem Namen Küche. Jetzt liegen der Heerd, die Säulen und das Gewölbe dieſer Küche eingeſtürzt und in verwitterten Trümmern an dem ſteilen Abhange des Berges hinunter. In Kriegszeiten machten vielleicht die Bewohner von Zimmern, wenn ſie ſich mit ihrem Vieh vor dem Feind in die Wälder geflüchtet hatten, die Grotte zu ihrer gemeinſchaftlichen Küche, und ließen ihr dann auch nachher dieſen Namen.

Während des ſpaniſchen Erbfolgekriegs, alſo ungefähr in dem erſten Zehntheil des vorigen Jahrhunderts, war dieſe Partie des Wolfsthals die Sommerwohnung eines gutmüthigen Narren, der ſich Michael Huber ſchrieb, welchen aber ſeine Zeitgenoſſen den Kuchenmichel nannten.

Dieſen Namen führte er aber nicht allein von ſeiner Sommerwohnung, ſondern er hatte ſich ihn auch in der gräflichen Schloßküche zu Pappenheim miterworben Denn daſelbſt ſprach er, von ſeinem ſtarken Appetit getrieben, am oftesten zu, und aß, was von ſeines Herrn Tiſche fiel.

So ſaß er auch am 14. Auguſt des Jahres 1704 an dem gaſtlichen Heerde, den breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, einen braunen und ſehr krummen Hirtenſtecken von Schwarzdorn zwiſchen den Füßen und ſo guter Dinge, als wäre er die Behaglichkeit in Perſon. Denn von den bärtigen Männern, welche er fürchtete, wie einſt die Indianer in Amerika ihren erſten Beſuch aus Europa, wandelte an dieſem Tage keiner im Schloß. Der Graf lag mit ſeinen

drei Söhnen und zwei Leibjägern unter dem Prinzen Eugen gegen die Bayern und Franzoſen zu Felde, und der Kellermeiſter, von Gichtſchmerzen gepeinigt, zu Bette. Sogar die alte Gräfin war auf einige Tage verreiſt, und ihre beiden Töchter, Clara und Beata, konnten ſich daher mit ihrem Freunde aus dem Wolfsthal unterhalten, ſo viel ſie wollten.

Seine Augen leuchteten vor Freude, als ſie ſich eine Bank zu ihm an den Heerd rückten und ſelbander fragten, wie es im Wald draußen gehe und was die Frau Amſel in ihrem grünen Schloß mache.

„Die Amſel im grünen Haus, antwortete der Gefragte, iſt eine weiſe Frau, dazu guter Dinge und grämt ſich nicht über die Reden der Andern. Weil ich aber hörte, daß die Welt nicht gut von ihr ſpreche, berief ich die Thiere des Waldes und ſprach zu denſelben: Was habt ihr wider die Frau Amſel im grünen Haus anzubringen? — Und der Fuchs antwortete und ſprach: Wir haben ſo honette Tänze im Mondſchein auf dem Heidenplatz unter den Eichen. Alle feinen Leute kommen dazu, nur die obſtinate Amſel mit ihren Töchtern bleibt zu Hauſe. Und was könnten ſie nicht von uns lernen! — Und die Frau des Stieglitzen antwortete auch und ſprach: Ich und meine Tochter Lieſe gehen eben wie alle unſers Gleichen. Ein rothes Band an der Haube, ein ſchwarzes Schönheitspfläſterlein im Geſicht, eine gelbe Maſche oder zwei an den Aermeln und doppelten Schillertaffet zum Rock. Denn mein Eheliebſter iſt Oberdiſtelinſpector. Aber die aparte Amſel ſteckt Jahr aus Jahr ein in dunkeln und einfarbigen Röcken, und hat kaum ein weißes Kräuslein um den Hals, als wäre der Spatz hinter der Hecke ihr vornehmſter Vetter. — Und die Elſter antwortete auch und ſprach: Begegne ich einer andern ordentlichen Frau auf dem Markte oder auf der Gaſſe und hebe

an: Nun, wißt Ihr es ſchon? Gelt das iſt eine ſaubere Geſchichte! — ſo bleibt ſie bei mir ſtehen, und höret mich an, ein halbes Stündlein oder darüber, erzählet mir auch, was ſie weiß. Nur die unmüßige Amſel antwortet immer, wenn ich ihr in den Weg trete: Verzeiht, Frau Scharfin, mein ganzes Haus wartet auf mich! — und will nichts hören. — Und die Schwalbe ſprach im Vorüberfliegen: Die Amſel macht ſich zu gemein, und unter den Grasmücken, Meiſenmönchen und Rothbrüſtlein iſt ſie am liebſten. — Und zuletzt nach Allen trat auch die Dohle herzu und klagte: Die Amſel iſt ein langweiliges Ding; nicht einmal Händel kann man mit ihr bekommen. — Da ward ich ſehr zornig und warf meinen Stecken unter die Verkläger, daß die Federn davon flogen. Sonſt hätten ſie noch mehr über die gute Frau im grünen Hauſe geſagt."

„Recht gethan!" verſetzte Gräfin Beata, und ihre Schweſter fuhr fort zu fragen: „Was macht denn des alten Kautzen ſeine einzige Tochter?"

„O die! antwortete der Narr, das Fräulein von Felſenburg ſaß einmal, als der Tag noch um zwei oder drei Stunden kürzer war, auf der abgeſtandenen Eiche im Katzenthal, die Bruſt hoch, den Kopf in den Nacken zurückgelegt, und blinzelte mit den Augen, und knapperte mit dem Schnabel und trippelte mit den Füßen. Ich rief zu ihr hinauf: Guten Tag, Jungfer Hedwig! Aber ſie dankte mir nicht. So ſetzte ich mich ohne Bedenken unter die Eiche und dachte bei mir: Willſt doch ſehen, wer's der ſtolzen Jungfer da oben recht macht! — Und als ich ſo dachte, da kam von der andern Seite herüber ein heller Haufe, die Dohle und die Atzel, und der Rohrſperling und alle Meiſen aus dem ganzen Revier. Sie ſetzten ſich rings um die Käutzin, verneigten ſich tief und ſchrieen im Chor:

Einen unterthänigen guten Tag, gnädiges Fräulein von Felsenburg. — Ich danke euch, meine Lieben, antwortete die Gnädige, und verdrehte ihre Augen noch mehr, und trippelte mit den Füßen noch ärger, denn zuvor. Sie nahm für baare Münze, was die losen Vögel ihr vorschwatzten, und ließ Alles mit sich treiben, was sie wollten. — Ei, was für ein schöner Sammet! rief die Elster, strich der Närrin über den Rücken und heftete ihr dabei einen Fuchsschwanz an. — Gnädiges Fräulein, eure Haube sitzt ein klein wenig schief, fuhr die Dohle fort, und gab dabei dem Baret einen so argen Ruck, daß es auf dem Kopfe saß, wie die Haube eines Hofnarren, wenn er sich von seinem Herrn eine Ohrfeige geholt hat. — Und der Rohrsperling sprach: Ach, welch feine Spitzen! und zupfte sie dabei so deutlich an der Halskrause, daß die Federn davon flogen. Die Meisen gauckelten dazwischen herum und richteten schöne Grüße aus von großen und vornehmen Herren in Wien und Paris, und lobten etliche ihre Stimme, etliche ihre Augen, etliche ihren Verstand. Bis der alte Kautz durch das Getümmel aus seinem Mittagsschlaf geweckt wurde und den Kopf durch ein Loch des hohlen Eichbaums steckte. Da flogen sie alle plötzlich davon. Seine Tochter aber trippelte zu ihm hinunter und rief: Ach, Papa, was für eine angenehme Unterhaltung habe ich gehabt! — Der Alte brummte; aber was er darauf sagte, habe ich nimmer hören können; denn ich ging weiter."

„Recht schade!" versetzte Gräfin Clara, als ihr Gast schwieg und mit seinem krummen Stecken wieder auf dem Steinpflaster der Küche zu zeichnen anfing, und fragte, um seiner Redseligkeit noch weiteren Stoff darzubieten, was wohl Frau Rothkehle treibe.

„Das gute Weib, erwiderte der Narr, machte vergangenen

Herbſt eine empfindſame Reiſe nach Welſchland, und kam dieſen Frühling ſo mondſüchtig zurück, als ſie ausgegangen war. Ein wilder Roſenſtrauch auf dem Grabe einer verſtorbenen Freundin geht ihr über Alles. Da ſitzt ſie Tage lang und dichtet. Und wenn ſich der Mond und Sterne blicken laſſen, fängt ſie an mit ihnen zu reden. Darüber wacht ſie gewöhnlich bis Mitternacht, und ſchläft dann bis weit in den Tag hinein. Denn die liebe Sonne mag ſie nicht, und verbirgt ſich vor ihr, wo der Schatten am dunkelſten iſt. Da trinkt ſie den übrig gebliebenen Morgenthau und weint ihn dann in ſchönen Thränen, wie ſie ſagt, wieder aus. Die Zirpe iſt ihre Vertraute. Dieſe allein, ſagt ſie oft, verſteht mich und weiß, warum ich ohn' Unterlaß ſeufzen und weinen muß."

„Wie ſieht es denn aber in ihrem Neſt aus?" fiel Beate dem Erzähler in's Wort.

„Ihr Neſt, antwortete der Narr, iſt wohl das ſchönſte nicht unter den Neſtern im Wolfsthal. Es hängt etwas ſchief, wie eine zerbrochene Kaleſche, und die Jungen darin ſammt der Alten haben zu thun, daß ſie nicht herausfallen. Denn als ſie es machte, hatte ſie gerade ein Lied an den Mond in ihrem Kopfe. Ueberhaupt iſt es etwas auf der Flucht gebaut, wäre auch in einem Weiß- oder Kreuz-Dorn ſicherer. Aber ſie will nun einmal außer einem Veilchen, einer Roſe und einem Vergißmeinnicht von nichts hören und wiſſen."

„Da hat es Euer Nachbar, der Dachs, bei ſeinem Weibe doch viel beſſer, fuhr Gräfin Beate fort. Die iſt recht und ſchlecht, wie Hausbrod, das man alle Tage lieber ißt, je älter man wird."

„Es hat aber Jedermann ſeine Zuwage, antwortete der Narr und ſeufzte dabei. So auch mein guter Nachbar ſeine

Tochter Lieſe, welche ſchlafſüchtig iſt. — Kam neulich Kreiderich, der reichſte Dachs im Lande, zu ihm, und ſprach: Vetter Ralph, hab draußen an dem Heerweg eine Herberge gekauft, wie Ihr wißt, kann die große Einkehr nicht alleine bedienen und brauch' eine Gehilfin, die um mich ſei. Denn es kommen zu mir die Bären aus Rußland, und die Gänſe aus England, und die Sporenflügel aus Frankreich, und die Nachtigallen aus Welſchland und die Hamſter aus Nordamerika. Uebernachtete vorgeſtern der Großgeier aus Conſtantinopel mit allen ſeinen Leuten in meinem Gaſthof, und zahlte in eitel goldenen Zechinen. Der Meerotter aus Holland, der Auſternfreſſer aus Hamburg und der Trompetervögel vom Rhein herauf und dem Elſaß gar nicht zu gedenken. — Das Töchterlein meines Nachbars lag aber noch daneben in der Kammer, als der Wirth in der Stube von den fremden Damen und den vornehmen Herren erzählte, und hörte jedes ſeiner Worte. — Das wäre keine üble Unterhaltung für mich, und wenn mich der Herr Vetter zur Hausfrau begehrt, wie es den Anſchein hat, will ich ihm keinen Korb geben, — dachte Lieſe, hob ſich zuerſt mit dem einen und dann mit dem andern Fuß aus dem Bette, ſtieg in den Rock, der noch daneben auf dem Boden lag, wie ſie ihn hatte vom Leib fallen laſſen, band die Schürze vor und ſchob das Halstuch in den Bruſtlatz. Aber die Schlafhaube vergaß ſie und trat damit in die Stube. Darob gerieth ihr Vater in ſehr große Verlegenheit und ſprach bei ſich ſelbſt: Was ſoll ich thun? Sie hat ihr Haar ſchon ſeit Lichtmeß nicht mehr gemacht, und thut ſie die Haube herunter, ſo ſieht ihr Kopf aus, wie ein Bündel Werg oder ein Spatzenneſt. Alſo will ich lieber ſchweigen. — Der Vetter aber, der im Weidenbuſch zu Frankfurt gelernt hatte, war ein feiner Mann, und ſtellte ſich, als ob er die Schlaf-

haube ſeiner Baſe und die Verlegenheit ihres Vaters gar nicht bemerkte. Er grüßte höflich, und fuhr dann fort: Aber, lieber Vetter, es darf ſchon hin und wieder Dukaten regnen oder ſchneien. Denn Ihr glaubt es nicht, was für Arbeit bei Tag und Nacht es in einem Gaſthofe giebt. Man muß ſein Geld ſauer verdienen. Den Gänſen aus England kann man nicht genug friſches Waſſer tragen; die Bären aus Rußland wollen recht viel Brocken in der Suppe und die Sporenflügel recht wenig; die Nachtigallen aus Welſchland gehen erſt nach Mitternacht zu Bette, und die Wanderratten aus Preußen wollen ſchon vor Sonnenaufgang ihre Zeche und ihren Kaffee. Und überall müſſen der Herr und die Frau ſelbſt ſein, im Keller und in der Küche, am Tiſch und in der Waſchkammer, am Silberſchrank und in dem Hühnerhof, im Stall und in dem Saal, wenn nicht Vieles krumm und das Meiſte daneben gehen ſoll. — Als aber Lieſe die Rede vernahm, fing ſie an gewaltig zu gähnen, und ſchlug dabei mit ihrem weißen Sammetpfötlein auf ihr Maul, wie die Knaben zu thun pflegen, wenn es ihnen der Schulmeiſter zu lang macht. Dieſer Triller ging dem Vetter wie ein Stich durchs Herz. Er ſagte: Liebe Leute, nun hab' ich euch aber genug vorgeſchwätzt, — beurlaubte ſich, ohne um Lieſe anzuhalten, und ging ein Haus weiter."

„Da würde Elſe, die mittlere Tochter des Eichmeiſters Horn eher zu einer Wirthin taugen," verſetzte Gräfin Clara, indem ſie ihren Gaſt im Zug erhalten wollte.

„An der ihrer Thüre, fuhr der Mann aus dem Wolfsthal fort, hat der Wirth Kreiderich nicht angeklopft, ſondern ein anderer Finger, nämlich der ihrer Tante Der ſtarben vor drei oder vier Monaten eine alte Zofe, zwei Kanarienvögel, ein Papagei, ein Windſpiel und etliche junge Katzen

an einer Seuche. Und weil ſie nun auf einmal ſo verwaiſt war, ließ ſie anſpannen und fuhr von dem einſamen Waldſchloß Eichenhorſt Schritt vor Schritt zu ihrem Vetter, dem Eichmeiſter Horn. — Der hat drei Töchter, ſprach ſie bei ſich ſelbſt, und wenn mir eine davon in meine Einöde folgt und mich vollends auswartet gern und geduldig, ſo will ich ſie in meinem Teſtament reichlich bedenken. Die älteſte aber begehre ich nicht, weil ihre kränkliche Mutter ihrer nicht entrathen kann; die jüngſte iſt mir noch zu jung, alſo will ich um die mittlere anhalten. — Und unter ſolchen Gedanken und Plänen kam ſie zu ihrem Vetter und eröffnete ihm bei einem Teller friſcher Nüſſe, Buchenkorn und Eicheln die Urſache ihres Beſuchs. Der Eichmeiſter, der nicht viel einzubrocken hat, wie Ihr wißt, hörte ſeiner Frau Baſe andächtig zu, und verſicherte zuletzt, ſeine Elſe werde es für ein Glück halten, der Frau Tante Keller und Küche zu beſorgen und die Zeit zu vertreiben. Er bedaure nur, daß ſie eben nicht zu Hauſe ſei, wolle aber ſogleich nach ihr ſchicken. Da aber Niemand wußte, wohin Elſe gegangen ſei, ſo ſandte er ſeinen Leibjäger, ſeinen Schreiber und ſeine jüngſte Tochter Eula nach ihr aus. Von dieſen kam nach einer Stunde, in der die Tante oft auf ihrem Stuhl gerückt und der Vater wohl zwölfmal an das Fenſter gegangen war, Eula am erſten und berichtete faſt außer Athem: Die Elſe hab' ich überall geſucht, aber nirgends gefunden. Zuerſt ging ich zu der Krähe auf der Fichte, dann zu der Dohle auf dem Thurm, dann zu der Taube auf dem Dach, dann zu dem Huhn an der Hecke, dann zu der Ente unter den Weiden im Schilf: aber überall — — Und das Alles, unterbrach ſie ihr Vater, wäre gewiß nicht nöthig geweſen. Ich wette, du hätteſt ſie in der nächſten Staude bei dem Haſelhuhn unter dem Wachholder

gefunden, wenn du ſie da hätteſt ſuchen wollen, und nicht wie der Mann ohne Kopf in der Welt herumgeſchoſſen wäreſt. — Aber Eula verſtand den Wink ihres Vaters nicht, ſondern fuhr fort, indem ſie noch immer die Finger ausgeſtreckt hielt, an denen ſie die Viſiten ihrer Schweſter hergezählt hatte: Nein, lieber Papa, überall war Elſe geweſen und überall hieß es: Sie iſt erſt vor einem halben Viertelſtündlein weiter gegangen dahin und dorthin. — Vielleicht, verſetzte die Tante, will das gute Kind heute dieſe Beſuche mit einander abmachen, um dann wieder recht lange ruhig und ungeſtört daheim und bei ihrer Arbeit bleiben zu können. — Aber das Zünglein der redſeligen Eula war einmal im Lauf, und daher ließ ſie auch die Entſchuldigung nicht gelten, ſondern ſchnepperte weiter: Nein verzeiht, liebwerthe Frau Tante, der Herr Doktor Storch hat erſt vorgeſtern zum Vater in meinem Beiſein geſagt: Elſe kann nicht anders, ſie hat die Lauffucht. — Daran hatte nun die alte Frau von Eichenhorſt genug, und ließ einſpannen und fuhr wieder hin, woher ſie gekommen war. Drei Tage darauf nahm ſie eine entferntere Verwandtin, das arme Fräulein Martha von Siebenſchläf zu ſich. Nach einiger Zeit beſtellte ſie ihr Haus mit einer letztwilligen Verfügung. Vor drei Wochen ſtarb ſie, und hinterließ ihr Schloß ſammt Allem, was dazu gehört dieſem Mägdlein. Der Elſe ſetzte ſie in ihrem Teſtament eine kleine Rente aus, damit ſie, wie ſich die Erblaſſerin ausdrückte, ihrem guten Vater nicht ſo unerſchwinglich viel an Schuhen, Sohlen und Hinterflecken koſte.“

— So ſprach der Erzähler aus dem Wolfsthal und erhub ſich dann, um weiter zu gehen, obgleich die jungen Gräfinnen einige Verſuche machten, von ſeiner Redſeligkeit und guten Laune noch mehr zu profitiren. Er ließ ſich nicht

halten, ſondern drückte ſeinen großen Hut noch feſter auf den Kopf, und ſagte im Weggehen unter der Thüre: „Beſucht mich doch auch einmal in meiner Küche.“

„Damit wird es wohl Zeit haben,“ ſprach Gräfin Beate vor ſich hin, indem ſie mit ihrer Schweſter aufſtand und die Bank wieder an ihren Platz ſtellte. Aber kaum war der Narr durch ein Hinterthürlein im Schloß an die ſeichte Altmühl hinabgeſtiegen, um durchzuwaten und dem mürriſchen Pförtner das Aufſperren des Thores zu erſparen, ſo entſtand in dem Städtlein ein gräuliches Jammergeſchrei. Zugleich riefen rauhe Männerſtimmen vor dem Schloſſe: „Aufgemacht! aufgemacht! oder wir ſprengen das Thor ein!“ Noch gellender aber, als ſie, ſchrie die Köchin aus der Küche ihren weggehenden Gräfinnen nach: „Die Bayern! die Bayern!“ „Halt dein Maul! rief Gräfin Beate zurück, in deren Adern das muthvolle Blut ihres edlen Geſchlechtes floß, halt dein Maul! ſag' ich, und führ' uns lieber in dem Schloßkahn über die Altmühl. Du kannſt damit umgehen, und ich denke, es iſt am beſten, wir folgen ſogleich der Einladung des Narren. Bis der Pförtner kapitulirt und der Kellermeiſter Red' und Antwort giebt, ſind wir ſchon lange im weiten Feld.“

Und ſo geſchah es auch. Es währte nicht lange, ſo ſtanden die drei rüſtigen Dirnen ſchon am jenſeitigen Ufer der Altmühl, und verloren ſich hinter den Waldbäumen, die damals noch faſt bis an das Ufer des Fluſſes herabhingen. Von da aus riefen ſie dem Narren nach, und wandelten dann mit ihm dem Wolfsthale zu. Einige Male ſtanden ſie an dem freien Plätzchen ſtill, um zu ſehen, ob die Feinde nicht Schloß und Stadt in Brand ſteckten. Sie ſahen aber weder Feuer noch Rauchwolken aufſteigen, und gingen daher immer wieder getroſt weiter.

Damit aber der freundliche Leſer nicht denke, die beſagten Bayern wären etwa mitten im Sommer in das Städtlein mit geſperrten Thoren hineingeſchneit worden, ſo will der Erzähler zuvörderſt berichten, wie ſie hineinkamen.

Am 13. Auguſt des Jahres 1704 hatten der Prinz Eugen und der Engländer Marlborough die Franzoſen und Bayern bei Höchſtädt an der Donau auf das Haupt geſchlagen. Achtzehntauſend ihrer Feinde, welche ſich bei Blenheim ſo tapfer gehalten hatten, mußten zuletzt das Gewehr ſtrecken. Nur eine kleine Schaar Bayern unter einem tapferen und wilden Hauptmann ſchlug ſich gegen Abend durch und eilte über die Wörnitz und Altmühl nach dem befreundeten Eichſtädt zu kommen. Dieſen Plan aber errieth Prinz Eugen, als ihm der Durchbruch dieſer Schaar gemeldet wurde, und ſagte zu dem Grafen Pappenheim, welcher neben ihm ſtand: „Oberſt, der Freibeuter iſt auf dem Weg nach Eurem Schloß. Nehmt zwei oder drei Schwadronen Euerer Reiter und jagt ihnen nach. Euch und Eure zwei Söhne an der Spitze werden die Dragoner am ſchnellſten reiten.“

Niemand aber war vergnügter, als der Narr, nachdem er von den Gräfinnen vernommen hatte, daß ſie ihn in ſeiner Küche beſuchen wollten. Er ging munter und redſelig voran, und konnte ſchon nach einer kleinen Stunde ſeine Gäſte in ſeiner Sommerbehauſung einführen. Das trockene Moos darin ſchüttelte er auf und bereitete ihnen bequeme Sitze. In dem Aſchenhaufen vor dem Eingang fachte er die Gluth wieder an, und ſchürte mit dürren Aeſten ein tüchtiges Feuer. Die kühle Abendluft, die in die Grotte eindringen wollte, verlor, über die Flamme hinſtreifend, ihre Feuchtigkeit, und die Gäſte des Narren hatten es überhaupt ſo gut, als man es in einem Felſenhauſe nur haben kann. Für Lebensmittel

hatte Gräfin Beate geſorgt. Als die Beſonnenſte in der kleinen Geſellſchaft hatte ſie auf der Flucht aus der Speiſekammer im Schloß einen Krug mit Meth und ein Laiblein Brod mitgenommen, das aus getrockneten Pflaumen, Birnen, Welſchnüſſen, Mandeln und Zibeben mit Roggenmehl bereitet worden war. Wollte ihre Schweſter Clara unruhig werden, dann tröſtete ſie die Beſorgte mit der Verheißung: „Glaube mir, Clara, der Vater oder unſere Brüder ſind den Freibeutern ſchon auf den Füßen, und in dieſer Burg unſeres Freundes ſuchen uns die Feinde am allerwenigſten.“

Dann wendete ſich die junge Gräfin an den Narren und ſprach: „Nun, Freund Huber, warum iſt es denn heute ſo ſtill im Wald? Es regt ſich ja weder Kehle noch Flügel!“

„Davon iſt viel zu erzählen, erwiderte der Gefragte. — Vergangenen Herbſt, am letzten Abend vor dem Tage, wo ſie nach Welſchland abziehen wollten, flogen zwei Tauben, Mutter und Tochter, von dem Stoppelfeld zurück in den Wald nebeneinander, und redeten unter ſich, wie weit der Vater mit den Brüdern ſchon voraus ſein könne, um ihnen jenſeits der Alpenberge eine Wohnung zu bereiten auf einem Palmbaum oder in einer Felſenritze zwiſchen Lorbeergebüſch. Da ſtand der Jägerburſch hinter der Feldhecke und ſchoß nach ihnen. Die Tochter kam mit dem Schrecken davon, aber die Mutter traf ein Schrot aus der Flinte des Schützen in den rechten Flügel. Sie wollte ſchon ſinken; aber die Tochter flog unter ſie hin, und hob ſie immer wieder, bis ſie miteinander die nächſte Hängbirke erreichten. Von da kamen ſie vollends leicht auf die Eiche, in der ſie ihre Sommerwohnung genommen hatten. Auch der verwundete Flügel heilte bald, er blieb aber lahm, und die Mutter konnte nicht daran denken, die weite Reiſe über die Schneeberge nach Welſchland anzutreten. Sie ſagte daher zu ihrer

Tochter: „Columbella, eile du deinem Vater nach. Es iſt beſſer, ich komme allein um, denn daß wir beide im Winter verſchmachten. — Allein die Tochter antwortete: „Mutter, wo du ſtirbſt, da ſterbe ich auch. Und ließ ſich nicht bereden, ſondern blieb. Jedoch kam es ihr nicht leicht an. Wenn ſie bei Sonnenuntergang auf dem dürren Aſt ihrer Eiche ſaß, und zu den Alpen hinüberſchaute, und des Landes jenſeits derſelben gedachte, wo ſie ſelbſt ſchon dreimal geweſen war, und wo nun Vater und Brüder waren, ſo fühlte ſie etwas in ihrem Herzen, wie das ſtärkſte Heimweh, und es war ihr, als müßte ſie ihre Flügel ausbreiten und ſich von der Abendluft über die blauen Berge forttragen laſſen. Aber ſie verwand ihren Schmerz, und ſagte der Mutter kein Wörtlein davon. — Item, wenn am Tage oder des Nachts Züge von Pilgrimmen über ſie wegflogen und aus der Höhe ihr zuriefen: „Mägdlein, komm mit!“ rief ſie entgegen: „Fahret wohl!“ und umklammerte den Aſt, auf welchem ſie ſaß, nur noch feſter, als wollte ſie der Verſucher ihrer Pflicht untreu machen und entführen. Und als dieß überſtanden und die Wanderzeit vorübergegangen war, wurde es ihr immer ſchwerer, ſich und ihre Mutter zu erhalten. Zwiſchen den Stoppeln und von der Winterſaat war bald kein Körnlein mehr zu finden. Alſo ging ſie in den Wald nach Speiſe, und wo unter den großen Fichten der Schnee nur dünne lag, ſuchte ſie unter demſelben und unter dem Mooſe die Körnlein, welche die Eichkatzen hatten fallen laſſen, indem ſie die Tannenzapfen zerbiſſen. Bei dieſer Arbeit blutete ihr aber oft die Haut am Schnabel von dem vielen Picken und Scharren. Zuletzt war aber auch unter den Waldbäumen nichts mehr zu finden, und nun hätte ſie am liebſten gethan, was der Pelikan thut, wenn er die ſchmachtenden Jungen mit ſeinem eigenen Blute tränkt.

Da dieß aber nicht anging, so entschloß sie sich zu dem Höchsten, was ein gutes Kind für seine Mutter thun kann, und ging drinnen im Dorf betteln unter den zahmen Tauben von Schlag zu Schlag. Und wenn die Unbarmherzigen unter diesen ihren Verwandten sprachen: „Hinaustragen werden wir es Dir nicht auch noch; geh' nur herein in den Schlag; — besann sie sich nicht lange, sondern ging hinein und holte ihr Scherflein, ob sie gleich dachte: Wenn mich der Herr des Hauses sieht, wird er das Thürlein zuziehen und mich fangen und würgen. Aber ihre Mutter ging ihr über Alles, auch über ihr Leben, und so terminirte sie denn fort, bis Thauwind und Regen den Schnee wieder wegnahmen und der Lenz auf Feldern und Wiesen den Tisch von Neuem deckte. Da starb auch ihre Mutter. Denn Kummer und Sorgen hatten ihr nach und nach das Herz gebrochen. Und als Vater und Brüder aus Welschland zurückkehrten und mit großer Eile auf die alte Eiche zuflogen, fanden sie die Mutter nicht mehr, sondern nur die Schwester allein, wie sie weinte und unter ihren Flügeln die Augen trocknete."

„Ach! ach! seufzte die Gräfin Clara dazwischen, Gott vergelte der guten Tochter, was sie an ihrer armen Mutter gethan hat, hundertfältig, und — —"

„O, es ist noch nicht aus, unterbrach sie der Narr, und wir werden sehen, wie es noch geht. — Gestern kam der Paradiesvogel von den Inseln der Heiden, wo er König ist, in unseren Wald, und ließ durch seine Hofrohrdommel verkünden: Kund sei hiemit Jedermänniglich, wie der König der Inseln für seine Tochter Goldtrude ein Kammerfräulein sucht. Und welches unter den Mägdlein des Reviers meinet, es tauge dazu, soll sich vor dem Könige selbst melden bei den sieben Kreuzen. Und kaum hatte der Herold das Maul

zugethan, ſo flogen von allen Seiten die Eulen und Raben und Häher und Krähen, und Reiher und Birkhühner mit ihren Töchtern herbei, und ließen ſich einige Schritte von dem Könige auf die nächſten Aeſte und Zweige nieder. Aber wie es weiter gegangen iſt, weiß ich nicht. Denn ich ging zu Euch hinunter in das Schloß.“

Da ſchwieg der Narr, und Gräfin Beate, die ſchon lange darauf gewartet hatte, ſprach zu ihm: „Freund, ich verſchmachte ſchier vor Durſt. Wie wär's, wenn du uns Waſſer holteſt? Es wäre mir lieber, als der beſte Rheinwein aus dem Keller meines Vaters.“

Und ohne ein Wort zu ſagen, nahm der Narr einen neuen Hafen aus der Ecke ſeiner Küche, und ging in die Tiefe der Schlucht hinunter. Denn die Töpfe, die im Brennofen mehr oder weniger verunglücken, nennen die Töpfer bei uns an der Altmühl Schetterhäfen, und der Narr bettelte hin und wieder einen davon, um darin glühende Aſche aufzubewahren oder Waſſer zu holen. Einen ſolchen, der noch nicht gebraucht und weiter nichts als etwas ſchief war, nahm nun der Narr und ging damit an einen Platz, wo ſich in den Felſen eine Art von Ciſterne gebildet hatte und faſt immer klares und friſches Waſſer war, ſo klar und friſch, wie in dem Jacobsbrunnen bei Samaria. Nach einer Viertelſtunde kam er zurück. Beate war die erſte, die das große Gefäß mit beiden Händen ergriff und daraus trank. Aber ihr Mund war zu klein und der Schetterhafen zu freigebig, und ſo kam es, daß ein ziemlicher Ueberſchuß an ihrem Halſe und über das goldene Kettlein daran hinunter floß. Sie machte ſich aber nicht viel daraus, ſondern gab das Gefäß weiter und fragte den Narren: „Nun Freund, haſt du nicht unterwegs erfahren, wie es bei den ſieben Kreuzen gegangen iſt?“

„Nun, entgegnete derſelbe, beſſer, als man dachte. Der König von den Inſeln iſt ein weiſer Mann, und ließ ſich von allen Supplikanten ausführlich ſagen, wer ſie wären, wie und wo ſie bisher gelebt hätten und was ſie verſtänden. Ich blieb mit meinem Waſſerhafen etwas ſtehen, und da ſprach eben eine ſchneeweiße Taube, der man an ihren Fingern anſehen konnte, daß ſie noch keine dicken Breter gebohrt hatte. Ich bin aus dem älteſten Geſchlecht auf Erden. Eine meiner Ahnfrauen war die Taube, die Noah aus dem Kaſten ließ, und die um die Abendzeit wieder kam und ein friſches Oelblatt in ihrem Munde trug. Und — ſie wollte weiter ſprechen; aber die kohlſchwarze Tochter des Raben unterbrach ſie mit den Worten: Mein Geſchlecht iſt ſo alt, wo nicht älter, als dieſer Taube da, und auf jeden Fall berühmter. Mein Ahnherr Oreb war auch in der Arche; mein Ahnherr Korar und ſeine Gemahlin brachten dem Propheten Brod und Fleiſch des Morgens und Brod und Fleiſch des Abends, denn ſie waren reiche und wohlthätige Leute; mein Ahnherr Corvinus ſaß auf dem Helm des Römers Valerius, als dieſer mit dem Goliath aus Gallia kämpfte; mein Ahnherr Rabſaces — — Da ſah ich, daß der König der Inſeln ein Auge nach dem andern zudrückte, wie Jemand, dem eine Rede nicht halb gefällt. Auch mir ging der Geduldfaden aus, und weil ich bemerkt hatte, daß von den Supplikanten faſt keiner den andern ausreden ließ, ſo machte ich es nicht beſſer. Ich ſtellte meinen Hafen neben ein Kreuz, fiel dem Rabenfräulein in das Wort, und erzählte dem Könige von der guten Tochter Columbella Alles, was ich wußte. — Schön! herrlich! vortrefflich! rief der König öfters unter meiner Erzählung aus, und als ich fertig war, ſprach er: Aber warum erſchien ſie denn nicht ſelbſt? Ich meine, die An-

ſtellung bei meinem Töchterlein müßte unter ihren jetzigen Umſtänden gerade recht erwünſcht kommen. Iſt ſie etwa, was ſehr bedauerlich wäre, auf ihre Tugend ſtolz? — Nein, antwortete ich, ganz und gar nicht. Sie iſt ſo demüthig und beſcheiden, als arm, und weiß von ihrer Tugend ſelbſt am wenigſten. Vielmehr wurde ſie von ihrer faſt zu großen Beſcheidenheit abgehalten. Dort auf der großen Eiche, nur tauſend Schritt von da, wohnt ſie. — Und der König der Inſeln ließ ſie mit ihrem Vater und mit ihren Brüdern kommen. Sie gefiel ihm über die Maßen, und er ernannte ſie zum Geſellſchaftsfräulein der Prinzeſſin, Vater und Brüder aber zu ſeinen geheimen Leibbriefboten mit einer jährlichen Beſoldung von drei Scheffel Reis und zwei Scheffel Gleis für die Perſon. Den andern Supplicanten gab der König noch ein Gaſtmahl bei dem Wirth Kreiderich, und traktirte einen Jeden nach ſeiner Art. Dann kehrte er vergnügt in ſein Reich zurück."

„Die Anderen, verſetzte Gräfin Beate, werden Euch für dieſe Recommandation keinen großen Dank wiſſen."

„Das verſteht ſich, antwortete der Narr, aber was kümmerts mich! — Hätte ſie einen Fehler nicht, ſo hätte ich auch die Tochter des Zaunſchlupfers recommandirt."

„Wie ſo?" fragte die Köchin.

Der Narr erwiderte: „Sie iſt ſonſt ein wackeres Mägdlein. Was ſie ihren Aeltern an den Augen abſehen kann, thut ſie gerne und mit Freuden, jede Handarbeit, die ſie einmal geſehen hat, kann ſie, und ihre Stube iſt ein Muſter von Reinlichkeit und Ordnung; aber, wie geſagt, ſie hat einen argen Fehler, ſie iſt neugierig und eine Plaudertaſche. Sie ruht nicht eher, als bis ſie etwas erfahren hat, und wenn ſie es weiß, kann ſie es ſo wenig halten, als ein Sieb das Waſſer. — Saßen neulich drei Blindſchleichen

unter einem Buſche beiſammen, und auf einem Zweig über ihnen des Zaunſchlupfers Tochter Regula. Die drei alten Weiber thaten aber, als bemerkten ſie die Lauſcherin nicht, und erzählten ſich dieſes und jenes. Unter anderen Dingen ſprach die eine: Liebe Baſen, es hat eben jedes ſein beſcheiden Theil. Des Reihers älteſte Tochter trägt auch ihren großen Federkragen nicht umſonſt. Die Schulter — — Und die andere Blindſchleiche fuhr fort: Hm! Hm! das Schulterblatt — — und die dritte ſetzte hinzu: Ja, ja, die Achſel — — Dann ſchlichen ſie mit bedenklichen und bedeutſamen Geberden auseinander. Regula aber hatte nun drei Tage lang nichts Nöthigeres zu thun, als allen ihren Freundinnen und Bekannten unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu eröffnen, des Reihers Tochter trage den großen Federkragen, um damit ihre hohe Schulter zu verdecken. Und als der Edelfalke kurz darauf eine große Geſellſchaft gab, machten ſich die geladenen Jungfrauen nach und nach alle an den Kragen, beſahen ihn genau, beſonders hinten, bewunderten ſein ſchönes Silbergrau, und betaſteten ihn auch, als wollten ſie die feinen Federn befühlen, aus denen er zuſammengeſetzt war. Das Reiherfräulein hatte eine große Freude darüber, und ſagte im Nachhauſegehen zu ihrer Mutter: Haſt du bemerkt, wie heute mein Kragen bewundert wurde? — Ja, antwortete die Mutter. Aber ſo und ſo iſt es, und du wirſt wohl bemerkt haben, wie Regula hin und wieder den Andern zuwinkte, als wollte ſie fragen: habe ich nicht Recht? — Unſere Nichte Egrette, mit der Regula über dich ſprach, bleibt es mir geſtändig, und am nächſten Gerichtstage will ich die Verläumderin verklagen. — Mit dem Vollmond kam der Gerichtstag, und wurde unter der großen Buche am Kreuzweg gehalten. Die Reiherin klagte, und Regula mußte erſcheinen. Sie redete

ſich zwar auf die drei Blindſchleichen aus. Das Eichhorn aber, welches damals zu gleicher Zeit mit ihr auf dem Haſelſtrauche ſaß und ſeinen Bart putzte, konnte ihnen bezeugen, daß die drei Weiber kein Wort mehr und keins weniger geſagt hätten, als: die Schulter — die Achſel — das Schulterblatt. — Regula konnte das nicht widerſprechen, und wurde ſomit, nach den Geſetzen, welche bei uns im Walde gelten, verurtheilt, ſich ſelbſt dreimal auf den Mund zu ſchlagen, ſich zur wohlverdienten Strafe, Andere aber zum warnenden Exempel, wie ihr Richter, der Milan, ſagte."

„Ich wünſche, verſetzte Gräfin Clara, als der Narr mit ſeiner Erzählung fertig war, daß ſich die gute Regula ihren Mund nicht noch mehr auf- ſondern zugeſchlagen habe, wie die Thüre einer Schatzkammer, die man ja nicht öfter aufmachen muß, als es nothwendig iſt, und auch dann nur vorſichtig und behutſam, und auf keinen Fall zu weit. — Aber, lieber Freund, dieſe Geſchichte von dem Plaudertäſchlein war gerade die erquicklichſte nicht, und wir möchten gar zu gerne noch eine ſchönere von dir hören, zum Exempel eine wie die von der treuen Columbella. Es iſt gar ſchön, von gehorſamen, dankbaren, demüthigen, geduldigen, ſanftmüthigen, friedlichen und brüderlich geſinnten Leuten zu hören."

„Ja, antwortete der Narr, Beſcheidenheit, Mäßigkeit, Geduld und brüderliche Liebe ſind in eurem Städtlein freilich etwas Seltenes; aber bei mir im Wolfsthal laufen ſie auf den Straßen und Gaſſen herum."

„Ei, das wäre!" verſetzte Gräfin Beate halb aus Neugierde und halb in der Abſicht, den Erzähler noch mehr aufzumuntern.

„Nicht weit von meiner Küche, fuhr der Narr fort, eine Ackerlänge oder zwei, haben die Ameiſen ihre Wirth-

ſchaft, und wenn es noch höher am Tag wäre, ſo würde ich Euch dahin führen. Es wäre wohl der Mühe werth. Ihre unterirdiſche Stadt hat vier Hauptthore nach den vier Himmelsgegenden, und von den Thoren gehen vier Heerwege aus. Man erkennt ihre Straßen daran, daß ungefähr zwei Finger breit jedes Gräslein ſauber abgebiſſen, die Fichtennadeln alle auf die Seite geräumt ſind und der Boden ſo eben, wie eine Dreſchtenne. Neulich aber, da ich nichts Beſſeres zu thun hatte, legte ich mich an das Thor gen Mitternacht. Denn ich dachte bei mir ſelbſt: Willſt doch einmal ſehen, was die emſigen Leutlein zu thun haben, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Die Sonne war noch hinter dem Berg, da kam eine Ameiſe haſtig des Wegs und hatte ein Körnlein alten Honigs zwiſchen den Zangen am Maul. Sie ſprach zu der Königin, die mit einem großen Theil ihrer Leute unter dem Thore ſtand, und mit ihnen überlegte, was heute zu thun wäre: Frau Königin, geſtern fand ich in der Kammer der Bäuerin Martha einen Topf mit Honigſeim, und nahm dieſes Pröblein davon. Verſucht hab' ich ihn ſelber nicht; denn ich mag allein und ohne meine Schweſtern nichts Gutes genießen. Ich meine, er iſt auch mehr für die Kranken und Jungen, als für die Geſunden und Starken. Gebt mir tauſend Gehilfinnen, und in wenigen Tagen wollen wir den Topf ſo ausräumen, daß die Bäuerin meinen wird, ihre Tochter, die Naſchgrete, ſei hinter den Honig gekommen. Und als ſie ihre Botſchaft vollendet hatte, meinte ich, alle Ameiſen unter dem Thore würden zumal ſchreien: Mich laßt mit! mich laßt mit! — Aber es blieben alle mäuschenſtill, bis die Königin die Probe verkoſtet, und denen, an welchen die Reihe war, befohlen hatte, ihrer Schweſter zu dem Honigtopfe zu folgen. — Aber, rief die Königin ihnen nach,

ſputet euch, denn ich kenne die Bäuerin. Das ſorgſame Weib läßt in Keller und Kammer nicht leicht etwas eine Woche hängen oder ſtehen, ohne nachzuſehen, ob es wohl verwahrt ſei. — Die Aufgerufenen gingen gerne, aber nicht minder willig tauſend andere, denen von der Königin aufgetragen wurde, hinunter an den Brunnen zu gehen und Waſſer zu holen. — Ueber ein Kleines trat eine andere Ameiſe halb entrüſtet und halb erſchrocken zu der Königin, und ſprach: Als ich die Straße gen Mitternacht zog, um Eure Befehle auszurichten, lag ein großer Haſelwurm, wohl eine Elle lang, über den Weg. Und ich grüßte und bat ihn, er möchte unſeren Laſtträgern aus dem Wege gehen, und ſich auf einem anderen Platze ſonnen. Doch die Schlange wollte nicht, ſondern riß ihren Rachen weit auf, mich zu verſchlingen, und ich bin entronnen, daß ich es euch anſage. — Die Königin antwortete: Fürchte dich nicht! Zweitauſend von euch werden wohl den Wegelagerer dämpfen. Wer hat die beſten Waffen? wer will's mit ihm aufnehmen? — Und Alle, die um die Fürſtin waren, riefen: Ich! ich! ich! — Die Regentin aber ging in den Reihen ihres Volkes hin und her, und las die Stärkſten aus bei Hunderten und bei Fünfzigen. Die Auserleſenen aber ſchnallten ihre Bruſtharniſche feſter, und zogen dann durch das Thor getroſt und muthig, wie Davids Schaaren, als ſie von Mahanaim ausgingen in den Wald Ephraim. — Zu den Uebrigen unter dem Thore ſprach die Königin: Ihr aber ziehet auf der Straße gen Abend in den Wald und holet Steine und Holz. Die Steine aber müſſen zwölfmal ſchwerer ſein und die Balken zwölfmal länger, als die gröſte unter euch; denn ſo braucht ſie der Baumeiſter zu der großen Halle im Kornhaus. — Auch die Werkleute gingen hurtig und munter an ihre Arbeit. Und als ihre

Fürstin nun alleine war, sprach ich zu ihr: Ei, Frau Königin, wie fein regiert ihr euer Volk! wie gerne folgen euch alle! wie weislich möget Ihr belohnen und bestrafen! — Die Königin aber antwortete und sprach: Lieber Mann, ich regiere dieses Volk nicht, sondern der gute Geist. Und wenn du meinen Unterthanen nachgehen willst, so wirst du finden, daß sie ferne von mir gerade so sind, wie unter meinen Augen. Gehab dich wohl! Ich will sehen, was meine Bauleute drinnen schaffen. — Mit diesen Worten ging die Fürstin zurück in ihre Stadt unter dem Hügel. Ich aber schlug die Straße ein, die von dem Thor gen Mitternacht führt, und kam bald zu der Stätte, wo der Haselwurm schon besiegt und erwürgt neben dem Wege lag. Ich verwunderte mich sehr darüber, und sprach zu den winzigen Kriegsknechten daneben: He, sagt mir doch, wie ihr mit dem Lindwurm so schnell fertig geworden seid. — Ein Hauptmann über Tausend antwortete: Als unser Häuflein anrückte, lag die Otter noch quer über den Weg, wie ein fauler Knecht auf der Ofenbank, und wir baten, daß sie sich ein wenig beiseits legen möchte. Da sie aber nicht wollte, stellten sich etliche aus unserer Schaar vor sie hin, und belustigten sie mit allerlei Kurzweil. Indeß tauchten zwölf andere, deren Füße naß geworden waren vom Thau, dieselben in Blumenstaub, schlichen sich über den Rücken des Wurms bis auf seinen Kopf, und schlugen zumal ihre scharfen Zangen in seine Augen. Er wand sich vor Schmerzen, und die Schuppen seines Panzers standen weit auseinander. Wir drängten uns nun alle zwischen dieselben, und setzten dem Thiere so lange zu, bis es unter tausend und aber tausend Bissen seinen Geist aufgab. Und wenn du bleiben willst, bis die Sonne untergeht, wirst du an seinen Gebeinen kein Fäserlein mehr sehen. — Ich aber

blieb nicht, ſondern wendete mich auf die Abendſtraße. Am Ende derſelben waren die Reſte der großen Fichte, die der Sturm umgeworfen und der Büttner in Werkſtücke geſpalten hatte. Gries, ſo groß und ſo klein, als man ihn haben wollte, und Splitter, kurz und lang, dick und dünne, lagen unter den aufgeriſſenen Wurzeln und auf dem Platze umher. Die Werkleute wählten davon, was ſie brauchten, und traten dann mit ihrer Laſt, je zwölf und zwölf, den Rückweg an. Etliche zogen, etliche ſchoben, wieder etliche lupften mit ihren Schultern. Aber fluchen hörte ich nicht, und wenn ich ſagen wollte, nur Eine hätte geklagt, ſie habe es härter, als die übrigen, ſo würde ich lügen. Zwölf der ſtärkſten kamen den andern weit voran, und als ſie mit Schweiß und Staub bedeckt zum Thor gelangten, dachte ich: die werden froh ſein, daß ſie fertig ſind. Aber ſie legten nur ihre Laſt auf dem Bauplatz daneben nieder, und kehrten zu ihren Geſellen zurück, die etliche Schritte davon unter ihrer Bürde faſt erlagen, und löſten ſie ab. — Nun werden wenigſtens dieſe heimgehen, dachte ich; aber nein, ſondern ſie löſten wieder diejenigen Kameraden ab, die ſich entweder verletzt hatten oder unwohl geworden waren. Und ſo ging es der Reihe nach durch und durch, alſo daß kein Arbeiter eher Feierabend machte, als ſeine Gefährten. Zuletzt kam eine Schaar Diener aus der Stadt, und brachte den Werkleuten zur Erquickung zarte Fichtenraupen, die Leibſpeiſe der Ameiſen. Darüber wurde es Abend. Und weil diejenigen noch nicht zurück waren, welche die Königin nach Honig geſchickt hatte, wendete ich mich zu der Mittagſtraße und kam auf den Platz, wo die ganze Schaar raſtete, nachdem ſie ihre köſtliche Ladung an Honigkörnern vorſichtig auf ein großes, trockenes Ahornblatt gelegt hatte. — Ihr ſeid lange ausgeblieben, ſagte ich zu der Ameiſe, die den Honigtopf zuerſt entdeckt hatte. — Es

iſt auch kein Wunder, antwortete ſie. Die kluge Bäuerin hatte mich leider noch im Fortgehen bemerkt, und den Honigtopf nicht nur von dem Fenſterſims genommen, ſondern auch mit einem Strick an die Decke der Milchkammer gehängt, und den Strick ungefähr eine Hand breit mit dem beſten Vogelleim beſtrichen, auch, nachdem ſie mit Allem fertig war, geſagt: So, ihr Gaudiebe, nun langt zu, wenn es euch noch gelüſtet! — Alſo glaubten wir einen Metzgergang gemacht zu haben, und wollten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Aber die dort mit dem großen Kopf antwortete und ſprach: Das ſei ferne, daß wir von dem Honig gehen, wie die Katze von der heißen Milch! Die Bäuerin iſt die Klügſte noch nicht. Macht nur nach, was ich euch vormache, und es wird ſchon recht werden. — Und ſie nahm von dem lockern und trockenen Mörtel an der Wand ein Körnlein, ſo ſchwer oder leicht, als ſie es tragen konnte. Damit kroch ſie an der Mauer hinauf an der Decke hinüber und an dem Strick herunter bis dahin, wo er mit Vogelleim beſchmiert war. Da legte ſie das Sandkörnlein vorſichtig an den Rand der Schmiere, und kehrte dann ſogleich um, ein zweites zu holen. Wir andern machten es ihr nach, und ehe eine halbe Stunde verging, hatten wir mitten über den Vogelleim eine Straße gebaut, daß drei von uns beladen nebeneinander gehen konnten. Nun war es ein Leichtes, vollends zu dem Honigſeim zu kommen und zu nehmen, ſo viel wir wollten. Und die Bäuerin iſt nun ſicher, und wird etliche Tage nicht an den Topf denken. — Das war gut, verſetzte ich, und die mit dem großen Kopf wird von der Königin eine ſchöne Belohnung erhalten. — Die Ameiſe aber lächelte und antwortete: Ei nein! Die Königin wird mit ihr nicht zufriedener ſein, als mit uns andern. Denn der gute Einfall, den ſie hatte, kam von dem guten Geiſt, und ſie hat nur wie-

der gegeben, was ihr gegeben ward. Ein Jedes diene dem Andern mit der Gabe, die es empfangen hat, heißt es bei uns. Heißt es bei euch Menschenkindern nicht also?"

„Ja leider heißt es bei uns Menschenkindern oft anders!" versetzte Gräfin Clara, und Hühnlein, das etwas besser gackert, als die andern im Dorf, trägt alsbald den Kragen steifer, als seine Schwestern."

Und vielleicht hätte das gute Mägdlein an dieses Vorwort noch weitere Betrachtungen angeknüpft, wenn sie nicht durch klirrende Sporen und rasselnde Säbelscheiden unterbrochen worden wäre.

Ihr Vater nämlich, der schon eine Stunde vor Pappenheim von treuen Bauern über den Stand der Dinge genau unterrichtet worden war, hatte beschlossen, die Freibeuter nicht allein aus seiner Residenz zu vertreiben, sondern auch gefangen zu nehmen. Er theilte also an dem Ausgang des Langenaltheimer Thals seine Reisigen. Die eine Hälfte gab er seinen Söhnen, und befahl ihnen die Bayern aus der Stadt zu jagen; an der Spitze der anderen Hälfte zog er selbst über Zimmern das Wolfsthal hinauf, um den geschlagenen Feinden den Weg nach Eichstädt zu verlegen, der damals eine andere Richtung verfolgte, als heut zu Tage. So kam er mit seinen abgesessenen Reitern in die Nähe von der Küche. Der Narr aber hielt ihn und seine Leute für Feinde, und fing an, von dem Steinhaufen, der neben seiner Höhle lag, gewaltige Brocken die steile Halde hinunter zu lassen. Die ungewöhnliche Kraft, welche wahnsinnigen Menschen zu Gebote zu stehen pflegt, kam ihm dabei wohl zu Statten, und wenn ein rollender Brocken weiter unten auf einen Felsen fiel und sich zerschlug, fuhr immer ein gefährlicher Hagel von Trümmern weit umher. Die Oesterreicher befanden sich hier, wenn auch nur in viel ge-

ringerer Anzahl, faſt in der nämlichen Lage, wie ihre Väter bei Morgarten. Der Graf konnte auch Anfangs nichts Anderes vermuthen, als daß die Freibeuter, deren Anführer in der Umgegend bekannt war, ſeinen Plan errathen und ihm den Paß verrannt hätten. Er ließ daher die Roſſe etwas weiter rückwärts in Sicherheit bringen, und führte dann ſeine Männer zum Sturm. Die Reiter brauchten vor allen Dingen ihre geladenen Karabiner, und das Feuer vor der Höhle war ihr Ziel. Die meiſten Kugeln erreichten es, und warfen die glühenden Trümmer in die Höhle mitten unter die erſchrockenen Gäſte darin. Der Narr aber, der keine Ahnung von der Gefahr hatte, und mehrere Schritte ſeitwärts vom Feuer nicht im Mondlicht, ſondern im Schatten einer Föhre ſtand, ließ ſich in der Vertheidigung ſeiner Burg nicht irre machen, und rollte Stein auf Stein hinunter. — Weil aber nicht mit Flintenſchüſſen und Kriegsgeſchrei, ſondern immer nur mit Steinen geantwortet wurde, ſo kam dem Grafen bald der Gedanke, er habe es nicht mit den Bayern, ſondern nur mit dem Narren zu thun. Er befahl daher ſeinen Leuten einzuhalten, und zwar mit einer Stimme, die hundertfach in der Schlucht widerhallte. Dieſe Stimme kannte der Narr, wie ſonſt die Stimme ſeines eigenen Vaters und erhob ein gewaltiges Freudengeſchrei. Bald ſtimmten die Gräfinnen mit ein, und eilten in die Arme ihres väterlichen Erretters.

Der Freude des Wiederſehens wurden aber nur wenige Minuten geopfert. Dann befahl der Graf dem Narren, ſeine Töchter auf einem verborgenen Waldpfade nach Pappenheim zu begleiten, und ſtellte ſich wieder an die Spitze ſeiner Reiter, um ſeinen Plan zu verfolgen. Er kam gerade recht, um die fliehenden Freibeuter zu empfangen, und kehrte darauf mit ſeinen Söhnen in ſein Schloß zurück, wo kurz

zuvor die beiden Gräfinnen mit ihrem Wegweiſer ſchon eingetroffen waren.

Als ſich ſpäter das ſchwere Ungewitter des Spaniſchen Erbfolgekriegs von der Donau und alſo auch von der Altmühl weggezogen hatte, ſagte eines Tages Gräfin Beate zu ihrer Schweſter Clara: Der Narr iſt ſchon geraume Zeit nicht mehr zu uns in die Küche gekommen. Vielleicht liegt er krank in ſeiner Höhle ohne alle Wart und Pflege, und es iſt unſere Schuldigkeit ihn zu beſuchen. Das gute Herz der Schweſter hatte nichts dagegen, und ſo trafen die beiden Gräfinnen, von einer Kammerfrau ihrer Mutter begleitet und mit vielen Lebensmitteln verſehen, ſchon Morgens um die neunte Stunde bei der Sommerwohnung ihres Freundes ein.

Derſelbe war aber nicht krank, ſondern genoß vor ſeiner Höhle ſitzend den unvergleichlichen Frühlingsmorgen und plauderte mit einem Finken, der ihm gegenüber auf dem höchſten Zweig einer Buche ſaß und ſchlug. Deſto größer war die Freude der Gräfinnen, und ſie richteten ſich ſogleich für den ganzen Tag in der Grotte ein.

Dann ſetzten ſie ſich zu ihrem Wirthe hinaus, und Beata, die ihm zur Linken ſaß, ſagte: „Schau, Freund, die ſchönen, welligen Schäflein am Himmel!“

Der Narr folgte mit ſeinen Augen dem Fingerzeig der Gräfin, und betrachtete eine Weile ſchweigend die kleinen und ganz ruhig liegenden Wolken. Dann ſtieß er einen Seufzer aus, wie die Kinder zu thun pflegen, wenn ſie über etwas ernſtlich nachdenken, und fragte: „Woher kommen denn dieſe Schafe?“

„Wir Stadtleute,“ antwortete Beate, „wiſſen ſo etwas am allerwenigſten.“

„Nun, fuhr der Narr fort, so will ich es Euch sagen. — Abel war ein Schäfer, und hatte gerade so viele Schafe, als da oben auf dem blauen Grunde liegen, nicht mehr und nicht weniger. Als aber der fromme Abel von seinem Bruder todt geschlagen wurde, hatten die armen Schafe keinen Hirten mehr, sondern jammerten und klagten: Abel hat uns auf grünen Auen geweidet und zum frischen Wasser geführt. Er war unser Hirte und uns mangelte nichts. Er leitete uns auf rechter Bahn, und wenn wir auch wanderten im finstern Thal, fürchteten wir kein Unglück, denn er war bei uns und sein Stecken und Stab unser Trost. Wer wird uns fürder hüten und weiden? Adam und Eva haben Anderes zu thun, und Kain ist ein Mörder. — Darnach hub eins von den verlassenen Schafen seine Augen auf und sagte zu seinen Gefährten: Da oben im Mond sitzt ein Mann noch freundlicher und sanfter, denn Abel, und neben ihm liegt ein Hirtenstab. Kommt, wir wollen ihn bitten, daß er vom Himmel zu uns auf die Erde herabsteige und uns weide, wie uns Abel geweidet hat. — Und der Mann im Mond ließ sich nicht vergebens bitten, sondern langte nach seinem Hirtenstab, stand auf und stieg von Stern zu Stern und von Berg zu Berg herunter zu den verlassenen Schafen. Denn er hatte herzliches Mitleiden mit ihnen, und wollte nicht, daß eins von Allen verloren gehe. Die Krone aber, die er auf seinem Haupte gehabt hatte, ließ er im Mond zurück. Und als er unter die Schafe trat, streckte er seine Hand über sie aus und sprach: Friede sei mit euch! Die Schafe aber dankten und fragten: Wie sollen wir dich heißen? — Der Mann antwortete und sprach: Heißet mich den guten Hirten und folget mir nach, so will ich euch hüten und zuletzt in ein Land bringen, wo keine Nacht ist und kein Winter und

Gras, über welches kein kalter Wind geht. — Und die Schafe glaubten dem Mann und gingen ihm nach, immer höher an den Bergen hinauf und immer näher dem Himmel zu. Endlich als sie miteinander auf dem Gipfel des höchsten Berges waren und dachten: Wohin wird es nun gehen? sprach der Hirte: Jetzt muß ich wieder in den Mond hinauf, woher ich gekommen bin. — Ueber diese Rede aber entsetzten sich die Schafe und antworteten zumal: Wir wollen auch mit! — Der Schäfer antwortete: Warum nicht! Aber wollet ihr denn meinetwegen auf immer verlassen die grünen Anger, und die frischen Brunnen in den Gründen und die Schatten unter den Eichen? — Die Schafe sagten: Guter Hirte, unter deinem Stabe ist am besten wohnen; denn du hast uns lieber, als dich selbst. Da neulich der Wolf kam und wollte unserer etliche rauben, da wehrtest du ihm, und hast es nicht geachtet, daß er seinen Zahn in deine Seite schlug. Und als die Schlange daher fuhr und ihren Rachen weit aufthat, da tratest du ihr auf den Nacken, und hast es nicht geachtet, daß sie dich in die Verse stach. Und wo uns Dornen im Wege stunden, hieltest du sie auseinander, und hast es wenig geachtet, daß die Stacheln durch deine Hände gegangen sind durch und durch. Und als die heißeste Stunde des Tags gekommen war, hast du uns gesammelt, und es gering geachtet, daß dein Schweiß, wie Blutstropfen auf die Erde fiel. Darum weil du uns zuerst so sehr geliebet hast, haben wir dich auch lieb gewonnen über Alles, und wollen nimmermehr ohne dich sein. — Ueber dieses Wort seiner Schafe wurde der gute Hirte sehr froh und sprach: Weil ihr mich so liebet, und mir nachgefolgt seid bis hieher, wo sich Erd' und Himmel scheiden, so will ich thun, was ihr begehrt. — Und der gute Hirte winkte mit der Hand, und

Engel in langen, weißen Kleidern schwebten zwischen den Sternen herab und trugen die Schafe in ihren Armen zu sich hinauf. Und daselbst sprechen nun die Schafe: Hie ist gut sein! — Schau, Beate, dort steht auch der Mond noch, und der gute Hirte sitzt wieder darin. Er schaut zu seinen ruhenden Schafen hinüber, und freut sich mit ihnen."

Während so der Troglodyte seiner Phantasie die Zügel schließen ließ, und von dem Mann im Mond erzählte, baute Gräfin Clara eine Kapelle. Aus den halbverkohlten Trümmern einer Spahnfackel, die ihr Hauswirth irgendwo unterwegs gefunden hatte, machte sie die Seitenwände, von einer daneben stehenden jungen Fichte nahm sie das Material zum Dach, und zwei dürre Buchenzweige, ein langer und ein kurzer, mit einem Grashalm aneinander gebunden, bildeten ein Kreuz im kleinsten Maßstabe, wie es hin und wieder die Einsiedler vor ihren Waldhütten haben.

Die Anderen bemerkten das Werk ihrer Hände erst, als der Narr zu erzählen aufgehört hatte, und die Kammerfrau sagte: „Ei, wie feine häuselt noch meine achtzehnjährige Clara."

„Ich erinnerte mich dabei, erwiderte die beschrieene Gräfin, an die Rotunde bei Freistadt in der Oberpfalz, die einen eben so geringen Anfang genommen hat, wie meine winzige Kapelle da. Wenigstens berichtete mich so meine Freundin Elisabeth, mit der ich vor zwei Jahren etliche Wochen im Bad von Neumarkt beisammen war."

„Vor dem Nürnberger Thore von Freistadt, sagte sie, lag ein Anger mit kurzem Grase und zwischen Pfützen und Wassergräben. Von uralten Zeiten her gehörte er den Gänsen des Landstädtleins und etlichen Knaben, die siebenjährig und darunter waren. Denn diese hüteten das zweibeinige Vieh und spielten dazwischen im Wasser oder auf dem Trockenen,

jenachdem die Witterung warm oder kühl war. — An einem Sonnabend aber fielen ihnen die zwei Gotteshäuser, die nebeneinander auf dem nahen Sulzberg stehen, besonders in die Augen, und sie hielten einen Rath und beschlossen auch eine Kirche zu bauen. Und das kostete mehr Mühe als Geld. Der älteste unter ihnen nahm sein abgenutztes Spahnmesser und schnitt Rasenstücke. Die andern bauten damit ein Haus, das vorn eine Thüre und auf den beiden Seiten zwei lange Fenster hatte. Für einen Thurm waren jedoch die Mauern zu schwach. Darum ließen sie ihn weg, nnd nannten ihren Bau eine Kapelle. Aber einer von den Baumeistern streifte seine weiten Hemdärmel hinauf, legte sich auf den Bauch, langte vorsichtig durch die enge Pforte in das kleine Heiligthum und baute einen Altar. Davor stellte er eine umgestülpte Blumenknospe des rothen Mohns, und das war der Priester. Dann schritt er an die Kirchenleute, und machte ihnen Leiber von Lindenreis, Köpfe von Lehm und Mäntel von Schilf, und steckte sie in das Schiff des Kirchleins. Dieweil schauten die anderen Knäblein neben zu den Fenstern hinein, und freuten sich über die Maßen. Dann trieben sie ihre Gänse zusammen und gingen heim. Denn es war Abend geworden, und hinter dem Sulzberg fing es an zu donnern. Aber obwohl in der Nacht ein schweres Gewitter mit viel Regen und Wind über den Gänseraſen hinwegzog, so blieb doch das kleine Gotteshaus stehen. Nicht einmal der Hahn auf dem Dache wurde verletzt, und bestand doch nur aus einem Thonkügelein, in welchem hinten eine weiße Flaumfeder und vorn das Häckelein von einem rothen Weidenzweig stack. — Größere Knaben, die am andern Morgen ihre Gäule an dem Gänseraſen vorüber auf die Weide trieben, sahen das Bauwerk mit großer Verwunderung und sprachen untereinander:

Laſſet uns auch eine Kapelle bauen, aber eine größere und unter den Eichbaum. Und ſie machten ſich munter an das Werk, und bauten aus Steinen ein ziemliches Gotteshäuslein. Statt des Mörtels legten ſie Steine und Moos zwiſchen die Steinplatten, und das Giebeldach legten ſie aus langem Roggenſtroh, das an den Aehrenbüſcheln über dem Firſt zuſammen gebunden war. Der Altar wurde aus Raſenſtücken zuſammengefügt, und des Wirths Sohn holte aus ſeiner Bodenkammer daheim ein altes Crucifix, wuſch es mit Waſſer von den Verunglimpfungen der Stubenfliegen und ſtellte es auf den Gottestiſch. Zum Hineingehen war das Haus nicht, aber wenn ein Knabe davor hinkniete, konnte er durch die Thüre hineinſehen, und das kleine Fenſterlein gegen Abend über dem Altar gab ein ſo freundliches Licht, als ſäßen Engel im Heiligthum, und erleuchteten es mit ihrer Klarheit. Auf dem Giebel ſtand ein Krug, und ſtatt der Palmen lagen darunter zwei Schilfſtengel, die faſt eben ſo ausſahen. Weil aber in jenem Jahrgang faſt kein Sommertag ohne Donnern und Blitzen dahinging, ſo ſahen die Hirtenknaben, als ſie kaum fertig waren, vom Schloßberg her ein ſchweres Gewitter ziehen, und entflohen mit ihren Gäulen. Als ſie abzogen, rauſchte ſchon ein gewaltiger Sturm in der Eiche, und als ſie daheim waren, fuhr ein Blitzſtrahl quer über das ganze Städtlein hinweg. Es war, als würden Kübel Feuer durch die offenen Fenſter und Thüren der Häuſer geſchüttet, und wer ſich zuerſt vom Schrecken erholte, der rief: Das hat eingeſchlagen! Aber wo? wußte Niemand, bis der Wächter von dem Thorthurm herabkam und meldete, draußen auf dem Ried, wo die große Eiche geſtanden habe, ſtehe nichts mehr, als ein Hüttlein mit goldenem Dach im Sonnenſchein. Aber die Leute, welche aus Neugierde ſchaarenweiſe hinausliefen, ſahen alsbald, daß

das Dächlein von Stroh war, und daß die goldenen Strahlen der Sonne darauf lagen und funkelnde Tropfen von dem Strichregen. Die Eiche aber war von dem Blitzstrahl gefällt, und lag in tausend und aber tausend Splittern, Spähnen und morschen Brocken umher. Selbst viele ihrer Wurzeln waren aus dem Boden gerissen. Da deutete der Bürgermeister auf das Gotteshäuslein und frug: Wer hat das gethan? — Und weil die Baumeister meinten, sie hätten in den Augen der lieben Obrigkeit Unrecht gethan, und schwiegen, fuhr das weltliche Haupt des Städtleins fort: Es ist ein Wunder vom HErrn, daß der starke Eichbaum gefällt wurde, und dieß schwache Hüttlein unter ihm unversehrt blieb. Gefällts euch, so wollen wir aus dem Gemeindesäckel auf dieser Stätte ein neues Heiligthum bauen, wenn dieses Werk der Kinder zerfallen ist. — Das Volk antwortete mit beifälligem Murmeln, und der Winter darauf zerstörte den Bau der Hirtenknaben. Das Dach brach unter einer großen Schneelast, und die Mauern borsten, von dem Frost auseinander getrieben. Ehe aber der längste Tag des nächsten Sommers gekommen war, stand ein neues Heiligthum auf der Stätte des alten. Dieß hielt länger. Aber weil keine Stiftung und keine mildthätige Hand da war, die dasselbe von Zeit zu Zeit ausgebessert hätten, so zerfiel es doch auch nach und nach, und sah zuletzt aus, wie der Backofen am Hirtenhaus. — Der eichene Betschemmel davor war schon lange zerfallen, da ging ein Graf Tilly, der in dortiger Gegend viele Güter hatte, nach Allersberg zu auf die Jagd und verirrte sich des Abends im Nebel und Schnee. Er stieg aus einem Graben heraus und fiel in den andern wieder hinein, er schrie und Niemand antwortete ihm, und ob er gleich öfters gesagt hatte: In meinem Revier bin ich bekannt, wie in meinem Schloßgarten, so war

es ihm doch jetzt, als irrete er in einer Wüste der neuen Welt. Zuletzt war er Alles von sich, wie das müde Schifflein, in dem Paulus war, den erlegten Hasen, und die Jagdtasche und das Gewehr. Aber es half Alles nichts, sondern er blieb vor Mattigkeit in einem Schneehaufen stecken und befahl dem HErrn seine Seele. Da zerriß eine Schneewolke, und das Mondlicht fiel auf die Kapelle drei Schritte von ihm. Nun kannte er sich wieder aus, bekam neuen Muth, raffte seine letzten Kräfte zusammen, und kam in einer kleinen halben Stunde nach Freistadt. — Das Jahr darauf ließ er die baufällige Kapelle niederreißen und auf ihrer Stätte den großen, runden Tempel bauen, der noch neben dem Franziskanerkloster steht.“

So berichtete Gräfin Clara. Aber der Faden, den die kranke Phantasie ihres Wirthes an den Mann im Mond angesponnen hatte, wurde durch ihre Geschichte nicht abgeschnitten. Er schenkte wenigstens der Erzählerin nicht die geringste Aufmerksamkeit, sondern sah vielmehr von Zeit zu Zeit nach dem treuen Begleiter unserer Erde, der hinter den Strahlen der Sonne immer mehr erblaßte und endlich ganz verschwand. Als daher Beate, weil sie noch mehr von dem Mann im Mond zu erfahren wünschte, den Narren fragte: ob derselbe seit Abels Tod nicht mehr auf die Erde herabgekommen wäre, war er sogleich bei der Hand und erwiderte:

„Erst vorgestern früh, da die Sonne noch nicht aufgegangen war und ich vor der Höhle saß, setzte er sich an meine Seite und fragte mich, ob doch in dem Wald und auf dem Feld Alles zufrieden wäre. — Es geht eben, antwortete ich ihm, wie es immer gegangen ist. Der Hinz will etwas mehr sein, als er ist, und der Kunz will etwas mehr haben, als er hat und verdient, und der Uz will es

ganz anders machen, als es geweſen iſt von der Zeit ſeiner Väter bis auf dieſen Tag. Die Bäume aber wollen alle oben hinaus, und kommt ein wenig Sturm, ſo fallen ſie um und ſinken hin, wie die Beſen, weil ſie nicht genug Wurzeln haben. — Indeß ich aber ſo redete, und der Mann im Monde ein Mal über das andere Mal ſagte: Ei! ei! — kam eine Nebelkrähe mit dem Morgenwind geflogen, und ſetzte ſich dort auf den Ahorn. Ich fragte ſie: Woher ſo ſpät? Deine Schweſtern ſind ſchon alle fort nach Polen, Schweden und Rußland. — Die Krähe antwortete: Ich habe mich nur ein wenig in der neuen Welt umgeſehen. — Ich aber fragte weiter und ſprach: Wie ſieht es denn in der neuen Welt aus? Man hört immer, es ſei weit beſſer daſelbſt zu leben, als bei uns zu Lande. — Ja freilich, tauſendmal beſſer, als bei euch, antwortete die Nebelkrähe, wetzte ihren Schnabel an dem Aſt, auf dem ſie ſaß, und fuhr dann fort: Was iſt unſer Einer gegen die Vögel in Amerika?! Da ſah ich eine meines Geſchlechts, die hatte einen Schnabel von Diamant, und Augen von Rubin, und Federn von lauterem Gold und Ständer von Silber. Die Larven aber und Ackerkrebſe, die wir hie zu Lande ſo müheſelig hinter dem Pflug der Bauern aufklauben müſſen, liegen dort, wie Pfeffernüßlein auf dem Backbrett des Zuckerbäckers. — Und als die Nebelkrähe ſo redete, verwandelten ſich ihre Füße und Krallen in gediegenes Silber, die Fahnen und der Flaum ihrer Federn wurden zu ſchweren goldenen Franſen, ſo daß ſich der Aſt, auf welchem ſie ſaß, unter der koſtbaren Laſt bog. Die Augen von Rubin und der diamantne Schnabel wetteiferten an Feuer und Glanz. Auch hob ſich unter dem Baume der Raſen hinweg, wie man ein Tuch von der Weihnachtsbeſcherung hinweghebt, und man ſah Hunderte von Maikäferlarven und Ackerwerren,

die wieder unter den Boden zu kommen ſuchten und untereinander herumkrabbelten, wie die Krebſe im Fiſchkaſten. Als aber die Nebelkrähe zu ihnen hinunter und anbeißen wollte, konnte ſie die Flügel nicht heben und die Krallen nicht aufthun: denn die goldenen Flügel waren zu ſchwer, und die ſilbernen Fänge lagen ſo feſt um den Aſt, als die Finger des Judas Iſcharioth um den Geldbeutel. Dieß bemerkte aber die Nebelkrähe erſt, als ſie ihre Füße und Schwingen gebrauchen wollte. Zu gleicher Zeit erkannte ſie den Mann im Mond und rief: Ach, Herr! laß Gnade vor Recht ergehen! Ich habe geſündigt, damit daß ich ſagte, die Krähen in der neuen Welt wären beſſer daran, denn wir in der alten. Auch ihre Schnäbel ſind von Horn, ihre Federn und Augen grau, und ihre Ständer ſchwarz, gerade ſo, wie es für uns am beſten iſt. Auch eſſen ſie ihr Brod im Schweiß ihres Angeſichts. — Und als die Sünderin dieß reumüthige Bekenntniß vollendet hatte, ward ſie wieder, wie zuvor, an Schnabel, Federn und Füßen, und flog ihren Schweſtern nach über das Baltiſche Meer. Hat ſie ihnen von der neuen Welt etwas erzählt, ſo weiß ich was.“

„Und als ſie weggeflogen war, griff der Mann aus dem Mond in ſeine Hirtentaſche, und warf eine Hand voll Waizenkörner vor ſich hin. — Warum thut er das? ſprach ich bei mir ſelbſt, es iſt doch hie kein Acker, auch leben wir mitten im Lenz, wo ohnehin ſchon Alles genug hat, was unter dem Himmel iſt. — Darüber kam die Waldmaus, die dort unter den Wurzeln des Ahorns ihren Bau hatte, klaubte von dem ausgeſtreuten Waizen in ihre weiten Backentaſchen und ging damit heim. Dann kehrte ſie eilends mit ihrem Manne zurück, und fuhr fort, die Körner zwiſchen dem langen Graſe zu ſammeln. Hatten ſie ihre Taſchen voll, ſo gingen ſie heim, und waren die Taſchen ausgeleert, ſo kamen

sie wieder. Und als ich dachte, sie könnten für ihren Theil genug haben, sprach ich: Jetzt macht, daß ihr weiter kommt, und laßt für Andere auch ein Weniges liegen! — Aber der Mann vom Mond sprach: Laß sie! — und griff abermals in seine Hirtentasche, und warf eine Hand voll Bucheckern vor sich hin. Die waren so braun wie Kastanien, und so süß wie Mandeln. Da kamen auch zwei Feldmäuse, wollten ihren Theil dahinnehmen und sprachen: Lasset uns mithalten, denn wir sind Vettern. — Aber die Waldmäuse antworteten: Was kümmert uns diese Vetterschaft von Adam her! — und bissen sie weg. Und während nun die eine heimtrug, blieb die andere immer auf dem Platz, damit kein Körnlein abhanden käme. Das verdroß mich, und ich griff nach einem Stein und wollte dem Unwesen ein Ende machen. Aber der Mann im Mond sprach: Laß sie! — und griff zum dritten Mal in seine Hirtentasche und warf eine Hand voll Eicheln vor sich hin. Die waren so gelb wie Lindenblüthe, und so voll wie Eier. Da kamen auch zwei Spitzmäuse, klein und mager, und sprachen: Wir sind arme Waislein, und Vater und Mutter haben uns verlassen. Nehmt ihr die Eicheln und Bucheckern, und laßt uns die übrigen Waizenkörnlein, die noch hie und da unter dem Moose liegen und im Grase. Denn es stehet geschrieben: Wenn du auf deinem Acker geerntet hast, und eine Garbe vergessen hast auf dem Acker, so sollst du nicht umkehren dieselbe zu holen, sondern sie soll des Fremdlings, des Waisen und der Witwe sein, auf daß dich der HErr, dein Gott, segne in allen Werken deiner Hände. Wenn du deinen Oelbaum hast geschüttelt, so sollst du nicht nachpflücken; es soll des Fremdlings, der Witwe und des Waisen sein. Wenn du deinen Weinberg gelesen hast, so sollst du nicht nachlesen; es soll des Fremdlings, der Witwe und

des Waiſen ſein. — Aber die Waldmäuſe biſſen die armen Kinder weg und ſprachen: Schrift hin, Schrift her! Ein Jeder nimmt, was er kriegt, und behält was er hat. — Darauf trugen ſie eine Eichel nach der andern ein, und als das Weib kam und ſagte: Stube und Vorrathskammer ſind bereits voll, ſollen wir denn auch die Höhle füllen, die wir uns zum Zufluchtsort bauten? — antwortete Scharrer der Mann: Nur zu, liebes Weib! Es iſt beſſer, wir liegen eine Nacht oder zwei unter freiem Himmel, als daß wir ein Körnlein liegen laſſen. Morgen wollen wir uns noch einen Bau graben, und dann zu unſerer Seele ſagen: Liebe Seele, du haſt einen großen Vorrath; habe nun Ruhe, iß, trink und ſei gutes Muths. — Alſo ſcharrten und ſammelten ſie fort und fort. Aber der Mann vom Mond ſtieß mich an den Arm und deutete gen Himmel. Und als ich meine Augen aufhub, ſah ich im Blauen einen ſchwebenden Fleck Hand groß. Denn es war der Mausgeier, der von ſeinem Horſt ausgeflogen war, und ſeinen Jungen etwas bringen wollte zum Frühſtück. Ich ſchwieg, und dachte in meinem Herzen: Da wirds nun bald heißen: Du Narr, bald wird man deine Seele von dir fordern, und weß wird ſein, das du bereitet haſt? — Aber der ſchwarze Specht an der hohlen Eiche, der den Geier auch gewahr wurde, warnte mit einem lauten Schrei. Den hörten der Scharrer und ſein Weib und entflohen. Weil ſie aber in ihrem eigenen Bau keinen Raum mehr hatten, wendeten ſie ſich auf ihrer Flucht zu den Feldmäuſen und riefen: Liebe Vettern, nehmt uns auf in eure Hütten! — Die Vettern aber thaten nicht auf, ſondern antworteten und ſprachen: Wir kennen eurer nicht. — Und ehe die Flüchtlinge das Mooshüttlein der Spitzmäuſe erreichten, die ſchon ihre Thüre aufgethan hatten, haſchte ſie ihr Feind und trug ſie in ſeinen

Fängen davon. Als er mit ihnen fort war, kamen die lachenden Erben und räumten die Vorrathskammern aus.“

„Gerade ſo, verſetzte Gräfin Beate, geht es manchmal auch bei uns in der Stadt. — Aber, mein Freund, ich bin über deinen mörderiſchen Mausgeier ſo erſchrocken, daß ich um eine Geſchichte bitten muß, bei der ſich mein Herz wieder erholen kann.“

„Nun ja, antwortete der Narr, mit dem Scharrer iſt's ohnedieß aus und gar, und ich will euch von den fliegenden Eichkatzen erzählen. Daß es welche giebt, das wißt ihr, aber wie ſie fliegend geworden ſind, das wißt ihr nicht; denn es war bisher noch ein Geheimniß zwiſchen mir und dem Mann im Monde. Der kam vor langer Zeit eines Abends zu mir in die Grotte und ſprach: Ich bin nun lange Zeit geſeſſen und will mich wieder ein wenig ergehen. Zeige mir einen Platz, wo die Waldbäume kein Unterholz haben, und man nicht immer mit den Händen rechts und links auswehren muß. — Alſo führte ich ihn in einen hohen Föhrenſtand, der keinen Unterwuchs hatte, und wo die abgefallenen Nadeln ſo ſauber hingeſtreut waren, wie der Sand in der Stube einer reinlichen Hausfrau. Und als wir unter den hohen Wipfeln ſo hingingen, rief mein Begleiter: Horch! — und ſtand ſtille. Und als ich horchte, waren auf dem Baum, unter welchem wir ſtanden, eine Reiherin und eine Ente miteinander im Geſpräch. Die Ente aber erzählte: Drunten auf dem Weiher habe ich mein Neſt und dreizehn Junge darin, die vergangene Nacht aus den Eiern gekommen ſind. Dieſen Morgen nun kam der Müller, und hub an mit einer ſcharfen Senſe das hohe Schilf niederzumähen, das rings um den Teich her iſt. Darüber flog mein Mann auf und wurde von dem Wildmeiſter, der auf uns lauerte, erſchoſſen. Der Müller mäht indeß emſig

fort, und wenn ich meine Kinder nicht noch in der nächsten Nacht weiter trage, so werden sie ihm morgen zum Raube; denn er ist nur noch ein Kleines von ihnen entfernt. Ich bitte dich, erlaube mir, daß ich die armen Würmlein in dein Nest trage und allda lasse, bis ich in dem Geröhricht der Altmühl ein sicheres Plätzlein gefunden habe. Neben deinen zwei Kindern ist noch Raum genug für sie. — Der Stelzenfuß aber antwortete und sprach: Weib, was fällt euch ein? Sehet meine Beine an, sie sind sechsmal höher, denn die euern, schauet meinen Hals an, er ist vielmal länger denn der eure. Also bin ich auch höheren Geschlechts, denn ihr, und nicht gesonnen, eure Brut zu meinen Kindern zu thun. — Diese Antwort schmerzte die Entenmutter sehr, und sie flog betrübt weiter und kam zu dem Schuhu. Sein Nest war viel größer, als es ein Einsiedler brauchte, und schön warm; denn es lag die große Perücke darin, die er auf dem großen Dachboden des Dechants in Pappenheim entwendet hatte. Aber der Schuhu schnaubte bei dem Begehren der Entin und antwortete: Was nicht gar! In meinem Hause darf sich kein Mäuslein regen, und du mutheſt mir zu, deine quickende Brut unter mein Dach zu nehmen! Fressen will ich deine Wechselbälge; so sind sie am besten aufgehoben. — Die Entenmutter erschrack über das schnaubende Unthier, daß ihr die Kniee zitterten, und weil sie nicht sogleich wußte wohin, ruhte sie auf einem Baume etliche hundert Schritte davon. Wir aber, der Mann vom Mond und ich, gingen ihr immer nach. Und unter ihr auf einem breiten Aste saßen zwei Eichkatzen, Mann und Frau, vor ihrer Hütte, und riefen zu ihr hinauf: Ei, guten Tag! Was will Frau Schwimmfuß bei uns auf den Bäumen? — Und die Witwe, froh eine freundliche Stimme zu hören, schüttete ihr ganzes Herz vor den Leutlein aus,

ſo daß ſie antworteten: O, daß iſt bald gemacht! Wir halten uns ohnedieß blutwenig in unſerem Hauſe auf, weder bei Tag noch bei Nacht. Da iſt alſo Platz genug für deine Kinder, und ſie können darin bleiben, bis du ſie mit dir auf die Altmühl nehmen willſt. Da nebenan iſt unſere Vorrathskammer, und was unſer iſt, das iſt dein. — Als mein Begleiter dieß dienſtfreundliche Anerbieten der Eichhörner vernahm, ſagte er zu mir: Wir wollen uns unter den Baum ſetzen, auf welchem ſo gute Leute wohnen. Es iſt hier ſo lieblich, wie vor Abrahams Hütte unter dem Baum. — Und während wir ſo daſaßen, und das Mondlicht durch die Wedel der Fichten brach, ſahen wir, wie die Entenmutter ihre Kinder brachte, eins nach dem andern, und in das Neſt der Eichkatzen legte, das mit weichem Mooſe ausgefüttert und an der Windſeite feſt vermacht war. Sie trug aber die kleinen Creaturen an ihren Flügeln, und es ſah faſt aus, als wollte ſie den Kobel voll Fledermäuſe tragen. — Als ſie fertig war, und wir des lieblichen Schauſpiels genug hatten, rief der Mann vom Mond die zwei Eichkatzen auf den unterſten Aſt herab und ſprach zu ihnen: Weil ihr an der armen Witwe Barmherzigkeit gethan habt, ſo wünſchet, und ich will thun, was ihr begehret, wenn es euch nütze und gut iſt. — Die Eichkatzen antworteten: Herr, es mangelt uns an nichts. Nur der Marder erſchreckt uns zuweilen, und wir wiſſen oft nicht, wie wir dem Verfolger entrinnen ſollen. Dürften wir uns vor ihm nicht mehr fürchten, ſo würden wir ganz glücklich ſein. — Der Mann vom Mond antwortete: Es ſei! — Und da ich wußte, daß keines ſeiner Worte auf die Erde fällt, ſo meinte ich, die Eichkatzen müßten augenblicklich Flügel bekommen, womit es ihnen leicht wäre, ihrem Feinde zu entrinnen. Aber es kam anders. Es wurde nur die Haut zwiſchen ihren Vorder- und

Hinterfüßen etwas weiter, und vermittelst dieser Schwunghaut können sie nun weit größere Sprünge wagen, als der Marder, und ihr Verfolger muß ihnen nachsehen, wie der Hund der Katze aus dem Fenster, wenn sie aus dem zweiten oder dritten Stockwerk auf die Gasse hinabgesprungen ist."

„Aber ich, unterbrach Gräfin Clara den Erzähler, habe in dem ganzen Jagdrevier meines Vaters noch kein fliegendes Eichhorn gesehen."

„Natürlich, antwortete der Narr, denn der Mann im Mond versetzte die ganze Familie der barmherzigen Eichkatzen in ein anderes Land, in welchem es tausendmal mehr Haselnüsse giebt, als bei uns, wo sie die gierigen Stadtleute nicht halb reif werden lassen, und wo man so viele Haselstöcke für die Schulen braucht."

„Uebrigens ist man auch, fügte die Kammerfrau der Gräfinnen hinzu, gerade nicht einen Tag wie den andern aufgelegt, und die Entenmutter klopfte eben gerade zur unrechten Stunde an die Thüre des Schuhu."

„Mit Gunst, Frau Wunderlich, replicirte Gräfin Clara, ich meines Theils halte dafür, daß man zur Ausübung der Gastfreundschaft immer aufgelegt sein sollte, einen Tag wie den andern. Denn die Schrift sagt: Herberget gerne, übt Jemand Barmherzigkeit, so thue er es mit Lust. — Und unser Freund da weiß am besten, wie sehr es die Kohlenmüllerin zu bereuen hatte, daß sie mit dem Besen unter ihre fünf kleinen Gäste fuhr."

„Ja, begann der Narr, indem er den Faden, den ihm seine Gönnerin hingeworfen hatte, begierig aufnahm, am heiligen Abend war es in der Kohlmühle am Nagelberg schön. — Das Mahlwerk stand, und die Forellen, denen es außen unter dem Eise zu kalt war, schlüpften in die Radstube und redeten miteinander von dem kalten Winter. Denn

die warmen Quellen dampften wie Kochhäfen, und die Weidenbüsche darüber hingen voll Reif. In der Stube des Müllers aber war es warm, und seine fünf Knaben saßen auf der Bank, und ihre zehn Füße unter dem Tische gingen dreimal schneller hin und her, als der Perpendickel an der Schwarzwälder Uhr. Auch hatte ein jeder einen langen Wecken in der Hand und ein Näpflein Meth vor sich auf dem Tisch. Und sie ließen sichs schmecken, wie die Immen in der Lindenblüthe. — Die Ostereier aber aßen sie nicht mehr. Denn nicht lange darauf kam der Blattermann aus dem Altmühlthal herüber und machte den fünf Knaben ihre Bettlein zu glühenden Oefen. Und als einmal des Nachts die Mutter vor übergroßer Ermüdung fest schlief, stieß der Todtenwind ein Kammerfenster auf und hauchte die Kinder an, daß sie mit einander starben und Vater und Mutter nicht wußten, sollten sie den größten Knaben zuerst hinaussegnen, oder den kleinsten, oder die drei mittleren. Denn da hieß es: Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet, wie eine Blume des Feldes, wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da. — Und wie sonst der Schneider oder der Säckler gekommen waren, den Knaben die Kleider anzumessen, so kam nun der Schreiner und nahm das Maß zu fünf Särgen, von denen immer der eine um eine halbe Spanne kürzer wurde, als der andere. Und nach dem Schreiner richtete sich der Todtengräber und grub für die fünf schlafenden Brüder fünf Schlafkammern nebeneinander. Der Pfarrer predigte über den Text: Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens; Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen. Aber die Kohlenmüllerin blieb dabei so unbewegt, wie der Opferstock neben der Kirchthüre. Sie sah nicht in das Gesangbuch und nicht auf die Kanzel,

ſondern immer auf Einen Fleck unter ſich. Dabei weinte ſie keine Thräne und die ſchwarze Decke auf dem Altar war nicht trockener, als das große weiße Tuch in ihrer Hand. Denn das Weib zürnte mit Gott und haderte im Herzen mit ihrem Schöpfer. — Der Müller dagegen verſchmerzte und vergaß ſeine fünf Knaben auch nicht unter der Predigt, aber er ſprach mit dem Manne, der ſieben Söhne und drei Töchter verloren hatte: Der HErr hats gegeben, der HErr hats genommen, der Name des HErrn ſei gelobet! — Und wenn eine heilige Zeit kam, kaufte er fünf Wecken und legte ſie auf den Tiſch, als wären ſeine Kinder nur draußen vor der Thüre im Hof, und ſollten hereinkommen und ſich auf ihre Plätze ſetzen und anbeißen. Dabei ſprach er in ſeinem Herzen: Ach, was wollte ich darum geben, wenn meine Knaben nur des Jahres zweimal, an Weinachten und Oſtern, aus dem Paradieſe zu mir kommen dürften! Da es aber nicht ſein kann, ſo wird der HErr vielleicht einmal andere arme Kinder ſenden, die dieſe Wecken verzehren. Ich wollte mich an ihnen laben und tröſten, faſt wie an meinen eigenen. — Und es geſchah, wie er wünſchte. Denn als er am heiligen Abend darauf das Mahlwerk geſtellt und die Wecken auf den Tiſch gelegt hatte, kamen fünf Knaben über das hartgefrorene Ried her auf die Kohlmühle zu, einer hinter dem andern, auf dem ſchmalen Fußpfad, der größeſte zuerſt und der kleinſte zuletzt. Das Hofthürlein knarrte nicht, als ſie es aufthaten, der Hund an der Kette meldete nicht, als ſie eintraten, die Tauben flogen nicht auf, als ſie über den Hof gingen, und die Bachſtelze in der Stube that vor ihnen nicht ſcheu, ſondern ſchritt unter den Tiſch und ſammelte die Broſamen, welche die Knaben fallen ließen. Nur die Müllerin entwich vor den kleinen Gäſten in die Küche und kehrte nicht eher wieder in die Stube zurück, als bis

ihr Mann unter der Hausthüre zu den abgehenden Knäblein gesagt hatte: Behüt euch Gott! und kehret bald wieder ein. — Das ließen sich auch die armen Kinder nicht zweimal sagen, sondern kamen am Abend vor dem Osterfest wieder, und machten es, wie an Weihnachten, nahmen ihre Käpplein mit den Pelzbrämen ab, falteten ihre Hände zum stillen Gebet, und tunkten dann ihre Wecken in die Milch. Weil sie aber dazwischen viel mit einander plauderten und lange nicht fertig werden konnten, wurde die Müllerin, welche durch das Fensterlein in der Küchenthüre lugte, ungeduldig, nahm den Kehrwisch, womit man in den Mühlen das Fußmehl zusammenstreift, und fuhr unter die Knaben in der Stube. Die aber wichen aus und liefen davon, was sie laufen konnten, immer den hohen Nagelberg hinan, bis sie unter seinen Fichten und Buchen verschwanden. Der Kohlmüller sah ihnen von seiner Hausthüre nach, und es gab ihm immer einen Stich durchs Herz, so oft der kleinste unter den Knaben strauchelte oder ganz und gar fiel und dann den Sand von dem halben Wecken blies, den er noch in der Hand hatte. Und als er ihnen nicht mehr nachschauen konnte, sprach er bei sich selbst: Die armen Kinder sind über das Ried hergekommen, aber im Schrecken den Nagelberg hinaufgelaufen, und werden in der Nacht den Heimweg nicht finden, wenn ich sie nicht wieder zurecht weise. — Also nahm er seinen Phylax von der Kette, daß er ihm suchen helfe, und ging ihnen im Mondschein nach. Im Wald fand er sie aber nicht, sondern ganz oben auf dem kahlen Rücken des Berges. Da saßen sie im Ring und waren sehr traurig. Doch standen sie sehr ehrerbietig auf, als der Müller in ihre Nähe kam, und der älteste unter ihnen sprach: Lieber Vater, wir haben auf dich gewartet und wollen von dir Abschied nehmen auf lange Zeit, nicht

bis zu Weihnachten oder bis wieder Oſtern wird, ſondern bis du zu uns in den Himmel kommſt. Denn wir ſind deine leiblichen Kinder, und Der die Schlüſſel des Paradieſes hat, erlaubt uns nicht mehr zu dir herunterzukommen. Der Mutter aber ſollſt du ſagen: Wenn ſie fortfährt mit dem HErrn zu zürnen und mit ihrem Schöpfer zu hadern, ſo wird ſie uns nicht mehr ſehen in Ewigkeit. — Da gingen dem Kohlmüller die Augen auf, daß er ſeine Knaben wieder erkannte, und er wußte nicht, welchen von den fünfen er zuerſt nehmen und herzen ſollte. Aber ſie verſchwanden vor ihm, wie Rauchwölklein, wenn es kalt iſt, und er ſtand mit ſeinem Phylax wieder allein auf dem Nagelberg. — Der Müllerin erſtarb das Herz im Leibe, als er ihr den andern Morgen erzählte, was er droben geſehen und gehört hatte. Sie fragte ihn zuletzt: Hat denn keiner einen Gruß an mich aufgetragen? — und er mußte antworten: Keiner, ſondern der Johann ſagte noch obendrein: Und der Mutter ſollſt du ſagen, wenn ſie noch fernerhin mit dem HErrn hadert und ihr Herz verhärtet, ſo wird ſie uns nicht mehr ſehen ewiglich. — Da fing das Weib an bitterlich zu weinen, ihre Sünden wider Gott von ganzem Herzen zu bereuen und den HErrn zu bitten, er möchte ſie nur noch einmal vor ihrem Ende ihre Knaben wieder ſehen laſſen, zum Zeichen, daß ihr die Sünde vergeben wäre. — Aber die Knaben kamen nicht mehr, obgleich die Müllerin an jedem heiligen Abend die fünf Wecken ſelbſt auf den Tiſch legte und Milch oder Meth dazu ſtellte, jenachdem die Jahreszeit war. Ihr Gram darüber ward ſo groß, daß ſie erkrankte und ſich legte. Und am Himmelfahrtsfeſt, als ſie ihrem Ende nahe war, ſchickte ſie die Dienſtboten aus dem Hauſe und ſprach, als ſie mit dem Müller alleine war: Lieber Mann, ob mir gleich das Zeichen, um das

ich gebeten habe, nicht gegeben wurde, ſo hoffe ich doch Alles von Gottes Barmherzigkeit und ſeines lieben Sohnes Fürſprache und bitte dich, laß unſer Hab und Gut nicht auf lachende Erben kommen, ſondern ſuche nach und nach im Lande umher fünf arme Knäblein und thue an ihnen, wie du an deinen Knaben gethan hätteſt, wenn ſie am Leben geblieben wären. — Amen! — ſprach der Müller in ſeinem Herzen und wollte ſeinem Weibe antworten; aber in demſelben Augenblick wurde es helle in der Stube, als hätte die untergegangene Sonne etwas vergeſſen und wäre noch einmal zurückgekommen, es zu beſchauen. Und als die Eheleute ſich umſahen, ſaßen fünf Knaben hinter dem Tiſch und geberdeten ſich wie Kinder, die auf eine Leibſpeiſe warten. Darum lief der Müller, was er laufen konnte, in die Speiſekammer, die Wecken zu holen, und die Müllerin rief, ſo ſtark ſie mit ihrer ſchwachen Stimme noch rufen konnte: O, Kinder wartet nur, der Vater kommt ſchon mit den Wecken! — Denn ſie fürchtete, die Knaben möchten über den leeren Tiſch unwillig werden. — Aber der kleinſte unter ihnen antwortete und ſprach: Ei, liebe Mutter, es hat Zeit; wir warten heute, bis du mitgehſt. — Ein Viertelſtündlein darauf verſchied die Müllerin, und in demſelben Augenblick verſchwanden auch die Knaben hinter dem Tiſch."

Das Narrenhaus.

Nachdem der dreißigjährige Krieg vorüber war, erstanden rings um die Mauern von Weißenburg, der Kaiserlichen freien Reichsstadt im Nordgau, die Gärten wieder, die er niedergetreten hatte. Die alten Grenzen, welche unter den Rädern der Kanonen und unter den schweren Stiefeln der Musketiere unkenntlich geworden waren, wurden wieder mit grünen Hecken bezeichnet und auf den stehen gebliebenen Grundmauern neue Gartenhäuser errichtet.

Am schönsten erhob sich der Garten des damaligen Bürgermeisters aus dem Greuel der Verwüstung. Das zweistöckige Sommerhaus darin mit rothangestrichenen Balken spiegelte sich in dem sogenannten See, einem großen Teich an der Stadtmauer. Die alten Obstbäume, welche in den schwedischen Wachtfeuern ihr unverdientes Ende gefunden hatten, wurden mit jungen Stämmen aus dem südlichen Tyrol ersetzt. Während diese heranwuchsen, trieben und welkten in dem Kreislauf der Jahreszeiten die köstlichsten Blumenzwiebeln auf den Rabatten des großen Grabfeldes. Denn der reiche Besitzer, der zugleich Fabrikherr war, stand mit Roveredo in den Alpen wie mit Harlem in Geschäftsverbindung.

Seine Freude an den Blumen wurde durch nichts gestört, als hin und wieder durch eine Feldmaus, die unter dem tiefen Schnee ihre Gänge machte, und die eine und die andere von den Tulpen- oder Hyacinthen-Zwiebeln fraß, nicht wissend, daß sie ein Mal halte, welches der Bürgermeister mit Silber aufgewogen hatte. Seine vielen, fast übervollen Nelken hatte er ohnedieß nur wider den Zangenkäfer zu vertheidigen. Aber als seine jungen Tyrolerstämme zu tragen anfingen, da gab es Aerger über Aerger. Die dunkelrothen Frühweichseln, die goldgelben Aepfel, die mächtig großen Quitten, die weißsammetnen Pfirschen, die blauen Trauben an der hohen Wand des Sommerhauses waren zu lockend, und die Beispiele, welche die kaiserliche und schwedische Soldateska gegeben hatte, wirkten noch zu sehr nach. Wo der Bürgermeister einen Erstling von dem Zweige oder der Rebe brechen wollte, da hatten meistens schon vor ihm Diebeshände bei Tag oder bei Nacht geerndet. Und doch hätte er lieber in den sauersten Holzapfel gebissen, als irgend eine Frucht vor ihrer vollkommenen Reife gepflückt. Kurz, es verging von der Kirschen- bis zur Traubenzeit nicht leicht eine Woche, wo ihm nicht durch einen kleineren oder größeren Obstdiebstahl die Freude an seinem Garten vergällt worden wäre.

So stand er eines Morgens sehr verstimmt an dem Fenster seiner kleineren Amtstube im dritten Stockwerke des Rathhauses, und rief dem eintretenden Stadtknecht entgegen: „Jakob, ich verkaufe meinen Garten, und dieß heute noch, wenn du mir einen Käufer schaffst, der mir die Hälfte von dem bietet, was er mich kostet.“

„Ho! ho! Eure Herrlichkeit, nur langsam mit der Braut!“ — antwortete der alte Diener, der schon lange das Privi-

legium erhalten hatte, mit seinem Vorgesetzten in diesem Tone zu reden.

„Ja, ja, es ist mein voller Ernst, fuhr der Bürgermeister fort, und ich sehe nicht ein, warum ich mich über den Garten noch zu todt ärgern soll. — Diesen Morgen gehe ich hinaus, die ersten Pfirsichen zu holen, und wie ich die Gartenthüre aufsperre, bricht ein Kerl durch die Hecke und verschwindet im Nebel. Lauf zum Henker! dachte ich, und fand sogleich den Schatz. Der ganze Spalierbaum war abgeleert, und so wenig mehr ein Pfirsich daran, als Edelsteine an einem Bettelbuben. Und die seltenen Aurikeln in der Rabatte unter dem Baume sind alle in den Boden getreten. Ich glaube, daß ich nicht zehen davon bringen werde."

„Hat denn eure Herrlichkeit den Kerl, der durch die Hecke brach, gar nicht gekannt?" — fragte der Stadtknecht und stützte sich dabei mit beiden Händen auf sein dickes spanisches Rohr.

„Halb und halb, antwortete der Bürgermeister, aber was hilft's? Laß ich den Galgenvogel citiren und verhöre ihn, so verdaut er dabei meine schönen Pfirsichen in aller Ruhe, sagt hundertmal: Ich hab's nicht gethan, — und schneidet mir ein Gesicht, wie ein Hamster aus seinem Loch. — Ja, wenn unser Rathhaus ein Segelschiff wäre, und der Markt das Adriatische Meer, dann käm's heraus, so gewiß ich hier am Fenster stehe."

„Wie soll ich das verstehen, Eure Herrlichkeit?" fragte der Stadtdiener und sah dabei seinen Vorgesetzten mit großen Augen an.

„Hab' ich dir es noch nicht erzählt, Jacob, erwiderte der Bürgermeister, so setze dich ein wenig dort auf den Stuhl

und höre. — Das Jahr darauf, nachdem der Weſtphähliſche Friede geſchloſſen worden war, reiſte mein ſeliger Vater nach langer Zeit das erſte Mal wieder in ſeinem Geſchäfte nach Italien, und nahm mich, als einen jungen Menſchen von ſechszehn oder ſiebenzehn Jahren mit. Und unterwegs ſchloſſen ſich mehrere Kaufleute an uns an, in Augsburg, Salzburg und an anderen Orten, daß wir ihrer eine ganze Karawane wurden. So kamen wir nach Proſecco, ein paar Stunden von Trieſt, wo der köſtliche Wein wächſt, der nur auf die Tafel des Kaiſers kommt und ſeines Statthalters in Friaul. Da erhandelte mein Vater mit vieler Mühe etliche Trauben, und wollte ſie nach ſeiner Gewohnheit vor dem Schlafengehen ſpeiſen. Er legte ſie daher zwiſchen Weinblätter in einen kleinen Korb, und hängte den unter einen von den Güterwagen, die zu unſerer Karawane gehörten. An dem hohen Berg, der zuletzt von Obſchina nach Trieſt hinabführt, wurden die Radſchuhe eingelegt, und mein Vater wollte ſich nach ſeinen großen, blauen Trauben von Proſecco umſehen. Aber die waren fort und ausgeflogen, und Niemand wollte wiſſen, wohin. Die Fuhrleute gaben kurze Antworten und der Marktthelfer meines Vaters vermuthete, ſie wären im Fahren verſchüttet worden, dieweil das Körblein, an der Schnur hängend, zu viel Spielraum gehabt hätte. Und er mochte Recht haben. Denn er zeigte meinem Vater die leine Schnur, welche ab war, ſo daß das Körblein nur noch an ſeiner einen Handhabe unter dem Wagen hing. — In Trieſt angekommen, freueten wir uns ſehr auf die Herberge, weil wir müde und durſtig waren und über und über weiß von Staub. Aber als wir an den Kanal kamen, wartete ſchon das Schiff, das uns nach Sinigaglia zu der großen Meſſe bringen ſollte, mit Schmerzen auf uns, und wir mußten an Bord deſſelben, ohne

einen Tropfen Wein über die Zunge oder eine Bürste an unsere Kleider gebracht zu haben. Denn es hatte solche Eile, daß der Herr wie der Knecht eilen mußte und helfen, die Kisten und Ballen mit den Waaren auf das Schiff zu bringen. Desto weniger konnte die Seekrankheit an uns finden, und wir saßen wacker und gesund auf dem Verdeck, während uns ein munterer Wind nach Süden hinabtrieb, so geschwind, als er selber ging. Nur unser Markthelfer wurde auf einmal so blaß, wie der Tod, und warf in den nächsten Augenblicken die ganze Ladung seines Magens auf das Verdeck hin. Mein Vater hatte zu thun, daß er ihm aus dem Wege kam. Und, denk' dir, Jakob! indem er seine Füße zurückzog und einen Blick auf die Bescherung warf, lagen vor ihm die blauen Bälge seiner theueren Trauben von Prosecco. Einige kleine Beeren, die der alte Fuchs in der Eile ganz verschlungen hatte, rollten eine Strecke weit über das Verdeck hin. Natürlich begann nun mein seeliger Vater eine scharfe Strafpredigt, und damit wäre der Traubendieb für dießmal auch weggekommen. Denn mitten auf dem Meere kann man keinen Hausknecht davon jagen. Aber zum Unglück für ihn war der Schiffscapitän Augen- und Ohrenzeuge, und kaum hatte dieser den Sinn des Sermons erfaßt, so fiel er meinem seligen Vater in's Wort, und sagte, auf dem Schiffe habe er die Polizei, und ein Ausputzer wäre für einen so würdigen Mann, wie der Markthelfer, zu wenig. Auf seinen Wink aber stiegen drei Matrosen aus dem Takelwerk herab, Leute, wie die Bären. Zwei legten den Markthelfer über einen Ballen Häute, und der dritte zählte mit einem stark getheerten Taue so lange auf, bis der Kapitän sagte, es sei genug."

„Wohl bekomm dir's, mein Freund! rief der Stadtknecht dazwischen, und schlug dabei auf seine ledernen Hosen."

„Sieh' nun, Jakob, fuhr der Bürgermeiſter fort, wären wir hier zu Schiffe, ſo ließ' ich den Kerl, der mich beſtohlen hat, augenblicklich kommen, und ich wette mit dir hundert gegen eins, ehe fünf Minuten vergingen, kämen meine ſchöne Pfirſichen an den Tag, und ehe eine Viertelſtunde um wäre, hätte er ein Trinkgeld, wie er es in ſeinem ganzen Leben noch nicht bekommen hat."

„Wäre denn, verſetzte Jakob, indem er den Knopf ſeines ſpaniſchen Rohrs an die Naſe hielt, die Meerkrankheit nicht nachzumachen? — Mein Vater war, wie eure Herrlichkeit weiß, ein Hafnermeiſter, und arbeitete, bis ihm die Kaiſerlichen den Brennofen an der Stadtmauer über dem Kopf zuſammenſchoſſen. Und da erinnere ich mich noch — es iſt mein längſtes Denken — daß mich einmal meine zwei älteren Brüder auf die Töpferſcheibe meines Vaters ſetzten und ſo lange herumdrehten, bis ich die Meerkrankheit bekam, wie eure Herrlichkeit ſich auszudrücken belieben. Aber als ſie mich den anderen Tag wieder hinaufſetzten und zu drehen anfingen, ließ ich mich nicht mehr halten, ſondern ſprang herunter. Aber wenn eure Herrlichkeit mir den Auftrag geben wollten, ſo will ich mit dem Zimmermeiſter ein Ding herſtellen, worin der Miſſethäter ſo lange bleiben muß, bis er die Meerkrankheit vollkommen hat."

Der Bürgermeiſter gab die Erlaubniß. Jakob ging hin, und ehe acht Tage um waren, ſtand ſchon unfern dem Rathhauſe mitten auf dem Markte ein Lattenkäfig, der, wenn ein Delinquent getrillt werden ſollte, umgedreht werden konnte, langſam oder ſchnelle wie eine Töpferſcheibe.

Die Stadtjugend hatte an der neuen Erfindung eine ungemeine Freude, und wartete nicht immer, bis ihr von dem Stadtknecht aus ein Miſſethäter überantwortet wurde.

Sie lockte mit Liſt oder ſteckte mit Gewalt bisweilen einen Gelbſchnabel aus ihrer Mitte in den Käfig und traktirte ihn dann gerade ſo, wie einen verurtheilten Obſtdieb, was die Urſache war, daß man dieſen beweglichen Pranger, der ſeines Gleichen in dem ganzen römiſchen Reich nicht hatte, bald das Narrenhäuslein nannte.

Als aber etliche Monate nach ſeiner Aufſtellung verfloſſen waren, begab es ſich, daß eine arme Wittwe in Weißenburg des Morgens zu ihrem Söhnlein ſprach: Sammel, das letzte Stücklein Brod, ſo wir noch in der Tiſchlade hatten, haſt du eben gegeſſen. So gehe nun hinaus an die Hecken und Zäune der Gärten und ſuche Gundelreben, aber junge und ſchöne, wie ſie der Apotheker beſtellt hat. Ich will indeß fleißig ſpinnen, mit dem Kater auf dem Fenſterſims um die Wette. So werden wir uns wieder etwas verdienen, und nicht hungerig zu Bette gehen müſſen, wie leider erſt ehegeſtern geſchehen iſt.

Und Samuel nahm ein altes Armkörblein, das mit Bindfaden geflickt war, und ging hinaus an die Hecken und Zäune, und mauſelte daran herum, wie ein Repphuhn im Winter. Auch lachten ihm aus den Gärten rothe Kirſchen und Johannisbeeren entgegen. Aber ob er ſich wohl bei ſeiner mageren und zarten Geſtalt da und dort durch ein Loch in der Hecke oder eine Lücke im Zaun hätte drücken können, ſo that er es doch nicht, ſondern dachte an ſeine Mutter daheim und daß ſie zum Abſchied geſagt hatte: Und da thue ich dir eine Handvoll Schwarzbeeren in dein Körblein. Die iß, wenn du durſtig wirſt; aber aus einem Garten nimm nichts, und wenn es dir über den Zaun herüber in den Mund hinge.

Zu derſelbigen Zeit nahm auch ein anderer Knabe in

Weißenburg ſeine Bücher von dem Rahmen über dem Tiſch. Und als ſeine Mutter ihn fragte: Melcher, wohin ſchon ſo bald? — antwortete er trotzig: Wohin wohl anders, als in die Schule? und ſchlug die Stubenthüre zu, daß das Haus zitterte. Er ging aber nicht in die Schule, ſondern hinten hinum, verſteckte ſeine Bücher in einem leeren Schweinſtall und wendete ſich zu den Gärten vor der Stadt. In dem des Bürgermeiſters ſtund gerade ein junger Baum voll reifer Kirſchen, und darüber war ein großes Vogelgarn gebreitet wider die Spatzen. Aber Melcher hob es ein wenig, ſchlüpfte von unten hinein, und fing nun an zu ſchneiden, wo er nicht geſäet hatte, und zu ſammeln, wo er nicht geſtreuet hatte, nach Herzensluſt.

Als er beinahe fertig war, trat der Stadtknecht, der ſeinen Vorgeſetzten ſuchte, in den Garten, und that einen großen Schrei, als er des halbgewachſenen Sperlings unter dem Vogelgarn gewahr wurde. Er lief auch dazu, was er konnte. Aber was half es? Melcher ſchlüpfte unter dem Netz wieder durch, wie bei'm Treibjagen ein Fuchs unter den Tüchern, drückte ſich hinter Hecken von Corneliuskirſchen und verſchwand, ehe noch ſein kurzſichtiger Verfolger die Farbe ſeines Gefieders erkennen konnte. Alſo dachte der Stadtknecht: Drinnen fang' ich ihn ſchon nicht mehr, ich will's draußen verſuchen, und lief hinaus, wo er hereingekommen war, und packte — — den armen Samuel, der hinter ſeinen Gundelreben bis an den Garten des Bürgermeiſters gekommen war und ausſah, als wollte er ſich hinter der Hecke verſtecken.

Der unſchuldige Junge verſicherte zwar mit gutem Gewiſſen, er habe nichts gethan; aber ſeine eigenen Lippen, von den Heidelbeeren ſeiner Mutter noch gefärbt, zeugten wi-

der ihn. Zudem war der pflichteifrige Stadtknecht froh, endlich einen Fall in Händen zu haben, an dem ſich die Zweckdienlichkeit der von ihm erfundenen Maſchine am beſten erproben konnte. Mochte ihn daher Samuel bitten um Gotteswillen, und ſo viel er wollte, der alte Jacob hielt ihn nur um ſo feſter an ſeiner Jacke, und antwortete immer: „Es hilft Alles nichts! So ſagen Alle, die mir unter die Hände kommen: Ich hab nichts gethan. Im Narrenhäuslein wird es ſich ſchon finden, was du in deinem Diebsmagen haſt.“

Melcher aber, der von ſeinem Verſteck aus mit Vergnügen ſah, daß ſtatt ſeiner ein Erſatzmann in den Händen des Häſchers war, ſchlich ſich auf Umwegen in die Nähe des Marktes, damit er ſogleich bei der Hand wäre, wenn der Unſchuldige in den Käfig geſteckt würde, und helfen drehen könnte. In der abgelegenen kleinen Höllgaſſe hielt er ſich am längſten auf und verzehrte in aller Ruhe die geſtohlenen Herzkirſchen, die er, eine um die andere, an den Stielen in die Höhe hielt, und dann von oben in ſein großes Maul fallen ließ. Die ſchlüpfrigen Kerne pflegte er ſonſt mit zu verſchlucken, um ſeinen weiten Magen deſto eher zu füllen. Dießmal ſchnellte er ſie größtentheils nach einem Hunde, der den Kopf auf ſeinen beiden Vordertatzen an ſeiner Hofthüre lag. Der knurrte anfangs blos über dieſe muthwillige Störung ſeiner Ruhe, bei dem letzten Kern aber, der ihn mitten in das Auge traf, fuhr er auf und ſprang nach ſeinem Quälgeiſt.

Melcher entfloh, lief aber in die offenen Arme des Stadtknechts. Und ehe eine volle Viertelſtunde verging, ſtack er in dem Narrenhäuslein und hatte die Seekrankheit ſo vollkommen, daß der Bürgermeiſter, der zufällig vorüberging,

mit eigenen Augen ſehen konnte, wohin ſeine Herzkirſchen gekommen waren.

Dem Melcher aber war es ganz unbegreiflich, woher dieß Alles ſo plötzlich über ihn kam, und dem freundlichen Leſer wird es eben ſo gehen. Und doch folgte Alles gerade ſo aufeinander, wie nach Zwei Drei kommt.

Der arme Samuel nämlich blieb einige Minuten ruhig in den Händen des Häſchers, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ihm weder Bitten noch Proteſtiren etwas helfen würde. Dann raffte er ſich in dem Gedanken an ſeine Unſchuld und an ſeine Mutter plötzlich zuſammen, und riß ſich aus den Händen des Stadtknechts, als derſelbe deſſen am wenigſten gewärtig war. Er verſchwand bald aus den Augen ſeines Verfolgers, was bei der Kurzſichtigkeit und Schwerfälligkeit deſſelben gerade keine ſchwere Aufgabe war.

Aergerlich darüber ſetzte nun der alte Jakob ſeinen Weg fort, und kam bis an das Spitalthor, als Melcher, von dem aufgebrachten Hunde verfolgt, aus dem Höllgäßlein hervorſtürzte. Theils in ſeiner Kurzſichtigkeit, theils von Verdruß und Amtseifer geblendet, hielt er den Flüchtling für den ausgeriſſenen Samuel, nahm ihn, da er ſich ſpreitzte, unter den Arm, wie einen Hund, den man zum Scheeren trägt, warf ihn in den Käfig und ſperrte hinter ihm zu. Denn das Urtheil wollte er erſt nachträglich von dem Bürgermeiſter ſprechen laſſen. Und zum Unglück für den gefangenen Kirſchvogel fing eben die Elferglocke an zu läuten. Auf ihren Ruf gingen die Pforten der lateiniſchen und deutſchen Schulen auf, wie die Schleuſenthüren in einem Kanal, und ließen den ungeduldig drängenden Strom der hoffnungsvollen Stadtjugend heraus. Die Knaben hielten in ihrem Wettlaufe bei dem Narrenhäuslein an. Die unter-

nehmendſten von ihnen gaben Bücher und Schiefertafeln ihren Kameraden, die neutral bleiben wollten, und löſten den alten Jakob ab, der ſchon angefangen hatte, aus Leibeskräften zu drehen. Daß der vollkommenſte Erfolg ihre Bemühungen krönte, wiſſen wir ſchon.

Denn Hiob ſchreibt: Seine Augen ſehen auf eines Jeglichen Wege und er ſchauet alle ihre Gänge. Es iſt keine Finſterniß noch Dunkel, daß ſich da möchten verbergen die Uebelthäter. Amen!

Noch etwas aus einer Reichsstadt.

Am Dreikönigstage des Jahres 1440 lebten in dem schönen Ries drei Männer, welche wohin kommen wollten. Und wenn der freundliche Leser sich gedulden will, oder sonst nichts Besseres zu thun hat, will ihm der Erzähler getreulich berichten, wohin.

Der vornehmste unter den Dreien war Graf Hans von Oettingen. Der wäre nach zehen Jahren gerne wieder einmal in Nördlingen gewesen. Und auf seinem windschnellen Rappen hätte er auch in Einem Nachmittag hin und her reiten und in der Trinkstube der Reichsstadt noch einen Humpen ächten und gerechten Rheinwein mitnehmen können. Aber er lebte mit den Nördlingern in Fehde, und konnte es nicht machen, wie sein Pfarrer in Munningen, der, so oft er wollte, sein Thier sattelte, und seine Brüder, die Barfüßer darin, heimsuchte. Sondern der Graf war der Wolf, und die Reichsstadt war der Schafstall, und so gut verwahrt, wie einer im ganzen deutschen Reiche. Denn rings herum lief ein sehr breiter Graben, und weil er Jahr aus Jahr ein immer voll Wasser stand, wußten nur die Karpfen und Schleien darin, wie tief er war. Hinter dem Graben aber erhob sich eine hohe und dicke Mauer und darauf stunden Karthaunen, Falkonetten, Haubitzen und anderlei Mordgeräthe,

damit man einen Herzog, geſchweige denn einen Grafen nach Ehren und Würden hätte empfangen können. Hinter den Mauern aber wohnten Männer, die mit Sturmhaube, Harniſch, Hellebarde und Schwert immer bei der Hand waren, wie die Leutlein, die an den Mauern Jeruſalems bauten, und wie die Ameiſen, wenn ein ungebetener Gaſt in ihrem Haufen einſpricht. An Gewalt durfte alſo Hans von Oettingen nicht denken, ſondern mußte auf einen leichteren Weg ſinnen und eine Gelegenheit abwarten.

Der zweite von unſeren drei Männern im ſchönen Ries die wohin kommen wollten, war der Wächter auf dem Bopfinger Thorthurm zu Nördlingen. Der hatte zwar erſt vierzig Jahre hinter ſich, und war noch rund und geſund, wie ein Mehlwurm im Kleientopf; dachte aber doch ſchon an den Ruheſtand und ſprach bei ſich ſelbſt: In der ganzen weiten Welt giebt es keinen Menſchen, der es ſchlimmer hat, denn der Wächter auf dem Bopfinger Thor. Bald werd' ich es machen müſſen, wie der Kranich auf der Schildwacht, der ſich bei der Nacht auf den linken Fuß ſtellt und in den rechten einen Stein nimmt. Ich will mich aufmachen und zu dem Grafen Hans gehen, und ein Stück Brod ſuchen, ſo beſſer iſt als das, was Einem der hochlöbliche Rath von Nördlingen auf dem Spänlein reicht. — Und er machte ſich auf, und kam zu dem Grafen und ſprach: Die Thorwartei in Nördlingen iſt eine Schinderei, und mir ſchon lange zuwider geworden. Wollt ihr mir einen beſſeren Dienſt geben, ſo will ich dieſe Nacht das Thor offen laſſen, daß ihr mit euren Reiſigen hinein könnt, wie der Marder in meiner Klara Hühnerſtall, als ſie das Thürlein zuzumachen vergeſſen hat. — Dem Grafen aber war dieß recht, und er antwortete: Freund, du kommſt mir wie gerufen. Geſtern acht Tage iſt mein Hausmeiſter in ſeinem Fett

erſtickt, wie eine Gans vor Martini. Thuſt du, wie du geſagt haſt, ſo ſollſt du ſeinen Dienſt haben. Gehe nun eilends wieder heim, und wenn du heute Nacht meinſt, daß in der Stadt Alles ruhig iſt, dann nimm deine Lampe von dem Tiſch und ſtelle ſie in das Fenſter. Daran will ich erkennen, daß es Zeit wäre, aus meinem Hinterhalt zu kommen und ihnen das Dreikönigsfeſt zu geſegnen. Wenn dein Stadthauptmann mit der rothen Naſe auf das Wohlſein von Kaſpar, Melchior und Balthaſar getrunken hat, wird er nicht mehr unterſcheiden, ob das Thor verriegelt oder nur angelehnt iſt. Soll ich dir aber rathen, ſo ſage deiner Klara von unſerem Handel nichts. Denn ein Theil der Weiblein hat im Herzen und der andere auf der Zunge etwas, das für Heimlichkeiten, wie die unſere, nichts taugt.

Der dritte von unſeren drei Männern im Ries, die wohin kommen wollten, war Hans Dauſer, der Lodweber. Es verlangte ihn herzlich, in das Paradies zu kommen. Und man konnte ihm dieſen Wunſch billiger Weiſe nicht verargen. Denn er wohnte in einem kalten, feuchten und düſteren Winkel der damals ſo überwölkerten Stadt Nördlingen. Zu ſeiner von allen Seiten überbauten Hütte konnten die Sonnenſtrahlen ſo wenig gelangen, als zu der Höhle bei Bethlehem, ſeitdem die Kirche darüber gebaut iſt. In ſeiner Stube, wohin man auf zwei Stufen hinabſtieg, verfaulten ihm die Bretter unter den Füßen, und an den Wänden lief ſtets der kalte Schweiß herunter. Die Gicht in ſeinem rechten Arme wurde dabei immer ärger, und es mußte bald ſo weit kommen, daß er das Schifflein in ſeinem Webſtuhl nicht mehr hin und her ſchicken konnte. Und ſeine armen Kinder — was den Lodweber am meiſten ſchmerzte, ſahen bleich und gelb aus, wie die Triebe, die Rüben und Erdäpfel in einem feuchten und finſteren Keller machen.

Dazu gehörte die Hütte nicht sein, sondern dem reichen Jost Bollinger, der ihm gewiß aufkündete, sobald ein Anderer kam und einen Groschen mehr bot, als er an Miethzins bezahlen konnte. Auch klagte und lamentirte sein Weib zuweilen über die rauchige und stockfinstere Küche mehr, als gerade nöthig gewesen wäre.

Kein Wunder also, daß der heiligen Drei Könige Tag noch nicht dämmerte, als Hans Dauser schon auf seinem Sorgenlager bei sich selber sprach: O, mein Gott, möchte ich doch in das Paradies kommen! Da sollte es mir wieder wohl werden, wie der Spinne, wenn sie an einem schönen Sommertage mitten in ihrem Gewebe sitzt und die Fliegen vorübersummen. Da sollten meine Kindlein bald noch besser gedeihen, als der Rosmarin, den man im Lenz aus dem finsteren Keller nimmt und in den sonnigen Würzgarten pflanzt. Da könnten sie sich tummeln und rühren, wie die Lämmer auf den grünen Auen. Da wäre ich immer unvertrieben und dürfte keinen Zins zahlen, weder an Lichtmeß noch an Michaeli. Und mein Weib würde ihre bösen Augen bald verlieren.

Der freundliche Leser irrt aber, wenn er denkt, der Lodweber habe in seinem Selbstgespräch das Paradies gemeint, das droben im Himmel ist und das der Heiland für uns arme Sünder mit seinem Blute wieder erkauft hat. Nein, er wünschte sich vorerst nur in das Paradies seiner Vaterstadt.

Auf dem sogenannten Löwenberg in Nördlingen stand nämlich der großen Messen wegen, die daselbst gehalten wurden, ein Kaufhaus, das Barendeis geheißen. Dieses wurde gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts mit einem Vordergebäude vergrößert. In demselben aber war

auch ein freundliches Loſement für den Hausmeiſter, der das Paradies nach außen und innen in Ordnung zu erhalten hatte, und dafür außer einer kleinen Remuneration und mehrerer Accidentien quartierfrei war. Den alten Hausmeiſter nun hatte der Herr über Leben und Tod abgerufen, und am Tage nach dem Dreikönigsfeſte ſollte in der Sitzung des Raths ein neuer gewählt werden. Dieß wußten auch Hans Dauſer und ſein Weib, die ſo ſehnlich wünſchten, ihre finſtere Gruft mit dem ſonnigen Paradies zu vertauſchen, und ſuchten die Herzen der wählenden Rathsherren auf ſich zu lenken. Aber jede von den zwei Ehehälften auf die ihr eigenthümliche Weiſe.

Die Lodweberin ging in ihr Kämmerlein hinter der Küche und ſchob den hölzernen Riegel vor. Dann fiel ſie auf die Kniee und richtete ihr Antlitz nach dem kleinen Fenſter, das höher, als man es mit der Hand erreichen konnte, angebracht war, und einige von den Lichtſtrahlen einfallen ließ, die ſich auf dem Schnee des benachbarten Daches brachen. So faltete ſie ihre Hände und ſprach aus ihrem Herzen: Herr, was ich dir ſagen will, weißt Du ſchon beſſer, denn ich. Aber du ſprichſt: Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten und du ſollſt mich preiſen. Und auf dieſe deine Verheißung hin, Herr, bitte ich dich, du wolleſt die Herzen der Rathsherren morgen ſo wenden und lenken, daß ſie uns in das Barendeis aufnehmen. Denn ſiehe, zwei meiner Kindlein ſind mir in der ungeſunden Höhle ſchon geſtorben, und die noch leben, verkümmern, und mein Mann ſieht auch aus, wie der Schatten an der Wand. Wenn er ſtürbe, ſo wäre ich ärmer, als die Witwe unter den Kindern der Propheten, welcher Eliſa das Oel gemehret hat. Darum, Vater, iſt's möglich, ſo gehe dieſer Kelch von uns ſo nimm uns aus dieſer Jammerhöhle und führe uns in

bessere Wohnungen. Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!

Indeß aber die Lodweberin dieß und Anderes in dem Kämmerlein mit ihrem Herrn im Himmel sprach, war die Zeit gekommen, daß das Mastschwein, welches sie in einem kleinen Stalle neben dem Haus hatte, sein Futter haben wollte. Denn das Thier war bisher von seiner Frau immer so regelmäßig gefüttert worden, als ein pünktlicher Hausherr seine Uhr aufzieht. Darum wurde es, da es einige Minuten länger warten mußte, als sonst, sehr unwillig, rüttelte an der Fallthüre über dem Barn und suchte das Weite, nachdem der Riegel daran gebrochen und die Thüre aufgegangen war.

Während nun das Mastschwein in den engen Gassen der Stadt umherstreinte, und von zwei kleinen Dausern, die ihre Mutter darnach ausgeschickt hatte, vergebens gesucht wurde, ging der Lodweber bei den Rathsherren und anderen einflußreichen Leuten umher, und bat sie um ihre Stimme oder Verwendung bezüglich der Wohnung im Paradies. Aber er richtete wenig aus. Von dem Einen bekam er wohl schöne Worte, mußte sich aber selbst gestehen, daß sie nichts wären, als ein Bein in das Maul. Der Andere bedauerte, daß Meister Hans so spät komme, er habe sein Wort schon dem Claus Kobelt gegeben. Der Dritte sagte ihm geradezu, ein Mann von vierzig Jahren sei noch zu jung für das Paradies, man müsse auf ältere Leute Bedacht nehmen. Der Vierte ließ durch seine Tochter sagen, er sei nicht daheim, ob ihn gleich eine Minute vorher der Lodweber leibhaftig in sein Haus hatte eingehen sehen. Der Fünfte wurde ungeduldig über die weitläufige Schilderung die Hans Dauser von seiner traurigen Lage machte, und verwünschte nach dessen Weggang den gehabten Zeit-

verluſt ſo, daß es der Supplikant auf der Stiege noch hören konnte. Und der Bürgermeiſter, der den größten Vorſchub thun konnte, erwiderte, was an ihm liege, ſo werde er in der Sache nur Gerechtigkeit walten laſſen und darauf antragen, daß der Wächter auf dem Bopfinger Thor in das Paradies komme. Der verdiene nach einem zehnjährigen ſo beſchwerlichen Dienſt ein Ruheplätzlein, wie dieſes, ob er ſich gleich nicht darum gemeldet habe.

Nur mit einem ſehr ſchwachen, verlöſchenden Funken von Hoffnung und verdrießlich kam daher Hans Dauſer von ſeinem mühevollen Umgang wieder nach Hauſe und fand auch hier wenig Troſt. Denn ſein Weib hatte nicht nur mit einem kranken und ſchreienden Kinde vollauf zu thun, ſondern theilte ihm auch mit, daß ſie wegen des entlaufenen Schweins in Sorgen wäre. Es ſei ſchon ſehr fett, und wenn es auch die beiden Buben wieder fänden und brächten, ſo wäre doch zu fürchten, daß es durch das viele Herumtreiben Schaden nähme und am Ende ganz zu Grunde ginge. Schon drei Stunden wären vorüber, und weder das Thier noch die Buben ließen ſich blicken. — Es wäre mir daher ſehr lieb, ſetzte ſie hinzu, wenn du das Kind wiegen wollteſt, und ich mich ſelbſt umſchauen könnte.

Kaum aber hatte der niedergeſchlagene Lodweber ihren Platz an der Wiege eingenommen, und ſein Weib eine ſaubere Schürze umgebunden, als ihr Bruder, der Rathsdiener, in das Stüblein trat und mit theilnehmender Eilfertigkeit ſprach: Guten Abend, Schweſter und Schwager! Nun euch wird's bös gehen! Richtet nur einen Thaler oder zween her; denn ſo viel wird's koſten. Euere Sau, das verzogene Thier, rennt dieſen ganzen Nachmittag wie beſeſſen in der Stadt herum, und kommt auch an das Waarengewölb des Marktvorſtehers. Da reibt ſie ſich an der Thüre.

Die Thüre geht auf, und die Sau hinein, und läßt sich die Feigen und Datteln aus Venedig schmecken, die da aufgeschüttet sind, wie bei uns die Holzäpfel auf dem Dachboden. Und ich glaube, sie fräße noch, wenn nicht der Hausknecht dazu gekommen wäre, und ihr die Mahlzeit mit einem Knebel gesegnet hätte, den er nach ihr warf. Sie aber sprang davon, und eilte zum Bopfinger Thor hinaus, als sich zu dem Hausknecht die Gassenbuben gesellten und sie verfolgten. Das Schlimmste ist, daß auch zwei von euren Jungen dabei waren und immer schrieen, was sie schreien konnten: Die Sau gehört meiner Mutter! — Kennt der Hausknecht die Buben, und erfährt der Marktvorsteher, wem die Sau gehört, dann ist sie schon gesalzen, ehe ihr böses Fleisch in den Kübel kommt. Auch wißt ihr, wie oft schon Seine Gestrengen ausschellen ließ, man solle die Schweine nicht auf den Straßen und Gassen herumstreinen lassen. Und draußen vor der Stadt schwärmen gegenwärtig Zigeuner umher. Wollt ihr daher heuer eine Wurst im Oefelein pfeifen hören, so dürft ihr keinen Augenblick säumen, dem Vieh nachzugehen. Denn ich glaube nicht, daß euer Betz schneller auf den Füßen ist, als diese schwarzen, ausgehungerten Diebe.

Mit diesen Worten empfahl sich der Stadtdiener, der noch Anderes zu thun und unter andern die Rathssitzung auf den folgenden Tag anzusagen hatte. Hans Dauser und sein Weib aber waren wie vom Schlage gerührt, und blieben noch lange stumm und sprachlos einander gegenüber sitzen, nachdem schon der Hiobsbote wieder fort war.

Das Weib kümmerte sich mehr über das Schicksal ihres fetten Zöglings unter den langen Fingern der Zigeuner, und der Lodweber mehr über die Unordnung, die das Schwein

angerichtet hatte, und über den so nachtheiligen Schatten, den diese Störung des Festtags auf einen Bewerber um das Paradies werfen mußte. Doch war es nicht diese Sorge, die ihm die Sprache wiedergab, sondern ein schneidender Schmerz, den er auf einmal in seinem Unterleibe verspürte. — Maria, sagte er zu seinem Weibe, indem er sich zwiefach zusammenbog, ich habe mich verkältet, und ich glaube, die Gicht hat sich aus meinem Arm in den Leib gezogen.

Und kaum hatte die Lodweberin diese Klage ihres Mannes vernommen, so vergaß sie alles Andere darüber, und that mit der größten Besonnenheit und Eile, was in solchen allerdings sehr bedenklichen Fällen zu thun ist. Sie ließ nun den Schreier in der Wiege schreien, so viel er wollte, hing das Ehebett um den warmen Ofen, und rückte ein Töpflein mit Wasser an das Feuer darin. Und ehe eine halbe Stunde verging, lag Hans Dauser, der Gichtbrüchige, bis an die Ohren zwischen warmen Betten, und hatte eine ziemliche Portion Hollunderthee in seinem Magen. Die zwei Buben, welche bald darauf unter dem Sperrläuten unverrichteter Dinge von der Schweinsjagd nach Hause kamen, fragte sie auch nicht lange, wie oder was? sondern schickte sie, einen Jeden mit seiner Rudel in der Hand, in die Kammer zu Bette, damit nicht der Vater durch sie in seiner Ruhe gestört werde. Denn nachdem auch der kleine Unhold in der Wiege zufrieden gestellt war, widmete sie sich dem Patienten ganz und gar, und versuchte alle bekannten Mittel, seine Schmerzen zu lindern. Aber es kam die achte, es kamen die zehnte und eilfte Stunde, und es wollte kein Schweis kommen, und das Uebel nahm eher zu, als ab. Da wurde ihr zuletzt sehr bange, sie möchte ihren Mann verlieren, und sagte: Hans, jetzt hilft nichts mehr,

ich laß mich nimmer halten, sondern gehe zum Apotheker, und hole das Tränklein, das dir schon öfter geholfen hat.

Und mochte auch der Patient dagegen sagen, was er wollte, die Lodweberin band ein Tuch über den Kopf, zündete das Licht in der Laterne an und ging. Der Weg an der hohen Stadtmauer hin war schauerlich. Auf dem freien Platz an dem Bopfinger Thor wurde es der guten Frau etwas leichter um das Herz. Das scheinbar fest verschlossene Thor war ihr ein Augentrost. Aber kaum hatte sie den ersten Blick darauf geworfen, so ging der eine Flügel desselben auf, und in dem vollen Mondlicht, das herein fiel, erschien ein großes, fettes Schwein. Die Lodweberin erkannte in demselben sogleich ihren versprengten Betz, der es auch mit der dritten Thüre und nicht vergebens versuchte, nachdem sich ihm an demselben Tage schon zwei aufgethan hatten. Auch war er über den tiefen Stadtgraben nicht geflogen, sondern gegangen, weil der Thorwächter aus dem uns schon bekannten Grunde die Zugbrücke nicht aufgezogen hatte. Eine Person mit einem anderen Geiste, als in dem Herzen der Lodweberin wohnte, hätte nun vor allen Dingen ihr Thier in Sicherheit gebracht; aber das gute Weib dachte, wenn es Nächstenliebe zu üben galt, immer eher an Andere, als an sich selbst. Darum trieb sie auch ihr Thier von sich, indem sie sagte: Betz, geh nur heim. Die Stallthüre ist schon offen, und Futter im Barn, so viel du willst. — Und es war auch, als verstände das Thier seine Frau. Denn es drückte sich sogleich hinter der Mauer herum, denselben Weg, den es schon oft, von der Weide heimkehrend, gemacht hatte. Die Dauerin aber suchte mit ihrer Laterne den engen Weg in den Thorthurm hinauf, und dachte dabei: Sieht der Stadthauptmann auf seiner Runde, daß das Thor nicht verschlossen ist, so bekommt der Wächter einen

argen Verdruß, oder er wird gar seines Amtes entsetzt. Darum soll mich der Gang nicht reuen, ihn zu warnen. Mein Mann und der Betz müssen aber etliche Minuten länger warten.

Aber als sie an das Pförtlein der Thorstube gelangte, hörte sie darin ein so heftiges Zanken und Fluchen, daß sie sich nicht getraute, sogleich einzutreten. Der Wächter schrie: Ich muß jetzt das Licht unter das Fenster stellen! — und die Wächterin antwortete: Ich wüßte in aller Welt nicht, warum? Ich muß heute noch meine Haube fertig bringen, und brauche das Licht auf dem Tisch. — Der Mann wollte seinen Willen haben, und griff unter furchtbaren Schwüren und Verwünschungen nach der Lampe; aber seine Xantippe hielt sie mit einer Hand fest, und schrie: Wenn du sie nicht stehen läßt, jetzt sogleich, so stoße ich dir diesen Pfriemen durch die Hand. — Auf diese Drohung zog nun der Wächter gelindere Saiten auf, und sprach, aber noch immer zornig und laut genug, daß es die Lodweberin vor der Thüre hören konnte: Nun, du Satan, wenn es doch so sein muß, so will ich dir nur sagen, Hans von Oettingen liegt diese Nacht im Hinterhalt, und will in die Stadt brechen, so bald ich das Licht unter das Fenster stelle. Deßwegen habe ich auch die Zugbrücke drunten gelassen und das Thor nur angelehnt. Der Graf aber hat mir gelobt, mich zu seinem Haus- und Kellermeister zu machen, und mir diesen blanken Thaler als Draufgeld gegeben.

Dieß hörte auch die Lodweberin, und weil sie nicht allein eine gute, sondern auch eine kluge und entschlossene Frau war, so trat sie nicht, wie sie vorgehabt hatte, in das Thorstüblein, sondern eilte die Treppe hinunter und in die Trinkstube, wo die Rathsherren und Vornehmen

alle zu Tanz und Trunk versammelt waren. Sie trat mitten unter sie und rief fast außer Odem: Jetzt ist nicht Zeit zu Spiel und Tanz. So und so steht es um die Stadt, und wenn der Hans von Oettingen noch nicht herinnen ist, so werdet ihr doch das Thor offen und die Zugbrücke drunten finden.

So sprach sie. Und die Frauen, die erst noch vom Tanz geglüht hatten, verwandelten sich in bleiche Schreckensgestalten. Der Stadthauptmann hinter einen Humpen warmen Weins wurde bleich bis an seine rothe Nase. Die jüngeren Männer aber griffen schnell nach ihren langen Schwertern, die an den Wänden rings herum hingen, und eilten unter das Bopfinger Thor, wo sie es fanden, wie die Lohweberin angezeigt hatte.

Der Wächter mußte noch mit eigener Hand die Brücke aufziehen, das Thor schließen und die Lampe an dem Fenster putzen. Dann wurde er in ein unterirdisches Loch geworfen und mit seinen Füßen in den Stock gelegt. Die Anderen aber luden in aller Stille die große und kleine Metze, zwei übergroße Kanonen, welche rechts und links von dem Thurm auf der Bastei standen. Und als Graf Hans auf das verabredete Zeichen hin mit seinen Reisigen herangesprengt kam, sauste ihm aus den Feuerschlünden ein solcher Donner und Hagel entgegen, daß er unter Flüchen und Verwünschungen seinen Rückzug nach Oettingen nahm.

Am Tage darauf geschah das Uebrige. Der Thorwächter wurde als Hochverräther zum Tode verurtheilt, mit einer lebendigen Katze in einen Sack genäht und in den Weiher vor der Stadt geworfen. Ferner beschloß der Rath, den Grafen Hans von Oettingen in Lebensgröße, mit voller Rüstung und eine Laterne vor sich haltend, in Stein gehauen an der Ecke des Brodhauses aufzustellen und darun-

ter zu ſchreiben: Graf Hans bei Tag und nit bei der Nacht. — Und als die Lodweberin vorgerufen wurde und ſagen ſollte, was ſie zum Lohn für ihre Treue und Entſchloſſenheit wünſche, antwortete ſie: Daß ſie in das Paradies kommen möchte. — Worauf die Rathsherren einmütiglich antworteten: Es geſchehe dir, wie du geſagt haſt.

Alſo kamen die drei Männer im ſchönen Ries, wohin ſie gewollt hatten, Graf Hans nach Nördlingen, der Thorwächter in den Ruheſtand und der Lodweber in das Paradies.

Profamen.

1. Der Hacken.

Sprach neulich der Nachbar zu mir: „Könnt Ihr mir sagen, welche Stunden den Knaben die gefährlichsten sind?“ und als ich antwortete und sagte: „Vetter, ich weiß es nicht,“ fuhr er fort: „Die Stunden zwischen der Christenlehre und dem Abendessen am Sonntag. — Am zweiten nach Trinitatis, Nachmittags um die dritte Stunde, spielte Adam, des Rothgerbers Söhnlein, in der Werkstätte des Schlossermeisters Holl, und entwendete einen kleinen Hacken, so bei vielen anderen an einem großen, eisernen Ringe hing. Daheim warf er ihn in seinen Spielkorb und ging wieder seines Weges. Der Spielkorb aber glich einem Dohlennest, und war so viel unrechtes Gut darin, als in dem Säckel eines Gaudiebs am Jahrmarkt. Die Rothgerberin hätte es finden müssen, wenn sie mehr auf ihr Söhnlein gemerkt hätte, als auf das, was ihres Amtes nicht war. — Item ein Jahr hernach an Misericordias Domini, Nachmittags um die vierte Stunde, spielte Adam mit dem Hacken an der Thüre seiner Hausfrau, die nicht daheim war. Und weil er es machte, wie der Schlosser, wenn man den

Schlüſſel zu der Truhe verlegt hat, ging die Thüre auf und Adam in das Dachſtäblein hinein, und weil der Kreuzer, der auf dem Tiſche lag, nicht wußte, wem er gehörte, ſo nahm er ihn, ging davon und ſchlug die Thüre hinter ſich zu. — Wiederum zehen Jahre hernach, am erſten Advent, Nachmittags um die fünfte Stunde, ſpielte Adam mit anderen luſtigen Geſellen in dem Wirthshauſe zur großen Mördergrube, und ob er gleich ein um das andere Mal labeth wurde, betrübte er ſich doch nicht ſehr. Denn er dachte bei ſich: „Mit meinem Hacken kann ich das Wandſchränklein meines Vaters aufſperren, ſo oft ich will, und ſeine harten Thaler auszählen.“ — Item fünf Jahre hernach, am Weißen Sonntag Abends um die ſechſte Stunde, ſpielte Adam in einer Waldhütte um Dukaten. Denn er war der Anführer einer Räuberbande geworden, und hatte mit ſeinem Hacken die eiſerne Truhe eines reichen Mannes aufgethan und die goldenen Eier darin ausgenommen. Aber gerade, als ihm die Würfel am beſten fielen, traten ſechs Landjäger, ohne anzuklopfen, in die Stube, banden ihn an Händen und Füßen und führten ihn in die Herberge zum eiſernen Gitter. — Item fünf Wochen hernach, am Sonntag Eraudi, ſpielte Adam mit ſeinem Hacken Nachts um die zwölfte Stunde an der Thüre ſeines Kerkers. Aber ſeine Hand zitterte, als wäre er in fünf Wochen fünfzig Jahre älter geworden. Denn es ward ihm zu enge, und wäre viel lieber draußen geweſen, als drinnen. Aber der Hacken brach ab und blieb im Schlüſſelloch ſtecken. Und drei Tage darauf kam ein Mann im rothen Mantel und führte ihn auf den Markt. Da wurde der Stab über ihn gebrochen.“

2. Die Sternſchneuzen.

Eine Mutter fährt von Tongatabu über das ſtille Meer heim nach Helgoland, und ihre Gedanken fahren um ein gut Ding ſchneller, als das Schifflein im Vollmond. Aber das Töchterlein in ihrem Schooße läßt die Mutter nicht von der Heimath träumen, ſondern deutet zwiſchen den flatternden Segeltüchern weg zum Himmel und ſpricht: „Ei, was für große Johanniswürmer von den Sternen herunter kommen! Wenn ſie nur auf das Verdeck fielen, ſtatt in das Meer, ſo wollt' ich ſie mitnehmen, und in unſerem Garten unter die Roſenbüſche legen, wenn wir heimkommen."

Aber das Mägdlein hatte eine ſieche Bruſt und ſollte die irdiſche Heimath nicht mehr ſehen. Darum ſeufzte die Mutter und ſprach: „Das ſind keine Johanniswürmer, ſondern hinter den Sternen liegt ein großer und über Alles ſchöner Garten. Gott ſelber hat ihn gepflanzt, und heilige Engel ſind die Gärtner darin, und kommen manchmal auf die Erde herab und holen entſchlafene Kinder, welche droben aufwachen und nicht mehr zu uns herunter mögen, ſondern gerne warten, bis Vater und Mutter ihnen nachkommen. Die Bäume im Garten tragen zwölfmal im Jahre goldgelbe Aepfel, ſaftig wie Pfirſichen und würziger, denn Erdbeeren, und ſind niemals ſo kahl und beſenreißig, als bei uns im Winter, ſondern tragen immer Blätter, Blüthen und Früchte. Weil aber die Bäume ſo hoch ſind, daß die Kinder nicht hinaufreichen können, auch wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellen, ſo kommen die Engel herbeigeflogen und ſchütteln die Zweige, und die Aepfel fallen in das ſammetgrüne Gras unter den Bäumen. Aber die Engel, wenn ſie ſich nicht ſehr in Acht nehmen, ſtreifen hin und wieder mit ihren Flügeln ſchneeweiße Blüthen ab, und ſo geſchieht es zuwei-

len, daß der Abendwind die Blüthen über die Gartenmauer hinwegführt und auf unſere Erde herabfallen läßt. Da bleiben ſie aber nicht liegen bis zum Morgen, ſondern zergehen gleich einer Schneeflocke, die auf deine Wangen fällt.

Und als das Schifflein um die Welt gefahren war, und zu der Anfurt in Helgoland gelangte, ſtieg die Mutter an das Land. Aber hinter ihr drein trug man nicht Rubin oder Purpur, oder buntes Gewirk, oder Feinlinnen, oder Korallen und Granaten, ſondern einen Todtenſchrein aus Ebenholz von den Inſeln. Darin waren die Gebeine des entſchlafenen Mägdleins.

3. Der Kirſchkern.

Als ich letzthin meine Mutter fragte: „Was ſoll ich mit dem Stein thun, den der Feind nach mir wirft?“ antwortete ſie und ſprach: „Entweder liegen laſſen, gleichwie David die Steine des Baches Gera, oder aufheben, wie der Mühlgörg. — Der ſaß eines Sonntags Abends auf ſeiner Bank vor dem Hauſe und zerlernte ſich an der fünften Bitte. Denn er hatte einen ſehr harten Kopf, und war wegen ſeines lauten Lernens aus der Stube gejagt worden. Da fand ihn ſein Verächter, des Amtmanns Fritz, und ſchnellte einen Kirſchkern nach ihm und nahm den Kopf zwiſchen die Schultern und hob ſich davon. Georg aber blieb ſitzen und ſprach bei ſich ſelber: Wie hat mich der getroffen! Wäre über meinem Auge kein Deckel, wie bei den Karpfen in meines Vaters Teich, er hätte mir's gewißlich ausgeworfen. Dann nahm er den Stein von dem Boden, betrachtete ihn hinten und vorn, und ſteckte ihn in ſein Weſtentäſchlein, worauf er weiter lernte: Denn wir täglich viel ſündigen und wohl eitel Strafe verdienen. So wollen wir zwar auch wiederum herzlich vergeben, und gerne wohl-

thun denen, die ſich an uns verſündigen. — Dazwiſchen wiſchte er ſich mit dem Hemdärmel das Auge, aus dem das Waſſer rann. Und acht Tage hernach, als Görg in ſeine Taſche langte und den Stein ſpürte, dachte er: Da iſt er nicht am beſten verwahrt, ich will ihn beſſer aufheben, — und legte ihn wie eine Bohne in den Garten neben die Hecke. Und weil es ſo ſein ſollte, ging der Kern auf und wuchs, und ſetzte ſeiner Länge jährlich faſt eine Elle zu. Da beſchaute ihn Görg eines Tages, und bog ihn ſanft hin und her und dachte dabei: Laß ich dich fortwachſen, wie du willſt, ſo wirſt du mir, wie des Amtmanns Fritz auf der Schule, von dem die Leute ſagen, daß er hinten und vorn ausſchlägt, wie unſer junger Rappe, wenn er mit ſeiner Mutter aus dem Stall gelaſſen wird. Ich will's mit dir anders machen. — Alſo holte er den Schulmeiſter, der unter den Bäumen eben ſo gut handthieren konnte, wie unter den Kindern. Der warf aber ſogleich alle wilden Triebe ab, und pfropfte gute dafür ein von der großen Herzkirſche im Zwinger neben dem Kirchhof. Und weil es ſo ſein ſollte, gediehen die edlen Reiſer alle, und breiteten ſich aus, daß der Stamm bald größer und herrlicher ward, denn alle Bäume im Garten. Und wer ihn zwanzig Jahre nicht mehr geſehen hatte, der kannte ihn ſo wenig mehr, als ſeinen Herrn, der ihn gepflanzt hatte. So geſchmückt waren ſie beide, als ſie an einem Sonntagabend neben einander ſtanden, der Baum mit köſtlichen Früchten, und ſein Herr mit Mannsſchönheit und mit Freude und Friede im Geſicht. Alſo erkannte ſie auch der Mann nicht, der ſich an den Gärten herab ſchlich, als getraute er ſich nicht bei'm Tag in das Dorf hinein. Und obgleich der Müller wußte, daß dieſer verlorene Sohn in den zerriſſenen Schuhen des Amtmanns Fritz ſei, ſo that er doch, als kennete er ihn

nicht, ſondern rief ihn zu ſich in den Garten und ſagte: Freund, Ihr ſcheint mir durſtig zu ſein. Da ſetzt euch unter meinen Baum und eſſet aus dem Körblein Kirſchen, ſo viel euch beliebt, dieweil ich hineingehe und euch ein Stück Brod dazu hole. Dann könnt ihr weiter gehen, wenn ihr wollt oder müßt.

Aber der Müller wußte nicht, daß der verlorne Sohn einen Mord auf ſeinem Gewiſſen hatte, und daß die Rächerin zur Strafe über den, der Böſes thut, ihm ſchon auf der Ferſe folgte. Und hätte er es gewußt, ſo hätte er ſich doch von ganzen Herzen darüber gefreut, daß er dem Feind das letzte Labſal reichen durfte. Es war aber für den verlornen Sohn das Henkersmahl. Denn noch hatte er die letzte Kirſche auf der Zunge, da ſprengten Reiter an den Gartenzaun. Und als er Miene machte, wieder zu entweichen, ſchoß ihn einer ſeiner Verfolger durch's Herz, daß er zuſammenſank, und unter dem Kirſchbaum ſeinen Geiſt aufgab. Der Anführer der Schaar aber rief und ſprach: „Alſo iſt ihm heute geſchehen, wie er ſeinem Hauptmann gethan hat."

4. Die Eier.

Da eben die Weiſen aus Morgenland hinweg gegangen waren, ſiehe, da erſchien der Engel des HErrn dem Joſeph im Traume und ſprach: „Stehe auf und nimm das Kindlein und die Mutter zu dir, und fliehe in Aegyptenland, und bleibe allda, bis ich dir ſage; denn es iſt vorhanden, daß Herodes das Kindlein ſuche, daſſelbe umzubringen." Und er ſtand auf und nahm das Kindlein und die Mutter zu ſich bei der Nacht und entwich in Aegyptenland. Weil aber von Bethlehem bis dorthin weiter iſt, denn von Hamburg nach Allzunah, mußten Joſeph und Maria auch weiter

wandern, und, wie es Meiſter Sanzio gar trefflich gemalt hat, ein Eſelein mit.

Weil es aber in der Wüſte andere Herbergen nicht giebt, als die zum grünen Buſch und zum blauen Himmelsgezelt, ſo geſchah es eines Tages, daß Maria und Joſeph in große Noth geriethen. Der Schlauch zerriß, und wie die guten Leutlein gerade mit einander beſprachen, was ſie anfangen thäten, wenn ſie in Aegyptenland das Gold der Weiſen vom Morgenland verzehrt haben würden, rieſelte das Waſſer über den Bauch des Eſeleins hinab und unter die Kieſel der Wüſte. Dazu rieb ſich der Sack auf der andern Seite an dem Korb, darinnen das Kindlein ſchlief, ein Loch. Und da die Aeltern des Kindes gerade mit einander ſorgten, woher ſie Arbeit bekommen möchten, wenn ſie einmal wieder heimgekommen wären nach Nazareth, verſchüttete er die Sangen, bis auf das letzte Korn, und ſäete, da nichts zu ernten war.

Was halfs alſo, daß Joſeph einen ſchönen Baum von ferne ſah, und zu ſeinem Weibe ſagte: „Unter der Eiche dort wollen wir übernachten, denn es will Abend werden und der Tag hat ſich geneiget.“ Wie die Brüder Joſephs erſchracken, als der Becher in dem Sack des Jüngſten gefunden wurde, alſo erſchracken die Aeltern des Kindes über den leeren Schlauch und über das zerriſſene Säcklein, als ſie das Thier ſeiner Bürde entledigten. Es ſtanden ihnen die Haare zu Berg, und ſie ſetzten ſich hin auf die Erde, ſahen immer auf einen Fleck, und wußten nicht mehr, wo an und wo aus.

Nicht alſo der Eſel. Er griff nach der nächſten Diſtel, ſo klein ſie auch war, und als er die bis auf die Wurzel abgeäzt, machte er ſich an die zweite und dritte, und ging ſo immer weiter, bis er hinter den Büſchen verſchwand.

Ingleichen das Kindlein, da ihm die Zeit lange ward, langte es nach einem blauen Kieſel, und weil zwei oder drei Schritte davon ein gelber lag, rutſchte es hin, und ſofort von einem ſchönen Kleinod zum andern, bis es in den Büſchen der Wüſte verſchwand.

Da kamen Joſeph und Maria ein wenig zu ſich, erſchracken aber noch mehr, weil ſie den Eſel ſammt dem Kindlein vermißten, und riefen, und wenn ſie gerufen hatten, horchten ſie wieder, und wenn ſie nichts hörten, ſo ſchrieen ſie in Verzweiflung: „Ein böſes Thier hat ihn gefreſſen, ein reißendes Thier hat den Knaben zerriſſen!“ Aber das Knäblein ſaß indeſſen wohlgemuth und unverſehrt in einem Straußenneſt und ſchob die großen Eier hin und her. Und weil es von dem feinen Sande, darauf die Eier lagen, etwas in ſein Näslein brachte, nießte es zwei- oder dreimal. Da das Joſeph und Maria in der ſtillen Wüſte alsbald hörten, eilten ſie mit Freuden herzu, und fanden ihr Kind, welches ſie anlächelte und mit ſeinem Händlein auf eins der großen Eier ſchlug, als wollte es ſagen: „Euer himmliſcher Vater weiß, was ihr bedürfet. Darum ſorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine ſorgen. Es iſt genug, daß jeder Tag ſeine eigene Plage habe.“

Und als die Aeltern mit dem Kinde zu der Eiche zurückkehrten, fanden ſie auch den Eſel. Der hielt ſein Haupt über ein kryſtallhelles Brünnlein, und beſann ſich, ob er noch mehr trinken ſollte oder nicht. Alſo nahm ihn Joſeph beim Ohr und führte ihn mit ſich.

Als ſie aber alle wieder beiſammen waren, kam der Geiſt großer Freudigkeit über Maria, und ſie rief mit lauter Stimme: „Meine Seele erhebet den HErrn und mein Geiſt freuet ſich Gottes, meines Heilandes. Denn er hat

große Dinge an mir gethan, der da mächtig ist und deß Name heilig ist!“

Und die Wüste schwieg, als Maria solches rief. Aber nicht ferne davon zog ein gottesfürchtiger Mann aus Aegyptenland mit vielen Kameelen und Knechten. Als der den Namen seines Gottes anrufen hörte, stieg er ab und ging zu dem Orte, da Maria und Joseph saßen, und redete mit ihnen dieß und das. Und zuletzt rief er zween seiner Knechte und ließ aus seinem Vorrathe herbeiholen Sangen und Rosinkuchen, und Feigen und dazu ein Krüglein mit Wein.

Des andern Tages aber flickte Joseph den Schlauch, und füllte ihn aus dem Brünnlein. Und die Geschenke des Mannes sammt etlichen Eiern aus dem Nest legte er in den Korb. Maria aber band das Knäblein in ein Tuch, und nahm es auf den Rücken und zog leichten Herzens hin durch die Wüste.

5. Warum?

Zu Hamburg auf einem Platz stunden einmal zween Arbeiter, und wer sie sah, dachte an des HErrn Wort. „Um die eilfte Stunde aber ging er aus, und fand andere müßig stehen am Markt, und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sprachen zu ihm: Es hat uns Niemand gedinget.“ Denn obgleich der Meßner schon auf dem Wege war, die Mittagsglocke zu ziehen, so warteten sie doch noch immer auf Den, der da kommen sollte und sagen: Gehet mit mir, ich will euch geben, was recht ist.

Und als um zwölf Uhr im Michaels-Thurme die große Glocke gezogen wurde, zog Karsten, der eine von den zween, den Hut ab, und betete ein Vaterunser, oder

was er ſonſt in ſeinem Herzen redete. Denn ſeine Lippen regten ſich, aber ſeine Stimme hörte man nicht. Volland aber, der andere, ließ den Hut auf dem Kopfe und ſprach: „Weiß nicht, warum ich mich bemühen ſoll, wenn die Alte da oben ſummt und brummt. Wie leicht fällt ein Ziegel vom Dach, und ſchlägt mir ein Loch in den Kopf. Zudem nehmen ſich die Vögel unter dem Himmel kein Blatt vor das Maul. Was gilts, Vetter Claus, es geht einmal deiner großen Naſe, wie dem Tobias unter dem Schwalbenneſt?“ Karſten aber antwortete nur: „Will ſehen, Vetter Erhard, will ſehen.“

Hätte auch zu einer längeren Replik nicht Zeit gehabt. Denn da er das geſagt, trat ein kleiner, alter Herr zu ihm und ſprach: „Gefällt's dir, ſo komm! ich will dir Arbeit geben und bezahlen, was recht iſt.“ Karſten ging mit, und als das alte Herrlein unterwegs zu ihm ſagte: „Aber ich kann es nicht leiden, daß, die mein Brod eſſen, fragen, warum?“ antwortete er: „Euer Wille geſchehe. Viel Reden und Fragen iſt das ganze Jahr meine Sache nicht.“

Alſo kamen ſie, ohne ein Wort weiter zu verlieren, in die große Zuckerſiederei vor dem Thor. Und als Karſten hinter derſelben die großen Holzſtöße ſah, wurde er ganz fröhlich in ſeinem Herzen und ſprach bei ſich ſelbſt: „Gott ſei's gedankt! nun wird es mir nimmer an Arbeit fehlen.“

Da er aber ein Jahr lang oder etwas darüber Holz geſägt und geſpalten hatte, ſprach der Zuckerſieder zu ihm: „Claus, du haſt alle Tage einen weiten Weg Abends heim und Morgens wieder heraus. Gefällts dir, ſo magſt du dort in mein Gartenhaus ziehen, und mit Weib und Kindern darin wohnen umſonſt.“

Und da Karſten ein Jahr lang oder darüber im Sommerhaus gewohnt hatte, trat ſein Brodherr wiederum zu ihm und ſprach: „Claus, der Hausmeiſter hat lange Finger gemacht und hinter der Thüre Abſchied geſagt. Willſt du, ſo kannſt du ſein Pöſtlein einnehmen.“

Und abermals über ein Jahr ließ der alte Zuckerſieder mitten durch ſeinen großen Garten zwiſchen den Trockenböden und dem Sommerhäuslein eine hohe Mauer aufführen. Aber Niemand getraute ſich zu fragen: Warum thuſt du das? ſelbſt ſein eigener Bruder nicht. Auch ſein Weib nicht; denn er hatte keins. Und ob nun gleich der Hausmeiſter Karſten fortan einen weiten Umweg machen mußte, wenn er zu den Seinen im Gartenhauſe gelangen wollte, ſo fragte er doch nicht, auch nicht mit einer Miene, wie oder warum?

Darüber ſtarb der Zuckerſieder, und in ſeinem Teſtament ſtand geſchrieben: „Item, dem Claus Karſten vermache ich die andere Halbſcheid meines Gartens jenſeits der Mauer, und will ihn mein Bruder auch fernerhin als Hausmeiſter behalten, ſo mag er eine Thüre durch die Wand brechen laſſen. Wo nicht, ſo zahlt er dem Mann noch weiter drei tauſend Mark und läßt ihn ziehen. Sollte aber Claus Karſten, was ich jedoch nicht hoffe und erwarte, fragen, warum er zu mir gekommen, ſo werde ihm zu wiſſen gethan, wie folgt: Zum Holzhacker wählte ich den Claus, weil ich ihn beten ſah. Hätte damals ſein Camerad gebetet, und er den Hut auf dem Kopf behalten, würde ich ihn nicht gedungen haben, ſondern ſeinen Vetter.

6. Die Glocken.

Zween Jünglinge wanderten einſt vom Dorfe heim in die Stadt, und ſprachen miteinander Mancherlei von ge-

ſtern und heute. Die Glocken auf den Kirchthürmen im Thal blieben auch nicht ſtumm, ſondern redeten nah und fern in hellen und dumpfen Lauten. Daran hatte David, der eine der beiden Geſellen ein herzliches Wohlgefallen, und ſprach: „Es iſt mir doch nichts lieber, als dieſes Abendläuten, und iſt's möglich, ſo möcht' ich einmal unter ſolch einem Requieſcat im Tode entſchlafen.“ Aber Diebald, ſein Kamerad, antwortete und ſprach: „Ei, was Abendläuten! Das Eßglöcklein iſt mir viel ergötzlicher, denn alle Glocken groß und klein, welche geläutet werden von einem Ende der Chriſtenheit bis zum andern.“

Und von Stund an ſchieden ſich die Wege der zween Jünglinge. Diebald ging hin, und erbte die Güter ſeines Vaters, und ſprach zu ſeiner Seele: „Liebe Seele, du haſt einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink, und ſei gutes Muths!“ Und ſeine Seele ließ ſich ſolches nicht zweimal ſagen, ſondern dachte an weiter nichts mehr, denn an Eſſen und Trinken.

Seine Tagesordnung aber war dieſe. Wenn er früh um die neunte oder zehnte Stunde die große Reiſe von Betthauſen nach Armſtuhl vollendet und ein- oder zweimal gegähnt hatte, machte er ſich an den Morgenimbiß. Und wenn er der ſilbernen Kaffeekanne auf den Grund ſchauen konnte, ging er an ſein Tagewerk, und ſchrieb auf einen Zettel, was ſein Mundkoch für den Mittagstiſch zurichten ſollte. Und wenn er ſeine beſten Gedanken alſo zu Papier gebracht hatte, ſpielte er ein halbes Stündlein mit Gabel und Kelchglas. Und wenn er ein Rephühnlein zergliedert oder die Tiefen einer Paſtete erforſcht hatte, ſtudirte er die Speiſezettel, welche ihm ſeine Geſchäftsfreunde aus Frankreich und England zuſchickten. Und wenn er ſich daran erbaut hatte, erquickte er ſich auch leiblich an ſeinem eigenen Tiſch

und koſtete von allen fünf Schüſſeln mit Beifall oder Tadel, jenachdem es der Mundkoch nach ſeinem Willen getroffen hatte oder nicht, worauf er aus Nächſtenliebe gegen ſeinen Magen ein Stündlein ſchlummerte. Gegen Abend aber begab er ſich in eine Geſellſchaft, wo viel geſotten und gebraten, und gebacken und gebraut wurde ohne Feuer. Und da er in die etliche Krüglein Bier, ſo er in dieſer Garküche trank, nichts brockte, ſo wurde er wieder ſehr hungerig, und that auch der Abendmahlzeit daheim oder im Gaſthofe ihre Ehre an. Weil aber auf ſolche Weiſe den Tag über ſein Kopf faſt leer ausging, ſo bedachte er ihn noch mit einem warmen Schlaftränklein aus Gewürz und allerlei ſtarken Geiſtern, und ging ſo durch ſtille Nebel ein in das Land der Träume.

Die zwölf Himmelzeichen: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Waſſermann und Fiſche — that Herr Diebald in ſeinem Kalender ab, bis auf zwei, und ſetzte dafür: Schnepf, Spargel, Hirſch, Feldhuhn, Lerche, Faſan, Wildſchwein, Auſtern und Schildkröte.

Und dieſe Leckerbißlein von den Schnepfen bis zu den Schildkröten und hundert andern dazwiſchen, bekamen dem Herrn Diebald, wie das Waſſer dem Kürbiß. Er ſchwoll, wie ein Kürbiß, er ward rund, wie ein Kürbiß, er glänzte, wie ein Kürbiß, er nahm, wo er aß, einen großen Platz ein, wie der Kürbiß, und wenn er ſeine kurzen Füße unter dem Tiſchtuch hatte und ſeine Hände dabei, konnte man leicht in Verſuchung gerathen, ihn mit den Früchten zu vergleichen, die in Ungarn wachſen und ſehr ſchwer werden, wenn Frühregen und Spatregen kommen zu rechter Zeit. So verſchwand ſeine Naſe zwiſchen den Wangen, ſo tief

lagen ſeine Augen im Fett, ſo wenig war mehr von einem Hals übrig geblieben, ſo zufrieden war er mit ſich ſelbſt.

Zuletzt erſtickte Herr Diebald in ſeinem Saft. Und weil wir aus dem Orbis Pictus wiſſen, daß Leib und Seele des Menſchen einerlei Form haben, ſo erſchrack St. Petrus an der engen Pforte über die Geſtalt, die da ſagte, ſie ſei ein Menſch, und ausſah, wie ein Kürbiß. Und da der heilige Pförtner in Verlegenheit kam, und nicht wußte, wohin er ſie thun ſollte, ſo hieß er ſie außen warten, und ging zuvor hinein und erholte ſich Raths. Denn er dachte gerade nicht an das Gleichniß von dem reichen Mann.

David aber — damit wir dieſen nicht vergeſſen — ging nach jenem Abendläuten hin, und ward Schulmeiſter zu Dreibrunn im Hochgebirge. Und weil er übergenug zu ſchaffen hatte mit fremden Kindern, ſo nahm er kein Weib, ſondern lebte als Einſiedler, und freute ſich der Glockenzunge in dem Läutthürmlein auf der St. Andreaskapelle. Denn ſie redete oder ſchwieg, wie er es haben wollte, und wann ſie redete, gab es einen freundlichen Widerhall an den Felſen und auf den Almen umher. Weil David aber auch an dem kalten Sylveſterabend läutete, an welchem die Bergmaus in ihrer Höhle erfror, ſo zerſprang die Glocke, und mit dem Läuten war es nun aus, wie mit dem Leuchter bei dem Johanniswürmlein, wenn es ſtirbt.

Der Andreas in Dreibrunn war aber ein armer Heiliger, und die Bauern, zu welchen David ſagte, ſie ſollten zur Ehre Gottes in der Höhe beiſteuern und die Glocke umgießen laſſen, waren ſo taub, als der freundliche Leſer, wenn man ihm zumuthete, er ſollte dem Kaiſer von Utopia zu Ehren den Beutel ziehen.

Da beſchloß der Schulmeiſter, nicht länger leeres Stroh zu dreſchen, ſondern ging heim, und fing an zu leben wie die

Karthäuſer, die kein Fleiſch eſſen, und wie die ächten Türken, die keinen Wein trinken. Was er aber weniger brauchte, als ſonſt, legte er für die Glocke zurück. Und als er dreißig Jahre wie ein Türke getrunken, und wie ein Karthäuſer gegeſſen und wie ein Kapuziner Staat gemacht hatte, that er die zerſprungene Glocke zu dem Erzgießer und ließ ſie für ſein Geld umſchmelzen und noch um ein Drittel größer machen, als ſie zuvor geweſen war. Dann wurde er krank und immer kränker, bis er von ſich und der ganzen Welt nichts mehr wußte.

Aber als die Werkleute die neugetaufte Glocke in dem Läutthürmlein aufgehängt hatten und damit Abends fertig geworden waren, dachten ſie, wir wollen nicht warten bis morgen, ſondern heute noch hören, wie ſie lautet und was ſie ſpricht, und hoben an zu läuten. Da erwachte der Schulmeiſter aus ſeinem tiefen Schlummer, und hörte die Töne, ſo er dreißig Jahre nicht mehr gehört hatte, und rief: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menſchen ein Wohlgefallen!“ Und als er das geſagt, entſchlief er wieder, und wachte hienieden nicht mehr auf.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dresden, gedruckt bei C. Heinrich.

Erzählungen

von

Karl Stöber.

Gesammtausgabe
mit Zeichnungen nach Professor Richter d. j.

Dritter Band.

Dresden,
Verlag von Justus Naumann.

1843.

Das blaue Wasser.

Wenn der freundliche Leser Zeit hat und nicht über alle Berge, sondern mit der Altmühl nach Solenhofen gehen will, kommt er nach Zimmern, einem Dörflein unter dem Hollerstein, welcher aussieht, als warte er noch immer auf das Bergschloß, damit er überbaut werden möchte, und als wisse er nicht, daß die Zeit der Burgen schon längst vorüber sei. Im höchsten Sommer fällt sein Morgen-Schatten in den Spiegel der Altmühl, die zu dieser Zeit ganz ruhig wartet, bis sie der Müller durch seine Radstube läßt. Ist sie aber durch diese gegangen, so eilt sie wieder gen Mittag, woher sie eben gekommen ist, als hätte sie dort dieß oder jenes mitzunehmen vergessen. Daher die Fremden aus den obern Gemächern des Wirthshauses in die zwei gabelförmig auseinander liegenden Wiesenthäler hineinschauen können, ohne sich umzuwenden.

Hinter den vornehmen Reisenden aber, die ihre Augen in den lieblichen Gründen weiden, deckt die Wirthin den Tisch und stellt Hechte und Krebse darauf, in denen die Altmühl ihre Kostgänger nicht mehr erkennen würde. So schön roth sind die Krebse und so schön blau die Hechte gesotten. Der Hühner gar nicht zu gedenken, die auf ihrem Weg aus der Küche in die obere Stube das ganze Haus mit ihrem süßen Geruche erfüllen und auf dem Tisch noch mit der Reseda wetteifern, die vor dem offenen Fenster auf dem Blumenbrette steht.

Der Erzähler wundert sich daher auch nicht, daß allen Fremdlingen, so in Zimmern waren, das Dörflein mit seiner Umge-

bung eine freundliche Erinnerung bleibt und in ihrer Seele einen Abdruck zurückläßt, lieblich, wie die Bilder, die ſich die ruhig wallende Altmühl von den Weiden und Fiſchernetzen an ihren Ufern nimmt.

Ganz anders ſah es in dem Weiler unter dem Hollerſtein nicht lange vor dem weſtphäliſchen Frieden aus, als ſich eines von den letzten heimziehenden Gewittern des langen dreißigjährigen Kriegs über denſelben entlud.

Eine Schaar Bayern nämlich, welche von Donauwörth herkamen, wollten im Vorübergehen die Veſte Pappenheim mit einem Handſtreich nehmen. Sie wurden aber von der Schwediſchen Beſatzung mit blutigen Köpfen abgewieſen und nahmen dann ihren Rückzug an der Altmühl hinab nach Eichſtädt, aber nicht beſchämt, wie der Löwe, wenn er einen vergeblichen Sprung nach einer auserſehenen Beute gethan, ſondern zornig, wie die Weſpe, wenn ſie ihren Kopf an das Stubenfenſter geſtoßen hat.

Die Bewohner des Dörfleins hatten jedoch ihre Kundſchafter und warteten, von dieſen gewarnt, den Schwarm mit ſeinen ſcharfen Schwertern und langen Fingern nicht ab, ſondern retteten ſich, ſo lange es noch Zeit war. Das nahe Wolfsthal bot ihnen einen ſichern Zufluchtsort. Dorthin flohen ſie mit dem Wenigen, was ihnen der Krieg noch übrig gelaſſen hatte, und ließen leere Hütten zurück und offene Thüren, die weder die Neugierde noch den Zorn der Feinde reizen konnten. Wären ihnen noch etliche übrige Hennen gefolgt, ſo hätte man beim erſten Blick glauben können, das Dorf ſei ſchon Jahre lang verlaſſen. Aber auch dieſe legten für den Feind nicht ein einziges Ei. Denn in dem dreißigjährigen Kriege, wo jedermänniglich auf das Verſtecken bedacht war, hatten es auch dieſe geflügelten Hausgenoſſen gelernt, und legten nicht in die Ställe, ſondern in Schlupfwinkel, die ſie noch weit vorſichtiger und klüger zu wählen wußten, als der Sperling den Platz für ſein Neſt.

Aber die Weiber und Mägdlein in den Dörfern, welche auf die Schliche verlegender Hühner gar aufmerkſam ſind, wußten oder entdeckten dieſe Schlupfwinkel und huben die aufgehäuften Schätze darin mit doppelter Freude, wenn ſie nach der Entfernung der Feinde aus den Verſtecken wieder in ihre Häuſer zurückgekehrt waren und nichts weiter vorfanden, als höchſtens etwas Getreide, welches damals nicht in den Speichern aufgeſchüttet, ſondern unter die Erde vergraben wurde.

Außer dieſen Hennen, die an allen Hecken und Zäunen ihren Tiſch gedeckt fanden und auf den höchſten Bäumen in den Gärten übernachteten, blieb auch der Fiſcher Andreas Horn in dem Weiler zurück. Er war zwar nicht ſehr alt, auch bei ſeinem heiteren Temperament und bei ſeiner Zufriedenheit mit Gottes Führungen nicht lebensſatt, aber zum Gehen faſt ganz unfähig, weil ſeine Füße von der böſen Gicht ſteif und von der Hautwaſſerſucht ſtark angeſchwollen waren. Seine Nachbarn hätten ihn bei der Flucht vor den Bayern gern auf eine Bahre geſetzt und ſo mitgenommen, ob er gleich ein großer und ſchwerer Mann war. Aber ſeine Krankheit war mit einem beſtändigen Fieberfroſt verbunden, der nur unter einem vollen Federbett, oder in der Mittagſonne oder hinter dem geheizten Ofen wich. Er wollte daher lieber den fliehenden Horniſſen-Schwarm der Bayern an ſich vorüberziehen laſſen, als ſeinen Leuten in die kühle und vom Winter her noch feuchte Höhle des Wolfsthals folgen, wo er nichts zu erwarten hatte, als ein beſtändiges Frieren, das anhaltender und daher auch ſchwerer zu ertragen war, als die Schauer, welche dem Tode voranlaufen. Auch hoffte er, die Bayern würden wenigſtens noch ſo viel Menſchlichkeit und Chriſtenthum aus dem Kriege gerettet haben, daß ſie ſich nicht an einem kranken und lahmen Manne vergriffen. Nur blieb er nicht in ſeiner Stube, ſondern begab ſich mit Hilfe ſeiner Handkrücken auf die Bank neben der Haus-

thüre. Denn ſeine Hütte hatte noch ein Strohdach, und wollten die Feinde dieſes anzünden, ſo mußte er mit verbrennen, weil er oft über eine halbe Stunde brauchte, bis er von ſeinem Sitz hinter dem Ofen aufkam, den Weg über die Stube und die Hausflur zurücklegte und ſeinen zweiten Ruheplatz vor dem Hauſe erreichte.

Anfangs hatte er auch ſeinen Entſchluß, allein in dem Dorf zurückzubleiben, nicht zu bereuen. Denn die Feinde hielten ſich nicht lange im Dorf auf, ſondern eilten im vollen Trab durch die einzige Gaſſe deſſelben. Mit ihrem geübten und wohlerfahrenen Auge ſahen ſie auf den erſten Blick, daß in dem Weiler noch weniger eine Nachleſe zu halten ſei, als in einem Weinberge, wo ſchon die Hippe, die Droſſeln und die Novemberfröſte das Ihre gethan haben. Dazu ſchickten ihnen die Schweden in der Burg aus ihren Feldſchlangen und Falkonetten einen Valetſegen nach, und daß ſie ſcharf geladen hatten, bewieſen die Kugeln, die dort in die Altmühl und da auf die Schieferdächer fielen.

Einer von den Bayeriſchen Reitern kam, wie zwei hundert Jahre ſpäter ſeine Landsleute aus Rußland, zu Fuß nach, und bei dem erſten Blick, den man auf ihn warf, konnte man ihn für krank halten. So unſicher und wankend war ſein Gang. Aber kaum war er in die Gaſſe des Dorfs eingetreten, ſo zeigte es ſich, daß ihn ein Geiſt beſeelte, der aus ſeiner leeren Branntweinflaſche an der grünen Schnur in ihn gefahren war. Er zog ſeinen Haudegen und ſchlug Haus vor Haus die noch übrigen Fenſterſcheiben ein oder zerfetzte das eingeklebte Papier, womit die ſchon früher eingeſchlagenen erſetzt worden waren. So kam er bis an die Hütte des alten Fiſchers und bemerkte mit ſataniſcher Freude, daß doch wenigſtens noch ein Mord übrig ſei. Mit einem geſunden Manne hätte er es nicht mehr aufnehmen können, aber die zwei Krücken, die neben dem alten

Fiſcher auf der Bank lagen, ſagten ihm, daß er es nur mit einem Invaliden zu thun habe, und das Lebenslicht eines Kranken auszulöſchen, war eben ſo leicht als ergötzlich. Daher wollte er es auch nicht auf Einen Streich thun, ſondern ſein Opfer vor dem Todesſtoß noch ängſten und an ſeiner Angſt ſich weiden.

Zuerſt fiel er mit ſeinem Haudegen gegen den Fiſcher aus, als wollte er ihn durch und durch ſtoßen. Aber der Angegriffene parirte mit dem einen Krückenſtock, den er zu ſeiner Vertheidigung ergriffen hatte, den Stoß und ſchlug dann ſeinen Feind ſo über die Hand, daß er ſeine Waffe fallen ließ.

Dieſer gab jedoch damit ſeinen Vorſatz nicht auf, ſondern zog ein Piſtol aus dem Gürtel um ſeinen Koller, und machte Anſtalt es zu laden. Er brachte auch das Pulver aus der einzigen Patrone, die er noch hatte, vielleicht zur Hälfte in den Lauf; aber die Kugel fiel ihm in den Koth und er ſelbſt der Länge nach hinterdrein, als er ſich bückte, um ſie zu ſuchen. Nun verwandelte ſich ſein trunkener Muth in Ingrimm. Er trat unter das Strohdach der Fiſcherhütte, wo es am weiteſten herabreichte und mit der Hand zu erlangen war, und verſuchte Feuer zu ſchlagen, um es dann mit der brennenden Lunte anzuzünden.

Darüber erſchrak der kranke Mann ſehr. Denn er mußte ſich auf die Füße machen, wenn der Feind ſein Haus in Brand ſteckte. Wenn er nämlich ſtand oder ging, konnte ihn ein Kind über den Haufen werfen. Nur im Sitzen und wenn er eine feſte Bank unter ſich hatte, die er zwiſchen ſeine Kniekehlen nehmen konnte, nahm er es noch immer mit dem ſtärkſten Manne auf. Denn die Kraft in ſeinen Armen und Lenden war noch immer ungeſchwächt und wie in der Zeit ſeiner beſten Jahre, wo er den eichenen Tiſch in der Wirthsſtube mit Einer Hand am Fuß nahm, in die Höhe hob und vor ſich hin hielt, wie

eine Kanne Bier, — oder dem Schmidt die neuen Hufeisen zerbrach, wie der freundliche Leſer ohne viele Anſtrengung ſeine Faſtenbretzeln zerbricht, die er eſſen will, — oder einen ſtecken gebliebenen, ſchwer beladenen Getreide-Wagen mit ſeinen Schultern lüpfte, daß die ſchnaubenden Pferde wieder weiter ziehen konnten. Ueberhaupt erinnerte der alte Fiſcher nach ſeinem äußerlichen Anſehen faſt an das Bild des Königs Nebucad-Nezars, von welchem geſchrieben ſteht: „Du König ſaheſt, und ſiehe, ein großes hohes Bild ſtand gegen dir. Deſſelben Bildes Haupt war von feinem Golde, ſeine Bruſt und Arme waren von Silber, ſein Bauch und Lenden waren von Erz; ſeine Schenkel waren Eiſen, ſeine Füße waren eines Theils Eiſen und eines Theils Thon."

Seinen Widerſacher fürchtete er daher nicht im mindeſten, ſo lange er ſitzen bleiben und hoffen konnte, ihn noch ſitzend mit ſeiner Hand zu erreichen. Wenn er aber, vom Feuer vertrieben, aufſtehen mußte, war er verloren und konnte nichts Anderes erwarten, als die Maus, mit der die Katze ſpielt. Aber der Rachen des Todes, der ſich vor ihm ſo weit aufthat, ſchloß ſich ſogleich wieder. Denn mit dem erſten Schlag, den der betrunkene Dragoner that, ſchlug er ſich den Feuerſtein aus der Hand und mitten zwiſchen die vielen blank gewaſchenen Kieſelſteine, die unter der Dachtraufe lagen. Und ihn da wieder zu finden, wäre dem blinden Tobias leichter geworden, als ihm. Zwar machte er einen Verſuch; aber es ging nicht beſſer, als bei der Bleikugel. Sein Kopf bekam wieder das Uebergewicht, aber die Kieſel wichen nicht aus, wie vorhin der Koth, und ſeine Naſe mußte auf eine ſchmerzliche Weiſe nachgeben.

Langſam und mit ſteifen Gliedern, wie der Miſtkäfer, der von dem Fuße des Wanderers unſanft berührt worden iſt, erhub er ſich wieder und fluchte. Ja es war, als ſähe und hörte man den unſauberen Geiſt mit ſeinen ſieben Geſellen aus ihm

zürnen, ſo funkelten ſeine Augen und ſo heiſer war ſeine Stimme.

Nachdem er ſich aufgerichtet hatte, blieb er einige Augenblicke ſtehen und beſann ſich. Dann wankte er auf die Hausthüre zu und wollte ſehen, ob nicht auf dem Heerde oder in dem Ofen glühende Kohlen übrig geblieben wären. Unterwegs aber ſah er in der Stube, deren Thüre der Fiſcher offen gelaſſen hatte, ein volles Federbette. Und das brachte ihn auf einen anderen Gedanken. Denn während des ganzen langen Kriegs wußte er ſich kein größeres Vergnügen, als da, wo er ſchalten und walten konnte, wie er wollte, die Betten aufzuſchneiden und die Federn darin nach allen vier Winden fliegen zu laſſen. Er nahm daher auch hier das oberſte von den drei Kopfkiſſen unter den Arm, wie der alte Jonathan Dreifuß ſeinen Dudelſack, und wollte draußen auf der Gaſſe das Uebrige thun. Dieß ſah der alte Fiſcher durch das kleine Stubenfenſter, vor welchem er ſaß, und machte ſich bereit, einen Griff nach ſeinem Feinde zu thun, indem er ganz an den Rand der Bank gegen die Hausthüre zu rutſchte und das dicke eichene Brett unter ſich ſo feſt als möglich in ſeine Kniekehlen nahm.

Aber ſchon die Hälfte dieſer Vorbereitungen wäre hinreichend geweſen. Denn ſein Quäler ſtrauchelte auf der Schwelle der Hausthüre und fiel dem Fiſcher in die Arme. Und dieſe waren noch ſchneller mit ihm fertig, als die Spinne mit der gefangenen Fliege, die ſie in ihre Fäden wickelt. Mit der einen Hand faßte er ihn beim Wehrgehänge und den Zeigefinger der andern ſchob er vorn durch ſeine Halsbinde, als einen lebendigen Hacken, der faſt ſo gewaltig wirkte, wie der eiſerne, in welchen der Seiler am Meeresſtrand zwei Seile hängt, um ein armdickes Tau daraus zu drehen.

Der Fiſcher wollte ſeinen Gefangenen vorläufig nur ſo ſicher, als möglich halten und dann überlegen, was weiter zu thun

ſein möchte. Aber dieß war überflüſſig. Der Zug an der Halsbinde war für einen betrunkenen Menſchen doch zu ſtark und führte einen Blutſchlag herbei. Schon eine Minute nachher lag der Leichnam des Erwürgten in dem Schooß des alten Fiſchers, wie ein Krametsvogel mit eingedrücktem Rückgrad in der Hand des Vogelſtellers. Seine Seele war dahin gegangen, wie Nabals Seele, da ihn der Herr ſchlug, daß er ſtarb.

Der Fiſcher machte, ſo weit er es in ſeiner Lage thun konnte, einige Verſuche, den Todten aus ſeinem Schlafe zu wecken, und löſte vor allen Dingen die Binde um ſeinen Hals. Aber mehr vermochte er nicht zu thun. Denn das losgebundene Tuch war demjenigen ganz gleich, welches ſein Sohn anhatte, als er etliche Jahre vorher halb freiwillig und halb gezwungen nach der Eroberung von Pappenheim mit einem ſchwediſchen Regiment in das Feld zog. Das Muſter daran, welches man hier zu Land den gebrochenen Stab nennt, und zwei Buchſtaben, die mit rothem türkiſchen Garn eingenäht waren und mit dem Namen ſeines Sohnes übereinſtimmten, ließen wenigſtens den Vater nicht mehr daran zweifeln, daß ſein Thomas im Kriege umgekommen, und nach ſeinem Tode ſeiner Kleidungsſtücke beraubt worden wäre.

Dieſer Verluſt war aber für den alten und kranken Fiſcher doppelt bitter und ſchwer zu ertragen. Denn Thomas war ſein einziges Kind geweſen und über die Hälfte der Aecker, welche zu dem ſchönen Fiſchgute gehörten, lag ſchon mehrere Jahre unbebaut und wartete auf den Sohn, daß er wiederkomme und die Dornen und Diſteln ausjäte, welche darauf wucherten. Der anderen Hälfte der Grundſtücke aber, welche die Fiſcherin mit zwei mageren Kühen beſtellte, ſah man es an, daß eine ſchwache und unſichere Hand den Pflug führte und den Saamen ſtreute. Der Kahn, ſchon lange nicht mehr gebraucht, lag, von der Sonnenhitze zerriſſen am Ufer, und das Schilf wuchs durch ſeine

weiten Spalten. Das große Fischgarn hing in der Scheune und die Spinnen hatten ihre kleineren Netze darüber gezogen. Dienstboten aber waren damals nicht zu haben, wo der dreißigjährige Krieg das deutsche Land auch Leutarm gemacht hatte. Bei dieser Armuth gab man oft den Morgen des besten Feldes um einen Laib Brod hin, und der Fischer hatte erst das Jahr zuvor auf Acker und Wiese mehr liegen und verderben lassen müssen, als die einzigen zwei Hände seines Weibes einheimsen konnten. Nun aber war er nahe daran, daß er, mitten im Besitz eines schönen Bauernhofs und eines einträglichen Fischwassers, sein Brod nicht mehr mit der Sichel und dem Netze finden konnte, sondern betteln mußte.

Desto lieber war es ihm auch, daß gerade sein Weib nicht da war, sondern sich mit ihren beiden Kühen in das Wolfsthal geflüchtet hatte. Auf ihr lagen ohnedieß der Mühseligkeiten und Sorgen überviel, und um nicht noch mehr Kummer auf ihr Herz fallen zu lassen, wickelte der Fischer einen ziemlich schweren Stein in das Halstuch und warf es so in die Tiefe der Altmühl, die nur wenige Schritte von dem Fischgute entfernt ist.

Kaum war er damit fertig, als die Flüchtlinge aus ihrem Versteck zurückkehrten. Denn ihre Kundschafter in den Felslöchern des Hollersteins hatten die Gewitterwolken ohne Schaden vorüberziehen sehen und es den Ihrigen sogleich angesagt. Alt und Jung, wie sie miteinander kamen, versammelten sich natürlich zuerst um den Fischer und ließen sich von ihm seinen Strauß erzählen. Seine Stimme versagte ihm dabei wohl oft; aber sein Weib und seine Freunde schrieben es der Anstrengung zu, die mit dem Kampfe auf Leben und Tod verbunden war, und der Angst, die ihm vorausging.

Dann, nachdem ihre Neugierde befriedigt worden war, fuhren sie den Leichnam des Dragoners auf einem Mistwagen vor das

Dorf hinaus und begruben ihn auf dem Anger. Sein Koller nagelten ſie an das Scheunenthor des Fiſchers neben einen Habicht, der das Jahr zuvor in das Garn gegangen war, nachdem er unter den jungen Gänſen, Enten und Hühnern ein großes Blutbad angerichtet hatte. Auf dem Platze aber, wo der Branntweintrinker begraben liegt, wächſt nichts, als gefährliches Bilſenkraut und giftige Wolfsmilch.

Nach dieſem Allen wurde der Frieden geſchloſſen, und als die frohe Botſchaft davon auch bis nach Zimmern gekommen war, meinte die Fiſcherin, nun werde auch ihr Sohn zurückkehren, und machte es, da er verzog, wie Hanna, des Tobias Hausfrau. Am Tage lief ſie wohl dreimal und öfter hinaus und ſah umher auf alle Wege, da er herkommen konnte, ob ſie ihm etwa erſähe. Des Nachts aber weinte ſie, daß ſie ſich nicht wollte tröſten laſſen, und ſprach: „Ach mein Sohn! ach mein Sohn! warum haben wir dich laſſen ziehen, das Licht unſerer Augen, der Stab unſers Alters, der Troſt unſers Lebens!“ Der Fiſcher aber ſprach zu ihr: „Schweige und ſey getroſt! Unſer Sohn iſt in guten Händen,“ und ſeufzte dabei.

Weil aber immer Krieg ſein muß auf Erden, ſo wollten die Bauern in Zimmern, da der dreißigjährige vorüber war, einen andern anfangen, zu dem die Advokaten die Federn ziehen ſollten, und ſie den Beutel.

Zu ihrer Flur gehörte nämlich der dürre Abhang eines Berges, an welchem nichts weder abzuweiden noch zu zertreten war, und über dieſen trieb der Hirt von Bieswang in dem ſo trockenen Sommer des Jahres 1650, als droben auf den Bergen das Waſſer ausging, ſeine Heerde an die Altmühl herab. Denn es machte ihm eine unbeſchreibliche Freude, wenn ſeine durſtigen Thiere einmal wieder einen recht kräftigen Zug thun konnten, ohne den Fröſchen und Kröten ihre Suppe und den ſchwarzen Roßegeln ihren letzten Zufluchsort zu ſchmälern.

Aber in Zimmern lebte damals der Webermeiſter Mathias Dürr, und hätte auf ſeinem Webſtuhl zu thun gehabt, ſo viel er wollte, wie ſein College, der den gebrochenen Stab ſo ſchön und akkurat wirkte. Denn der Flachs war zwei Jahre hintereinander gerathen, und die Bauernweiber klopften wie oft an ſein Fenſter und fragten, ob dies oder das noch nicht fertig wäre, beſonders zwiſchen Walburgi und Jacobi, wo das Altmühlwaſſer und die Sonnenſtrahlen am beſten bleichen. Aber Meiſter Dürr, ſo viel er auch hin und her rutſchte, konnte auf ſeinem Stuhl keinen Platz finden, wie er ihn wünſchte. Vielleicht weil das Sitzbrett zu glatt und aus hartem Holz geſchnitten war; vielleicht auch weil es der Schreiner gegen die Jahre gehobelt hatte. Kurz, mochte es fehlen, wo es wollte, der Weber konnte keine Viertelſtunde in Einem Stück ſitzen bleiben, und legte ſich daher allerlei Nebengeſchäfte bei. Des Tages ſechsmal beſichtigte er ſeine Bienen und gab genau Acht, ob ſie in weißen, oder gelben, oder rothen Hoſen vom Felde nach Hauſe kämen, redete auch wohl darüber mit ſeinem Nachbar, dem alten Fiſcher, wenn dieſer auf ſeiner Bank vor dem Hauſe oder bei kühler Witterung hinter dem Ofen ſaß. Des Tages zwölfmal oder darüber ſah er ſich nach der Fahne auf dem Schulhauſe um, und wenn er ein Windmüller geweſen wäre, hätte Keiner ſeine Mühle akkurater gerichtet, als er. Dazu hatte er ſich in die Altmühl einen Pfahl geſchlagen mit ſchwarzen und rothen Strichen, daran man auf ein Haar ſehen konnte, ob das Waſſer geſtiegen oder gefallen wäre, und nach dieſem ſah er ſich faſt öfter um, als ein Junge nach dem Oſterei in ſeiner Taſche und ein eitles Mägdlein nach ſeinem Geſicht im Spiegel. Daheim in ſeiner Stube aber hatte er etliche Vögel und gab ihnen Privatſtunden im Pfeifen und Reden, und wenn in der Drehorgel, die er dazu brauchte, etwas verbogen oder zerbrochen war, machte er es ſelbſt. Denn ihm koſtete es höchſtens einen halben Tag,

und dem Hofschreiner in der Stadt hätte er wenigstens einen Groschen dafür bezahlen müssen.

Am liebsten machte der Weber den Vormund von unmündigen Kindern, den Beistand von Frauen vor Gericht und den Mittelsmann zwischen den Advokaten und Partheien. Denn Gänge in solchen Angelegenheiten wurden ihm bezahlt, dann schmeckte ihm auch das Bier in der Stadt besser, als in Zimmern, und endlich kam er dadurch in den Ruf eines rechtskundigen Mannes, wornach er in seiner Eitelkeit trachtete. Zudem war es ihm, als ob das Sitzbrett in seinem Webstuhl immer härter würde, und er konnte darauf eben so wenig einen festen Sitz gewinnen, als sein siebenjähriges Hännslein auf der Schulbank.

Daher wünschte er schon längst, seine Gemeinde möchte einmal mit einer andern Gemeinde in einen Prozeß gerathen, der nicht so schnell ausgehe, wie der zwischen Abram und seines Bruders Sohne, sondern von den Vätern auf die Kinder forterbe bis ins dritte und vierte Glied. Und bei diesem Wunsche war ihm die Bieswanger Heerde, die in dem trocknen und dürren Sommer jeden Tag zweimal an die Altmühl herab kam, willkommen. Sie mußte, wie er mit Zuversicht hoffte, die Veranlassung zu einem Rechtshandel werden, und war dieser einmal angesponnen, so konnten auch die Gänge in die Stadt, die er so gerne machte, und die Versammlungen im Wirthshause, wo er sich so gerne hören ließ, nicht ausbleiben.

Er begab sich zuerst zu seinem Nachbar, dem alten Fischer, redete aber diesmal nicht mit ihm von den Hosen seiner Bienen sondern sprach nur davon, wie es hohe Zeit wäre, daß man den Bieswangern das Handwerk lege und ihnen das Tränken ihres Viehes in der Altmühl wehre. Der Trieb gehe über einen Gemeindegrund und durch Verjährung könne gar leicht ein Recht daraus werden. Wenn sie nicht im Guten nachgäben, müsse

man ihnen einen Prozeß an den Hals werfen. Der könne nicht verloren werden.

Aber bei dem alten Fischer war er an den unrechten Mann gekommen, und so nachbarlich ihm derselbe immer sein Ohr geliehen und seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, wenn er von den weißen, rothen und gelben Hosen seiner Bienen erzählte, so hart ließ er ihn diesmal an. Er verwies ihm seine unchristliche und lieblose Gesinnung und setzte hinzu, lieber möchte der dreißigjährige Krieg noch einmal von vorn angehen, als die Gemeinde einen Prozeß anfangen. Der würde für das Dorf weit verderblicher sein, als alle die Durchzüge der Bayern und Schweden gewesen wären.

Desto besser gelang es dem Weber in den andern Häusern. Er brachte es ohne viele Mühe so weit, daß der Schultheiß auf den Tag Mariä Himmelfahrt Abends um sechs Uhr eine Gemeinde-Versammlung ansagen ließ, in der berathen und entschieden werden sollte, ob man die Bieswanger verklagen wolle, oder nicht. Denn diese hatten indeß erklärt, sie wollten durch die ältesten Männer in der Umgegend beweisen, daß sie von jeher das Recht gehabt hätten, ihr Vieh an die Altmühl bei Zimmern hinabzutreiben, wenn bei ihnen droben das Wasser ausgehe.

Die Versammlung wurde in der Wirthsstube gehalten. Die Männer, welche sich berathen wollten, saßen auf den Bänken an der Wand umher. Von Zeit zu Zeit ging ein hölzernes Gefäß der Reihe nach unter ihnen herum. Das dünne Bier darin war ein Getränke, welches eher in dem Unterleib der Versammelten Unordnung anrichten konnte, als in dem Kopfe derselben, und also auf Berathungen nicht nachtheilig einwirkte. Was getrunken wurde, schrieb der Wirth an die schwarze Schiefertafel, und wenn das Jahr herum war, wurde die Zeche mit zwei oder drei Eichen bezahlt, die man in dem Gemeindewald

fällte und an den Müller verkaufte. Die einzige Tochter des Wirths vertrat die Stelle ihrer verstorbenen Mutter und bediente die Gäste außer dem Bier auch mit ganz neugebackenen Wecken, die sie in einem großen Korb von Mann zu Mann herumtrug, wobei sie keinen Anstand nahm, gelegentlich auch ihre Meinung laut werden zu lassen. Denn ihre selige Mutter, eine kluge Frau, hatte es auch gethan und oft den Nagel auf den Kopf getroffen, nach dem schon etliche der Versammelten mit dem Hammer ihrer Weisheit daneben geklopft hatten.

Die letzten drei Männer, welche zur Berathung erschienen, waren der alte Fischer und zwei andere gleichgesinnte Männer, welche, wie er, den Prozeß hintertreiben wollten. Damit er sie in der Versammlung mit seinem kräftigen Wort unterstütze, hatten sie ihm unter die Arme gegriffen und in das Wirthshaus geführt.

Der Weber erschrack, als er seinen Nachbar hereintreten sah, weil er seine Meinung von dem Prozeß kannte und wußte, daß er bei der Gemeinde in großem Ansehen stand. Doch sammelte sich Meister Dürr bald wieder, und rechnete nun nur um so mehr auf einen Bundesgenossen, den er dießmal mitgenommen und unter der Bank hinter seinen blauen Strümpfen liegen hatte.

Der freundliche Leser dürfte aber nicht leicht errathen, wer dieser Bundesgenosse gewesen ist. Denn es war keine alte Urkunde auf Pergament und mit einem großen wächsernen Siegel, woraus der Weber hätte beweisen können, daß die Bieswanger kein Recht zu dem Viehtrieb an die Altmühl herab hätten. Auch war es kein schriftliches Gutachten, das er sich von einem Rechtsanwalt hatte anfertigen lassen, um es in der Versammlung vorzulesen und so schneller und sicherer zu seinem Ziele zu gelangen. Noch weniger war es ein Prügel, welchen er in den Hinterhalt gelegt hatte, damit er sich seiner bediene, wenn er etwa in den Fall käme, seine Sache statt mit dem Munde mit der Faust zu verfechten. Denn der Weber hatte keinen starken

Arm, und man ſagte ihm nach — ob mit Recht oder mit Unrecht, das weiß der Erzähler nicht — daß er ſchon zwei- oder dreimal genöthigt geweſen ſei, vor ſeinem böſen Weibe und ihrem Beſenſtiel die Flucht zu ergreifen.

Der Bundesgenoſſe, worauf er diesmal ſeine Zuverſicht ſetzte, war weiter nichts, als eine zweimäßige gläſerne Flaſche, und in der Flaſche ein Waſſer, das dem in der Altmühl ſo ähnlich war, wie ein Ei dem andern, aber ſo viel und vielleicht noch mehr hinter ſich hatte, als die kleinen ſchwarzen und rußigen Körner, die ſo ruhig und ſcheinbar unmächtig in einem Pulverthurme liegen.

Meiſter Dürr war nämlich am Tage zuvor nach längerer Zeit wieder einmal in der Stadt geweſen, und wie gewöhnlich nicht umgekehrt, ohne durch das Zeichen des weißen Ochsleins gegangen zu ſein, wie die Sonne durch das Zeichen des Krebſes, wenn es ihr im Mohrenland wieder beſſer gefällt, als in Europa. In dem weißen Ochſen war aber bis dahin nur ſogenanntes weißes Bier gebraut worden, ein leichtes Getränke, welches das Blut des Menſchen mehr beruhigt, als erhitzt. Deſto mehr verwunderte ſich der Weber über die große Veränderung, die ſich mit den gewöhnlichen Gäſten des Ochſenwirths, ſeinen alten und guten Freunden ergeben hatte. Denn die ſonſt ruhig und wortkarg neben einander ſaßen, ſchrieen durcheinander, als ſäßen ſie in der Kammer der Abgeordneten zu Paris, und die ſonſt den Frieden liebten, riſſen Händel vom Zaun und kündigten ſich hinüber und herüber Freund- und Gevatterſchaft auf. Meiſter Leiſt half dem Römiſchen Kaiſer regieren und ſchob mit ſeinem Arm alle Miniſter deſſelben als dumme und nichtsnützige Leute auf die Seite und über den Haufen. Meiſter Hanf ſagte wieder, was der Großſultan zu Conſtantinopel in ſeiner Schlafkammer redete, als er Krieg führte wider die Ungarn und berathſchlagte ſich mit ſeinen Knechten und ſprach: Wir wollen

uns lagern da und da. Meiſter Glas hatte ſich die Märzennebel aufgeſchrieben, und berechnete darnach die Gewitter, die zwiſchen Himmelfahrt und Kirchweih kommen werden; weil ihm aber ſein Gevatter keinen Glauben ſchenkte, brach ſofort eines aus und es hätte auch ſogleich eingeſchlagen, wenn nicht der Wirth dem Meiſter Glas in die Arme gefallen wäre. Meiſter Ambos aber ſang ein Liedlein, welches er nicht mehr geſungen hatte ſeit Anno 1625, wo er einmal auf der Herberge zu Freudenſtadt zu tief in die große Würtembergiſche Maas ſchaute. Auf allen Geſichtern aber lag es, wie eine kupferne Morgenröthe, die zwiſchen dem ſchönen und böſen Wetter ſteht.

Der Gaſt von Zimmern trat zu dem Wirth an dem Wandſchränklein, und forſchte nach dem Grund und der Urſache dieſer wunderſamen Veränderung. Der aber, ſtatt ſich in eine weitſchweifige und zeitraubende Erklärung einzulaſſen, neigte eine große bauchige Flaſche, die in dem Behältniſſe ſtand, goß daraus in ein Kelchglas und reichte es dem Weber mit den Worten: Trinkt nur das, Meiſter Mathes, mit Verſtand, und ihr werdet's ſehen.

Was er dem Weber reichte, war Branntwein; aber die übrigen Gäſte, die ſchon einige Male davon getrunken hatten, nannten es blaues Waſſer wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dieſem Element und nach dem bläulichen Schimmer, der ſich zeigte, wenn man es im Kelchglas gegen das Licht hielt. Früher hatte man in Pappenheim noch nichts davon gewußt. Das erſte, das man dort und in der Umgegend trank, war erſt vor etlichen Tagen von einem Nürnberger Fuhrmanne nach Dietfurth gebracht worden und von ihm hatte ſich der Wirth zum weißen Ochſen das erſte Fäßlein beigelegt und die nächſten drei beſtellt.

Auch an dem Weber wurde das blaue Waſſer nicht zu Schanden. Schon nach dem erſten Glaſe ward es ihm, als gehöre ihm die ganze Welt, als hätte ihn ein mächtiger Geiſt

mit ſich auf einen ſehr hohen Berg geführt, und ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt und zu ihm geſagt: dieß Alles iſt dein! — Alles Unangenehme aber, ſeine Weberſpule, ſein zänkiſches Weib, ſeine Schulden und ſeine baufällige Hütte traten in weite, weite Ferne zurück. Nur der Prozeß über den Viehtrieb blieb vor ſeiner Seele liegen, wie das Goldland vor Denen, die es von jeher ſuchten.

Von dem Prozeß ging ihm auch ſein Mund gegen einen andern der Gäſte über, der neben ihm ſaß, und dieſer rieth ihm, eine Flaſche von dem blauen Waſſer mit heim zu nehmen und den Zimmerern fleißig daraus einzuſchenken. „Bruder, ſagte er zu ihm, laß deine Bauern zuerſt von dem blauen Waſſer trinken, und ich ſetze meinen Kopf zum Pfand, ſie fangen lieber drei Prozeſſe miteinander an, als nur einen. Und hat der Bauer einmal einen Prozeß angefangen, dann läßt er ſich lieber ein Loch mitten durchs Knie bohren, als zu einem Vergleich bringen. Und wenn du zu ihm ſagſt: Ein magerer Vergleich iſt beſſer, als ein fetter Prozeß — ſo ſchüttelt er mit dem Kopf oder ſchaut dich an, wie des Strohwirths Leithammel das neue Stadelthor. Und fragt man dich nach den Schaafen, die von den Advokaten geſchoren werden, ſo antworte: die Bauern.“

Der Weber folgte auch dem Rathe des groben Geſellen. Denn das Ding unter der Bank hinter ſeinen dürren Füßen, deſſen der Erzähler vorhin erwähnte, war weiter nichts, als eine große Flaſche voll Branntwein.

Um aber den Inhalt der Flaſche an den Mann zu bringen, erzählte er von ſeinem geſtrigen Gang in die Stadt und wie er in dem weißen Ochſen daſelbſt ein ganz neues Getränke getrunken habe. Es ſei ein probates Magenmittel und im Sommer gegen die Hitze und im Winter gegen die Kälte, ſonſt aber gegen Nebel und feuchte Luft außerordentlich gut, dazu auch

nicht theuer und man heiße es blaues Waſſer. Eine Probe davon habe er mitgenommen, und es ſei ihm eine Ehre, ſeine Freunde damit zu bewirthen.

Die Neugierde der verſammelten Bauern ſtieg auf's Höchſte, als er das Gefäß unter der Bank hervorlangte, und das Waſſer lief ihnen im Mund zuſammen, als er ein Kelchglas daraus einſchenkte. Jeder leerte es, ohne ſich von dem Weber viel nöthigen zu laſſen, nur der alte Fiſcher nicht, der trotz alles Zuredens blos nippte, wie ein ehrſames Mädchen, dem man im Wirthshaus einen Trunk bietet. Denn wegen ſeines Uebels trank er nur pures Waſſer oder den Abſud von dem Holze und den jungen Zweigen der Wachholderſtaude.

Deſto eher und leichter merkte er, daß das blaue Waſſer noch weit ſtärker wirke, als zu viel genoſſener Wein, und wie ſelbſt ſeine beiden mit ihm gleich geſinnten Freunde durch den böſen Geiſt in dem Tranke auf die Seite des Webers hinübergezogen wurden. Und wie ein Blitz kam ihm der Gedanke, dieſer habe in ſeiner Argliſt zuerſt die Bauern benebelt, um dann mit ihnen thun und anfangen zu können was er wolle.

Jetzt erhub er zwar ſeine mächtige Stimme; aber Niemand merkte darauf, wie ſonſt, wenn er in der verſammelten Gemeinde das Wort nahm. Leichter hätte er mit ſeiner Hand ein gehendes Waſſerrad gehemmt, als die Zungen der Bauern aufgehalten, die durch den Geiſt des Branntweins in Gang gebracht waren. Darüber verlor er ſeine gewohnte Ruhe und wurde zornig, wie ein Löwe hinter eiſernen Stäben. Er packte die eichene Bank, worauf er ſaß, mit beiden Händen, daß ſie krachte und die aufſprangen, die neben ihm ſaßen. Er hätte den Weber erwürgt, wenn er ihm nahe gekommen wäre. Aber der hütete ſich wohl in den Bereich der furchtbaren Arme zu treten, und ſtimmte nach und nach mit leichter Mühe die verſammelten Gemeindeglieder für den Prozeß mit den Bieswangern.

Darüber kam der alte Fiſcher vollends ganz außer ſich, und warf den eichenen Schemel, worauf er den einen ſeiner Füße geſetzt hatte, nach dem Widerſacher. Der beugte aber glücklicher Weiſe aus, wie David vor Saul, und der Schemel nahm ein böſes Ende an der Mauer, nachdem er vielleicht mehr als hundert und noch einmal hundert Jahre ein treuer Diener dieſes Hauſes geweſen war.

Dieſe Gewaltthat des Alten ſchlug dem Faß vollends den Boden aus. Die Bauern ſtürmten einmüthiglich auf ihn ein, und es war nahe daran, daß es ihm erging, wie dem Stephanus vor dem hohen Rath in Jeruſalem. Wenigſtens hatte er ſchon mit der einen Hand die Bank unter ſich erfaßt und mit der andern die eine von ſeinen Krücken, um damit zu thun, wie Alexander der Große mit ſeinem Schwerte, da er über die Stadtmauer mitten unter ſeine Feinde hineingeſprungen war, und ſeine Leute verzogen, ihm zu Hilfe zu kommen.

Da kam die Tochter des Wirths durch die Küchenthüre herein und lenkte die Aufmerkſamkeit der Bauern auf etwas, das ſie an ihrem Heerde, vor dem man die Ausſicht in das Altmühlthal hinauf hat, zuerſt bemerkte. Es war ein kleiner Zug, der ſich langſam an dem Fluſſe über die Wieſen gegen Zimmern zu bewegte, und der auch die erhitzten Bauern, nachdem ſie einmal ihre Augen darauf gerichtet hatten, ſo neugierig machte, daß ſie von dem alten Fiſcher abließen und theils an die Fenſter und theils vor das Haus hinausgingen.

Daſelbſt ſtanden ſie nicht lange, als ſie zwei Männer in mittleren Jahren, einen Karren mit einem großen Pferd, zwei ſtarke Ochſen und zwei ſehr ſchöne Kühe mit ihren Kälbern ankommen ſahen.

Der größere und ſtärkere von den zwei Männern ſchien der Herr zu ſein und ſein Anzug gehörte halb dem alten Kriege und halb dem neuen Frieden an. Ein Filzhut mit breiten

Krempen bedeckte ſein Haupt, ſein Koller war von Leder und trug noch die Spuren von dem Küraß, der darüber getragen worden war, an ſeiner Seite hing ein langes Schwert und ſeine weiten Stiefel ſahen aus, als hätten ſie ihre großen Sporen auf einem ſteilen und blutigen Wege gelaſſen. Er begleitete den Gruß, womit er den umſtehenden Bauern entgegenkam, mit einem leichten Ruck an ſeinem Hute und fragte die Wirthstochter, ob es für ihn und ſein Vieh noch Raum in der Herberge gebe.

Als ihm Maria geantwortet hatte „Warum nicht? ſo viel ihr wollt," that der Fremdling, als ob er in dem Wirthshauſe von Zimmern ſchon lange daheim und bekannt wäre, jedoch ganz auf die Weiſe eines wackern Soldaten, der ſich während eines Feldzugs ſo oft unter fremdem Dache einrichten muß, es aber immer mit ſchonender Rückſicht thut und ſich dadurch ſchon von vorn herein die Liebe und Achtung ſeiner Wirthe erwirbt. Sein Vieh brachte er in einem Stall unter, den der dreißigjährige Krieg geleert hatte, der Haber für ſeinen Gaul wurde aus dem bedeckten Karren genommen und das Futter für ſeine Rinder aus der Scheune, wo ein großer Haufen friſch gemähtes Wieſengras lag. Das Uebrige überließ er ſeinem Knechte, den er der Sorgfalt der Wirthstochter empfahl. Dann begab er ſich in die Stube.

„Männer, ſagte er beim Eintritt in dieſelbe, laßt Euch nicht ſtören! Bin ſonſt manches Mal dabei geweſen, wenn Kriegsrath gehalten wurde, und will auch Eurem Geſchäft nicht im Wege ſtehen. Weil ich aber meine Hellebarde in Stralſund gelaſſen habe, will ich in Eurem Rathe einen andern Dienſt übernehmen."

Mit dieſen Worten rückte er — denn es war über dieß Alles Nacht geworden, — den Ständer mit dem brennenden Spahn an ſeinen Platz hin und ſchickte ſich ſo an für die Beleuchtung der Rathsverſammlung zu ſorgen.

Die Berathung der Männer von Zimmern hatte aber keinen Fortgang, theils weil ſie nicht mehr unter ſich waren, und theils weil ſie von dem neuangekommenen Fremdlinge noch vor Schlafengehen zu hören wünſchten, woher er komme, wohin er wolle und was ſein Geſchäft ſei. Der Gaſt ließ ſich aber nicht herbei, ihre Neugierde zu befriedigen, ſondern hielt ſich an die noch halbvolle Flaſche Branntwein auf dem Tiſche, aber nicht um daraus zu trinken, wie von einem ausgedienten Soldaten zu erwarten ſtand, ſondern um von dem blauen Waſſer darin Folgendes zu erzählen.

In dem Reiche Arabia, woher die Königin mit ein hundert und zwanzig Centnern Goldes, und ſehr viel Spezereien und ſehr viel Edelgeſteinen zu Salomo, dem Könige in Juda und Israel, gekommen iſt, war einmal ein alter Jünger des Lügenpropheten Muhamed. Der wollte den Stein der Weiſen erfinden. Denn er hatte geleſen und gehört, daß man damit Gold machen könne, ſo viel Einer wolle, und auch ein Tränklein bereiten, ſo die Beſchwerden des Alters ferne hält und den Lebensfaden ſtärkt, daß er ſieben hundert ſieben und ſiebenzig Jahre hält, wie bei dem Patriarchen Lamech, ehe er ſtarb.

Darum baute ſich Abu Taleb eine große Küche mit einem Feuerwerk, wie es die Hufſchmiede haben, und that darein Mörſer von Eiſen und Glas, und Feuerzangen groß und klein, und Schmelztiegel, und Blasbälge und Windöfen. Die Gläſer mit Waſſern von allen Farben, und die Büchſen an der Wand und die Schubladen in dem großen Kaſten waren nicht zu zählen. Auf die Gefäße aber, in welchen giftige Dinge waren, hatte der Goldmacher einen Todtenkopf malen laſſen. Oben an dem Gewölbe hing der ausgeſtopfte Balg eines großen Schwertfiſches in eiſernen Hacken und hinten in der Ecke lag ein ruſiger Teppich, worauf ſich Abu Taleb legte, wenn er

eine Stunde oder zwei in der Nacht ſchlief und nicht die Sterne betrachtete, welche am blauen Himmelszelt ſtehen.

Sein Haus ſtand am Saum einer großen Wüſte, und ſeine Schweſter Kadijah wohnte mit ihm allein darin. Die war ſehr geizig und ſprach bei ſich ſelbſt: „Mein Bruder hat immer den Kopf von anderen Dingen voll, und weiß nicht, was er genießt. Darum iſt es eins, ich ſetze ihm köſtliche Speiſen vor oder nur Zugemüße und Waſſer, dergleichen ſich Daniel und ſeine Geſellen am Hofe des Königs Nebucadnezar beſtellten.“ Alſo röſtete ſie bald Gerſtenkörner und bald Hirſe, zerſtieß es zwiſchen zwei Steinen, begoß es mit heißem Waſſer, that zuweilen eine halbe Haſelnuß groß Butter daran und ſetzte ihm davon vor, des Tages zwieer und vierzehnmal in der Woche. Zu einer Zeit aber, da Abu Taleb meinte, es ſei darum und daran, daß ſich das Blei in dem großen Schmelztiegel in Gold verwandle, genoß er von dieſen ſeinen Mundportionen vor Freude nur ſehr wenig, und ſchüttete das Uebrige in ei-Kübel, damit ihm ſeine Schweſter nicht darüber berede und mit Fragen beläſtige. Hätte er ein Hündlein gehabt, ſo würde es ſich dieſes Faſten ſeines Herrn zu nütze gemacht haben. Aber die Muhamedaner halten die Hunde für unreine Thiere und dulden ſie nicht in ihren Häuſern.

Alſo blieb das Ding im Kübel unberührt ſtehen, wie es der Goldmacher hineingeſchüttet hatte, und fing an einen beſondern Geruch zu verbreiten. Die feine Naſe des Abu Taleb aber ſpürte den Geiſt darin und ſetzte ihm ſo lange zu, bis er ihn von den Trebern ſonderte und in einer Flaſche beſchloß. Und da er ihn verſuchte und merkte, wie es warm durch ſeine Adern rieſelte und ſeinem kalten Leibe wohl that, meinte er das Lebenswaſſer erfunden zu haben, und beſchloß, deſſen noch mehr zu bereiten. Daher aß er von nun an die geröſteten Körner, ſo ihm ſeine Schweſter Kadijah reichte, nicht mehr

zum dritten Theil, sondern nur fürs Hungersterben und schüttete das Uebrige in den Kübel, damit er von dem Aquavit mehr und mehr bekomme.

Darüber kam eine große Theurung in das Land, und ein halb verhungertes Knäblein, dem die Pest Vater und Mutter weggerafft hatte, trat an das Fenster des Goldmachers und begehrte sich von dem Uebrigen in seiner Schüssel zu sättigen Aber Abu Taleb schüttete es lieber in den Kübel, und jagte das Waisenknäblein von seiner Schwelle, daß es in der Wüste irre ging und unter dem Günster verschmachtete.

Da trat der Engel des Kindes mit Thränen im Auge vor Gott, wie er die Leiche desselben verlassen hatte, und führte wider Abu Taleb eine schwere Klage. Der Herr aber sprach zu seinem heiligen Diener: „Eile hinab, und verfluche mir das Getränke, das da Abu Taleb von Gerste bereitet, und alles Getränke derselben Art, so fürder bereitet wird von nun an bis an das Ende der Tage."

Und der Engel ging aus von dem Herrn, und bettete zuvörderst den Leib des Knäbleins in weiches Moos und wölbte vier große Steine darüber, daß er sicher ruhe und schlafe vor den Thieren der Wüste. Alsdann trat er in die Küche des Goldmachers und an die Flasche, darin er das blaue Wasser beschloß, und that seinen Mund auf und sprach über das Wasser:

Verflucht seist du! Die von dir trinken werden meinen, du seist ihnen Arzenei, und du wirst ihnen Gift sein. — Die dich genießen werden wähnen, du seist ihnen eine Stärkung; und du wirst nur sein wie Wasser in Kohlengluth, so das Feuer nicht löscht, sondern nur anfacht, du wirst ihre Kraft verzehren, wie Essig den Stahl verzehrt. — Den Leib des Menschen sollst du schwächen und seine Seele verfinstern. — Die deiner gewohnt sind, wirst du noch fester binden, denn der Geiz seine Knechte, und wenn sie dir um den Hahnen-

ſchrei fluchen, wenn ſie am frühen Morgen über dich weinen und ſeufzen, ſie werden doch deiner nicht entrathen können, ſie werden doch wieder mit zitternder Hand nach dir greifen. — Den Sohn wirſt du in dem Vater vergiften und das Kind in der Mutter, daß die Enkel auf die hingerafften Geſchlechter aus hohlem Auge zurückſchauen und ſagen: Von den Vätern kommt unſer Elend! — Du ſollſt unſchuldig ſcheinen, wie das Waſſer, ſo aus dem Brunnen quillt, und wirſt doch ganze Völker freſſen und machen, daß ganze Nationen dahinſchwinden, wie ein Schatten dahinfährt. — Satanas hat viele Schlingen, du wirſt ſeine ſtärkſte werden und er wird dich willkommen heißen als ſeinen erſten Bundesgenoſſen. — Verflucht ſeiſt du! verflucht von nun an bis an das Ende der Taze!

So ſprach der Engel des Herrn und kehrete wieder zurück, von wannen er gekommen war.

Nach dieſem Allen aber ſtarb Abu Taleb und ward von ſeiner Schweſter begraben. Seine Seele aber, ſchuldig an dem Hungertode des Waiſenknäbleins und beſchwert mit der großen Sünde, ſank hinab in die unterſten Oerter der Erde, wie ein Mühlſtein in die Tiefe des Meeres geworfen. Doch fürchtete er ſich nicht, ſondern freuete ſich vielmehr mit großer Freude. Denn er hoffte von wegen ſeiner wichtigen Erfindung in des Teufels Küche verſetzt zu werden und allda zu ſehen, wie das Gift bereitet wird, das in der Tollkirſche und in der Wolfsmilch und in dem Bilſenkraut und in dem Fliegenſchwamm und in dem Schierling zu Tage kommt, und wie der böſe Thau gewonnen wird, der auf das Gras und den blühenden Waizen fällt, und wie das böſe Wetter erzeugt wird, das die armen Bergleute tödtet, und wie der Geifer gekocht wird, den die Natter in ihren Zähnen trägt, und wie die Dämpfe gekocht werden,

ſo die Aſche und das Geſchmolzene und die Felſenſtücke aus den feuerſpeienden Bergen ſchleudern.

Darauf freute ſich Abu Taleb, wie ein abfahrender Taucher auf die köſtlichen Perlen im Grunde des Meeres. Aber in der Hölle iſt es erſtes Geſetz, daß keine Seele nach den Begierden und Gewohnheiten fortleben darf, nach denen ſie auf Erden lebte. Denn der darin herrſcht, iſt kein Freund von fröhlichen und zufriedenen Mienen, und will ſeine Macht, die abgeſchiedenen Seelen zu peinigen, Tag und Nacht, nicht umſonſt haben. — Auch Abu Taleb ſollte erfahren, was an des Teufels Dank ſei.

Satanas aber hat unter dem Hekla auf der Inſel Island im Eismeere eine große Küche, und in der Küche eine kleine Eſſe beſonders für ſich, und hinter der Eſſe einen Blasbalg, und unter dem Blasbalg ein Loch etwas über fünf Schuh ins Gevierte, und in dem Loch ein eiſernes Rad zum Treten, und in das Rad ſteckte er den geweſenen Goldmacher und ſprach zu ihm: „So oft ich mit dem Fuß ſtampfe, fängſt du an zu treten und hörſt nicht auf, bis ich pfeife.“

Mit dieſen Worten ſchloß er den eiſernen Deckel über Abu Taleb, der es ſeit der Zeit ſchlimm genug hat. Denn will er ſich aufrichten, ſo ſtößt er bald mit dem Kopf an, und legt er ſich, ſo muß er ſich krümmen, wie eine Forelle im heißen Waſſer. Und außer dem Tretrad iſt für ihn nicht mehr Platz, als eine Hand breit.

Und als nach Tauſend Jahren der Teufel in ſeinem Reiche eine große Muſterung hielt, wurden ihm auch die Leute vorgeführt, welche durch das blaue Waſſer um ihre Seligkeit gekommen waren.

Der Vorderſte war der Schulmeiſter von Schellenbach. Der Hut, den er aufhatte, war ſchwarz geweſen, und ließ nun ſeine Flügel hängen, wie ein Bohnenblatt vom Nachtfroſt getroffen.

Die Haare eines ordentlichen Menſchen liegen auf die eine oder die andere Seite, wie die Halmen auf dem Ackerfeld, wenn ſie von dem Winde dahin oder dorthin gelegt werden. Aber bei dem Schulmeiſter war es anders. Sein Haarboden glich dem Acker, auf dem die Weiber eben erſt Flachs gerauft haben. Sein brauner Ueberrock war hinten und vorne mit Staub bedeckt; aber der Staub war nicht zu ihm gekommen, ſondern er zu dem Staube. Denn als er das letzte Mal mit einem Bräutigam ausgegangen war, zur Hochzeit zu laden, zog ein leichter Strichregen über die Landſtraße, und wenn nun der Schulmeiſter von dem blauen Waſſer, ſo er zum Frühſtück genoſſen hatte, vorwärts geworfen wurde oder rückwärts, blieb der Staub an ihm hängen, wie geſtoßener Zucker an der Johannisbeertraube, die man einfeuchtet und darein taucht. Auch wunderte ſich Niemand darüber; denn es war der nämliche Schulmeiſter, der ſeine Holzſäge verkaufte und dann die Holzſcheiten zuerſt auf dem Heerde mitten entzwei brannte, um ſie in den kurzen Schulofen legen zu können. — Und da er einmal im Wirthshauſe war, verbrannte er ſich die Fußſohle, aber nicht am Ofen; ſondern als von dem brennenden Spahne neben ihm eine glühende Kohle auf den Boden fiel, vergaß er, daß er an ſeinem Schuh keine Sohle und darunter keinen Strumpf hatte, und trat mit dem bloßen Fuße darauf.

Nach dem Schulmeiſter von Schellenbach kam der Forſtläufer von Schimmeldorf, ein anſehnlicher Mann. Und wer ihn zum erſten Mal ſah, meinte, er könne Bäume ausreißen und Kirchthürme verſetzen. Aber was Stärke ſchien, war Aufgedunſenheit, und unter ſeiner Haut hatte er ſo wenig Fett, als ein Kürbiß unter ſeiner Schaale. Sondern wie die Biene in ihren Zellen ſüßen Honig hat, ſo hatte er in ſeinem Zellgewebe unter der Haut nur Waſſer, ſo von dem Branntwein zurückgeblieben war. Uebrigens zitterte er, wie ein dünnhariges

Windſpiel, wenn man es aus der warmen Stube auf die Gaſſe jagt. Und in ſeiner Hand trug er eine Schreibfeder. Denn die fünfzig Jahre, die er ſchon in der Hölle war, ſaß er in einer engen Zelle, und vor ihm auf dem Tiſche ſtand ein Dintenfaß mit ſehr engem Hals, und neben dem Fäßlein lag ein Streifen Pergament. Darauf ſtand geſchrieben: „Wenn der Forſtläufer von Schimmeldorf hier unter ſeinen Namen auf die gezogene Linie ſchreibt, daß kein Buchſtabe darunter kommt, noch einer darüber, ſo ſoll er als Oberaufſeher über die kaiſerliche Branntweinbrennerei zu Wologda in Rußland angeſtellt ſein. Aber ſeine Hand that ſchon lange nicht mehr, was er wollte, und ſo oft er es verſuchte, ſeine Feder einzutauchen, ſtieß er ſie daneben auf den eiſernen Tiſch, daß ſie ausſah, wie ein ſtumpfer Beſen, und die Linie zu halten, wäre ihm nicht leichter geweſen, als der alten Mittelbäuerin in Holzſchuhen hinter dem Seiltänzer zu gehen. Droben im Schimmeldorf war es freilich anders. Sollte da der Forſtläufer im Amt ſeinen Namen unterſchreiben, ſo ging er zuerſt zu dem Sonnenwirth und trank einen Becher blaues Waſſer oder zwei bis das Zittern und Zucken aus ſeinen Händen und Armen wich. Dann konnte er ſchreiben trotz Einem.

Nach dem Forſtläufer von Schimmeldorf kam der Maurer von Sappenfeld. Der hatte Alles, wie ein anderer Menſch, Kopf und Füße, Augen und Ohren, Mund und Naſe, nur keinen Geiſt mehr als welcher nach und nach mit dem Geiſte des blauen Waſſers entwichen, oder von der Schärfe deſſelben verzehrt worden war, was man ſo genau nicht wiſſen konnte. Jetzt konnten die Teufel mit ihm machen, was ſie wollten, und es verdroß und erſchreckte ihn nicht, wenn er nur Branntwein roch oder ſchmeckte oder von Branntwein hörte. Sie ſtellten ihn in einen großen Kübel mit Erde, die ſie mit Branntwein begoſſen, bis an das Kinn, wie man eine Blumen-Zwiebel in

den Boden ſteckt, und es war ihm ſo wohl darin, wie dem gelben Lack in ſeinem Topf vor dem Fenſter. Sie zogen ihn aus, und thaten ihm einen breiten Riemen um den Hals, und hängten ihn mit einer ſchweren Kette an den Barn, der mit Branntweintrebern gefüllt war. Aber es war ihm ſo wohl dabei, als dem Schweine, wenn es mit den zwei Füßen im Trog ſteht und frißt. — Sie ſagten ihm, man werde ihn in einen Teich mit brennendem Spiritus werfen und darin liegen laſſen zwei hundert und vierzig Jahre in Einem Stück. Aber er lachte dazu mit dem ganzen Geſicht, als hätte man ihm zu wiſſen gethan, er würde demnächſt aus der Hölle hinaufgethan werden in das Land der Schlaraffen, allwo ein reiſender Maurersgeſelle meinte, die Städte und Märkte ſeien mit Steinen gepflaſtert, wie bei uns zu Lande. Und als er die Sache genau unterſuchte, fand er, daß es große Dampfnudeln waren, mit Zucker beſtreut, ſtatt mit Schnee. Und als er mit der Kelle, ſo er bei ſich hatte, eine aufhob, ſah er weiter, daß der Grundbau aus großen Rinds- und Schöpſen-Braten beſtand, die von einem unterirdiſchen Feuer ſchön warm gehalten wurden, wie das Kraut und Fleiſch, ſo die Bäuerin dem Bauern aufhebt, wenn er auf dem Ochſenmarkt iſt.

Nach dem Maurer kam der Steinbrecher von Tiefenthal. Und der ſchien es unter Allen in der Hölle am beſten zu haben. Denn vor ihm wurden Speiſen aller Art hergetragen, gebratene Krammetsvögel an kleinen ſilbernen Spießen, gedünſtete Aepfel mit Weinbeeren in ſchönen porzellanenen Schaalen, eingemachte Faſanen in goldenen Schüſſeln, ganz neu gebackene Paſtetlein dazu in künſtlich geflochtenen kleinen Körben und feine, wohlriechende Weine in geſchliffenen Kryſtallgefäßen. Und der Schwefelgeruch der Hölle legte ſich vor den Wohlgerüchen, die von dieſen Speiſen ausgingen. Dazu ſchritten zwei Engel des Abgrunds neben dem Steinbrecher her, der eine mit Gabel und

Löffel, der andere mit einem Glas, und hielten ihm bald einen Leckerbiſſen an den Mund, bald ein Kelchglas mit Wein von Malvaſia unter die Naſe, ſo daß er es faſt noch bequemer hatte, als der Kaiſer von Marokko und nur den Mund hätte aufthun dürfen, wie das Kind im Mutterſchooße, wenn es gefüttert wird. Aber ob ihm gleich der Hunger aus den Augen ſah, und an dem ganzen Menſchen nichts mehr war, als hohle Knochen und eine gelbe lederne Haut, ſo biß er doch nicht an. Denn von dem vielen blauen Waſſer, ſo er in ſeinem Leben auf Erden getrunken hatte, war ſein Magen nach und nach hart geworden, und wenn er nun nur Einen Biſſen genoß, ſo groß, wie ihn das Küchlein aus ſeinem Geſchirre nimmt, oder einen Tropfen hinunterließ, wie die Henne, wenn ſie aus dem Abwaſſer neben dem Tränktroge trinkt, ſo that es ihm wehe, daß der Todesſchweiß auf ſeine Stirne trat, und der Schmerz immer zunahm, bis er das Genoſſene wieder von ſich gab. Denn nur die obere Pforte ſeines Magens war mehr offen, die untere aber zu, gleich der Luftröhre eines armen Kindleins, das an der häutigen Bräune elendiglich erſticken muß. Sein Magen hatte wohl einen Eingang, aber keinen Ausgang mehr. Alſo war er auf Erden verſchmachtet, und wollte in der Hölle lieber nichts genießen, denn Schmerzen leiden, die noch brennender ſind, als der Funke, der in das Auge ſpringt, und als der brennende Schwefel, der fort und fort auf das kahle Haupt des Herodes fällt und über ſeine Schläfe hinabrinnt.

Nach dem Steinbrecher von Tiefenthal kam die Hauptmanns-Tochter von Stubenheim. Das Bild ihres Vaters, in Goldpapier gefaßt, trug ſie am Hals; die goldene Einfaſſung, die ſonſt darum war, hatte ſie in Branntwein vertrunken. — In ihren Ohren trug ſie Ringe von Tomback; die goldenen von ihrer ſeeligen Mutter hatte ſie in Brqnntwein vertrunken. — Ihr Halstuch hielt ſie mit einer großen Nadel zuſammen, die einen

Knopf von Siegellack hatte; das Juwel von ihrer verſtorbenen Schweſter hatte ſie in Branntwein vertrunken. — Als ſie aber an dem Könige des Abgrunds vorüber wankte, ging ihr, wie in ihren letzten Jahren auf Erden gar oft, wieder ein Licht über ihr Elend auf. Sie blieb etliche Schritte von dem Throne des Abgrundes ſtehen, ſchlug ihre Hände über dem Kopf zuſammen und verhüllte dann ihr Angeſicht mit der Schürze. Wer ſie ſo ſtehen ſah, mußte glauben es fehle nichts mehr, als der Heiland, dem ſie ſeine Füße mit ihren Bußthränen netze und von dem ſie dagegen empfange das Wort: „Dir ſind deine Sünden vergeben, dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden!“ Aber es war nicht Buße, ſondern nur Verzweiflung des Augenblicks, in der ſie ihre Hände wuſch. Der verlorenen Tochter war es gewiß, daß ſie endlich Gott verlaſſen habe, und daß ſie, aus ſeiner Gnade gefallen, der Luſt nach dem blauen Waſſer nicht mehr widerſtehen könne. Und noch war ſie keine dreißig Schritt weiter gekommen, als ſie das Bild ihres ſeeligen Vaters vom Halſe nahm und es gegen ein Glas Branntwein gab, das ihr ein Engel des Abgrundes vorhielt. Denn ſo war es ſchon auf Erden mit ihr geweſen. In der einen Stunde füllte ſie ihren Becher mit Thränen der Verzweiflung und in der andern mit — Branntwein.

Nach der Hauptmannstochter von Stubenheim kam die Wirthin von Ellersdorf, eine junge Frau, die das Schattenbild eines todten Kindes im Arme trug und ein Mal über das andere Mal ausrief: „Ach, ich habe mein armes Kind getödtet! ich habe meinen Sohn umgebracht!“ Betrachtete man aber das Kind genauer, ſo fand man daran keine Spur von einer Wunde, oder Vergiftung oder deß etwas. Es war auch nicht ſchnell und gewaltſam umgebracht worden, ſondern langſam, nämlich durch Branntwein, dem ihm ſeine Mutter auf den Rath eines alten Weibes beizubringen anfing, als es von ſeinem achten Lebens-

tag an bei der Nacht ſehr unruhig wurde. Das blaue Waſſer that auch ſcheinbar gute Wirkung und das Kind wurde nach und nach immer ruhiger, bekam aber die Waſſerſucht und ſtarb daran auf eine jämmerliche Weiſe. Das Schattenbild ſtellte es in dem nämlichen Augenblick vor, wo ihm das brennende Waſſer bis in die Bruſt gedrungen und wo es erſtickt war.

Nach der Wirthin von Ellersdorf kam der Flößer von Braunach. Er wurde von vier Engeln des Abgrunds auf einer eiſernen Bahre getragen und lag, ſtatt auf einem Bette, auf Miſt. Aus ſeinem Munde aber, der weit offen ſtund, ſchlug von Zeit zu Zeit ein blaues Flämmlein, wie aus dem kleinen Kohlenhaufen in der Eſſe des Nagelſchmieds, wenn der Blasbalg ſtille ſteht. — Denn der Flößer war in ſeiner letzten Nacht mit vieren ſeiner Cameraden in dem Grammetsbuſch zu Braunach zuſammengeſeſſen und hatte mit ihnen ſieben Maaß Branntwein getrunken, er ſelbſt aber das Meiſte. Und als er den Taback in ſeiner kurzen Pfeife anzünden wollte, wurde ſein Odem brennend. Seine Spießgeſellen entſetzten ſich und flohen davor, durch den großen Schrecken faſt nüchtern geworden. Der Wirth zum Grammetsbuſch aber nahm ihn, ſchleifte ihn in ſeinen Stall hinter, vergrub ihn bis an das Kinn in Miſt und ließ ihn liegen, vermeinend, wenn er am Morgen wieder komme, werde das Feuer gedämpft und ſein Gaſt friſch und geſund ſeyn. Aber ſieben Nachtgeiſter fanden ihn da und trugen ihn, wie er war, hinab in den Abgrund, ihrem Oberſten eine Augenweide zu bereiten. Der Wirth aber meinte, der Geſelle hätte ſich davongeſchlichen und ihn um die Zeche betrogen.

So erzählte der Fremdling unter den verſammelten Männern von Zimmern. Weil er aber bemerkt hatte, daß der Weber bald mit dem Kopfe ſchüttelte, und bald eine ungläubige Miene machte, als er von dem Flößer erzählte, in welchem das blaue Waſſer brennend geworden war, ſtund er von ſeinem

Sitze auf, ergriff die Flasche auf dem Tisch, die noch halb mit Branntwein gefüllt war, und rief: „Männer, wer von euch will noch einen Trunk?“ Und als alle schwiegen, und weder mit Ja noch mit Nein antworteten, nahm er eine flache Schüssel, die auf dem Ofen stand, stellte sie mitten auf den Tisch, goß den Branntwein hinein und hielt den brennenden Spahn darüber. Und einen Augenblick darauf brannte das Wasser, und blaue Flammen wankten auf und ab, gestaltet wie Meereswogen, wenn sie nach einem Sturme wieder zur Ruhe kommen wollen. Den brennenden Spahn aber löschte er aus.

Die Männer von Zimmern, welche noch nie hatten ein Wasser lichterloh brennen sehen, sprangen entsetzt auf und stellten sich um den Tisch her. Noch mehr aber entsetzten sie sich, als sie einander ins Angesicht sahen und den entstellenden, höllischen Wiederschein von dem brennendem Geiste wahrnahmen.

Nach einer halben Viertelstunde, als die blaue Flamme ihrem Verlöschen nahe war, zündete der Fremdling seinen Spahn an ihr wieder an. Dann trat er mitten in die Stube und fragte: „Soll der Weber noch mehr von dem blauen Wasser holen?“ Aber alle schüttelten mit den Köpfen und gingen heim, mit dem Vorsatz im Herzen, ein Getränke zu meiden, an dem der Teufel ein so großes Wohlgefallen haben kann.

Mit beiden Händen auf eine von seinen zwei Krücken gestützt, und nicht bestürzt, wie die Andern, sondern in Gedanken verloren, saß indeß der alte Fischer auf seiner Bank. Denn mit seinem hellen Auge sah er das Unheil voraus, das in späteren Tagen von dem blauen Wasser über so manches Dorf, vielleicht auch über seinen Ort ausgehen würde.

Aber der Fremdling ließ ihn nicht lange in seinem Nachdenken, sondern reichte ihm seinen starken Arm zum Heimweg, und der Alte nahm ihn dankbar an.

Und als sie unterwegs Halt machten und der Fischer sich

an eine vom Mond beſchienenen Gartenmauer gelehnt hatte, um auszuſchnaufen, ſeufzte er tief auf und ſagte zu ſeinem Führer: „So wie Ihr, könnte mich jetzt mein Sohn heim geleiten; aber das Schwert des Feindes hat ihn gefreſſen.“ Und als ihn der Fremdling fragte, ob er wohl deſſen ſo ganz gewiß und verſichert wäre, erzählte er ihm von dem betrunkenen Nachzügler und ſeiner Halsbinde Alles, was der freundliche und nachſichtige Leſer ſchon in der erſten Hälfte unſerer Geſchichte vernommen hat.

Der Fremdling aber verwunderte ſich nicht im geringſten darüber, ſondern antwortete ganz ruhig, wie auf die Mittheilung von etwas ganz Bekanntem und Erwartetem: „Das Unthier, das Ihr erwürgt habt, kannte ich auch. Er war der größte Branntweinſäufer in dem ganzen Heere der Bayern. Einmal verſpätete er ſich auch in einem Dorfe, und wir Schweden kamen ihm gerade über den Hals, als er einem Kind in der Wiege das eine Ohr abgeſchnitten hatte, und ſich an das andere machen wollte. Einen Schuß Pulver war er aber nicht werth, auch wollten wir unſere ehrlichen Waffen nicht mit dem Blute des Schweins beflecken. Darum ſchleppten wir ihn vor das Dorf hinaus, um ihn an den nächſten beſten Baum zu hängen, und weil es an einem Stricke fehlte, gab ich in der Eile meine Halsbinde dazu her. Denn die ſeinige war zerriſſen, wie eine dreijährige Spinnwebe in der Scheune. Aber ehe wir noch mit ihm fertig werden konnten, kamen die Bayern mit Uebermacht und retteten ihn aus unſern Händen.“

Als der alte Fiſcher von der Halsbinde hörte, faßte er den Fremdling ſchärfer ins Auge, als er bei dem trüben Spahnlicht gekonnt hatte, und erkannte in ihm ſeinen Sohn.

Der Erzähler unterläßt es aber, die Freude des Vaters und der Mutter über den wiedergefundenen Sohn zu beſchreiben,

und berichtet dem freundlichen Leſer zum Schluß nur noch Folgendes.

Der Sohn des alten Fiſchers hatte das letzte Drittheil des dreißigjährigen Kriegs unter den Schwediſchen Fahnen mitgemacht und dabei Gelegenheit gehabt in der Schlacht bei Jankowiz dem Oberſt ſeines Regiments das Leben zu retten. Der wollte ihn, als der Krieg aus war, mit Geld beſchenken, aber wohl wiſſend, wie rar das Vieh in Deutſchland geworden war, bat er ſich dafür ein Pferd, zwei Ochſen und zwei Kühe aus und zog damit nach ſeiner Heimath. Ein junger Burſch, der des Kriegshandwerk auch genug hatte, folgte ihm freiwillig als Knecht.

Doch waren auch vier ſo kräftige Arme nicht im Stande das herabgekommene Gut des alten Fiſchers ſchnell wieder emporzubringen, und der Sohn nahm daher mit Einwilligung ſeiner Aeltern die Tochter des Wirths zur Gehilfin.

Handwerk hat einen goldenen Boden.

Wenn der Herr Vetter einen tüchtigen Büchſenſchuß oder zwei gen Mittag von dem Altmühldörflein Dietfurt die Hauptſtraße verlaſſen und den Seitenweg nach Markt Treuchtlingen eingeſchlagen hat, ſieht er zur Linken weiter nichts, als den Wald und den blauen Himmel darüber. Und er ſoll vorerſt auch nichts weiter ſehen, ſondern unbemüht in der rechten Ecke ſeines Fahrzeuges liegen bleiben, bis der Erzähler ſelbſt ihn bei der Hand nimmt und in den Wald hineinführt. Man wettet ſeinen Lehnſtuhl hinter dem Ofen gegen eines Schuſters Rappen, der Herr Vetter wird darin finden, was er niemals hinter dieſen Fichten und Buchen geſucht hätte.

Nun zu der Zeit, wo in Dietfurt noch keine Brücke über die Altmühl lag, sondern der Handwerksbursche, seine Stiefel in der Hand, durch das seichte Flüßlein watete, lebte daselbst ein Mühlarzt, und hatte sein Revier links und rechts in den Thälern, da zwei Bäche fließen, der eine gen Mitternacht und der andere gen Mittag, bis sie in der Altmühl zusammenkamen, wie zwei Landboten in der Herberge. Und wenn sie unterwegs in einer Radstube ein Schutzbrett mitnahmen, oder eine Schaufel vom Rade stießen oder einen andern Unfug verübten, sprach der Müller: „holt mir den Mühlarzt!“ Also daß derselbe oft ganzer Wochen lang in den Mahlgängen, zwischen den Waderinnen und auf den Haarbäumen der unter- und oberschlächtigen Mühlen handirte und nicht wußte was in seinem Hause geschah.

Der Mühlarzt aber liebte die Stille über Alles, und wenn er am Sonnabend spät heimwärts wandelte, oder am Sonntag nach der Kirche hinter dem Ofen saß, träumte er bei offenen Augen einen Traum von einer Mühle, die nicht klapperte, sondern leise ginge, wie das Räderwerk in der Thurmuhr. Derohalben sprach er denn auch mehr denn bei ihm selber: „Jetzt will ich sparen, wie mein Nachbar, der seit zwanzig Jahren nicht mehr weiß, was das Bier kostet, und wenn ich tausend Thaler beisammen habe oder mehr, will ich die Scheermühle kaufen, und das alte Werk herausreißen und ein neues hineinmachen nach meiner Erfindung. Wer dann vorübergeht und von der neuen Vorrichtung nichts weiß, wird sagen: „Jetzt schläft der Kaiser Rothbart in dem Hause.“

Denn der Mühlarzt bestand nun einmal darauf, ein Mühlgang und eine Hausfrau könnten thun, was ihres Amtes ist, ohne daß sie Jahr aus Jahr ein darzu klappern. Aber die Müllerinnen sammt ihren Männern blieben gegentheiliger Meinung und so mußte der gute Mann seinen Kunden eine Klapper nach der andern machen und sich der Zeit ge-

tröſten, wo er ein ſtilles Werk einrichten könnte nach ſeinem Sinn.

Und Paul ſein zweitgebornes Söhnlein, ſchlug ihm nach, wie der junge Fiſchotter dem alten.

Hinter dem Hauſe des Mühlarztes war ein Garten, und hinter dem Garten floß die Altmühl breit und ſeicht in ihrem Rinnſaal. An ihrem Ufer lagen mit Fleiß mehrere Felſentrümmer und deckten den Zaun des Gartens wider die Eisſchollen im Winter, wenn ſie ihres Weges zogen, wie die Koſacken in Feindeslanden. War die Altmühl klein, ſo lagen dieſe Steinbrocken im Trockenen, ſchwoll aber der Fluß von Regen oder Schnee, ſo drängte ſich das Waſſer zwiſchen denſelben hindurch. Eine ſolche kleine Strömung verſtärkte Paul an einem Sonntagabend noch mit einem Damm von ausgeſtochenem Raſen, und ſtellte dann ein Waſſerrad hinein. Die Zapfen waren Trümmer von Stricknadeln, die ſeine Mutter in ihren harten Händen zerbrochen hatte, und das Rädlein lief zwiſchen den zwei Steinen, wenn auch nicht ganz gleich, doch wie ein Gaul mit drei guten Füßen und einem ſteifen. Aber Paul war mit ſeinem Werklein ſehr zufrieden und ſprach bei ſich ſelber: „Jetzt baue ich noch einen Mahlgang, dann kann ich meiner Mutter Mehl ſelbſt mahlen.“ Aber etliche Schritte hinter ihm ſtund ein großer Apfelbaum, und der ſtreckte einen langen Arm hoch über den Zaun hinaus, und an dem Aſt hingen etliche Früchte von der Gattung, die man hier zu Lande Roßköpfe nennt, vermuthlich ihrer ungewöhnlichen Größe halber. Und einer von dieſen Aepfeln, des Hängens müde, löſte ſich heimlich von ſeinem Zweig, und fiel und traf auf das Waſſerrädlein, wie der Mühlſtein des Weibes vom Thurm auf die Sturmhaube Abimelechs, des Brudermörders.

„Awe!“ rief der Jünger des Propheten, als ihm das Eiſen von der entlehnten Axt in den Jordan fiel, und Paul

ſagte auch keine Sylbe mehr oder weniger, ſondern wiſchte ſich mit ſeinen Aermeln das Waſſer aus den Augen, daß ihm in's Geſicht geſpritzt war, hob das gequetſchte Rädlein aus dem Waſſer und ſetzte ſich auf ein Felſenſtück, zu überlegen, wie der Schaden wieder geheilt werden möchte. Dabei verzehrte er den Apfel ſo ruhig, als wenn er ihm nicht auf das Werk ſeiner Hände ſondern ſchnurſtraks in die Taſche gefallen wäre.

Sein Vater ſtand indeß, von ihm unbemerkt, hinter dem Stamme des Apfelbaumes, und freute ſich herzlich über ſein Söhnlein. „Gerade ſo, ſprach er bei ſich ſelbſt, bin ich auch geweſen. Ich habe etwas gerne zweimal gemacht, wenn es das erſte Mal verunglückte oder nicht ganz gut ausfiel, und wurde nicht verdrießlich geſchweige denn, daß ich geflucht hätte. Gott erhalte Dir Deine Geduld und Deinen Gleichmuth, ſo wirſt Du ein rechter Meiſter werden."

Der arme Mann ahnete nicht, daß ihm zu derſelben Stunde der Arge einen Stein in den Garten warf, der nicht blos ein armſeliges Rädlein, ein Kinderſpiel, ſondern ſeinen ganzen Hausfrieden ſammt dem Luftſchloſſe von der ſtillen Mühle zerſchlug.

In Dietfurt lebte nämlich damals ein Pfarrer ohne Frau und Kind, wie der Kautz im Winter. Deſſen Kopf ſtak nicht allein voll Gelehrſamkeit, ſondern er brannte auch vor Begierde, Anderen davon mitzutheilen. Denn er war gleich dem Magnetſtein, der ſich nicht damit begnügt, ſeine beſondere Gabe zu haben, ſondern ohne Unterlaß von dem Verlangen bewegt wird, das Eiſen an ſich zu ziehen und ſeine wunderſamliche Kraft in daſſelbe einſtrömen zu laſſen, maßen er weiß, daß er dabei nichts verliert, vielmehr immer gewinnt.

Darum alſo, nicht weil er ein gutes Werk thun oder für den Weinberg des Herrn einen Arbeiter dingen wollte, rief der geiſtliche Herr zu derſelben Stunde, da ſich der Mühlarzt an dem Gleichmuth ſeines Zweitgeborenen weidete, den älteren

Bruder desſelben in ſeine ſchwarze und ſtaubige Studierſtube. Denn der Knabe hatte Nachmittags in der Chriſtenlehre vor allen ſeinen Mitjüngern gar fein geantwortet, und der Pfarrer lobte ihn deßhalb noch einmal und ſprach: „Peter richte Deiner Mutter einen ſchönen Gruß aus von mir, und wenn's ihr recht ſei, ſo wollte ich aus Dir einen gelehrten Mann machen, einen Gerichtshalter, oder einen Doktor, oder einen Magiſter, was ihr am liebſten wäre."

Die Mutter, das eitle Weib, war außer ſich vor Freude über das Anerbieten des Herrn Pfarrers, und ihr Peter war von Stund an der Erſte im Haus oder der Weiſel im Korb, wenn man ſich deutlicher ausdrücken will.

Und hier erſucht man den Herrn Vetter an die Naturgeſchichte der Bienen zu denken, und wie es bei dieſem Völklein mit der Erziehung der Kinder gehalten wird. — Die Eier nämlich, welche die Königin legt, ſind, ſo viel wir ſehen können, alle einander gleich, und eben ſo auch die kleinen Maden, die aus denſelben hervorkommen, und von denen jede ihre Zelle für ſich hat. Aber eine oder zwei, oder etliche mehr, jenachdem es kommt, liegen in größeren Zellen. Aus ihnen ſollen mit der Zeit wieder Königinnen werden, uud darum werden ſie beſſer gefüttert und mehr flattirt und geehrt, als andere Maden, aus denen das gemeine Volk der Arbeitsbienen kommen ſoll.

Dieſem Völklein nun ſchien die Ehegattin des Mühlarztes ihre Erziehungsweiſe abgelernt zu haben. Denn ſie dachte: „Da aus meinem Peter ein Pfarrherr werden ſoll, ſo muß er auch beſſer gefüttert, ſchöner gekleidet und höher gehalten werden, als ſein Vater und Bruder, von denen der Eine ein Zimmermann iſt und der Andere ſich auch nicht weiter ſchwingen wird." Darum brachte ſie auch die Eier, die ihre Hühner legten, und die Butter, die ſie von ihren Kühen erzeugte, nicht mehr zu Markte, wie ſonſt, ſondern verwendete ſie in den jungen Ge-

lehrten auf Hoffnung. Ihm buk sie Kuchen von dem feinsten Mehle, ihm opferte sie die Schinken von den Mastschweinen. Dem Vater und Bruder blieb das Gröbere, der Speck, das Nachmehl, die Wassersuppe mit schwarzem Brod, der weiße Kohl, die Rüben und das Untere von der Milch. Denn sie wetteiferte mit dem geistlichen Herrn und sorgte für den Magen des Auserwählten, wie der Pfarrer für den Kopf desselben. An das, was zwischen dem Kopf und dem Magen liegt, an sein Herz, dachten beide nicht, und ließen den Eigendünkel und die Eigenliebe ungestört darin wachsen und nisten, wie junge Mäuse in dem unbeachteten Winkel zwischen der Käse- und Korn-Kammer.

Was der Vater als Mühlarzt verdiente, war sonst zur Hälfte zurückgelegt worden; nun ging sein saurer Verdienst in den Kleidern und Büchern des jungen Gelehrten auf. Darüber grämte er sich, und dieß um so mehr, als er weder die Gabe noch die Kraft hatte, seinem Verdruß mit Worten Luft zu machen oder seinem thörichten Weibe Einhalt zu thun. Er wurde immer stiller, und endlich fand man ihn, vom Schlage gerührt, todt im Walde neben einer Eiche, die er halb gefällt hatte.

Etliche Monate darauf mußte ein Hafnermeister aus Augsburg des großen Wassers wegen etliche Tage mit seinem Lastwagen in Dietfurt liegen bleiben. Der begehrte den jüngeren Sohn des Verstorbenen zum Lehrjungen. Paul, der von Mutter und Bruder mißhandelt und verachtet wurde, und bei seinem Vater im Grabe keinen Trost mehr finden konnte, gürtete sich schnell und folgte gerne. Seine Mutter ließ ihn mit Freuden ziehen und lebte nun ganz ihrem Peter.

Abermals längere Zeit darauf ging Peter nach Jena auf die Universität. Der Pfarrer gab ihm viele gute Lehren und einen kurzen Valetsegen mit auf den Weg. Sonst weiter

nichts. Denn was dem geiſtlichen Herrn ſeine Pfarrei trug, ſteckte er in ſeltene Bücher und Münzen. Die Mutter aber packte in ſein Felleiſen zwei hundert Thaler, die ſie aus verkauften Aeckern erlöſt hatte. Ein Jahr darauf veräußerte ſie ihre Wieſe, und ſchickte ihm zweihundert und fünfzig Gulden nach. Und als er im dritten Jahre wieder um Geld ſchrieb, borgte ſie zweihundert Reichsthaler auf ihr Haus, und ſchickte ſie ihm auf dem Poſtwagen. Und als er ihr zuletzt durch einen Studenten ſagen ließ, er habe nun ausſtudirt, möchte aber noch Magiſter werden, verpfändete ſie ihr Krautbeet gegen fünf und ſiebenzig Gulden und ſandte ſie ihm.

Sie ſelbſt aß indeß Jahr aus Jahr ein meiſt nur trockenes Brod, das ſie ſich mit Spinnen verdiente; aber wenn ſie dabei an ihren Peter in Jena dachte; und daß er bald ein Pfarrer ſein würde, ſchmeckte das ſchwarze Brod, wie Semmel in Meth getaucht. Dazwiſchen ſchickte ihr der Sohn auch einen oder den andern Zettel, worauf ſeine Profeſſoren in lateiniſcher Sprache geſchrieben hatten, wie ſo viel er gelernt hätte, und Predigten, die von ihm in der Univerſitätskirche mit vielem Beifall gehalten worden waren. Die Zettel ließ ſie ſich von dem geiſtlichen Herrn überſetzen und die Predigten von dem Schulmeiſter vorleſen, und vergoß dabei viele Thränen. Das Porto, welches dieſe Sendungen koſteten, achtete ſie nicht, und wenn zuweilen auch der Verdienſt einer ganzen Woche darauf ging.

So war ſie auch eines Tages mit einem Brief von ihrem Sohne auf dem Weg in das Pfarrhaus, als ihr der Herr der Grafſchaft begegnete, zu der Dietfurt gehört, und ſagte „Walburg, wenn dein Peter von Jena heimkommt, ſo ſchick' ihn zu mir. Ich will ihn zum Hofmeiſter machen, und wenn ſpäter meiner Pfarreien eine aufgeht, ſoll er ſie haben."

Eine unbeſchreibliche Freude für die Mutter. Aber hinter dem Grafen kam der hinkende Bote in der Perſon des Iſrae-

liten, der ihr auf ihr Haus dreihundert und auf ihr Krautbeet fünf und siebenzig Gulden geliehen hatte, und sagte „Weib, ich will mein Geld haben. Euer Haus und Euer Grundstück kommen immer mehr herunter. Euer Dach hat seit ewigen Zeiten keinen Maurer und Euer Krautgarten keine Gabel Mist gesehen, und auf Euern Sohn leihe ich keinen Batzen. Also das Geld oder ich verklag' Euch."

„Lieber heut-noch, als morgen!" erwiederte die gekränkte Mutter kehrte dem unverschämten Juden den Rücken und legte den Brief ihres Sohnes in das Wandschränklein.

Der Israelite aber hielt Wort, und der Amtmann, bei dem er seine Schuldnerin verklagte, war da, wo es einen morschen Baum abzusägen gab, auch nicht der Letzte. Drei Wochen darauf saß er schon mit seinem Amtschreiber hinter dem Tisch, auf welchem der selige Mühlarzt so oft seine Plane und Risse mit der Kreide gezeichnet hatte. Neben ihm lag ein schwerer Ballen Leinwand, welchen die Wittwe für ihren Peter gesponnen und gebleicht hatte. Denn damals war es so, daß sich der Beamte das beste Stück im Haushalt zueignete, ehe die Inventur zum Besten von Gläubigern oder unmündigen Erben begonnen wurde. Die Wahl der Amtleute fiel aber gewöhnlich auf Leinwand, weil sie damit bei ihren Frauen daheim die größte Ehre einlegen konnten.

Vor dem Tische standen die Juden, und steckten die Kleider und kleineren Geräthe, die sie ersteigert hatten, in ihre Quersäcke. Die ehemalige Eigenthümerin dieser Gegenstände schmerzte nur die Leinwand. Uebrigens blieb sie fast ganz gleichgiltig, und legte das Bett, die Leibwäsche und die Kleider, die ihr nach dem Gesetz gelassen werden mußten, ruhig auf einen Bündel zusammen, um damit in das Hirtenhaus, ihrem künftigen Aufenthaltsorte zu ziehen. Denn sie hoffte diese Hütte bald gegen das schönste Pfarrhaus in der Grafschaft vertauschen zu können.

Zuletzt nachdem die beweglichen Gegenstände schon alle versteigert waren, kam auch das Haus auf den Strich. Schon fingen die Hebräer an einander nur mehr guldenweise zu überbieten, als der Posterpeditor, der in Dietfurt an der Heerstraße seinen Sitz hatte, dem Amtmann einen eben angekommenen Brief durch das kleine Fenster überreichte.

„Haltet! Ruhig!" rief nun der Beamte, indem er das Siegel des Schreibens erbrach, „ich muß zuerst diesen Brief von meinem Sohne in Jena lesen."

Die steigernden Juden schwiegen ehrfurchtsvoll, und der Amtmann durchlas zuerst einige Zeilen des Briefes für sich. Denn wendete er sich auf einmal gegen die Wittwe neben dem Lotterbett und fuhr mit lauter Stimme fort.

„Gestern haben wir den Magister Peter Strobel aus Dietfurt solenn zur Erde bestattet, nachdem er zwei Tage zuvor eines unvermutheten Todes verblichen war. Er wettete nämlich nach seinem Magisterschmaus mit einem Doktor der Medicin, daß er von dem schwarzen Trank, den man Kaffee nennt und von dem ich in den nächsten Ferien der Frau Großmutter des Mehreren erzählen will, sieben Kännlein trinken wolle. Er trank auch ihrer sechse: als er aber das siebente an den Mund setzte, wurde er vom Schlage gerührt, fiel zu Boden und gab seinen Geist auf. Seine Kleider und Bücher hat man verkauft, und von dem Erlös die Leichenkosten bestritten. Uebrig geblieben ist nichts, als sein Magisterdiplom, welches ich, will's Gott, nächstkommenden Herbst mitbringen werde."

Während aber der Amtmann diese Trauerbotschaft langsam verlas, wie ein Todesurtheil, konnte man an der Mutter des verblichenen Magisters sehen, wie einst Lot's Weib zur Salzsäule geworden ist. Denn ihre Arme sanken und hingen kraftlos in ihren Schulterknochen, ihre Gesichtsmuskeln wurden weiß und hart, wie Marmor. Mit einem Ton, desgleichen ihn ein

Holzhacker ausstößt, wenn er einen starken Hieb führt, sank sie um, wie ein gefällter Baum.

Indeß sie von sich und ihrem großen Jammer nichts weiß, wollen wir uns nach ihrem jüngeren Sohn umsehen.

Der war, wie der freundliche Leser schon weiß, mit dem Töpfer nach Augsburg gegangen, und hatte nicht nur die Hafnerei gründlich erlernt von der Scheibe bis zum Brennofen, sondern sich auch die volle Liebe seines Meisters erworben. Dieser unverheirathete und kinderlose Mann vermachte ihm in seinem letzten Willen tausend Gulden und starb. Paul konnte daher nach dem Tode seines zweiten Vaters mit ein hundert und dreißig schweren Goldstücken in der Tasche in seine Heimath zurückkehren. Denn zu dem Vermächtnisse kam auch noch, was er sich nach und nach von seinem Wochenlohn erspart und zurückgelegt hatte.

Auf dem Heimwege kam er an einem schwülen Augustustag in das Wäldlein, das eine Viertelstunde vor Dietfurt links von der Straße liegt. Da wollte er rasten und weilen bis zur Abenddämmerung, damit er im Dorfe kein Aufsehen errege, und setzte sich unter eine Eiche. In ihrem Schatten wurde ihm wieder Alles neu, was er vor seiner Wanderung nach Augsburg von seiner Mutter und neben seinem Bruder hatte erdulden müssen, und er sprach bei sich selbst „Seitdem ich vom Hause weg bin, hab' ich keinen Brief mehr von meinen Leuten erhalten, und weiß nur, daß mein guter Vater todt ist. Denkt aber meine Mutter noch, wie vor sieben oder acht Jahren, so macht sie es mir, wie dem seligen Vater, nimmt mir mein Geld und verwendet es auf den Bruder. Darum besser, ich vergrabe meine Goldstücke in diesem Wäldlein, und lasse daheim nur die etlichen Thaler in meiner Westentasche sehen. Wie es dann weiter geht, weiß der liebe Gott am besten, und wird es schon machen."

Und während er so dachte erhub er sich wieder, nahm einige Schritte neben der Eiche unter einem Wachholderstrauche Laub und Moos weg, scharrte die lockere Dammerde auf, lüftete eine Fichtenwurzel, die unter dem alten Busche weg lief, und legte den ledernen Beutel mit den schweren Geldstücken unter dieselbe. Dann that er Erde Moos und Laub wieder so darauf, als wären sie nie berührt werden, und setzte sich abermals unter seinen Baum. Aber wenige Augenblicke darauf schob sich eine finstere Wolke vor die Sonne, und ein Wehen, wie es schweren Gewittern vorauszugehen pflegt, bewegte die Eichenblätter. Paul änderte daher seinen Entschluß, griff nach seinem Wanderstab, und stand nach einer Viertelstunde in der Stube, wo er geboren worden war, mitten unter den Juden und neben dem Lotterbett, auf dem noch seine Mutter in einer tiefen Ohnmacht lag.

Seine Ueberraschung und sein Schrecken waren groß, größer, als es der Erzähler beschreiben kann. Doch blieb ihm noch so viel Besonnenheit, daß er in einigen Augenblicken das Ganze durchschauen und das Nothwendigste thun konnte.

„Einen Gulden mehr!“ schrie aber ein Jude, und der Gerichtsdiener einen alten schweren Kerkerschlüssel in der Hand, begann, da Niemand weiter bieten wollte: „Vierhundert und ein und fünfzig Gulden zum ersten Mal — vierhundert fünfzig und einen Gulden zum zweiten Mal — vierhundert fünfzig und einen Gulden zum dritten und letzten — — —“ Da raffte Paul die wenige Kraft zusammen, die ihm die Bestürzung gelassen hatte und rief „hundert Gulden mehr!“

Aller Augen wendeten sich nach der Thüre, woher die so unerwartete Stimme kam, und die Juden traten aus einander, als sie sahen, daß sich auch der Amtmann hinter dem Tische erhub und den fremden Vogel suchte.

Paul aber trat unerschrocken durch die Gasse, welche die

Israeliten ließen, vor den Tisch der Gerichtscommission, und meinte in seiner Unerfahrenheit, man würde ihm nun seines Vaters Haus ohne Weiteres zuschlagen, und seine Mutter wäre nun der Schmach überhoben, in das Hirtenhaus wandern zu müssen."

Aber er täuschte sich. Der Amtmann that die Flügel seines goldbordirten Rockes wieder auseinander, sank in seinen Armstuhl zurück, daß er krachte und dem Juden, der dieses Möbel schon ersteigert hatte, ein Stich durch das Herz ging, und sagte dann, indem er mit verdrüßlicher und verächtlicher Miene seine große silberne Dose öffnete „Wer ist man denn?"

Ich bin der Sohn des seligen Zimmermeisters Georg Strobel, und dieses kranke Weib da ist meine Mutter," erwiderte Paul in der schwäbischen Mundart, die er sich bei seinem Herrn in Augsburg angewöhnt hatte.

„Kennet ihr ihn, oder will Jemand unter euch für ihn gut stehen?" fuhr der Amtmann fort, indem er sich an die anderen Leute in der Stube wendete.

Die Anwesenden schüttelten zur Antwort auf seine Frage die Köpfe, und Niemand wollte den Fremdling kennen. Es war auch kein Wunder. Denn Paul wurde in seinem Geburtsort gerade während den Jahren nicht mehr gesehen, wo sich die Gestalt und die Gesichtszüge eines Menschen gänzlich ändern. Auch trug er nicht mehr seine zwillichenen Hosen und sein zwilchenes Wamms, sondern ging wie ein Augsburger Bürgerssohn, und hatte also in seiner Abwesenheit von daheim sein Aeußers geändert, wie einige Vögel im zweiten oder dritten Jahre ihr Gefieder.

„So können wir auch, fuhr der Amtmann in einem verweisendem Tone fort, Sein Angebot nicht beachten, und es wäre besser gewesen, man hätte einen Bürgen gestellt oder einen

vollen Beutel auf den Tiſch gelegt, ehe man das Maul ſo voll nahm."

„Das Geld — —" erwiderte Paul, und wollte weiter reden Aber in dem nämlichen Augenblick brach draußen ein Stürmen, Raſſeln und Krachen los, welches ſchwache Menſchenſtimmen weit übertönte. Die Sohlenhofer Schieferſteine, womit die Häuſer in Dietfurt gedeckt ſind, flogen mit den Baumblättern, die Sturm und Hagel abgeſtreift hatte, umher, die Fenſterſcheiben, von Eisklumpen zerſchlagen und von dem Luftzug vollends eingedrückt, fielen klirrend in die Stube und vermehrten den Greuel der Verwüſtung um das Doppelte.

Das Ende der Welt ſchien gekommen zu ſein. Die Juden fingen an mit ihren Köpfen zu wackeln, wie ſie in den Synagogen zu thun pflegen, wenn ſie beten. Der Amtmann und ſein Schreiber thaten weiter nichts, als daß ſie ſich ein wenig duckten.

Das Ungeſtüm dauerte aber nicht länger, als wir davon reden. Dann wurde es auf einmal ſo ſtille, daß man die Tropfen hören konnte, die draußen von dem niederen Dache fielen, und die erſten freien Athemzüge der Hebräer, die ihre Häupter wieder erhuben. Die Sonne brach durch die Wolken, und der Amtmann knüpfte den abgeriſſenen Faden der gerichtlichen Verhandlung wieder an, indem er ſich an Paul wendete und in einem barſchen Ton fragte „Nun, was iſt's mit dem Geld?"

„Das Geld, antwortete Paul unerſchrocken und zuverſichtlich, will ich ſchaffen, wenn Eure Geſtrengen mir eine Friſt von einer halben Stunde geben wollen."

Die hohe Gerichtsperſon, bei welcher Paul durch ſeinen zuverſichtlichen und dabei doch beſcheidenen Ton immer mehr in Credit kam, erwiederte: „Es ſei! Aber ſchau er zuvor dieſe brennende Kerze da, woran ich meine Pfeife anzünde. Sie

iſt noch zwei Finger breit, und wenn ſie ausbrennt, ehe Er zurück iſt, ſo ſchlag ich dem Gaſſrul von Treuchtlingen das Haus zu."

Paul dankte für die Gnade, und eilte dann zum Tempel hinaus, wie ein Schüler nach der letzten Schule vor den Herbſtferien. Die Juden meinten, er habe eine Reiſegeſellſchaft unten im Wirthshaus, und hole dort die erforderliche Summe. Er aber lief nach ſeinem Schatz im Wäldlein, das wir ſchon kennen, wie Gehaſi nach dem Silber und den Feierkleidern des Feldhauptmanns.

Aber es war, als er von Schweiß triefend, an Ort und Stelle kam, kein Wald mehr da. Der Sturm hatte alle die gewaltigen hundertjährigen Rieſen niedergelegt, und ſie lagen alle in einer Richtung, wie das hohe Waldgras zwiſchen ihnen. Nur einige junge, ſchnell aufgeſchoſſene Buchen ſtanden noch und ließen den Wolkenbruch, der ſie getroffen hatte, in ſchweren Thränen auf die Geſunkenen fallen.

Von Angſt und Sorge getrieben, kam zwar der Jüngling ſchnell über die gefällten Stämme und durch die verworrenen Aeſte und Zweige. Auch fand er bald ſeine Eiche und erkannte ihren Stamm ſogleich wieder, weil er ſich durch ungewöhnlichen Umfang, wie durch einen ganz reinen Wuchs auszeichnete. Aber das Blut ſtockte vor Schrecken in ſeinen Adern, als er ſah, daß der Baum, den nach unten zu kaum drei Männer umklaftern konnten, gerade über den Wachholderbuſch und ſeinen vergrabenen Schatz gefallen war, ſo daß es wenigſtens der Arbeit einer Stunde und mit Haue und Schaufel bedurfte, um das Geld wieder an den Tag zu fördern.

Seine Kniee zitterten, er lehnte ſich an den Stamm, und der Verſucher trat zu ihm und ſprach: „Laß in Dietfurt Alles gehen, wie es geht, nimm morgen dein verſcharrtes Gold und ſuche dein Glück wieder in der Fremde, wo du es ſchon ein-

mal gefunden haſt.“ Eine andere Stimme aber rief „Du darfſt Deine arme Mutter in ihrer höchſten Noth und Schmach nicht verlaſſen!“

Und er folgte nicht dem Verſucher, ſondern dieſer Stimme Gottes. In ſeine Kniee kam neue Kraft, und er kehrte in das Haus des Jammers und der Verwüſtung eben ſo ſchnell zurück, als er es eine Viertelſtunde zuvor verlaſſen hatte. Dort trat er an den Tiſch, auf welchem die Kerze, ihrem Verlöſchen nahe, zum letzten Mal aufflackerte, und ſagte: „Ich habe mein Geld nicht erhalten, und bitte um Entſchuldigung.“ Dann drängte er ſich durch die Juden zu ſeiner Mutter, die aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war, nahm ihre wenigen Habſeligkeiten auf den Rücken, und ging mit ihr durch das lange Dorf hinauf in das Hirtenhaus. Das Hohngelächter der Juden und der Gerichtsperſonen begleitete ihn. Nur ein alter Iſraelite hinten an der Wand ſtimmte nicht mit ein, ſondern ſagte in Salamoniſcher Weisheit halblaut zu ſeinem Nachbar: „Und er muß doch ihr Sohn ſein, ſonſt wäre er nicht wiedergekommen, um ſich auslachen zu laſſen. Friede ſei mit ihm! Denn es ſtehet geſchrieben: Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebeſt im Lande, das dir der HErr, dein Gott giebt!“

Bei jedem Schritte, den Paul mit ſeiner Mutter das Dorf hinauf that, flogen rechts und links in den Häuſern die Guckfenſterlein auf; aber der gute Sohn ſah und redete nicht links und nicht rechts, ſondern eilte nur, ſeine arme, von Kummer und Reue gebeugte Mutter unter Dach zu bringen. Und als ſie in der Kammer des Armenhauſes ihm um den Hals fiel und ſchluchzend rief „O, mein Paul! mein Sohn! vergieb mir, daß ich Dich über Deinen Bruder verſäumen und vergeſſen konnte,“ war ihm dieß lieber, als wenn man ihm noch einmal tauſend Gulden vermacht hätte.

Etliche Tage darauf, als ſich die neugierigen Leute, die aus der ganzen Nachbarſchaft in dem niedergeworfenen Wäldlein zuſammenſtrömten, wieder verlaufen hatten, begab ſich Paul mit Haue und Schaufel dahin, und begann da, wo die Zweige des Wachholderbuſches unter dem Stamm der Eiche hervorragten, zu ſchürfen. Zuerſt ſtach er einige Quadratſchuhe tief den Raſen aus, dann kam er unter der Dammerde auf große Brocken von Conglomerat und zuletzt — denn er mußte tief graben, um unter dem Eichenſtamm hinweg zu ſeinem Golde zu gelangen, — auf eine ſehr feine Thonart, die wie der ſchönſte, roth, gelb und blau geaderte Marmor auf ſeiner Schaufel lag.

Seine Freude über dieſen Fund war unbeſchreiblich. Lange betrachtete er ihn, wie ein Ding, von dem er nur träume. Dann rieb er ihn zwiſchen ſeinen Fingern, zu verſuchen, ob er frei von Sand ſei, und es fehlte nichts mehr, als daß er ihn noch verkoſtete. — „Der HErr, ſprach er voll Entzücken bei ſich ſelbſt, hat Alles wohl gemacht. Hätte Er in jener bangen Stunde die Eiche nicht umgeworfen, ſo hätte ich um mein ſchönes Geld eine baufällige Hütte gekauft und nachher doch nicht recht gewußt, wovon ich in dem leeren Hauſe mit meiner Mutter leben ſollte. Jetzt will ich mit meinem Golde ein neues Haus bauen und den entdeckten Thon zur Errichtung einer einträglichen Hafnerei benützen."

Gedacht, gethan. Einige Tage darauf bezog er mit ſeiner Mutter eine Miethe. Im nächſtfolgenden Jahre baute er ſich Haus und Brennofen in jenem Theil des Dorfes, wo jetzt das Poſthaus ſteht.

Sein Geſchäft, geſchickt und emſig, ſolid und ehrlich betrieben, trug ihm gute Früchte. Seine irdenen Gefäße waren faſt eben ſo dauerhaft, als die ſteinernen Krüge, welche jetzt noch in Dietfurt fabricirt werden. — Und wenn der Herr

Vetter irgendwo an der Altmühl einen alten Teller oder eine alte Schüſſel finden ſollte, worauf mit Fraktur-Buchſtaben geſchrieben ſteht „Der HErr hat Alles wohl gemacht!“ oder „Handwerk hat einen goldenen Boden“, ſo wiſſe er, daß dieſe Gefäße aus der Werkſtätte des Paulus Strobel in Dietfurt ſtammen.

Der Tag in der Schenke.

Vor ungefähr hundert Jahren oder darunter ritt der Herr von Hardenſtein auf dem Weg, der nach ſeinem Schloſſe ging. Er ſaß aber nicht ſtolz zu Pferde, ſondern traurig und niedergeſchlagen. Denn etliche hundert Schritte hinter ihm lag Hochdorf, welches zu ſeiner Herrſchaft gehörte und mit mehr Recht den Namen Branntweinsdorf geführt hätte.

Obgleich die Leute darin alle getauft waren und alle Chriſten hießen, ſo hatten doch die allermeiſten einen Götzen, den ſie in ſeinem Tempel und daheim täglich verehrten, ja dem ſie eifriger dienten, als die Heiden ihren Abgöttern. Dieſe opfern nur das Wenigſte und das Meiſte behalten ſie für ſich, aber die Hochdorfer brachten ihrem Götzen nicht blos die Erſtlinge ihrer Ernte, oder den Zehnten oder den Fünften, ſondern Alles, was ſie hatten, Haus und Hof, Witz und Verſtand, Geſundheit und Leben, gutes Gewiſſen und Seligkeit. Und der Abgott, dem ſie dienten, ſtand in ſeinem Tempel und in ihren Herzen feſter, als Dagon, der Philiſter Gott, in ſeinem Hauſe zu Asdod neben der Lade des Herrn, und die Bäume des Hains, welche Gideon, der Sohn Joas, mit den zehn Männern aus ſeinen Knechten fällte. — Das Wirthshaus aber

war ſein Tempel und unter jedem Dache war ihm außerdem noch eine Kapelle geweiht.

Dieſer Götze war, wie der Erzähler dem freundlichen Leſer nicht erſt zu ſagen braucht, das Waſſer, welches dort unter dem Schilde der Goldenen Sonne gebrannt und geſchenkt wurde, und ſich von da aus durch das ganze Dorf verbreitete, wie Gift durch die Adern des menſchlichen Leibes.

Es tranken davon die Alten, die ſchon mit dem einen Fuß im Grabe ſtanden, und thaten ihre letzten paar Schritte in einem Taumel, worin die Seele ſich eben ſo wenig auf die Ewigkeit vorbereiten kann, als im Schlaf. Es tranken davon die Männer, und am liebſten dann, wenn ſie draußen auf dem Acker oder drinnen in der Scheune oder daheim unter ihren Kindern ſein ſollten. Es tranken davon die Weiber und verkauften hinter den Männern das Tuch aus der Truhe und den Flachs aus der Kammer. Es tranken davon die Väter und wurden trunken ihren Kindern zum Spott. Es tranken davon die Burſche und geriethen in ein wildes und unbändiges Weſen, wie die Roſſe und Mäuler ohne Verſtand, welchen man Zaum und Gebiß muß in das Maul legen. Es tranken davon die Schulknaben heimlich hinter der Hecke und redeten dabei von der Zeit, wo ſie ihn als Burſche trinken würden öffentlich beim Tanz und beim Reigen unter der Dorflinde und hinter den Brautleuten her an der Hochzeit. Und aus den Knaben wurden keine rechten Jünglinge, und aus den Jünglingen wurden nur halbe Männer, und aus den Männern wurden nicht weiſe Häupter, ſondern alte, verroſtete Brantweintöpfe, und mochte man anklopfen, wo man wollte, ſo gab es einen ſchlechten Klang.

Dabei lebten die Leute des Glaubens, der Menſch könne ohne das gebrannte Waſſer nicht ſein, und hielten es dem täglichen Brode gleich. Alſo hatte auch ihr Gewiſſen eben ſo

wenig etwas dagegen, wenn ſie davon tranken, als es ſie ſtraſte, wenn ſie Brod aßen. Weiter tranken ſie alle von dem Schultheiß und dem Schulmeiſter herab bis zu dem lahmen Görg, der an der Straße ſaß und bettelte. Folglich hatte ſich keiner vor dem andern zu ſchämen, wenn er als Menſch ausging, ſeinen Verſtand im Brantweinglas ließ, und ohne denſelben wieder heimkam. Ferner ſaß Keiner in der ganzen Gemeinde auf einem grünen Zweig, als der Wirth. Alſo brauchte keiner der Schande wegen zu erſchrecken, wenn der Gerichtsdiener kam und ein Stück Vieh aus dem Stalle zog, deſſen Beſitzer die verfallenen Intereſſen ſtatt zu dem Schuldherrn zu dem Sonnenwirth getragen hatte. Der Platz, den der Schultheiß in der Schenke einzunehmen pflegte, wurde ſelten vor Mitternacht kalt. Alſo hatten auch diejenigen, ſo bei ihm blieben, keine Strafe zu fürchten. Kurz der Wagen war im Laufen, und zwiſchen ihm und dem Abgrund lag nichts mehr, was ihn aufhalten konnte, nicht einmal eine Kirche.

Denn die Kirche, von der Gemeinde ſeit langer Zeit ſtiefmütterlich behandelt, war nach und nach zur Ruine geworden. An dem Dache fehlten ſo viele Ziegel, als einem Huhne Federn im September. Hagel und böſe Buben hatten die Fenſter eingeworfen, der morſche Glockenſtuhl war umgeſunken, und, als er ſank, waren die zwei ehernen Zeugen darin mit einem Klagelaut auf lange verſtummt. Denen aber, die in dieſer Kirche getauft und ſo oft von dem Tiſche des Herrn geſpeiſt und getränkt worden waren, fehlte es an Mitteln und noch mehr an gutem Willen, den Greuel der Verwüſtung zu entfernen. Sie hatte daher nach dem Tode ihres letzten Pfarrers bei der Herrſchaft darauf angetragen, ihm ſo lange keinen Nachfolger mehr zu geben, bis aus dem Einkommen der Pfarrei nach und nach ein Kapital zuſammengebracht worden, damit man das Gotteshaus bauen könnte. Sie wollten indeß

gern in der Nachbarschaft zur Kirche gehen. Und der alte Herr von Hardenstein, der Schafe mit edler Wolle mehr zu schätzen wußte, als Unterthanen mit christlicher Gesinnung, ging nicht nur auf den Antrag ein, sondern setzte auch nach seiner Manier hinzu: „Nun schaut doch den guten Leuten kein Pfarrer mehr in den Krug.“

Ueber dieß Alles dachte sein Sohn nach, als er an jenem Abende in das Schloß zurück ritt, und dieß war der Grund, warum er nicht stolz zu Pferde saß, sondern traurig und niedergeschlagen, wie der freundliche Leser am Anfange unserer Erzählung vernommen hat.

„Auf diese Weise, sprach er bei sich selbst, geht die Gemeinde noch ganz zu Grunde. Doch was soll ich thun? Die Kirche wollt' ich wohl aus meinem Säckel bauen lassen. Denn der Herr hat mich gesegnet. Aber den Pfarrer, wie ich ihn brauche, kann ich nicht schaffen und vielleicht lange nicht finden.“

Und so würde der Freiherr gewiß mit sich selber fortgesprochen haben, bis unter das Thor seines Schlosses, wenn ihn nicht ein Hut unterbrochen hätte. Den Hut aber hielt eine Hand zu ihm hinauf, und die Hand gehörte einem jungen Wandersmann, der um einen Zehrpfennig bat. Fast unwillig darüber, daß er in seinen Gedanken gestört wurde, langte er in die Tasche, wo er seine Kreuzer und Groschen hatte. Als er aber sah, wie sauber und reinlich der Mensch gekleidet war, zog er seine Hand leer heraus, und langte in die andere Tasche, wo seine Thaler lagen. Und als er ihm dabei länger in das Auge sah und es ihm dabei war, als schaue er in eine Tiefe des Geistes Gottes, ließ er auch das große Geldstück wieder fallen und fragte, ob er nicht vollends mit ihm in sein Schloß gehen, dort übernachten und erst des andern Tags mit einem Zehrpfennig weiter ziehen wollte.

Der Fremdling willigte mit einer höflichen Verbeugung ein,

und während er auf ſeinen rüſtigen Füßen neben dem Führer hergeht, kann der Erzähler dem freundlichen Leſer ſagen, wer es iſt.

Es war der Magiſter Stäublein aus Würtemberg und hatte nicht nur ſein Examen mit großem Ruhme beſtanden, ſondern auch mit vielem Beifall in der Stadt und auf dem Lande gepredigt. Aber dazumal gab es ſo viele Kandidaten, als weiland Kranke, Blinde, Lahme und Dürre an dem Teiche zu Jeruſalem, welcher Bethesda hieß. Und wenn auch zu ſeiner Zeit da und dort ein alter Arbeiter im Weinberge des Herrn hinging, um ſeinen Groſchen zu empfangen, ſo konnte doch nur Einer ſein Nachfolger werden und die andern neun und ſechzig mußten von Neuem warten. Was den Magiſter verdroß, nicht weil er, einen Bindering an der Hand, ſehnlich auf eine Pfründe wartete, ſondern weil er nicht länger müßig am Markte ſtehen wollte, als Einer, der Luſt hatte und Kraft, für das Reich Gottes mehr zu thun, denn es in Privatſtunden, die er gab, und mit Druckbogen geſchehen konnte, die er hinter dem Setzer her corrigirte. Deswegen faßte er den Entſchluß, mit ſeinem Pfunde über das Waſſer zu fahren und jenſeits des Weltmeeres damit zu wuchern, ſtatt in ſeiner Heimath bis zu der neunten oder eilften Stunde müßig zu ſtehen. Ja er gelobte es dem Herrn mit einem heiligen Gelübde, den Pilgerſtab zu ergreifen und nicht mehr aus der Hand zu thun, bis er mitten unter den armen Heiden wäre. Und als er den Freiherrn hinter Hochdorf einholte, war er auf dem Weg nach Kopenhagen, wo er den König bitten wollte, ihn auf einem Schiffe als Miſſionar nach Trankebar in Oſtindien zu ſenden. Uebrigens war er faſt von daheim ausgegangen, wie die Zwölfe, als der Herr ſie ſandte, zu predigen das Reich Gottes und zu heilen die Kranken und zu ihnen ſagte: „Ihr ſollt nichts mit euch nehmen auf den Weg, weder Stab noch Taſche, noch

Brod noch Geld; es ſoll auch Einer nicht zween Röcke haben.“ Denn der Magiſter hatte nur Einen Rock, und wenn auch in ſeiner Weſte zwei Taſchen waren, ſo trug er doch in der einen nur Kupfer, und die Silberkreuzer und Groſchen in der andern waren meiſtens ſo ſelten, als die Goldkörner im Rheinſande. Das ſpaniſche Rohr in ſeiner Hand war das einzige Erbe, das ihm ſein armer Vater hinterließ. Die feinen Hemden und Sacktücher in ſeinem Ränzlein ſtammten von einem Stück Leinwand, das ihm ſeine Mutter mit ihrem Segen auf dem Sterbebette gegeben hatte. Die zwei oder drei übrigen Brocken in ſeiner Rocktaſche hatte er von den großen Stücken Brods geſammelt, womit er in den letzten Tagen von wohlthätigen Bauern zur Milch beſchenkt worden war, die ihm ihre Weiber vorgeſetzt hatten. Und hätte er auch am andern Tage zu dieſen Brocken weiter nichts gefunden, als was der Prophet unter dem Wachholder in ſeinem Krug, ſo hätte er ſich auch damit begnügt. Denn ob er gleich zwei und dreißig geſunde und ſchneeweiße Zähne in ſeinem Munde hatte, ſo war doch kein Wein-, oder Feldhühner- oder Torten-Zahn darunter. Auch meinte er, das Brod ſei noch immer beſſer, als die Aehren, welche die Jünger ausrauften, da ſie am Sabbath durch die Saat gingen, auch würde unter den Heiden er mehr kalte Küchen finden, denn warme, und wenn er ſich auf die kalten vorbereite, würde ſein Magen der warmen deſto leichter entbehren.

Item. Der Magiſter hatte nur Einen Rock und nur ein Paar Schuhe; aber ſie waren von dem Wege faſt eben ſo wenig angegriffen, als die Röcke und Sohlen, von denen der Herr zu Israel ſprach: „Ich habe euch vierzig Jahr in der Wüſte laſſen wandeln; eure Kleider ſind an euch nicht veraltet, und dein Schuh iſt nicht veraltet an deinen Füſſen.“ Und der ſie trug, gehörte zu den reinen, keuſchen Seelen, an

deren Hütten auch der Staub der Erde weniger kleben bleibt. Die Hemdkrauſe, welche der Magiſter trug, verhielt ſich zu ſeiner ſchwarzen Weſte, wie ein abgeſtreiftes Lilienblatt zu der friſch beregneten Gartenerde, worauf es liegt.

Dieß Alles aber ſah der Freiherr von Hardenſtein an ſeinem Gaſte oder hörte es von ihm, während er mit demſelben ſein Abendeſſen theilte, und ſagte nach demſelben zu ihm „Herr Magiſter, ich meine, Sie ſind der Mann, wie ich ihn für meine Hochdorfer brauche. Wie wär's, wenn Sie Ihren Wanderſtecken da hinter der Thüre ſtehen ließen und aus meiner Hand den Hirtenſtab annähmen, zu hüten dieſe Schaafe, die keinen Hirten haben?"

„Sehr gerne, erwiederte der Candidat, aber ich bin nicht frei, ſondern habe ein Gelübde gethan, den einen Stab mit dem andern nicht eher zu vertauſchen, als bis ich mitten unter den armen Heiden ſtehe."

„Dieſes Gelübde, verſetzte der Freiherr, können Sie eine halbe Stunde von hier eben ſo gut erfüllen, als noch tauſend Meilen weiter in Hindoſtan. Denn meine Leute in Hochdorf ſind ärger als die Heiden."

„Wenn das iſt, fuhr der Magiſter fort, dann gehe ich nicht weiter," und reichte ſeinem Wirthe die Hand, wie man thut, wenn man ein Verſprechen bekräftigen will.

Kurz, er machte ſich des anderen Tages frühe auf und ging nach Hochdorf, um mit eigenen Augen zu ſehen und dann dem Freiherrn Antwort zu bringen.

Als einem Fremdlinge ſtand ihm vorerſt nur die Schenke offen. Die Gaſtſtube in derſelben betrat er Morgens zu der Zeit, wo ſie von den Spuren des vorigen Tages ſchon ziemlich gereinigt und der Wirth mit ſeinen Leuten anderwärts war, weil zu dieſer Stunde nur ſelten ein Gaſt ihre Bedienung verlangte.

Der Magiſter ſah daher auch, als die Thüre hinter ihm zugefallen war, in dem weiten Raume niemand, als den Spielmann Hanns Leirer, genannt Zwickel. Und auch der war eigentlich kein Gaſt, ſondern Hausgenoſſe. Denn ſo wenig der Kukuk ein Neſt hat, ſo wenig hatte er ein eigenes Quartier, ſondern blieb Jahr aus Jahr ein in der Wirthsſtube, wo er mit dem großen Haushunde, dem alten Türk, Lebensweiſe und Behandlung faſt bis zur völligen Gleichheit theilte. Wie dieſer lebte er von den Brocken, die ihm zugeworfen wurden oder für ihn liegen blieben, wie dieſer blieb er Tag und Nacht in ſeinem Rocke ſtecken, wie dieſer hatte er ſein Bett da, wo er liegen blieb. Und wenn Morgens die Magd kam, um die Stube zu kehren, verſetzte ſie mit dem umgekehrten Beſen zuerſt entweder dem Spielmann oder ſeinem Schlafgenoſſen einen Rippenſtoß, jenachdem ihr dieſer oder jener im Wege lag, und ſanfter oder ſtärker, jenachdem der Morgenhimmel ihrer Laune heiter oder trübe war.

Als der Magiſter eintrat, hatte der Leirer dieſen Morgengruß ſchon empfangen. Wenigſtens ſaß er auf der Bank, worauf er die Nacht über gelegen war, und machte an ſeiner Geige. Denn die abgeſprungnen Saiten hingen von ihr herab, wie von zwei Mägdlein die Haare, wenn ſie einander im Handgemenge die Hauben verrückten. Der Bogen war der Hausmagd unter den Beſen gekommen, und lag vorläufig noch unter der Fußbank des Tiſches, die ihn in Schutz genommen hatte.

Ueber dem Muſikanten, auf der Scheidewand zwiſchen der Stube und einem kleinen Cabinete, ſaß eine Elſter und ſchien ſich auf den Augenblick zu freuen, wo der Künſtler wieder den erſten Strich über die aufgezogenen Saiten thun würde. Sie ließ ihn wenigſtens nicht aus dem Auge, nickte mit dem Kopfe, wippte mit dem Schwanze und ließ ſich ein Mal über

das andere Mal hören, wie ein Kind, das zwiſchen den Füßen ſeines Vaters ſteht, und mit fröhlicher Ungeduld zuſieht, wie er aus dem hinterlaſſenen Schmucke des geſchlachteten Haushahns einen Federbuſch bindet. Ja könnte und dürfte man es den Landleuten der Fränkiſchen Höhe nachſprechen, daß die Elſtern keine gewöhnlichen Vögel ſind, ſondern verwünſchte weibliche Seelen beherbergen, ſo müßte der Erzähler die Muthmaßung hegen, daß in dem Vogel über dem Spielmanne der abgeſchiedene Geiſt von einer der Dirnen zurückgeblieben wäre, die mit ihren nägelbeſchlagenen Schuhen in den Fußboden der Wirthsſtube den tiefen Kreis tanzten, der die Säule darin umgiebt.

Nicht weit von der Elſter und dem Gegenſtande ihrer Aufmerkſamkeit hing eine große Stockuhr an der Wand. Die Gewichte, die daran zogen, liefen in einem langen Kaſten, und durch eine Glasſcheibe in demſelben konnte man den Bewegungen des trägen Perpendikels folgen. Das alte Werk mußte von einem wohlhabenden Grubenbeſitzer herrühren. Denn ſo oft eine Stunde abgelaufen war, erhob ſich ein Bergknappe aus dem verborgenen Schacht, ſchlug ein- bis zwölfmal auf die Glocke neben ihm und kehrte dann wieder in die Tiefe zurück. Dieß war aber dem Uhrmacher im Ort, einem Tauſendkünſtler, noch nicht genug. Er beſchnitt dem ſchwarz gekleideten Männlein ſein Hinterleder und bedachte ihn dafür mit einem langen Zagel. Das Käpplein auf ſeinem Haupt durchbohrte er zwiefach und ſetzte zwei krumme Hörner ein, aus ſeinem Munde aber ließ er eine lange Zunge und um ſeinen Kopf eine ausgezackte Krone von feuerrothem Scharlach laufen. Denn die Hochdorfer trieben keinen Bergbau und dachten nie an einen Grubenmann, während ihnen der Fürſt der Finſterniß eine vielgenannte Perſon war. Weil aber die Fliegen ihren Gott ſo wenig verſchonten, als die andern Dinge in der

Stube, ließ ſich der Uhrmacher die Mühe nicht verdrießen, ſeinem Gebilde des Jahres zweimal eine neue Zunge und eine neue Krone zu machen.

In der Ecke gegenüber hing ein Crucifix. Aber um dieſes kümmerte ſich niemand, als hin und wieder ein katholiſcher Gaſt, und der dürre Palmzweig hinter demſelben rührte von einem Pilger her, der auf dem Wege nach Jeruſalem auf der Bank unter dem Kreuze übernachtet hatte.

Dieß Alles, was der Erzähler dem freundlichen Leſer mit vielen Worten vor die Augen zu ſtellen ſuchte, überſah der Magiſter mit etlichen Blicken, und wollte dann, von dem Morgenſpaziergange durſtig geworden, nach der Wirthin gehen und ſich ein Glas Milch beſtellen. Was aber in der Schenke zu Hochdorf nicht ſo ſchnell ging, als in einer anderen. Denn der Beſitzer derſelben hatte zweierlei Kunden, ſolche, die zahlten, wenn ſie Geld hatten, und andere, die es nicht machten, wie der barmherzige Samariter, da er des andern Tages wegreiſete, ſondern, wenn ſie ſich drücken konnten, ihre Taſche und den Wirth unbemüht ließen, auch wohl ein kleines oder größeres Andenken mitnahmen, wenn ihnen niemand auf die langen Finger ſah.

Mit dieſer zweiten Gattung von Kunden hatte der Sonnenwirth ſchon manche ſchwer zu verſchmerzende Erfahrungen gemacht, als er auf den guten Gedanken kam, den Hund ſeines Vetters, des Hofmetzgers in Fallach, zu kaufen und zu ſeinem Stubenhüter zu machen. Denn der war ſo abgerichtet, daß er in Abweſenheit ſeines Herrn und ſeiner Frau jedermann, wer nur wollte, in die Fleiſchkammer treten, aber keine Seele wieder ziehen ließ, bis eins von beiden zurückkehrte.

Dieſer Hund war nun zwar damals ſchon über neun Jahre in der Schenke, aber er hatte auf ſeinem Poſten ſo wenig Gelegenheit gehabt, ſeine Unterſcheidungsgabe zu üben,

daß er Alles über Einen Kamm ſchor. Mochte daher auch der Magiſter in Geſicht und Kleidung ganz anders ausſehen, als ein Lumpenſammler oder eine Leichladerin, der alte Türk ſchenkte ihm deswegen um keinen Pfennig Credit mehr, ſondern faßte ihn, als er auf die Thüre zuging, ganz ruhig beim Ueberrock, und gab ihm dabei mit einem leicht zu erklärenden Knurren zu verſtehen, daß er ſich nur weiteren Unannehmlichkeiten aussetzen würde, wenn er auf ſeinem Willen beſtehe. Sein Arreſtant begriff ihn auch ſogleich und zog ſich in das Cabinet zurück, um daſelbſt auf ſeine Erlöſung zu harren.

Kaum aber hatte er ſeinen Rockflügel beſichtigt und gefunden, wie der alte Türk, was ſeines Amtes war, ſo ſchonend gethan hatte, daß nicht einmal ein Abdruck von ſeinen Fangzähnen, geſchweige denn ein Riß zurückgeblieben war, — als die Thüre aufging und die Elſter ein großes Freudengeſchrei anhub, in welchem ſie das Wort „Branntwein" öfters wiederholte. Denn ſie hatte eine gelöſte Zunge, und der Spielmann, ihr Lehrer, fand ſich für die unſägliche Mühe, die er auf ihre Bildung verwendete, vollkommen belohnt, als ſeine Schülerin endlich das Wort ausſprechen konnte, das ihm das wohllautendſte unter allen deutſchen Wörtern dünkte. Womit er übrigens nicht mehr und nicht weniger that, als ſchon Mancher gethan hat, der z. B. der Lerche die Melodie abgewöhnte, worin ſie ſonſt ihren Gott Schöpfer lobte, und dafür einen Tanz oder irgend eine andere weltliche Weiſe in die Kehle legte.

Uebrigens war unſere Elſter mit dem Worte nicht zu freigebig, ſondern begrüßte damit nur die täglichen Kunden ihres Beſitzers, und den, der eben zur Thüre hereingekommen war, am lauteſten, weil er ihr öfters vom Felde Maikäferlarven und andere dergleichen Leckerbiſſen mitbrachte.

So viel der Magiſter aus dem Geſpräche des Eingetrete-

nen mit Hanns Leirer entnehmen konnte, war er ein Hirtenknabe, trieb des Morgens mit ſeinem Vater aus, fing dann an auf der Hauptſtraße neben dem Ried zu betteln, holte, wenn er einige Kreuzer beiſammen hatte, dafür Branntwein, und führte Abends ſeinen Vater, der davon trunken geworden war, wieder heim. Die Schenke war zugleich ſeine Schule. Denn der Spielmann hatte an ihm Anlagen zur Muſik bemerkt und ſich vorgenommen, aus ihm einen Nachfolger zu ziehen, auf den er ſeine Geige vererben könnte, wenn ihm ſelbſt, wie er ſich ausdrückte, der Kehraus geſpielt worden ſei. Darum nahm er ihn auch faſt täglich in der Wirthsſtube vor, lehrte ihn allerlei Tänze, unterwies ihn in den Liedern, welche die loſen Buben des Dorfs am liebſten hörten, und bekam dagegen immer das erſte Glas von dem Morgentrunk, der mit dem Straßenverdienſt für ſeinen Vater erkauft worden war.

Uebrigens waren dieſe böſen Melodieen und noch ſchlimmere Lieder bei dem Knaben noch nicht tiefer eingegangen, als bei der Elſter der Name des Getränks, von dem ſie noch keinen Tropfen gekoſtet hatte. Seine Hand führte den Bogen, ſein reines Organ gab die Lieder dazu, aber ſeine Seele nahm faſt nicht mehr Antheil daran, als die Saiten auf der Geige und ſeine Kehle an den Tönen, die von ihnen ausgingen. Dieſe glaubte der Magiſter, der ihn durch eine Spalte in der Bretterwand zwiſchen der Stube und dem Cabinet betrachtete, in ſeinem Geſichte und in ſeinem ganzen Benehmen leſen zu können, und ſprach bei ſich ſelbſt „Armer Junge! der böſe Thau, der in dieſem Haine Miphlegeth fällt, iſt auch auf dich gefallen, und wenn ihn nicht die Hand des Herrn abwiſcht, wird er eindringen und deine Seele verderben. O könnte ich deine Seele retten!“

Der Wirth, der indeſſen in die Stube zurückgekehrt war, und dem Knaben ſein Krüglein mit dem Stück an der Hand-

habe gefüllt gegeben hatte, unterbrach den Magiſter in dieſem Selbſtgeſpräch mit der Frage, was ihm beliebe, und hob ſich mit einem Laut halb des Unwillens und halb des Erſtaunens wieder von dannen, als der ſonderbare Gaſt ein Glas Milch begehrte. Denn keinen Branntwein trinken, hieß bei ihm kein guter Chriſt ſein. Er blieb nur noch zweifelhaft, ob er ihn für einen Juden oder für einen Herrnhuther oder für einen Menſchen halten ſolle, der aus dem nahen Irrenhaus entlaſſen, ſeine Kur auf der nächſten Station noch fortſetze. Bis er aber durch die Küchenthüre der Wirthin das Verlangen des Gaſtes mittheilte, war er ſchon mit ſich einig geworden, und hielt ihn für einen Magiſter, der ſeinen Verſtand verſtudirt und ſich im Narrenhaus zwar etwas erholt hätte, aber ſich durch Milch- und Waſſer-Trinken bald wieder um ſein Bislein Vernunft bringen werde.

Indeſſen war die ruhigſte Stunde in der Schenke von Hochdorf vorübergegangen, und es reihte ſich nun eine Scene an die andere.

Drei Knechte, welche mit ihren Güterwagen vor dem Wirthshauſe gehalten hatten, traten herein, den Hut auf dem Kopf und die lange Peitſche in der Hand. In dem Orte, wo ſie zuletzt übernachteten, war Kirchweih; aber weil ſie frühe aufbrechen mußten, hatten ſie ſich noch nicht ſatt getanzt. Der eine ſchob daher die Tiſche und Stühle auf die Seite, der andere rief etliche Dirnen herein, die drüben am Brunnen ihr Gras wuſchen, der dritte fang den Dreher vor, den der Muſikant aufſpielen ſollte, und ſo war, ehe drei Minuten vergingen, der Ball aus dem Stegreif fertig. Aber noch waren keine weiteren drei Minuten vergangen, als ein Vierter dazu kam und mit dem dicken, lederbeſchlagenen Stiel ſeiner Peitſche, Tänzer und Tänzerinnen wieder austrieb, — der Herr der Güterwagen, der ſeinen Knechten unerwartet nachgefahren

war, und ihnen einige von den Hieben wieder gab, die ſeine armen Gäule beſonders dann zu genießen hatten, wenn es ihren Treibern nach einer wüſten Nacht in ihren Köpfen ſummte. — Eine Windsbraut kann ſich auf der Heerſtraße nicht ſchneller heben und legen, als dieſer Tanz in der Schenke anhub und endete.

Als es in der Wirthsſtube wieder leer geworden war, hatte der Holzhacker deſto mehr Platz, und ließ ſich ein Kännlein Goldwaſſer, wie er es nannte, nach dem andern einſchenken. Denn er hatte dem Wirth eine Klafter Holz geſpalten und konnte dießmal zechen, ohne den letzten Kreuzer unter den Bröslein in ſeiner Taſche ſuchen zu müſſen. Aber kaum hatte er den erſten Grad der Begeiſterung erreicht, auf dem man unter der goldenen Sonne von Hochdorf alles Unangenehme vergißt, was hinter und vor dem vollen Glaſe liegt, als ſeine Frau in die Stube trat, nachdem ſie ihn ſchon geraume Zeit mit ſeinem baaren Verdienſt erwartet hatte. In ihrem kurzen Odem und ihrer verſchobenen Haube, in ihrer geballten Fauſt lagen gleichſam die einzelnen Wolken zu einem ſchweren Gewitter, das um ſo anhaltender und ergiebiger zu werden ſchien, da ſie nicht ſtehen blieb, ſondern ſich auf den nächſten Stuhl neben ihrem Manne warf. Aber der Wirth ließ es nicht zum Ausbruch kommen, ſondern trat zwiſchen das Paar und ſagte: „Seid doch billig, Frau Trude! Eurem Andres haben heute zwei Sonnen auf den Rücken gebrannt, meine drauſſen am Schild, und die andere droben am Himmel, und als er hereinkam, lechzte er, wie ein Schaff, in das zehn Wochen kein Waſſer gekommen war. Euer Wohlſein, Frau Trude!“ Und damit nippte er aus dem Glaſe des Holzhackers und ſtellte es dann auf die Seite ſeiner Frau, die dann auch der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, ſondern lächelnd Beſcheid that,

und dann mit forttrank, bis der Verdienſt vertrunken war, zu dem die zwei Sonnen geſchienen hatten.

Ueberhaupt war der Wirth kein Freund von Ungewittern in ſeinem Hauſe, und ſuchte ſie, wo es nur möglich war, noch vor ihrem völligen Ausbruch zu zerſtreuen. Denn er hatte ſchon hin und wieder die traurige Erfahrung gemacht, daß ſie ſich nicht allein auf die Köpfe und Rücken ſeiner Gäſte entluden, ſondern auch unter ſeine Krüge und Gläſer. Da er aber nicht immer allein fertig werden konnte, ſo hatte er für ſolche Fälle einen Gehülfen, wie der freundliche Leſer ſogleich ſehen wird.

Am Tiſche unter der großen Wanduhr ſaßen nämlich zwei Knechte, die aus ihren Dienſten getreten waren, und redeten über dieſes und jenes, am ſchlimmſten aber über ihre geweſenen Herren. Die Elſter ſaß aber über ihnen und nickte dazwiſchen mit ihrem Kopf; denn es waren alte Bekannte von ihr, beſonders der ältere mit dem rothen Geſicht. Der nahm zuletzt öfters ſeine Naſe in die Hand und klagte über das arge Rothlauf daran, hoffend, ſein Freund werde ihm ſein Beileid bezeugen. Aber der machte ein ſpöttiſches Geſicht dazu und lachte laut auf, als der Vogel über ihnen ſich ſo tief als möglich herabneigte und rief: „Branntwein! Branntwein!“ Worauf der Andere von ſeinem Stuhl aufſprang, um dem Spötter etwas über den Tiſch hinüberzureichen. Aber ſein Stuhl war noch nicht vollends umgefallen, als ihn ſchon der alte Türk in ſeiner Löwenkraft beim Kragen nahm und zur Thüre hinauszerrte. Denn der Hund war auch dazu abgerichtet. Er wußte mit einer bewundernswerthen Unterſcheidungsgabe diejenigen herauszufinden, welche dem Faß den Boden ausſchlagen wollten, und ging in Ausübung ſeines polizeilichen Amtes mit ſolcher Ruhe und Beſonnenheit zu Werke, daß niemand über die geringſte Verletzung ſeiner Haut klagen konnte, obgleich wenige Männer

und Burſche in Hochdorf waren, an denen er nicht ſchon einmal ſeinen Amtseifer bewieſen und bewährt hatte.

Darüber und nach mehreren andern Geſchichten, die ſich an dieſem Tage unter der goldenen Sonne in Hochdorf zutrugen, wurde es Abend und mit ihm kam die Zeit wo der jährliche Huttanz gehalten werden ſollte. Weil aber vielleicht der freundliche Leſer ebenſo wenig weiß, als dazumal der Magiſter es wußte, was es für eine Bewandtniß mit dieſem Tage hat, ſo iſt es die Pflicht des Erzählers, ihn darauf vorzubereiten, damit er nicht zu ſehr erſchrickt, wenn ſich auf einmal der Reigen in Mord und Todtſchlag verwandelt.

Auf der Fränkiſchen Höhe und an den Ufern der Altmühl war es nämlich nicht ſelten, daß der Wirth von Jahr zu Jahr den Burſchen des Dorfes einen Hut und den Dirnen ein ſchönes Band zum Beſten gab. Hut und Band aber wurden herausgetanzt, d. i. an die Säule mitten auf dem Tanzboden wurde eine brennende Lunte mit einem dünnen Faden befeſtigt, während ſich die Tänzer mit den Dirnen anſtellten. Der erſte und vorderſte unter ihnen tanzte dann mit einer langen Wachholder-Gerte in der Hand drei Reihen, und gab ſie darauf dem Nächſten hinter ihm in die Hand, und dieſer reichte ſie nach drei weiteren Reihen dem Folgenden, und ſo ging es fort und fort, bis die Gluth an der Lunte den Faden erreichte und der Reſt derſelben auf den Boden herabfiel. Der Burſche aber, der in dieſem Augenblick die Ruthe gerade in der Hand hatte, bekam als Preis den Hut und ſeine Tänzerin das Band.

So ging es auch in der Schenke zu Hochdorf. Die Lunte brannte ruhig fort, die Burſche und Dirnen wirbelten um die Säule herum, die Gerte ging regelmäßig nach drei Reihen und auf demſelben Platz von einer Hand in die andere und die Luſtbarkeit ſchien den gewöhnlichen Verlauf zu nehmen. Der Magiſter aber hatte ſchon ſeine Zeche bezahlt und ſtand mit

dem Hut in der Hand unter der Thüre des Cabinets, um noch den Fall der Lunte abzuwarten und dann unbemerkt weiter zu gehen.

Aber in demſelben Moment, wo die Ruthe aus einer Hand in die andere wandern ſollte, ſprühte die Lunte, wie ein Talglicht, auf deſſen brennenden Docht ein Waſſertropfen gefallen iſt. Ein Funke erreichte den dünnen Zwirn, an dem ſie befeſtigt war, und ſie fiel.

Zum Unglück gehörten die zwei Hände, von denen die eine die Gerte noch nicht gelaſſen, die andere aber ſchon ergriffen hatte, den beiden ärgſten Raufern im Dorf. Und ehe man ſechs zählen konnte, hatten ſich nicht nur dieſe beim Kragen, ſondern auch die andern, die es mit dieſem oder jenem hielten, nachdem ſie die Lichter ausgelöſcht hatten, damit weder der Wirth noch ſpäter das Gericht herausbringen könnte auf weſſen Rechnung die zerſchlagenen Krüge, Gläſer, Stühle, Fenſter und Köpfe zu ſetzen ſeien.

Und nun wird wohl der freundliche Leſer erwarten, daß der alte Türk unter dem Ofen hervorſpringe und den einen von den beiden, welche die erſten Hiebe auf einander geführt hatten, die Thüre weiſe. Aber ſei es, daß er ſich durch einen Knochen, den er gerade bearbeitete, in ſeiner Wachſamkeit etwas ſtören ließ, oder daß er durch den Knäuel der Raufer nicht mehr dringen konnte, oder daß er den letzten Wink ſeines Herrn, den er vor dem Auslöſchen der Lichter noch wahrnahm, falſch auslegte, kurz er packte den Magiſter und drückte ihn mitten unter den ſchreienden Dirnen zur Hausthüre hinaus.

Vor derſelben hielt der Herr von Hardenſtein mit ſeinem Wagen. Denn es war ihm über das lange Ausbleiben ſeines Gaſtes bange geworden, und er wollte ihm zu Hilfe kommen, wenn es nöthig wäre.

Als der Magiſter eingeſtiegen war, fragte ihn ſein frei-

herrlicher Wirth, was für eine Antwort er ihm auf ſeine geſtrige Frage geben könne, nachdem er die Hochdörfer in der Nähe betrachtet hätte.

Der Gefragte rückte ſeinen verſchobenen Kragen zurecht und erwiederte: „Ich gehe nicht nach Indien, ſondern bleibe mit Ew. Gnaden Erlaubniß hier. Die Hochdorfer ſind ärger, denn die Heiden.“

Ein Hohenheimer.

Es leben wenige von den Männern mehr, welche ſchon vor der erſten franzöſiſchen Revolution dieſem oder jenem Herrn dienten, und die damaligen Verhältniſſe der Regierungen und Unterthanen aus eigener Erfahrung genau kennen. Aeußerlich erkennt man ſie an den weißen Haaren, welche durch ihre Richtung noch an Pomade und Brenneiſen erinnern, an einer großen Halskrauſe und an kurzen Hoſen, die zwiſchen ſich und den glänzend gewichſten Stiefeln die weißen baumwollenen Strümpfe ſehen laſſen. Der Frack oder Rock richtet ſich nicht, wie bei unſeren jüngeren Leuten, nach den Hüften, ſondern ſchließt ſich meiſt an einem einzigen Knopfe über dem mäßigen Bauch, der ſich in dem wohlverdienten Ruheſtand eingefunden hat. — Sie gehen langſam und bedächtig ihren Weg, und der Todesengel braucht nach ihnen nicht haſtig zu langen, wie nach dem Jüngling im Zweikampf und nach dem Mägdlein im Tanze. Er legt ſeine Hand leiſe auf ihre Schulter, ſie neigen ihr Haupt im Schlummer, und wachen, wenn ſie anders in der Hauptſache in Ordnung waren, in der beſten Zeit wieder auf, nachdem ſie lange genug über das Nichtmehrſein der guten alten geſprochen und geklagt hatten.

Uebrigens vergleicht der Erzähler dieſes Geſchlecht ſelten gewordener Leute, den Römerſteinen, welche noch hie und da außerhalb der Antiquitäten-Kammern ſtehen geblieben ſind. Sie ſprechen wenig, aber im gewichtigen Lapidarſtyl; ſie geben nur den Wenigſten Red' und Antwort, aber dieſe ſchätzen ihre Sprüche, wie güldene Aepfel in ſilbernen Schaalen. — Die meiſten jungen Leute hüpfen an ihnen vorüber, wie Regenpfeifer an den Ruinen der alten Diospolis, oder, damit man es recht ſage, wie die durch künſtliche Wärme ausgebrüteten Hähne Aegyptens an den Denkſteinen mit Hieroglyphenſchrift.

Einer von dieſen Uebrigen aus dem achtzehnten Jahrhunderte war es, der einem Freunde aus dem reichen Schatze ſeiner Erfahrungen gerade Folgendes mittheilte, als einige Reiſende an Einem Tiſche mit ihm in dem Gaſthofe zu A. ſaßen, während ihr Lohnkutſcher draußen ſeine müden Roſſe mit Salz und Brod erquickte.

„Unter dem Krummſtabe, ſagte er, war gut wohnen. Auch unter dem Schwerte des Deutſchen Ordens, der hier und in der Umgegend viel Beſitzthum hatte, eher der Kaiſer der Franzoſen einmal über das anderemal ſagte „Dieß oder Jenes hat aufgehört zu ſein!" Zumal die Einwohner unſeres Städtleins, wünſchten niemals einen Andern ihren Herrn nennen zu müſſen, als den Hoch- und Deutſchmeiſter, der bekanntlich in Mergentheim an der Tauber reſidirte."

„Da kam zu Ende Decembers von B. her ein hoher Beamter, und verlangte im Namen ſeines Königs, daß man die Bürger auf das Rathhaus berufe. Dieß geſchah, und er eröffnete der verſammelten Bürgerſchaft, daß der „Schwarze Adler" aus einem Rechte, das von uralten Zeiten herrühre, auch das gute Städtlein A. unter ſeine Flügel zu nehmen beſchloſſen habe, und daß es in dieſen kritiſchen Zeitläuften unter ſei-

nen Fittigen gewiß ſicherer liegen werde, als unter dem alten und löcherichten Mantel des Deutſchen Ordens.“

Wer aber zu dieſen ſchönen Worten nicht Ja noch Amen ſagte, das waren die Zuhörer. Sie blieben völlig ungerührt, und als der Redner etwas inne hielt, um in den Mienen der Verſammelten eine Antwort auf ſeinen Antrag zu leſen, ſagte ihr Wortführer, die eine Hand unter der rothen Weſte mit ſilbernen Knöpfen und die andere in der Rocktaſche „Geb ſich der Herr keine Mühe weiter! Wir wollen bleiben wer wir ſind. Unſere alte Herrſchaft iſt uns ſchon recht.“

Der Redner fuhr in einem drohenden Tone fort, und ließ die Regimenter, Feuerſchlünde und Bajonette ſeines Königs durchblicken, um die guten Leutlein, die ſich nicht locken laſſen wollten, zu ſchrecken und einzuſchüchtern. Dieß ſchlug aber dem Faß den Boden vollends aus. Die Bürger meinten, ſie wären nicht da, ſich drohen zu laſſen, und gingen aus einander. Zu Hauſe ließen ſie ſich Kokarden an ihre Hüte machen, dem Reichsoberhaupte zu Ehren an die rechte Seite eine gelb und ſchwarze, und dem Deutſchmeiſter zu Lieb an die linke eine roth und weiße. So geſchmückt begaben ſich dann drei Männer aus ihrer Mitte nach Mergentheim um ihrem geliebten Herrn über die Verſuchung zum Abfall von ihm zu berichten und die Verſicherung auszudrücken, daß ſie bereit wären, der Treue gegen ihn Gut und Blut zu opfern. Das Haupt der Deutſchen Herren vergoß zwar über die Hingebung der guten Leute eine Thräne; aber es ſah auch zugleich weiter, als ſie, und rieth ihnen, nicht wieder den Stachel zu lecken. Er rechne es, ſetzte er hinzu, zu ſeinen erſten landesherrlichen Pflichten, ſeine getreuen Unterthanen vor aller Unterdrückung nach ſeinen Kräften und nach den in dem Reichs- und Kreis-Verband liegenden Mitteln zu ſchirmen. Sollte aber bei dem dermaligen Reichskriege, wo die kaiſerlichen Truppen gegen den gemeinſchaftlichen Feind weit

entfernt im Felde ſtünden, eine kräftige Abwehr der Anmaßung unmöglich ſein, ſo könne er ſich doch auch nicht entſchließen, ſein Anſehen dahin zu mißbrauchen, um ſeinen getreuen Unterthanen die Unterwerfung unter eine widerrechtliche Gewalt ſelbſt zu befehlen. Er müſſe ſeinen lieben und getreuen Unterthanen, um deren eigene perſönliche Freiheit und Gerechtſame es zu thun ſei, überlaſſen, wie ſie ſich dabei benehmen wollten. Doch ſeien hiebei die Folgen des Widerſtands, der Grad der Gefahr und das Maaß der beiderſeitigen Kräfte wohl zu erwägen.

„Dieſe Antwort trugen die drei Männer aus dem Kabinet des Deutſchmeiſters auf ihr Rathhaus zurück, wo ſich ihre Mitbürger verſammelt hatten. Mit ihnen beſchloſſen ſie, den Gedanken an Widerſtand zwar aufzugeben, aber nach B. weder ein Ja noch ein Nein wiſſen zu laſſen, ſondern das Heranziehen des Ungewitters ruhig zu erwarten.“

„In B. beſchloß man indeſſen, dieſes Ja zu holen, und gab dem Major von D. den Auftrag, ſechs hundert Mann zu Fuß und drei hundert Reiter mit zwei Kanonen zu nehmen, nach A. zu rücken und die verweigerte Huldigung nöthigen Falls mit Gewalt zu erzwingen.“

„Betrachten Sie, ſagte der alte, wackere General zu dem Oberſt-Wachtmeiſter, als er ihm den Befehl der Regierung mittheilte, die Sache nur als einen militäriſchen Spaziergang. Man legt uns da und dort Windmacherei zur Laſt. Thun Sie alſo am wenigſten da, wo man den Schwarzen Adler erſt vom Hörenſagen kennt, etwas Uberflüſſiges. Kömmt bei dem Vollzug Ihres Auftrags kein Säbel aus der Scheide und kein Bajonet auf eine Muskete, ſo werden Sie mir bei ihrer Rückkunft am willkommenſten ſein.“

„Allein das Wort des grauen Helden von Torgau fand in dem Herzen des Oberſt-Wachtmeiſters keinen Ort. Dieſer hatte von dem ihm gewordenen Auftrag eine ganz andere Anſicht,

und theilte sie, nach Hause gekommen, seiner bejahrten Schwester mit, die ihm Haus hielt, weil er noch unverheirathet war. „Ja, liebe Schwester, sagte er, was konnt' ich machen? Ich mußte die Ehre des Regiments retten. — Meine Herren, sprach der General bei der Parade, unser König ist schwer beleidigt und fordert blutige Rache. Wer unter Ihnen will sie holen? Alle schwiegen und schlugen die Augen nieder, die Meisten erblaßten. Es war, darum und daran, daß der alte Mann fortfahren mußte: Nun, so will ich selbst die Ehre unseres Königs retten! — Aber dazu ließ ich es nicht kommen, sondern sprach: Herr General, wenn ich nicht sogleich antwortete, so geschah es, weil mir theils der Unwille über die Rebellen und theils das aufwallende Blut der heißen Kampfbegierde die Stimme erstickte. Ich, ich will Rache holen, blutiger, als Tilly in Magdeburg. Das Wappen des Königs will ich an die rauchenden Ruinen des Rebellennestes heften."

„Da haben wir's nun! unterbrach ihn seine Schwester. Du thust aber immer so tapfer. Du hast den größten Schnurrbart in ganz B. und beim Exerzieren arbeitest Du mit Deinem Degen so viel, daß es kein Wunder ist, wenn man Dir die allergefährlichsten Aufträge giebt. Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Weil es nun aber einmal so ist, so will ich nur Deine wollene Leibbinde richten. Wegen Leibschmerzen und Abweichen konntest Du den Feldzug in der Champagne nicht mitmachen, und wenn Du Dich nicht wohl versiehst, so geht's Dir morgen wieder so; was mir, genau genommen, lieber wäre, als dieser Feldzug mitten im Winter. Die Rebellen hätte man gerade so gut, und noch besser, nächsten Sommer umbringen können."

„Den andern Tag zog der Major an der Spitze seiner Brigade, wie er sie nannte, aus. Auf seinem Gesicht lag der

ganze Ernſt einer wichtigen Sendung. Seine Leute dagegen waren luſtig und guter Dinge; denn die Januarſonne ſchien lieblich und noch lieblicher war die Ausſicht auf die rauchenden Schornſteine des Altmühlthals, welche in dieſer Jahreszeit voll Würſte und Speckſeiten hingen. Aber der ernſte Führer hielt dieſe heitere Stimmung ſeines Corps für unpaſſend. Er ließ daher in dem Königlichen Park von E. auf einer Wieſe neben der Straße ein Quarree bilden. In der Mitte deſſelben redete er ſeine Leute von ſeinem hohen Gaule folgendermaßen an:

„Meine Kinder! Ich ehre zwar den heitern Muth, die Todesverachtung, womit ihr der Gefahr und der blutigen Arbeit entgegen geht; aber ich halte es auch für meine Pflicht, Euch nicht zu verſchweigen, daß es kein leichter Schleſiſcher Feldzug iſt, in welchem ihr begriffen ſeid. Ueber die Rezat, deren Brücken abgebrochen und deren Ufer wohl vertheidigt ſind, ſollt ihr ſetzen, die feſte Burg des Deutſchmeiſters ſollt ihr erobern, an die hohen Mauern einer Stadt ſollt ihr die Sturmleiter legen, hartnäckige, und mit Waffen wohl verſehene Rebellen ſollt ihr vernichten, auf den Zinnen ihres Rathhauſes ſollt ihr dieſe Fahne aufſtecken. Habt ihr die Mauern erſtiegen, ſo wird jedes Fenſter eine Schießſcharte, jeder Keller eine Mine ſein, und das heiße Waſſer, das die Weiber über eure Häupter ausſchütten werden, ſteht ſchon bereit. Aber fürchtet euch nicht! Wo der Kugelregen am dichteſten, wo der Kampf am wildeſten, wo des Feindes Wuth am lauteſten iſt, da werdet ihr mich finden. Nicht allein dieſe zwei Feuerſchlünde werden den Tod in die Reihen eurer Feinde tragen, auch die Hochveſte F. hat ihr Geſchütz aufgefahren, um ihre Blitze mit den unſrigen zu vereinen. — Soldaten! Krieger! Die Aelteſten unter euch haben ſchon bei Zorndorf dem Tode kühn in's Auge geſchaut. Andere haben, unter der Kanonade vor Valmy, be-

wieſen, daß ſie ihn nicht fürchten, die Uebrigen wollen in dieſem Feldzuge ihre erſten Lorbeeren pflücken. Auf euch rechnen in dieſem Augenblick König und Vaterland. Hoch lebe der König!"

„Das Hoch des Helden wiederhallte dreimal in den Gliedern des geſchloſſenen Vierecks. Dann wurden ſcharfe Patronen vertheilt und die Gewehre geladen, Schlagfertig rückte das Corps aus den Mauern des Parks, und über G. hinab bis in das Dorf H. Je zwei oder drei Huſaren ſtreiften auf allen Seiten neben und vor der Schaar. Sie hatten den Befehl, jede verdächtige Perſon zu arretiren und vor den Oberſtwachtmeiſter zu bringen, wodurch, beſonders da es Sonnabend und ſomit Botentag war, die Hausordnung des Altmühlthals bedeutend geſtört wurde. Dabei wurden zuerſt drei Barbiere eingebracht. Sie ſträubten ſich wenig, weil ihre Neugierde in der großen Reiſegeſellſchaft theils befriedigt und theils geſpannt wurde; aber ihre Kunden kamen den andern Tag in die Kirche, wie Igel in den Obſtgarten. Weit unwilliger geberdeten ſich zehen oder zwölf Botenweiber, die ſich mit ihren Tragkörben auf dem Rücken dem Zuge anſchließen mußten. Denn ſie verſetzten ſich ganz in die Lage ihrer Pfarrherren und Pfarrfrauen, denen ſie Briefe, Zeitungen, Braten, Tabak, Perücken, Hauben, Zucker und Kaffee aus den Städten und Flecken umher bringen ſollten. Man durfte ſie aber ſo wenig, als die Chirurgen entlaſſen, weil trotz aller Bedrohungen ihre Zungen das Geheimniß des Feldzugs mit telegraphiſcher Schnelligkeit würden verrathen haben."

„Der willkommenſte Fang für den Oberſt-Wachtmeiſter war ein Mann aus A. ſelbſt, dem ein junger, dienſteifriger Huſar den Weg verrannt und auf dem Transport zum Hauptcorps mehr anvertraut hatte, als gerade nöthig war. Der Eingebrachte war ein Kräuter- und Wurzel-Sammler, der am

meiſten für die Hofapotheke in B. lieferte, und daher den Major ſchon kannte. Unter einem nichtsſagenden, ja dummen Geſicht verbarg er eine große, muthwillige Schlauheit, und war immer bereit, Andern etwas aufzubinden, dabei auch über die Folgen ſeiner Lügen ſo wenig beſorgt, als weiland Sancho Pänſa, der treue Begleiter des Ritters von der traurigen Geſtalt. Als er vor den Anführer des Corps gebracht worden war, wartete er die erſte Frage deſſelben nicht ab, ſondern fiel vor ihm auf ein Knie nieder, küßte den Steigbügel und ſprach: O, Herr General! Eure Excellenz kommen wie ein Engel vom Himmel. Ich hab' unter den dummen, unvernünftigen Menſchen in A. nimmer bleiben mögen. Mitgefangen, mitgehangen. Wer ſich unter die Kleye miſcht, den freſſen die Säue, mit unterthänigem Reſpekt zu vermelden. Wollen ſich dieſe Tollköpfe von Eurer Excellenz todtſchießen laſſen, meinetwegen. Was werden ihnen alle ihre Kanonen helfen und alle die Handgrenaden, die auf der Stadtmauer herumliegen, wie die Aepfel auf dem grünen Markt in Nürnberg. Eure Excellenz, der Herr Generalfeldzeugmeiſter ſind zu gewaltig! — Ich aber heiße Joſeph Schlauch, und der Hofapotheker in B. kennt mich ſo gut, wie ſeinen eigenen Sohn. Ich bin juſt auf dem Weg zu ihm geweſen, anzufragen, was für Wurzeln und Kräutlein er in dieſem Jahre brauchen könne."

„Ein Mann, der ſo redete, war für unſern Oberſtwachtmeiſter der rechte. Während die anderen aufgegriffenen Perſonen im Nachtrab zu Fuß gehen mußten, wurde Meiſter Schlauch auf das Handpferd des Anführers erhöht, und hatte die Ehre zu ſeiner Linken zu reiten, und ihm über die Vertheidigungsmittel, die Lage und die ſchwächſten Punkte von A. zu berichten. Der Adjutant zur Rechten, ein Artillerie-Lieutenant, der ſich bei Valmy den Verdienſtorden erworben hatte, entdeckte wohl ſogleich in dem Wurzelklauber den Schalk; aber er durfte

dem Vorgesetzten seine Entdeckung nicht mittheilen. Denn das Prädikat „Excellenz" welches ihm hier das erste Mal und so oft beigelegt wurde, hatte den Hohenheimer so hoch hinaufgeschraubt, daß er mit einer vernünftigen Vorstellung nicht mehr zu erreichen war."

„Auch wollte der Major das Verdienst der Eroberung von A. nicht mit seinem Adjutanten theilen. Er entließ ihn daher im Nachtquartier sogleich nach dem Abendessen, und entwarf dann bei einem Glase Wein mit dem Kräutermann den Plan für den nächsten Tag. Der Schalk erlaubte sich zwar unterthänigst zu bemerken, daß an demselben das Fest der heiligen drei Könige sei. Denn das Leben bei seinem Gönner gefiel ihm, und ein Rasttag des Festes wegen wäre mitzunehmen gewesen. Aber der Oberstwachtmeister, begierig nach den Lorbeerzweigen, die ihm nun so nahe hingen, ließ sich nicht darauf ein, sondern erwiderte: Ei, was da! desto besser, so werden die Schlingel in A. einen Vierkönigstag feiern. Herrendienst geht vor Gottesdienst. Dergleichen Tage sind in unserem aufgeklärten Lande schon längst abgeschafft."

„Den Morgen darauf, als die Botenweiber und Chirurgen wieder auf freien Fuß gestellt worden waren, brach die Brigade auf und rückte in das Gebiet des Deutschen Ordens. — Um aber denen in A. so viel als möglich jeden Succurs abzuschneiden, wurde auf den Rath des Wurzelklaubers zuerst das Dorf J. besetzt und die Kirche darin umzingelt, weil darin gerade alle Bewohner versammelt waren. Ein Wachtmeister mit einem Trompeter mußte hinein und mit lauter Stimme verkündigen, die Weiber sollten sich augenblicklich entfernen, die Männer aber als Gefangene Seiner Majestät des Königs bleiben. Schmetternd unterbrach die Trompete den festlichen Choral, und die ungewöhnliche Proklamation des Reiters erregte allgemeine Bestürzung. Heulend stürzten Knaben, Mäd-

chen und Weiber aus der Kirche. Denn ſie glaubten, ihre Väter und Männer würden erſchoſſen. Dann trat der Major, fünfzig Mann vor und fünfzig Mann hinter ſich, in das Gotteshaus.“

„Wie alle Hohenheimer, ſeiner Art, hatte er auch keinen Reſpekt vor einer geweiheten Stätte. Er winkte daher dem Prieſter, der im Hochamte unterbrochen worden war, von dem Altar, und ſtellte ſich, mit dem Hut auf dem Kopfe, auf eine Stufe deſſelben. Dann warf er einen furchtbaren Blick über das Schiff und die hohen Emporen der neuen Kirche, und begann:“

„Es hat dem Adler, der mit dem einen Flügel bis an die Oſtſee und mit dem andern bis an das Geſtade der Wörnitz reicht, gefallen, auch euch Leute unter ſeine ſchirmenden Fittige zu nehmen. Ob er gleich, wie Jupiters Vogel, den Blitz führt, der noch vor wenigen Jahren die Streitkräfte von vier Großmächten auseinander ſtäubte und vernichtete, ſo will er doch nicht von ſeiner niederſchmetternden Gewalt, ſondern nur von ſeiner überſchwänglichen Gnade Gebrauch machen, und euch ſein nennen, wie euch bisher des Deutſchen Ordens Oberhaupt ſein genannt hat. Daß er das Recht dazu habe, welcher Sterbliche wagt daran zu zweifeln? Gehet hin in die Archive der grauеſten Vorzeit! Pergamente, auf denen der Staub des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts liegt, werden euch belehren, daß mein gnädigſter König auch über euch ſein Scepter ausſtrecken darf. Wollt ihr nun dieſes Scepter in entgegenkommender Huldigung küſſen, ſo entſendet drei Männer aus eurer Mitte an die Stufen dieſes Altars.“

„Hier ſchwieg der Redner, und warf einen fragenden und erwartungsvollen Blick auf ſeine Zuhörer. Aber keiner derſelben ſetzte ſich in Bewegung, und nur die Hinterſten in der Verſammlung ſteckten die Köpfe zuſammen. Ueber dieſes Zau-

dern wurde der Major roth und immer röther, ein kleiner Vulkan, in deſſen Eingeweiden ſich ein Ausbruch vorbereitet. Dieß bemerkte der Prieſter, der neben dem Altar ſtehen geblieben war, und ſagte halblaut zu dem Häſelein, welches eben überſprudeln wollte: Ich vermuthe, die ungelehrten Leute haben Eure Gnaden nicht verſtanden. — Das beſänftigte den kleinen, dicken Mann, und die Zornröthe verlor ſich in ſeinem Angeſicht. Er rief ſeine Ordonnanz, die in einer großen ledernen Taſche Kokarden und auf Blech gemalte Adler hatte, nahm eine Kokarde und einen Adler in die Hand und rief: Ich ſehe ſchon, mit euch Dummköpfen muß man deutſch reden. Wollt ihr ſolche ſcheckige Dinger — Kokarden heißt man ſie — an eure Hüte ſtecken, und ſolche Bleche an eure öffentlichen Gebäude heften laſſen, an eure Kirche, an — an euer — an euer —

„Spritzenhaus — flüſterte der Pfarrer daneben — und an euer Löſchmaſchinenhaus, fuhr der Redner fort, ſo ſagt Ja, oder ich laſſe euch Alle todt ſchießen."

„Ja! ja! rief nun die ganze Verſammlung, wenn's ſonſt weiter nichts iſt, warum denn nicht?" Dann ging jeder zu dem Altar hin, und empfing, mit einer Feierlichkeit von Seiten des Majors, als würden Großkreuze vertheilt, ſeine Kokarde, indeß ein Lieutenant mit zehn Mann auszog, um die Adler an die öffentlichen Gebäude, wie ſich ſein Vorgeſetzter ausdrückte, zu heften. Nachdem aber alle Kirchengänger dekorirt waren, ſtieg der kleine dicke Mann noch eine Stufe höher und ſprach:"

„Für dieſe erſte Gnadenbezeugung eures Allerdurchlauchtigſten Königs ſollt ihr euch aber nun auch dankbar beweiſen. Wie? will ich euch ſagen. Ich bin auf dem Wege, die Aufrührer in A. mit Skorpionen zu züchtigen, und da könnt ihr ſogleich eure Treue beweiſen und mir helfen."

„Dieſe Aufforderung war den Zuhörern willkommen. Ein junger Burſche, mit einer Schmarre über das ganze Geſicht, trat hervor und antwortete im Namen ſeiner Spießgeſellen: Von Herzen gern, Eure Gnaden! An der letzten Kirchweih haben uns die Ketzer in A. gebläut, wie die Stockfiſche, und aus dem Sommerkeller hinausgeworfen, heute wollen wir die Zeche bezahlen.“

„So recht, meine Kinder! Das wird eurem Könige gefallen, wenn ich es ihm erzähle. Nehmt Flinten, Prügel, Senſen, Heugabeln und was ihr habt, beſetzt die Straßen nach K. und L. und laßt mir keinen Rebellen entrinnen. Ich mit meinen Leuten werde von der andern Seite anrücken.“

„Und nachdem dieß Alles in Ordnung gebracht worden war, brach das Executions-Corps nach A. auf. An ſeiner Spitze ritt der Oberſtwachtmeiſter und zu ſeiner Linken der Wurzelmann, geduckt, als pfiffen ſchon die feindlichen Kugeln über ihn und die Excellenz weg. Der Artillerie-Lieutenant blieb bei den Haubitzen. Seine alten Kanoniere, denen die Comödie zuwider wurde, warfen den Tabak, den ſie kauten, ungeduldig von einer Seite auf die andere. Die zwei Männer, welche die brennenden Lunten zu tragen hatten, hätten ſie am liebſten in den Haarzopf des Majors geſteckt. Doch, an unbedingte Subordination gewöhnt, ließen ſie ihren Unwillen mit keinem Worte laut werden.“

„Indeß waren die in A. ſchon in der Nacht von der Gewitterwolke benachrichtigt worden, die hinter den Hügeln heranzog. Der Wurzelmann ſelbſt hatte durch den Flurſchützen von M. ſeinen alten Bekannten, einem Beamten des Deutſchen Ordens ſagen laſſen, morgen werde ein Hanswurſt mit zwei Kanonen vor A. rücken, und das Städtlein in Grund und Boden ſchießen. Der Beamte fragte den Boten des Kräuterſammlers noch über einige Punkte aus, und ließ dann, ſobald

es dämmerte, den Bürgern, deren volles Vertrauen er beſaß ſagen, die Feinde würden heute A. beſetzen; ſie möchten ſich aber dabei ganz ruhig verhalten, und vorzüglich dann um gar nichts bekümmern, wenn er die Sturmglocke werde läuten laſſen."

„Dem Wachtpoſten am Südthore ließ der Hofrath gar nichts ſagen. Er vergaß es vielleicht, und es war überhaupt nicht nöthig. Die drei alten Männer, aus dem er beſtand, zählten zuſammen zwei hundert und ſiebenzehn Jahre. Sie hatten wohl drei Flinten, aber ohne Bajonet, und ihre Säbelklingen waren ſchon ſeit unfürdenklichen Zeiten nicht mehr an das Tageslicht gekommen. Auch in ihren Patrontaſchen hatten ſie nichts Gefährliches. Der eine von den Dreien, der unverheirathet war und in der Wachtſtube ſchlief, pflegte in der ſeinigen die Pflaumfedern zu ſammeln, die aus ſeinem Bette fielen. Die zweite Taſche diente als Briefſchalter. In ihr wurden die Briefe geſammelt, welche die Leute gelegenheitlich unter dem Thore abgaben. In der dritten befand ſich eine Art Winkelapotheke. Ihr dermaliger Beſitzer bereitete und verkaufte nämlich unter der Hand Schwein- und Ratten-Pulver. An einen eigenſinnigen Widerſtand von Seiten dieſer Leute und an ein daraus für die Stadt entſpringendes Unheil war alſo unter dieſen Verhältniſſen nicht entfernt zu denken. Und doch, wie es der Zufall oft wunderbar fügt, thaten dieſe Veteranen gerade am Morgen des Dreikönigtages Manches, was ſie hätten bleiben laſſen ſollen. Der Winkelapotheker, der Tags zuvor Rattenpulver präparirt hatte, fegte ſeinen meſſingnen Mörſer, trug ihn auf den Mauergang über dem Thor und legte ihn in eine Schießſcharte, ſo, daß die Sonne hinein ſcheinen konnte. Denn ſie ſollte den von dem Rattenpulver zurückgebliebenen Geruch vollends herausziehen, weil den Tag darauf Schweinpulver bereitet werden ſollte. — Der eine

Collège des Apothekers, der ältere, war zugleich Stubengärtner, und wollte nächſter Tage einige Hyazinthentenzwiebeln legen, die ihm der Hofgärtner des Leutſchmeiſters gegeben hatte. Er nahm alſo die grünen Blumentöpfe mit eingefrorener Erde, die in einem Winkel des Mauergangs ſtanden, und legte ſie in die übrigen Schießſcharten über dem Thore gegen die Sonne, damit die Erde aufthaue und die überflüſſige Feuchtigkeit dabei verdünſte oder ablaufe. Der dritte Wächter aber hatte ſchon ſeit langer Zeit böſe Augen, und konnte das grelle Tageslicht nicht vertragen. Er ſchloß deshalb das Thor, oder lehnte vielmehr die beiden Thorflügel aneinander, damit die von dem Schnee zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen nicht mehr in die Wachtſtube fallen könnten. Viele Fuhrwerke waren an dem Feſttage nicht zu erwarten, und wer zu Fuß kam, konnte durch das Einlaßthürlein ſchlüpfen. Deßwegen gingen auch der Apotheker und der Gärtner in die Kirche, und ließen ihren augenkranken und wortkargen Cameraden allein."

„Während aber die friedlichen Krieger ihre Angelegenheiten beſchickten, zogen die feindlichen Truppen hinter den Hügeln und Wäldchen bei A. immer näher, und kamen ſo an die Rezat. Der Oberſtwachtmeiſter wunderte ſich, daß ihm der Uebergang über dieſen drei Fuß breiten Strom nicht erſchwert würde. — Herr General, bemerkte der Wurzelmann, ich glaube die Rebellen haben ihre ganze Macht hinter ihren Mauern zuſammengezogen. Ich fürchte, wir werdens empfinden, wenn es zum Sturm kommt. Eure Excellenz dürften gut thun, wenn Sie etwas halten ließen, und Ihren Herrn Archetanten auf Kundſchaft ausſchickten."

„Der Major befolgte den Rath, und der Artillerie-Lieutenant wurde mit dem Befehl abgeſchickt, die Feſtungswerke zu recognosciren. Dieſer ritt, ein kleines Fernrohr in der Hand und einige Huſaren hinter ſich, über die ſteinerne Rezatbrücke

und dann auf der Heerstraße noch einige hundert Schritte gegen A. zu. Nach zehn Minuten kam er wieder, und rapportirte mit der Hand an dem Hut: Rechts der Gottesacker und links ein Garten mit Mauern, aber beide unbesetzt. Das Thor geschlossen, aber sonst nicht die geringste Spur von Gegenwehr. Das Städtchen ohne Graben."

„Der Würzelmann schüttelte bei diesem Rapport bedenklich den Kopf, und sein Gönner, der ihn noch bedenklicher ansah, meinte, dahinter müsse etwas stecken, und griff an seine Schärpe, darunter er seine wollene Leibbinde trug. Zu gleicher Zeit kam wohl auch ein ausgeschickter Wachtmeister von dem Berge zurück, von dem man das Innere des Hofgartens und des Gottesackers ganz überschauen konnte, und bestätigte die Aussage des Lieutenants, bewirkte aber nichts weiter, als daß der Wurzelklauber den Kopf noch mehr schüttelte und daß dem Commandanten die Sache immer verdächtiger wurde."

„Sein Verdacht schien sich auch zu rechtfertigen. Denn kaum stand er mit seinem ganzen Corps auf der Heerstraße, so fing man schon in A. an, die Sturmglocke zu läuten. Ihre Töne versetzten den Helden in eine Art Ekstase. Er riß dem Lieutenant das Fernrohr aus der Hand, und betrachtete mit eigenen Augen das Thor, das man nach dem Gutachten des Würzelmann's zuerst einnehmen sollte. Dann schrie er vor Wuth außer sich: hab' ich es mir doch gedacht! Den Augenschein, Herr Lieutenant, den Sie eingenommen haben, war viel zu oberflächlich. Sie geben ihren Degen ab und gehen hinter das Corps. Hätten Sie Ihre Schuldigkeit besser gethan, so hätten sie die fünf Kanonen über dem Thore nicht übersehen können. Eine davon ist ja so blank, als wäre sie erst vor einer Stunde aus der Stückgießerei gekommen. Die vier andern sind älter."

„Dann, nachdem der Lieutenant von zwei Husaren abge-

führt worden war, wendete er sich an den ihm zunächst stehenden Hauptmann von der Infanterie mit den Worten: Herr Hauptmann, unsere Feuerschlünde werden dieses verschlossene Thor zerschmettern. Ist dieß geschehen, so stürmen Sie an der Spitze Ihrer Compagnie. Ich werde hinter dieser Capelle Zeuge von Ihrer Tapferkeit sein."

„Nun wurde aber dem Wurzelmanne doch bange, und er gab dem Scherze, der nun bitterer Ernst und seinen Mitbürgern gefährlich werden konnte, dadurch eine andere Wendung, daß er zu dem Oberstwachtmeister sagte: Eure Excellenz halten zu Gnaden. Die Rebellen haben noch keinen Schuß gethan, und da meine ich denn, erfordert es der Kriegsgebrauch, daß man sie zuerst durch einen Trompeter zur Uebergabe auffordern lasse. Jedoch unmaßgeblich. Der Herr General wissen auf jeden Fall hunderttausendmal besser als ich, was zu thun sei."

„Er hat Recht, erwiderte der Oberstwachtmeister, ich will Gnade vor Recht ergehen lassen, und noch zum Ueberfluß einen Parlamentär schicken."

„Ein Husarenlieutenant wurde dazu ausersehen, und ritt mit einem Trompeter vor das Thor. Auf die herausfordernden Fanfaren desselben öffnete der Augenkranke in der Wachtstube ein kleines Fenster, das durch die Stadtmauer auf die Hauptstraße ging, und rief, ohne unter seinem grünen Schirm hervorzuschauen: Dreikönigstag! Heute werden keine Komödianten eingelassen."

„Warte, Schlingel! erwiderte der junge, hitzige Husarrn-Lieutenant, ich will dir Komödianten geben! — Zwei hundert Pferde Seiner Majestät des Königs von N. stehen vor deiner schlechten Stallthüre, und wir werden sie einschießen, wenn ihr sie nicht augenblicklich aufmacht."

„Nun, nun, brummte der Augenpatient dagegen, die

Schindmähren können paſſiren, aber das Roß zahlt einen Kreuzer Pflaſtergeld.“

„Damit ſchlug er ſein Fenſterlein wieder zu, humpelte aus der Wachtſtube und öffnete beide Thorflügel, ſo daß der Parlamentär die ganze leere Gaſſe bis zum Rathhaus hinauf überſehen konnte.“

„Auf den Rapport des Lieutenants ſchüttelte der Wurzelmann den Kopf noch bedenklicher. Aber der Lieutenant raunte dem Oberſtwachtmeiſter in das Ohr, daß die fünf Kanonen über dem Thore weiter nichts, als ein Mörſer und vier Blumentöpfe wären. Dadurch beruhigt, rief nun der Held: Auf, Kinder! Der Schrecken, der vor uns her geht, hat die Thore der Rebellen geöffnet. Laſſet uns einziehen und den Auftrag unſeres allergnädigſten Königs vollziehen!“

„Mit leichtem Herzen verließ er nun ſeinen ſichern Platz hinter der Kapelle, ſtellte ſich an die Spitze ſeines Commando's und zog ein. Aber die Leere und Stille in der breiten Hauptgaſſe des Städtleins fiel ihm bald ſchwer auf das Herz. Er fürchtete Verrath, und warf ſcheue Blicke auf alle Fenſter. Denn im nächſten Augenblick konnte aus jedem ein Schuß fallen. Am verdächtigſten war ihm das Rathhaus, daß mit ſeiner ernſten Fronte die Straße herunter ſah. Er hielt es für ein Trojaniſches Pferd, und glaubte, in ſeinem Bauche ſtecke die ganze Maſſe der Rebellen. Als er daher, in der Nähe deſſelben angekommen war, ließ er die Kanonen auffahren und ſeine Leute ſich ſchußfertig machen. Dann richtete er ſich in ſeinen Steigbügeln auf, ſo hoch er konnte, und ſchrie zu dreien Malen in ſteigendem Tone! Heraus! Heraus! Heraus!“

„Die Flügel des Rathhauſes thaten ſich auf, und heraus kamen die drei Seelen, welche darin waren, nämlich, ein Deutſchherriſcher Beamter, ſein Schreiber und ein Rathsdiener.“

„Ohne ihn zu grüßen, donnerte ihm der Major entgegen: Wo ſind die Bürger?"

„Beim Mittageſſen. Es iſt eben eilf Uhr, — erwiderte der Gefragte ganz ruhig."

„Man laſſe ſie auf der Stelle hieher berufen! — Herrſchte der Eroberer von A. dagegen."

„Ein Tambour, mit einem Gerichtsdiener hinterdrein, zog nun durch die zwei Gaſſen, welche A. hat. In einer halben Stunde waren die wenigen Bürger beiſammen, und wurden in das Quarree genommen, das der Major unterdeſſen gebildet hatte."

„Sind das Alle? — fragte er dann den Beamten in dem barſcheſten Tone, und hielt, als es dieſer mit einem faſt unmerklichen Kopfnicken bejaht hatte, die nämliche Rede, wie am Morgen in der Dorfkirche. Nur am Ende ſetzte er noch hinzu: Bürger von A., ihr rühmt den Krummſtab der deutſchen Herren oder vielmehr das geweihte Schwert, unter dem ihr bisher gewohnt habt, und ihr mögt auch gewiſſermaßen Recht haben. Aber noch unendlich beſſer wohnt es ſich unter den Fittigen des ſchwarzen Adlers, und die Gnade meines Königs iſt unendlich, iſt die Liebe eines zärtlichen Vaters — —

„Hier wurde der Redner aus dem Concept gebracht. Unter ſeinen Zuhörern war nämlich ein Nagelſchmied mit einem Rheumatismus in den Ohren. Dieſer Mann hatte ſchon ſeit mehreren Jahren das Privilegium, zur Winterszeit, ſelbſt in der Kirche, mit wenigen Ausnahmen ſeine Pelzmütze auf dem Kopf behalten zu dürfen. Davon machte er auch bei dieſer Gelegenheit Gebrauch. Zuerſt ſetzte er ſeinen Deckel nur leicht auf, und rückte und drückte ihn dann allmählig vollends zurecht, indem er dabei mehr auf die Augen, als den Mund des Redners ſah, weil er ohnehin faſt taub war. Aber kaum hatte er den letzten Ruck gethan und ſeine zwei ſo empfind-

lichen Ohren vollkommen unter Dach gebracht, als der Oberstwachtmeister, durch eine so gröbliche Verletzung des schuldigen Respects aufgebracht, auf ihn zuschritt und mit seinem Degen auf das Kräftigste fuchtelte."

„Der gute Mann hätte die unendliche und überschwängliche Gnade seines Königs nicht fühlbarer bezeugen und bekräftigen können."

Nach dieser Bemerkung schwieg der ehrwürdige Erzähler dieser Geschichte, brach einen Brocken von dem Wecken, der vor ihm lag und brachte ihn zum Munde.

Aber einer der anwesenden Gäste unterbrach ihn in dem so lange aufgeschobenen Genusse seines Vesperbrodes und fragte: „Aber, mein bester Herr, wie ist es denn weiter gegangen?"

„Wie in dem Dorf," antwortete der Erzähler kurz und mummelte dann an seinem Bissen weiter.

„Aber was hat denn der Oberstwachtmeister mit dem Wurzelmanne gethan?" fragte der Frager weiter.

„Joseph Schlauch drückte sich mitten in der Stadt seitwärts in ein offenes Haus, und verschwand wieder auf einige Tage. Sein Gönner fragte aus leicht begreiflichen Gründen nicht weiter nach ihm."

„Aber welche Genugthuung hat denn der Artillerie-Lieutenant erhalten?" fragte der Frager weiter.

„Der, antwortete der Erzähler weiter, indem eine leichte Röthe über seine Wangen und ein Schatten über seine Stirne flog, der steht als hochgestellter Officier in Ehrenbreitstein, wenn ich mich nicht irre, und wird sich ein Vergnügen daraus machen, es Ihnen zu sagen."

„Aber was — —"

„Meine Herren, fiel der eintretende Lohnkutscher dem Frager in das Wort, es ist eingespannt."

Die äußerste Hütte.

Der Erzähler hat neulich zwei Tagebücher bekommen, und mit ihnen die Erlaubniß, dem freundlichen Leſer daraus mitzutheilen, was er will. Dieſe Erlaubniß benützt er und giebt hiermit folgendes Bruchſtück zum Beſten:

„Der Tag, heißt es in dem einen dieſer Tagebücher, neigte ſich ſchon, als ich noch ohne einen beſtimmten Plan in dem neuen und alten Trieſt umherſchlenderte und ſo auf den freien Platz gelangte, welcher weit oben am Berge vor der Kathedrale unmittelbar unter dem Caſtell liegt. Da fragte ich mich ſelbſt, ob ich nicht träume. So erdrückend enge war die lange ſteile Gaſſe der Altſtadt, und ſo plötzlich hervorgetreten das gewaltige und von der Abendſonne erleuchtete Panorama, das vor mir lag, als ich mich durch die enge Gaſſe gewunden und auf dem freien Platz vor der Kirche umgewendet hatte.“

„Der Hausmeiſter des Caſtells, der aus der Veſper im Gotteshauſe kam, ſah es mir an, daß ich als Fremdling zum erſten Male auf dieſem Platze ſtand. Er trat mit einem höflichen Gruß an meine Seite und fing ſogleich an, den einzelnen Theilen des Panoramas Namen zu geben. Die zwei Orte, ſagte er, die ſie da links auf der Küſte von Iſtrien ſehen, ſind Capo d'Iſtria, und Iſola, und hinter dem Berge, auf welchem der Leuchtthurm ſteht, liegt Pirano. Da hinüber zu geht es nach Venedig, das Kriegsſchiff, welches eben ſalutirt, iſt eine Amerikaniſche —“

„Der Hausmeiſter wollte noch das Wort Fregatte hinzufügen; aber in demſelben Augenblick begann das Geſchütz des Caſtells gerade über uns auf den Gruß der Amerikaner zu

antworten. Ich ſchaute zu der Baſtei hinauf, von welcher der donnernde Willkommen ausging und meinte, da oben müſſe die Umſicht noch ausgedehnter ſein, als da unten vor der Kirche, und wenn es ſein dürfte, möchte ich wohl auch dahinauf. Dieß war Waſſer auf die Mühle des Hausmeiſters, und er verſicherte in der Ausſicht auf ein gutes Trinkgeld, dieß könne ganz leicht geſchehen, und es ſei überhaupt in dem ganzen Caſtell nicht leicht ein Platz, wohin er als Caſtellan mich nicht führen dürfte. Wir warteten nur noch, bis das angekommene Linienſchiff vollends vor Anker gegangen war, und begaben uns dann durch den langen, gewölbten Thorweg in das Caſtell."

Auf unſerem Wege durch die unterirdiſchen Räume dieſer Veſte kamen wir auch in eine Caſematte, deren Boden ganz mit Schutt bedeckt war, obgleich oben an dem Gewölbe kein Stein handgroß fehlte, eine mäßige Oeffnung ausgenommen, durch welche zu ſeiner Zeit ein Rauchfang führte. Ich wunderte mich über den Trümmerhaufen, und fragte meinen Führer, woher das komme."

„Das iſt, erwiderte der Hausmeiſter, noch ein Denkzettel, welchen das Caſtell von der letzten Belagerung her trägt. — Als der Stern des Kaiſers Bonaparte unterging und die Franzoſen überall in die Klemme kamen, wollte ſich eine Schaar derſelben nicht geradewegs gefangen nehmen laſſen, ſondern warf ſich in das Caſtell. Ihre Landsleute, die ſchon einige Jahre darin lagen, hatten für den Fall einer Belagerung in dieſer Caſematte einen großen Backofen errichtet, und bucken nun für ſich und ihre neu angekommenen Gäſte alle Tage darin, was er faßte. Denn ſie hatten in ihrem Magazin wohl Mehl, aber keinen Zwieback."

„Die engliſchen Kriegsſchiffe, die auf unſerer Rhede lagen, hatten indeß einen Theil ihrer Mannſchaft und ihres ſchwe-

ren Geſchützes gelandet, und warfen eine Bombe nach der anderen über die Stadt weg in das Caſtell, um das letzte franzöſiſche Raupenneſt an unſerer Küſte zu zerſtören. Die meiſten Kugeln aber machten mehr Lärm als Schaden, und die Franzoſen kümmerten ſich weniger um ſie, als um den Backofen, aus dem ſie täglich einmal ihre ſparſamen Mundportionen bekamen. Wer von ihnen gerade keinen Dienſt hatte, ging in die Caſematte, und weidete an dem ſüßen Broddampf wenigſtens die Naſe, bis Reihe an den Gaumen kam."

„So ſaßen ſie, wie mir nach der Einnahme des Caſtells ein gefangener Elſäßer erzählte, auch eines Tages und redeten von ihrem Gott, aber nicht von dem im Himmel, ſondern von dem in Paris mit dem kleinen, dreieckigen Hut auf dem Kopfe. Und einer von den Hungerleidern, der ſich auf dieſen ſeinen Gott aus Corſika ganz verließ, that ſeinen kurzen Naſenwärmer aus dem Mund, und ſprach: Kameraden, der Kaiſer hat das Schickſal in ſeiner Hand. Seine Sonne ſteht jetzt hinter einer Wolke; aber ſie wird ſtechender hervorbrechen, als jemals, und der ruſſiſche Schneemann wird unter ihren Strahlen zergehen. So gewiß wir in einer Viertelſtunde von dieſem Brode eſſen, ſo gewiß werden wir in kurzer Zeit wieder bei der großen Armee ſein und an dem Ufer der Newa ruſen: Es lebe der Kaiſer! — Während er aber ſo ſprach, ſtieg eine Bombe aus einem engliſchen Mörſer, flog im Bogen über die Stadt hinweg, ſtand im höchſten Punkt ihres Fluges einen Augenblick ſtill, als wollte ſie überlegen, wohin ſie ſich werfen ſollte, fiel dann durch den Camin mitten in den Backofen, und warf ihn ſo auseinander, wie er noch daliegt. Keiner der Franzoſen aß von dem Brode darin, keiner von ihnen kam mehr zur großen Armee, einige, von den Trümmern der Kugel und den Backſteinen getroffen, folgten ſogleich ihren Ka-

meraden, die schon auf den Schlachtfeldern in Italien und Aegypten geblieben waren."

„Während der Belagerung, heißt es in dem andern der oben genannten Tagebücher, an welche die Trümmer des Backofens in der Casematte erinnern, war der Freihaven von Triest in einer sonderbaren und ganz eigenthümlichen Lage, wie ungefähr der Schreiber dieser Zeilen zu seiner Zeit in der Elementarschule, durch welche er in den Tempel der Weisheit gezogen wurde."

„Der Lehrer in dieser Schule hatte nämlich außer einem Stecken von gewöhnlicher Länge auch einen sehr langen, und saß auf seinem Throne, das Häuflein seiner Schüler aber vor ihm auf sechs hintereinander stehenden Bänken und der Schreiber dieses auf der zweiten derselben. Und begab es sich nun, daß der Schulmeister hinter sich langte und in seinem gerechten Zorn den großen Stecken ergriff, so blieben wir auf den ersten drei Bänken in tiefster Ruhe, denn wir wußten, daß es nicht uns gelte, sondern einem Missethäter an den Enden des Schulkerkers, und während dort alle Häupter sich neigten, erhuben wir vorn die unsern in wohlbewußter Sicherheit."

„Also auch die Triestiner während der Belagerung ihres Castells. Sie standen und lagen zwar mit ihren Häusern, Schiffen und Köpfen mitten zwischen den Kanonen der Franzosen und den Mörsern der Engländer, mitten zwischen dem Castell und der Batterie hinter dem Neuen Lazareth; aber sie wußten, daß der Englische Commodore und sein Gegner, der französische Oberst in dem Schlosse, miteinander ausgemacht hatten, wechselseitig nur den langen Stecken zu gebrauchen und dem fleißigen Ameisenvölklein zwischen ihnen kein Leid an Gut und Leben zuzufügen. Der Donner des schweren Geschützes widerhallte an den kahlen Seiten des Karstgebirges rings umher; aber man achtete seiner in den Häusern und Schiffen so

wenig, als des Wetterleuchtens hinter den fernen Küſtenbergen von Iſtrien. Die Bomben ſtiegen und fielen vor Jedermanns Augen; aber man ging unter dem Halbkreis, den ſie beſchrieben, ſo ruhig hinweg, wie unter einem Regenbogen, und kein Menſch dachte daran, daß eine von dieſen großen Kugeln unterwegs zerſpringen und ihre ſchweren Trümmer auf die Dächer und Köpfe herabſchleudern könnte. Nachts durchkreuzten die Funken ſprühender Brandröhren die Sternſchnuppen, die vom Himmel fielen und in den Wellen erloſchen."

„Um die Engliſchen Matroſen näher kennen zu lernen, die damals in großer Anzahl auf der Rhede und an der Küſte von Trieſt waren, begab ich mich des andern Tags in die Locanda, wo ſie in dienſtfreien Stunden zu zechen pflegten."

„Dieſe Trinkſtube im Großen iſt zu ebener Erde, und nimmt den ganzen unterſten Theil eines mächtigen Gebäudes ein, welches wenige Schritte von dem Molo di St. Carlo liegt. Die breiten Thorflügel ſtehen am Tage und den größten Theil der Nacht weit offen, ſo daß die Zecher ihre im Haven und auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffe vor Augen haben. Die Wölbung der Halle iſt dick und ſchwer, als ſollte ſie die Flüche nicht durchlaſſen, die unter ihr ausgeſtoßen werden, und die Pfeiler, auf denen dieſe Decke ruht, ſind ſo maſſiv und feſt, als ſollten ſie nicht allein die unermeßliche auf ihnen ruhende Steinmaſſe, ſondern auch einen ſchweren darauf laſtenden Fluch tragen. Die Füße der ſchweren eichenen Tafeln und Bänke wurzeln feſt, wenigſtens zwei Fuß tief in dem Boden, weil die Matroſen immer guten Ankergrund lieben, und ſich auf den Rohrſtühlen unſerer Kaffeehäuſer ſo wohl befinden würden, als Wallroſſe auf den Brettern und Schragen eines Liebhabertheaters. In der ganzen Halle iſt nichts, was in Scherben gehen könnte. Die Trinkbecher ſind von ſtarkem Blech, und die Teller, in denen ganze Speckſeiten oder zwanzigpfündige Rinds-

braten aufgetragen werden, große, dicke Scheiben von Nußbaumholz. Der Wein, mehr schwarz als roth, wie er aus Istrien kommt, steht in großen Schäffern vor einem Seitengewölbe, und wird nicht gezapft, sondern mit Kübeln geschöpft. Die ganze große Höhle ist schwarz und an ihrer Decke kein Spinnengewebe. Denn auch die zähesten Insekten müßten in dem Dampf ersticken, der von den Thranlampen und von den Pfeifen und den oft durch und durch nassen Kleidern der Gäste ausgeht."

„Als ich über die Schwelle der infernalischen Trinkstube trat, war ein Schreien darin, wie es von Kehlen zu erwarten ist, die gewohnt sind, mit dem Sturm zu wetteifern, und denen so gute Blasbälge zu Gebote stehen, wie den brummenden Orgelpfeifen in Maria Magdalene zu Breslau. Aber wie die Seemöven in dem Haven von Triest Alles überschreien, so hallte auch in der großen Locanda eine schrillende Stimme, leicht vernehmlich und Aufmerksamkeit erregend, mitten durch das furchtbare Getöse."

„Die Stimme kam von einem jungen Menschen, der mit einem Kästchen unter dem Arm in der Trinkstube auf und ab ging, und in deutscher, italienischer und englischer Sprache seine Dienste anbot. Wo er aber nicht verstanden zu werden fürchtete, oder seinen Odem sparen wollte, lehnte er sich an einen Pfeiler, zog den einen Fuß hinauf und agirte, wie ein Kleidermacher, der auf seiner Werkstatt sitzt und die Nadel handhabt. Der junge Mann war auch ein Schneider und pflegte an den Quarantänen, auf den Dämmen und in den Locanden umherzuziehen und gegen sehr billige Remuneration die kleineren Schäden an den Kleidern der Seeleute zu heilen."

„Er bekam während meiner Anwesenheit in der Trinkstube sogleich Kundschaft. Ein dicker Irländer, der auf einem Handelsschiffe diente, hatte in die Rückseite seiner Beinkleider

einen Schlitz gebracht, wahrſcheinlich an einem hervorſtehenden Nagel unter den Kiſten, worauf er die letzte Nacht zugebracht hatte, und ſein geſtreiftes Hemde quoll faſt unaufhaltbar durch den Riß. Der rief den Schneider herbei und ſtützte ſich mit ſeinen beiden Händen auf ſeine Kniee. Der erfahrene Schneider aber ließ ſich, ohne weiter zu fragen, wie oder was, hinter ihm auf den Fußboden nieder und heilte mit ſchneller und geſchickter Hand den Schaden. Ein halber Schilling war ſein Lohn, den er um ſo mehr verdiente, als er ſich durch die Winke eines andern Matroſen nicht verführen ließ, ſeinem Kunden Beinkleider und Hemde aneinander zu nähen."

„Ein Anderer, ein Nordteutſcher, der in der Engliſchen Marine diente, machte es dem Mann von der Nadel leichter Er zog ſeine Jacke aus, warf ſie auf die Tafel mitten unter die Lagunen, die der verſchüttete Wein darauf bildete, und ſprach: Schau, mein Freund, geſtern mußte ich in der Batterie helfen die hundertpfündigen Bomben herbeiſchleppen, womit unſere Kanoniere den Franzoſen im Caſtell einheizen. Und da es mir warm wurde, zog ich meine Jacke aus und warf ſie von mir. Aber kaum lag ſie dort, ſo kam eine hungrige Franzoſenkugel und ſchlug durch. Es iſt mir im Grunde lieber, als wenn's mir am Leibe paſſirt wäre; aber doch dauert mich die nagelneue Jacke, und der verdient eine Krone, der ſie wieder kurirt."

„Der junge Schneider betrachtete indeß das verwundete Kleidungsſtück genauer. Er fand, daß das Loch nicht unheilbar wäre, und machte ſich ſogleich mit Nadel und Faden darüber. Die umſtehenden Matroſen ſahen ihm mit Vergnügen zu, und bezeugten nach ihrer Art ihr Wohlgefallen mit dicken Rauchwolken, in die ſie den Schneider hüllten, bis er fertig war und dem Eigenthümer ſeine Jacke zurückgab, und zwar in der Erwartung, eine gute engliſche Krone entgegenzunehmen."

„Aber der Matroſe griff nicht nach ſeinem Beutel, ſondern ſagte, indem er wieder in ſeine Jacke fuhr: Junge, eine Krone haſt du verdient, das iſt wahr: aber du mußt ſie dir im Kaſtell holen. Denn die Franzoſen haben das Loch gemacht und müſſen dich auch bezahlen.“

„Ueber dieſe Ausrede des alten Theerknaben lachten ſeine Kameraden im kräftigſten Chor. Aber der Schneider ließ ſie ſich auslachen, und erwiderte dann ganz ruhig: Nun wohl! Was gebt ihr mir, wenn ich mache, daß ihr ſelbſt morgen oder übermorgen die Krone im Caſtell holen könnt? — Und die Matroſen, welche die Landparthie ſchon längſt verwünſcht hatten und ſich auf das Waſſer zurückſehnten, wie ein Kind, wann es Abend geworden iſt, nach ſeiner Mutter, rieſen mit einer Stimme, die das Gewölbe erſchütterte: Hört! hört!“

„Dieſes Hört! hört! iſt für ächt engliſche Ohren ein Zauberwort, und kaum war es aus den Kehlen gekommen, als in der weiten Halle plötzlich eine Todenſtille entſtand und alle auf den Schneider ſahen, den ſein Schuldner ohne die geringſte Anſtrengung in der Mitte des Leibes gefaßt und auf die Tafel geſtellt hatte, damit er von dieſer Bühne deſto vernehmlicher ſprechen könnte. Der Schneider wollte auch ſchon ſeine Rede anheben; denn er fürchtete ſich nicht, und war den Umgang mit den rauhen Matroſen gewohnt. Aber ein Theerknabe hinter ihm rief: Halt, laßt ſehen, ob kein Franzoſe unter uns iſt! — Und ſeine Landsleute warfen ihre ſcharfen Augen in allen Ecken der weiten Halle umher, ſchoben mich und noch einige andere Gäſte, die nach ihrer Kleidung wenigſtens keine engliſchen Seeleute waren, ohne weitere Umſtände zum Tempel hinaus und ſchloſſen die Thorflügel.“

„Meine Neugierde war durch die große Zuverſicht, womit der junge Schneider auf ſeiner Rednerbühne ſtand, und überhaupt durch ſein ganzes Benehmen auf das Höchſte geſpannt

worden. Es verdroß mich daher im erſten Augenblick zwiefach, daß ich ſo ſchnell hinausgeſchoben wurde; aber ſchon im nächſten mußte ich die Matroſen ob ihrer Vorſicht loben. Denn die Franzoſen hatten ihre Spione und Freunde in der Stadt, und wagten es nicht ſelten, ſelbſt verkleidet darin herumzuſchleichen. Und die Maßregel war daher nicht nur eine durch die Noth gebotene, ſondern auch beziehungsweiſe ſehr ſanfte. Mein Verdruß war deßwegen ſchon verraucht, als ich um die Ecke der Locanda bog, welche an dem ſüdlichen Ende des Canals und alſo neben ſeiner Mündung in das Meer ſteht."

„Auf dem Canal aber herrſchte nicht die gewöhnliche Ruhe. Denn ein Schiff, welches darin jenſeits der Rothen Brücke in der Nähe der Pfarrkirche von St. Antonio lag, ſollte nach ſeiner Beſtimmung wieder auf die offene See hinaus. Daher waren die ſchwimmenden Häuſer, die vor ihm lagen, im Begriff auszuweichen und ihm eine Gaſſe zur Durchfahrt zu laſſen."

„Ein Bekannter von mir, der auf ſeinem Geſchäftswege erſt nur mit einem eilfertigen Gruße an mir vorübergehen wollte, wendete ſich noch einmal um und rief mir zu: Wenn Sie nichts Beſſeres zu thun haben und noch keine Brandung auf feſtem Lande geſehen haben, ſo gehen Sie vollends an die Rothe Brücke hinauf. — Ich folgte ſeiner Andeutung, und ſah, an die bezeichnete Stelle gekommen, was geſchehen muß, wenn ein Schiff mit ſeinen hohen Maſten von dieſem Theil des Canals auslaufen ſollte. Es wurde nämlich die Canalsbrücke, die aus zwei Theilen beſteht und an beiden Uferdämmen in ſtarken Angeln ruht, dieſſeits und jenſeits zurückgezogen, und dann das Schiff, welches ſchon von einigen Booten ins Schlepptau genommen worden war, den Canal hinunter bugſirt."

„Dieß Alles dauerte zwar keine zehn Minuten, und doch ſammelten ſich an beiden Enden der Brücke zwei große Hau-

ſen Leute, von denen der eine hinüber und der andere herüber gehen wollte. Denn der Ponte Roſſo verbindet die zwei bewohnteſten Theile der Altſtadt miteinander, und außer den vielen Perſonen, welche hier mitten auf ihren Berufsgängen aufgehalten wurden, befand ſich auch eine nicht geringe Anzahl ſolcher darunter, die, wie ich, die Entwicklung des Schauſpiels abwarten oder ſelbſt mitmachen wollten. Einige umgingen zwar auf einem unbedeutenden und kleinen Umwege die Spitze des Canals gegen die Kirche zu; aber die Anderen wollten lieber Zögerung und Unbequemlichkeit ertragen, als ein einziges Mal von dem gewohnten Wege abweichen. Zu den letzteren gehörte wahrſcheinlich ein alter, langer und magerer Mann, der unter den Erſten auf der Weſtſeite des Canals ſtand und faſt mehr Ungeduld äußerte, als die übrigen, wohl auch, wenn mich die Bewegung ſeiner Lippen nicht täuſchte, dazwiſchen halblaute Verwünſchungen ausſtieß."

„Endlich kam der erſehnte Augenblick. Das bauchige Handelsſchiff, von den Booten gezogen, war vorüber gewankt, die Stadtzimmerleute hatten mit ihren Hebeln und gewaltigen Armen die beiden Theile der Brücke wieder zuſammengeſchoben, die öſtliche und weſtliche Seite der Stadt waren wieder verbunden, und die Haufen zur Rechten und Linken ſetzten ſich in einem und ebendemſelben Moment in Bewegung und thaten einige Sturmſchritte mit vorgebogenem Oberleib. Aber in der Mitte der Brücke ſtießen ſie aufeinander wie zwei Wogen, deren eine von der hohen See herkommt und mit der andern, die von der Küſte zurückkehrt, zuſammenſtößt. Aneinander ſtoßend bäumten ſich die einzelnen Widerläufer, und wendeten ſich dann, um, ſtatt mit breiter Bruſt, mit den ſchmalen Schultern aneinander vorüberzukommen. Ich bewunderte die Feſtigkeit der Brückengeländer. So viele lebendige Keile ſich mit der Kraft der Ungeduld, des Zorns und des Muthwillens zwi-

ſchen ſie ſchoben, ſo brachen ſie doch nicht. Hätten ſie nachgegeben, ſo würde ſich vielleicht ein Viertheil der Drängenden und Gedrängten in der von dem Kauffahrer aufgerührten Grundſuppe des Canals gebettet haben."

„Der lange, hagere Mann aber war, noch ehe die beiden Wogen aufeinander ſtießen, an etwas hängen geblieben oder von hinten geſtoßen worden und gefallen. Dann ging Alles über ihn hinweg, wie über den Ritter unter dem Thore von Samaria, und als die Brücke wieder leer geworden war, lag er mit eingetretenen Rippen da. Die ihn zertreten hatten, gingen, ohne ſich weiter nach ihm umzuſehen, ihre Wege. Nur ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren und mit einem kleinen Kaſten auf dem Rücken kam herbeigeeilt, und machte ſich mit ihm zu ſchaffen. Dem gab der Verunglückte eine kleine Briefta[illegible]che und verſchied dann."

„Ich überließ den Leichnam und den Knaben einem Polizeidiener und flüchtete mich aus dem Getümmel der Stadt ins Freie. So kam ich an eine Hütte, welche wenigſtens damals noch die Caſa Eſtrema hieß. Denn ſie lag in dem kleinen Thale zwiſchen den beiden Bergen, von denen der eine mit dem Caſtell und der andere mit dem alten Schloß von St. Servolo gekrönt iſt, und war die äußerſte unter allen, die öſtlich von der Stadt einzeln in den Schluchten und an den Abhängen umher ſtanden, bis ſie nach und nach von reichen Leuten meiſt aus dem Kaufmannsſtande gekauft und in ſchöne Landhäuſer umgewandelt wurden."

„Zwei Kaſtanienbäume im kräftigſten Alter und ein großer Feigenbaum reichten ſich über der Hütte ihre Arme, und bildeten ein dichtes Dach von lebendigem Laub, unter welchem das von Schilfrohr faſt neun Monate im Jahr ausruhen und feiern konnte. Ein Ding, das einer Hühnerſteige ähnlicher war, als einer Leiter, lehnte an dem Feigenbaume, und be-

wies, daß man ſchon angefangen hatte, die reifen Früchte, ſo weit es gehen wollte, mit der Hand zu pflücken. Mit den Kaſtanienbäumen machte man nicht ſo viele Umſtände. Eine Stange, die ihnen an Höhe wenig nachgab, ruhte zwiſchen ihren Aeſten und ſollte zu ſeiner Zeit gebraucht werden, wie bei uns die gleichen Werkzeuge, wenn man im Herbſt die welſchen Nüſſe ſchlägt."

„Einen Schlot hatte die Hütte nicht, und brauchte keinen. Der Rauch, der von dem Heerde aufging, war nirgends aufgehalten, und konnte hinaus, wo er wollte, durch die Scheinlöcher im Dach, durch die Fenſtergitter von Holz und durch die faſt immer offne Hausthüre. Neben dieſer ſtand eine niedere Bank. Sie war offenbar aus den Trümmern irgend eines Schiffes zuſammengeſetzt. Die Eichenplanke, die als Sitzbrett diente und an der noch deutliche Spuren von Theer wahrzunehmen waren, hatte vielleicht das Waſſer von mehreren Weltmeeren gekoſtet, ehe ſie hier in den Ruheſtand verſetzt und für immer vor Anker gelegt wurde. Neben der Bank war die einzige Thüre, die das Haus hatte, und die Schwelle, über welche ein einziger Schritt in die Wohnſtube, das Schlafzimmer, die Küche und den Ziegenſtall führte. Denn in der Caſa Eſtrema gab es kein Stockwerk und keine Scheidewand. Wo ihre genügſamen Bewohner kochten, da aßen ſie auch, und wo ſie aßen, da ſchliefen ſie auch, und der Fußboden ihres Univerſalgemachs unterſchied ſich von dem außerhalb der Hütte nur dadurch, daß kein Gras daraufwuchs. Gewiß aber genoſſen es die hereinlaufenden Wurzeln der umſtehenden Bäume mit, wenn dazwiſchen einmal die kämpfenden Zicklein oder Kinder ein volles Waſſergefäß neben dem Heerd umwarfen und verſchütteten."

„Das Wohnen in der Eſtrema war wenigſtens das wohlfeilſte und das müheloſeſte, das man ſich denken kann. Hatten Zeit oder Herbſtſtürme an dem Schilfdach etwas verübt

oder verrückt, ſo ſtieg, wer gerade ſteigen wollte, hinauf und heilte mit etlichen Weidenruthen und Büſcheln Schilf den Schaden. An Glasfenſtern zerbrach ohnedieß das ganze Jahr hindurch nichts. Es gab keine, ſondern Gitter hielten die Fledermäuſe ab und Läden den Nordwind, über den man an den Küſten des adriatiſchen Meeres ſo häufig klagen hört. Eben ſo wenig war für den Tiſchler, den Töpfer und Böttcher in der Caſa Eſtrema etwas zu verdienen. Der große Heerd war zugleich auch der Tiſch in dem ſo einfachen Haushalt, und wer ſich legen wollte, wählte den Boden, und wer ſich ſetzen wollte, eine niedere Kiſte, oder eine kleine umgeſtürzte Tonne, oder einen Hackſtock. Auf der Bank vor dem Hauſe wurde das Meiſte gethan, Sieſta gehalten, aus der Hand gegeſſen, Familienrath gepflogen, die Wäſche geklopft und alle Arbeiten verrichtet, welche jenſeits der Schwelle geſchehen konnten. Das Küchengeräthe beſtand nur in einem Keſſel für den Reis oder die Milch und in einer Pfanne für die Polenta, und gehörte alſo zu den unzerbrechlichen Dingen. Bürſten, Kehrwiſche, Firniß, Bügeleiſen, Fegkübel, Kaffeemühle und dergleichen Ruheſtörer hatten in unſerer Caſa nichts zu ſuchen und nichts zu verlieren. Und doch herrſchte Ordnung und Reinlichkeit darin. Die neugierigen und naſchhaften Ziegen hatten ihre Schranken, die ſie nicht überſchreiten konnten; auf dem Heerde war die Aſche ſtets zuſammengehalten. Der Fußboden glich einer Treſchtenne, auf der man eben den geworfelten Weizen zuſammengekehrt hat, und die Luft unter dem Schilfdach war ſo rein, als draußen unter den Bäumen. Ueber die Balken, die auf den vier Mauern ruhten und die Sparren des Daches trugen, waren zur Hälfte Bretter gelegt, und das Maisſtroh darauf diente den Bewohnern der Hütte zum Nachtlager."

„Durch die Thüre, neben der ich mich an den Stamm des Feigenbaums gelehnt hatte, ſtrömte der ſüße Geruch einer

Mais- oder Kaſtanien-Polenta, eines Gerichts, das dem Italiener iſt, was dem Engländer ſein Pudding und dem Deutſchen ſeine Klöße. Und als die Speiſe ſo weit gediehen ſein mochte, daß ſie allein über der heißen Aſche ſtehen konnte, kam eine Frau von mittlerem Alter aus der Küche, erwiderte meinen Gruß und ſetzte ſich auf die Bank. In ihrem Korbe hatte ſie Lumpen, die ſie für den Verkauf an den Papierfabrikanten ſortirte. Ein munteres Abendlüftchen wehte den Staub von den Fetzen auf die Seite, ehe er mir läſtig werden konnte."

„Ihr wohnet hier ganz allein? — fragte ich, um ein Geſpräch mit der Frau auf die Bahn zu bringen."

„Nein, antwortete ſie, ich habe vier Knaben."

„Die ſind gewiß noch nicht aus der Schule heimgekommen? — fragte ich weiter, als ob damals ſchon in den Illyriſchen Provinzen der Schulzwang geweſen wäre, wie bei uns in Franken."

„Die Jungen, erwiderte die Lumpenſammlerin, wiſſen nichts von der Schule, und die Schule weiß nichts von ihnen; denn in meiner Hütte iſt es, wie in einem Bienenkorb. Was hinaus kann, muß hinaus und ſammeln. Da ſagt man am Morgen zu dem Knaben: „Behüt dich Gott!" und wenn er Abends heim kommt, fragt man: Biſt du doch ordentlich geweſen? was haſt du mitgebracht?"

„Das Weib hatte auch vollkommen Recht, indem es die Caſa Eſtrema und damit auch ſo manche andere Hütte in den nächſten Umgebungen von den volkreichſten Städten mit Bienenkörben verglich. Gewöhnlich iſt in einem ſolchen Korbe nur Eine Mutter, die ſelten oder nie ihre Zelle verläßt. Die Kinder aber, von ihr dazu angehalten, müſſen täglich hinein auf die großen Plätze und in das Gaſſenlabyrinth der Städte, um zu ſammeln, und gleichen ſo den Immen, welche ſchon in den nächſten Tagen nach ihrer Verwandlung die Zellen ver-

laſſen und hinausfliegen in das weite Irrſal des Waldes und der Haide. Iſt die Mutter gottesfürchtig, ſo entläßt ſie ihre Kinder nie, ohne mit ihnen gebetet, und denſelben außer den nöthigſten Anweiſungen, Warnungen und Ermahnungen auch ein herzliches „Behüt euch der HErr!“ mit auf den gefährlichen Weg gegeben zu haben. Und dann werden auch die ausgegangenen kleinen Sammler mit wenigen Ausnahmen von den heiligen Engeln Gottes geleitet und behütet, wie die ausgeflogenen Immen von ihrem wunderbaren Trieb. Iſt aber die Mutter gottlos, ſo denkt ſie nicht daran mit ihren Kindern zu beten, ſie zu ſegnen und dem HErrn zu empfehlen, oder vor Unredlichkeit zu warnen, ſondern treibt ſie ohne dieß Alles hinaus. Und aus ſolchen Kindern werden dann gewöhnlich Raubbienen, die ihre Ausflüge in dem Lazareth, oder auf den Galeeren, oder im Zuchthauſe endigen.“

„Die Bewohnerin der äußerſten Hütte gehörte zu den Müttern nicht dieſer, ſondern jener Art. Denn als ich ſie unter Anderem fragte: Seid Ihr denn nicht in großen Sorgen, wenn Ihr Morgens alle Eure Kinder fortlaßt, und dann den ganzen langen Tag nichts mehr von ihnen ſeht und hört? — antwortete ſie: Nein, Herr, ſo wenig als die Bienenmutter in Sorgen wäre, wenn ſie auch an Einem Morgen alle ihre tauſend Kinder mit einander in die weite Welt hinausſchicken müßte. Seit mein ſeliger Mann auf dem Schiffswerft von einem Balken erſchlagen worden iſt, kann ich mich und meine Kinder nicht mehr anders ernähren. Zudem betteln ſie nicht. Den Agoſtino habe ich ſo weit gebracht, daß er den Matroſen die zerriſſenen Jacken flicken kann, der Erneſtino ſammelt Lumpen, der Bernardino iſt bei einem Stiefelwichſer und der Benjamino läßt ſein abgerichtetes Hündlein für Geld ſehen. Und wenn ſie Abends heimgekommen ſind und ihre Polenta eſſen, erzählen ſie, wie es ihnen den Tag über gegangen iſt, und ge-

ben Rechenschaft von jedem Denar und von dem kleinsten Stück Zwieback, die sie mitbringen."

„Während die gute Frau so sprach und dabei unausgesetzt ihre Lumpen theils auf die rechte und theils auf die linke Seite warf, je nach dem sie dereinst nach ihrer Verwandlung in eine Kanzlei oder nur in einen Kramladen kommen sollten, kam ein Knabe von ungefähr sechs Jahren auf die Hütte zu. Sein ganzer Anzug bestand in drei Stücken, in kurzen Hosen, die unter dem Knie gebunden waren, in einer Jacke und in einem Hemde. In sein Gesicht, das größtentheils mit dem feinsten Flaum übersät war, wie ein reifer Pfirsich, theilte sich das Roth der Gesundheit und das von den Sonnenstrahlen aufgetragene Braun. Außerdem liefen etliche schmutzige Streifen über seine Wangen. Sie bewiesen, daß er im Schweiß seines Angesichts gearbeitet, aber kein Sacktuch gehabt hatte, sondern nur seine Hände zum Abtrocknen. Die Früchte seiner Arbeit, einige kleinere und größere Kupfermünzen, welche er von Matrosen und dergleichen Leuten dafür erhalten hatte, daß er seinen Bajazzo, der eine rothe Jacke an, und eine schöne Mütze auf hatte, seine Kunststücke machen, Wachestehen, aufwarten und tanzen ließ, händigte er seiner Mutter aus und empfing dagegen seinen Theil Polenta, die er mit seinem Hündlein theilte."

„Bald nach ihm kam Ernestino heim. Er hatte auf seinem Rücken einen leichten, aber gewaltig großen Tragkorb, und in demselben allerhand Dinge, wie sie ein Lumpensammler auf seinen Berufswegen sammelt. An seinem langen Stock, der mit einem eisernen Hacken bewaffnet war, trug er, wie ein Reiter seine Standarte, eine rothe Weste mit blanken Knöpfen, für seine Mutter ein Zeichen, daß sein Streifzug gut ausgefallen war. An der Hütte angekommen, grüßte er seine Mutter und mich, eines so freundlich, wie das andere, lehnte seine Standarte an einen Kastanienbaum, setzte seinen Tragkorb auf der Bank ab und begann dann auszupacken. Zuerst kam,

was er auf den Gaſſen der Stadt geſammelt und mit ſeinem Hackeſtock aus den trockenen Kehrichthaufen gezogen hatte. Papierſchnitzel, Bandtrümmer, die kleinſten Fetzen, Alles zeugte von ſeinem, auch das Geringſte nicht verachtenden Fleiße. Die Neſter bauenden Sperlinge hätten ihn füglich wegen Gewerbsbeeinträchtigung belangen können. Darauf kamen größere und ſchwerere Sachen, die er nicht gefunden, ſondern gekauft hatte. — Was meinſt du, Mutter, ſagte er, indem er ein Paar faſt ganz neuer Socken aus dem Korbe nahm, wie ich zu dieſen gekommen bin? Ich ſaß dieſen Morgen vor der Locanda della Luna und ruhte. Da kam ein altes Weib, die Augen voll Thränen. Und ich glaubte anfangs, ſie weine, und wollte ſchon fragen, warum? Aber bald fiel mir ihre rothe Naſe auf, und ich dachte an den Reim: Rathe, was reimt ſich auf Branntweinglas? Triefende Augen und Kupfernas. Auch war ſie verlegen und ging vor der Locanda hin und her, wie vor der Küche ein fremder Hund, der den Braten riecht, und langte wohl zehnmal in ihre Rocktaſche nach einem Kreuzer, fiſchte aber immer nur Brotkrumen und etliche Knöpfe. Endlich bemerkte ſie mich und gab mir die Socken, die ſie am Leibe hatte, für zwei Kreuzer. Damit ging ſie in die Locanda und holte ein Gläslein zum Frühſtück."

„Ach, Gott! verſetzte die Mutter, was giebt es doch für Menſchen in der Welt! — und fügte dann hinzu: Aber woher haſt du den die Weſte an deinem Stock?"

„Du weißt, antwortete Erneſtino, daß mir der Hausmeiſter im Spital am Caſtell erlaubt hat, ſo oft ich wollte, anzufragen, ob nichts für mich da ſei, und zuzuſprechen, wenn ich hungrig wäre. So wandelte ich auch vor ungefähr vier Wochen durch die Krankenſäle, und weil es auf St. Juſt zwölf Uhr läutete, ſetzte ich mich auf den Schemmel neben einer Bettſtelle und betete für mich. Denn du haſt uns ja geſagt, wann es zum Gebet läute, ſollten wir das thun und uns nicht da-

rum bekümmern, wo und unter welchen Leuten wir sein möchten. In der Bettstelle saß aber ein kranker Mann, und bat mich, ich möchte mein Gebet laut sprechen, damit er es auch höre. Das that ich gerne. Und als ich fertig war, sagte er: Du thätest ein gutes Werk an mir, wenn du alle Tage zu mir kommen und etwas vorbeten wolltest. Denn das Gebet thut mir sehr wohl. — Also kam ich alle Tage, was ihm so gefiel, daß er einmal zu dem Hausmeister sagte: Wenn ich sterbe, soll dieser Junge da mein Erbe sein. Darauf starb er, und Alles, was er anhatte, gehörte nun mein; aber es war mir unmöglich, ihm etwas auszuziehen, so lieb hatte ich ihn gewonnen. Ich sperrte also nur die Kiste auf, die neben seinem Bette stand, und die er als Matrose auf seinen vielen Seefahrten bei sich gehabt hatte. Es waren manche schöne Kleidungsstücke darin; aber kaum hatte ich den Deckel aufgethan, so kamen Wärter, Mägde und Kranke, wie die Raben, der Eine begehrte dieß und der Andere nahm das, und ehe ich mich umsah, hatte ich von meiner ganzen Erbschaft nichts mehr, als diese Weste und einen Zwölfer, den mir der Hausmeister für die Kiste gab."

„Es geht bei solchen Gelegenheiten nicht anders," — versetzte die Mutter des kleinen Erzählers ganz ruhig und befühlte sorgfältig die Weste überall, wo sie ein Unterfutter hatte, was sie in ihrem Geschäfte gewohnt war, und wobei sie schon hin und wieder ein Geldstück gefunden hatte. Denn Kriegsleute, Matrosen und Reisende nähen nicht selten das Geld, das sie nicht für den Augenblick brauchen, da und dort in ihre Kleidungsstücke ein, und werden in Gefechten oder Spitälern zuweilen von dem Tod überrascht, ehe sie diese heimlichen Schätze wieder an das Tageslicht bringen können. Noch öfter geschieht es bei jungen Leuten, deren Ferne von der Heimath die Mutter- oder Schwesterhand fehlt, daß durch ein Loch in der Tasche ein Theil ihrer Baarschaft zwischen Ueberzug und Unterfutter

ſchlüpft und darin verborgen bleibt, bis ihre Kleidungsſtücke unter die fein fühlenden Finger der Lumpenſammlerin kommen. Die unſrige fand in der Weſte des ſeligen Marco, und zwar in dem Kragen derſelben mehre Goldſtücke, ſo daß dem Erneſtino jedes Gebet, daß er ſeinem Erblaſſer vorgeſprochen hatte, ſo gut belohnt wurde, als wäre es eine ganze Leichenpredigt geweſen."

„Zu ſeiner erſten Freude darüber kam noch Bernardino und war ſelbſt fröhlich und guter Dinge. Ich erkannte in ihm den Knaben, der durch die Brandung auf dem Ponte Roſſo glücklich kam, während ſein Herr Schiffbruch litt."

„Vor Freude grüßte er nicht einmal, ſondern rief, ohne ſich um mich zu bekümmern: Mutter, jetzt bin ich ein gemachter Mann! — und ſchwang dabei ſeinen Hut. So? erwiederte ſeine Mutter, wo ſteckt denn der Mann, in dem Hut oder in dem Kaſten unter den Schuhbürſten?"

„Der Knabe ſchlug auf ſeine Weſtentaſche und rief: Da ſteckt es! Nun bin ich ein gemachter Mann. Der Herr da war dabei, als mein Principal auf dem Ponte Roſſo todt getreten wurde und ſagte: Bernardino, ich ſehe, daß ich ſterben muß. Du aber haſt mir fünf Jahre treu und redlich gedient. Da nimm dieſes Recept. Es gehört von nun an dein. Du weißt am beßten, was es werth iſt. Und wenn du dir etwas damit verdienſt, ſo denk dabei an deinen armen Herrn."

„Mit dieſen Worten zog Bernardino aus der kleinen alten Briefta ſche ſeines verſtorbenen Herrn ein Stück Papier, das nicht viel verſprach. Denn es ſah faſt aus, als wäre es ſchon etliche Male aus einer verroſteten Flinte geſchoſſen worden, und konnte wenigſtens ſeine ſehr nahe Verwandtſchaft mit der ſchwarzen Wichſe ſeines ehemaligen Beſitzers nicht verleugnen."

„Ein ſonderbares Vermächtniß! dachte ich bei mir ſelbſt. Die Mutter des kleinen Erben aber, welche die Wichtigkeit des ſchwarzen, ſchmutzigen und halb zerriebenen Zettels durch ihren

Bernardino ſchon früher kennen gelernt hatte, verwunderte ſich über das Geſchenk und ſagte, indem ſie einen Fetzen in den Lumpenkorb fallen ließ und ihren Knaben mit aufgehobenem Zeigefinger bedrohte: Aber, mein Sohn, iſt es auch ganz mit rechten Dingen zugegangen? hat dir es der Herr Roland wirklich geſchenkt? darfſt du nun damit thun, was du willſt? — Bernardino legte die Hand auf die Bruſt und antwortete: Ja, Mutter! Zu dem erzählte mir Herr Roland erſt geſtern, als ahnete er ſeinen Tod, wie er ſelbſt zu dem Recepte gekommen ſei. Wir ſaßen mit einander auf dem Molo am Meer. Ich ſtreifte meine Hoſen hinauf, ließ meine Füße in das Waſſer hängen, und freute mich über die friſchen Wellen, die daran ſchlugen. Herr Roland ſah zu, und ſagte: Bernardino, ſo glücklich, als du jetzt biſt, war ich vor fünfzig Jahren auch an dem Meere, das zwiſchen Frankreich und England iſt. Meine Füße kühlten ſich in den friſchen, rührigen Wellen, meine Augen folgten einem Schiffe, bis ſeine weißen Segel hinter den Buchen auf der Erdzunge verſchwanden, und das große, alte Schloß hinter mir gehörte meinen Aeltern, deren einziger Sohn ich war. In dem Schloſſe lebte ein alter Diener, der von den andern Dienſtboten verachtet und auch von meinem Vater etwas vernachläſſigt wurde, wahrſcheinlich weil er mit der Dienerſchaft nicht in Ein Horn blies und bei meinem Vater in Vergeſſenheit kam, da er ſeines hohen Alters wegen nur ſelten mehr ſeine Zelle unten im Thurm verlaſſen konnte. Ich aber beſuchte ihn faſt täglich, auch nachdem ich von Reiſen zurückgekommen war. Und an einem Namenstage meiner Mutter, als die geladenen Gäſte tanzten oder an dem Spieltiſche ſaßen, verließ ich den Saal und trug dem alten Martin eine Flaſche Wein hinunter. Dadurch ſehr gerührt, ging er an ein Wandſchränklein, nahm ein altes Papier heraus und ſprach: Seht, Herr Roland, das iſt das Recept zu der Schuhwichſe, die mir

niemand nachmachen kann, und ich wünſche doch, daß Eure Schuhe immer ſo glänzen, wie heute, auch wenn ich nicht mehr bin. Thut dieß Blatt in Eure Brieftaſche, und wenn ich ſterbe, gebt es dem Menſchen, der Euch bedient. — Ich nahm das Blatt und ſteckte es dem alten Martin zu Ehren und zu Lieb in meine Brieftaſche. Mehrere Jahre ſpäter, als meine Aeltern und der Martin ſchon lange todt waren und ich nicht mehr an ſein Recept dachte, wurde das Volk der Franzoſen toll und wollte alle Leute vom Adel umbringen. Mein Schloß wurde ſo ſchnell überfallen, daß ich nur mit einem Beutel voll Goldſtücke und einer Brieftaſche mit Banknoten in der Hand entfliehen und mich auf ein Schiff retten konnte. Auf der See zehrte ich von dem Gelde und die Brieftaſche nähte ich, ſo heimlich und gut, als es vor dem Schiffsvolk geſchehen konnte, in das Unterfutter meines Rockes. Als ich aber hier an das Land geſtiegen war und meine Banknoten nach und nach auswechſeln wollte, fand ich, daß ich in der Eile der Flucht nicht die Brieftaſche mit den koſtbaren Papieren, ſondern eine andere mit einigen Gedichten und dem Recept des alten Martin zu mir geſteckt hatte. Mein Schrecken und meine Verlegenheit waren anfangs groß, doch ſammelte ich mich bald und betrachtete das Recept als einen Wink der göttlichen Vorſehung. Ich ſuchte mir einen Knaben der mit dem Stiefelwichſen umgehen konnte, machte Wichſe nach meinem Recept und verdiente bald mehr, als ich bedurfte. — Alle die Knaben aber, die ich nach und nach in in meine Dienſte nahm, betrogen mich, wo ſie nur konnten. Die beſten unter ihnen hatten keine kindliche Liebe zu mir, ſondern waren nur Miethlinge, die um's Geld dienten. Einer ſogar machte ſich, als ich ſchlief, über mich her und ſuchte in meiner Taſche nach dem Recept. Nur du, Bernardino, biſt mir ſeit fünf Jahren treu geweſen, du haſt mir hundertfach wieder vergolten, was ich an dem alten Martin gethan hatte,

und haſt mich geliebt, wie deinen Vater. Darum theile ich dir mein Arcanum mit. Halt' es ſo geheim, wie der alte Martin, und du wirſt davon leben können, wie ich ſo lange Zeit davon gelebt habe."

„Während der glückliche Erbe des Herrn Roland erzählte, hatte ſich der Tag vollends geneigt, ein Umſtand, der die Freude ſeiner Mutter mit einer Sorge trübte. Sie trug ihre ſieben Sachen in die Hütte, und ſprach im Hin- und Hergehen: Was hat der Agoſtino? Es iſt ſchon Nacht. Niemals noch iſt er ſo lange ausgeblieben. Und wo ſoll man ihn ſuchen? Er wird doch nicht gar —"

„Ihr Selbſtgeſpräch erinnerte mich, daß auch ich noch nicht daheim ſei, ſondern weit nach Hauſe hätte. Ich ſuchte daher ihr einigen Troſt einzuſprechen und wollte dann weiter gehen."

„In dieſem Augenblick kam Agoſtino und die Schaar der Engländer, unter der ich ihn dieſen Morgen in der Locanda verlaſſen hatte. Die Matroſen, ungefähr vierzig an der Zahl traten theils in die Hütte und theils unter die Feigen- und Kaſtanienbäume, da wo ſie am dichteſten belaubt waren, wie Leute, die auf einen Ueberfall ausgehen und bis zu ihrem Ziele ſo viel als möglich verborgen bleiben wollen. Agoſtino ſetzte ſich zu ſeiner Mutter auf die Bank und ſagte: Mutter, du wirſt meinetwegen in Sorgen geweſen ſein, aber ich konnte nicht eher kommen. Ich rieth dieſen Leuten heute früh in der groſſen Locanda am Molo, wie ſie die Franzoſen am beſten und ſchnellſten aus dem Caſtell jagen könnten. Mein Rath gefiel ihnen, und der Herr in der Stadt, zu dem ſie mich führten, ſprach: Schneiderlein, du ſagſt, von zwei Raupenneſtern muß man zuerſt das obere zerſtören, und dein Einfall iſt nicht ſchlecht. Wirſt du, wie du verſprochen haſt, dieſe Leute bei Nacht in das Schloß von St. Servolo bringen, ſo ſollſt du zum Lohn das Bürgerrecht von Trieſt bekommen, und darfſt dann deine Werk-

ſtatt aufſchlagen, wo du willſt. — Ich antwortete: Ja, mein Herr, das will ich mit Gottes Hilfe. Das alte Schloß kenne ich von außen und innen, ſo gut wie meiner Mutter Hütte. Als ich noch ganz klein war, arbeitete mein ſeliger Vater als Zimmermann darin, und ich brauchte nicht immer das Thor, um hineinzukommen, ſondern hatte einen andern Weg. Und wie oft bin ich ſchon oben geweſen, ſeitdem die Franzoſen darin liegen! Denn ihre alten Uniformen wollen ſo wenig mehr halten, als der Pelz der Feldhaaſen im Frühjahre."

„O Agoſtino, unterbrach die Lumpenſammlerin ihren Sohn, indem ſie ihren Finger warnend erhob, ich meine, du haſt zu viel verſprochen."

„Nein, Mutter, gewiß nicht! erwiederte der junge Schneider, gieb mir nur deinen Segen. Mit Gott und mit dieſer Nadel in meinem Kittel will ich das alte Neſt erobern. Zwiſchen einer Nadel und einer Hirtenſchleuder iſt kein großer Unterſchied."

„Da ergriff der Geiſt, der den Sohn trieb, auch die Mutter. Sie legte die Hand auf das Haupt ihres Erſtgebornen und ſagte: Der HErr ſegne dich und behüte deinen Ausgang und deinen Eingang! — Agoſtino aber küßte, wie er es gewohnt war, die Hand ſeiner Mutter, ſtürzte ſeinen Hut auf den Kopf, winkte den Seeleuten in der Hütte und unter den Bäumen, und verſchwand nach wenigen Augenblicken mit ihnen im Dunkel der Nacht. Wir ſahen den kühnen Leuten nach, ſo weit wir konnten."

„Darauf verabſchiedete ich mich und kehrte nach Hauſe zurück. Müde und ſpät begab ich mich zu Bette und ſchlummerte bis tief in den andern Tag hinein. Als ich aufgeſtanden und an mein Fenſter getreten war, ſchwiegen ſchon die Kanonen und Mörſer hinter dem großen Lazareth, und als ich nach dem Caſtell hinaufſah, war ſchon die franzöſiſche Flagge mit der engliſchen vertauſcht. Agoſtino hatte alſo ſein Verſpre-

chen gelöst, und das neue Schloß, von dem alten nun nicht mehr gedeckt, sondern beherrscht, hatte sich ergeben müssen. Ohne einen Mann zu verlieren, hatten sich die Matrosen, von dem Schneider geführt, des alten Schlosses bemächtigt, oder es, wie sie sich in ihrer Seemannssprache ausdrückten, geentert. Das war Tags darauf schon in den Zeitungen zu lesen."

„Am Abend ging ich an Bord einer segelfertigen Coriera und kehrte über Venedig in mein Vaterland zurück."

„Zwanzig Jahre darauf kam ich wieder nach Triest, und richtete den ersten Ausflug, den ich machen konnte, in das Thal zwischen dem alten und neuen Schlosse. Die Casa Estrema stand nicht mehr, sondern einige hundert Schritte weiter herunter ein kleines Landhaus. Der Garten hinter demselben war mit eisernen Gittern umgeben, und durch dieselben sah man die prächtige, alte Gruppe von Kastanien- und Feigen-Bäumen, die sonst ihre Arme über die glückliche Hütte ausgebreitet hatten. Jetzt standen unter ihrem grünen Dache drei große, silberweiß angestrichene Bänke. Die übrigen Bäume und Gebüsche zeigten, daß die Anlage noch ziemlich jung sei. Durch jenen Abend aber, den ich vor der äußersten Hütte mit verlebt hatte, glaubte ich gleichsam ein halbes Recht erlangt zu haben, nach den jetzigen Bewohnern der lieblichen Villa zu fragen. Ich trat daher durch die offene Thüre derselben, und die erste Person, der ich begegnete, war die ehemalige Lumpensammlerin. Wir erkannten uns beide im ersten Augenblick. Sie führte mich in ihre Stube und erzählte mir bei einem Körbchen von den Trauben, aus denen der edle Refosko gekeltert wird, was ich wissen wollte."

„Ihr Bernardino benützte sein geerbtes Recept so gut, daß seine Wichse als eine unübertreffliche allgemein gesucht und er dadurch ein sehr wohlhabender Mann wurde. Ernestino trieb noch seinen Lumpenhandel, indem er den Samm-

lern im Kleinen abkaufte und für Papierfabrikanten große Lieferungen übernahm. Er ſelbſt aber ging nicht in Lumpen, ſondern in einem feinen, ſchwarzen Rock, und war im Begriff, die reiche Erbin eines Papiermüllers am Iſonzo zu heirathen. Agoſtino endlich hatte nach der Eroberung des alten Schloſſes noch eine große Wanderſchaft angetreten, und, nach Trieſt zurückgekehrt, eine Werkſtatt eröffnet, in der nun zwölf Geſellen nähten, was er zuſchnitt. Von ſeinem und ſeiner Frau Vermögen legte er den Garten an. Die ſchwere, köſtliche Traube, welche ich verzehrte, war darin gewachſen. Seine alte Mutter aber war ihm lieber, als ſein großes Haus am Corſo und ſeine Villa im Thal."

„Während die Bewohnerin der umgewandelten Caſa Eſtrema mir dieß Alles berichtete, ſprach ich in meinem Herzen: Der Mutter Segen bauet den Kindern Häuſer. —"

Der Stricker.

Als einmal der Erzähler ſehen wollte, ob alle Waſſer bergab liefen, kam er auch an die Donau nach Ingolſtadt, und blieb bei ſeinen Gefreundten und Verwandten, bis daß er umkehrte und wieder hinging, woher er gekommen war.

Da geſchah es eines Tages, daß der Vetter am Rathhauſe zu dem Fremdling aus dem Altmühlthal ſagte: „In der Stadt haben wir nun Alles beſehen, den Schimmel des Schwedenkönigs und des Doctors Eck Gedächtnißtafel in dem Münſter. Jetzt wollen wir noch ein wenig vor das Thor hinausgehen und die Felſen in Augenſchein nehmen, die von Menſchenhänden gemacht und nicht allenthalben zu ſehen ſind wie die Sperlinge auf den Dächern."

„Wie Ihr wollt, Herr Vetter, und es Euch beliebt," antwortete der Erzähler, und ging mit ihm zum Thore hinaus und auf den alten Wällen an der Stadtmauer hinab bis in die große Bastei am Ufer der Donau. An den Rand derselben trat der Vetter vorsichtig und behutsam, und sprach zu dem Erzähler: „Da schauet hinab." Und als dieser es that, sah er gewaltig große Mauerbrocken in der Donau liegen. Denn die Franzosen hatten die Bastei mit Pulver gesprengt, um sie offen zu finden, wenn sie wiederkämen; und was dem Pulver nachgeben mußte, fiel in mächtigen Stücken hinab in das Wasser, und bildet nun am Fuß der Ruine einen Damm wider die reißenden Fluthen der Donau, — wie die Tapfern in der Schlacht, die mit ihren Todeswunden nicht weiter gehen können, sondern zu den Füßen ihrer überlebenden Brüder hinsinken, und mit ihren Leibern zum Wall um sie her werden.

„Und diese Trümmer," fuhr der Vetter fort, als er mit Vergnügen mein Staunen in meinem Antlitz las, „diese Trümmer sind nur von Backsteinen und Mörtel, und die Donau schäumt vor Wuth über diese Klumpen, die in ihr Bett gefallen sind; aber sie liegen schon Jahre lang auf Einer Seite, und weichen nicht und lösen sich nicht auf. Eine Mauer aus unserer Zeit, in einen solchen Strom gelegt, würde zerfallen und zerfließen wie ein Brocken Zucker in einer Kaffeeschaale. Da sehe nur ein Mensch meine Gartenwand! Der Verwurf hat sich schon im zweiten Jahre empfohlen, und die nackten Backsteine schiefern sich nun in der Nässe wie die Haut des Syrers Naeman, nachdem er sich zum siebenten Mal in dem Jordan getauft hatte."

Dieß und noch mehr Anderes, was unseren Zeitgenossen mit der Kelle und am Brennofen nicht zur Ehre gereicht, bemerkte der Vetter auf dem Rückwege von der Bastei. Auf einmal aber blieb er stehen, und setzte hinzu: „Seht, lieber

Freund, der Mann dort, der mit einem rothen und mit einem blauen Strumpfe an die Stadtmauer gemalt iſt, wo würde der ſein, wenn die alten Maurer und Ziegelbrenner ſolche Zuckerbäcker geweſen wären wie die neuen? Seines Namens Gedächtniß wäre nicht geblieben, ſo wenig als der Verwurf an meiner Gartenwand, der von eilf Uhr bis Mittag gehalten hat. Nun aber ſind dieſe Strümpfe noch ſo gut conſervirt, als wären ſie erſt von der Nadel gekommen."

Der Vetter deutete mit dieſen Worten auf eine Stelle der Stadtmauer, an der ein ziemlich verwiſchtes Bild zu ſehen war. Es ſtellte einen Mann vor, der mit auf den Rücken gebundenen Händen und mit einem Strick um den Hals an einem Balken hing. Der Meiſter, der ihn malte, ſchien auf die Strümpfe ſeines Verewigten, von denen der eine blau und der roth, am meiſten Fleiß und Farbe verwendet zu haben. Wenigſtens hoben ſie ſich unter den andern Kleidungsſtücken des abgebildeten Uebelthäters eben ſo hervor wie Joſeph's buntes Kleid unter den ſchafbraunen und wetterfarbigen Röcken ſeiner Brüder.

Der freundliche Leſer kann ſich aber leicht denken, daß der Erzähler geringeren Antheil an dem gerechten Zorn des Vetters über die Maurer und Ziegelſtreicher nahm als an dem Bilde, und daher das Geſpräch auf den rothen und blauen Strumpf daran zu lenken ſuchte. Der Vetter, der die Zeitung zum Frühſtück und die Stadtchronik vor dem Schlafengehn las, ließ ſich auch ſogleich herbei; und dem Erzähler iſt es nun ungemein lieb, daß er wiedergeben kann, was er damals von dem alten Freund empfangen hat. Denn es iſt nicht zu erwarten, daß bei der neuen Wiederbefeſtigung von Ingolſtadt das Bild verſchont blieb, oder daß Jemand vor dem Abbruch der alten Stadtmauer eine getreue Copie davon genommen hat. Mit dem Bilde aber würde zugleich das Andenken an einen Mann

verſchwunden ſein, der nun außer dem kleinen und engen Kreiſe der Stadtchronik durch die Mittheilung des Vetters in einem größeren und weiteren fortleben wird.

„Zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts," begann der alte Freund, indem er mit dem Erzähler auf dem Walle weiter ging, „ſtarb dahier der Webermeiſter Zacharias Sondermann. Seine Schulden und ſeine zwei Söhne, Matthias und Daniel, überlebten ihn. Der Schuldherr griff, um ſich wenigſtens größtentheils bezahlt zu machen, nach dem Hauſe des Verſtorbenen und nach dem Wenigen, was noch darin war. Die zwei Söhne reichten einander die Hand zum Abſchied und gingen, der Eine zum Münchner und der Andere zum Eichſtädter Thor hinaus. Und als ſie fort waren, hörte man nichts mehr von ihnen, und fragte ſo wenig nach den Abweſenden als unter Hunderten nach zwei Schwalben, die im Herbſt fortgehen und im Frühjahr darauf nicht wiederkommen."

„Sie waren von ihren Landsleuten ganz und gar vergeſſen, als Daniel, der jüngere Bruder, in ſeine Heimath zurückkehrte. Er erſchien mit einem beladenen Eſelein an dem jenſeitigen Ufer der Donau, wartete, bis noch mehrere Pilger von der Straße gegen Mittag dazu kamen, und ließ ſich dann mit ihnen auf der Fähre in ſeine Vaterſtadt überſetzen. Sein Laſtthier verkaufte er in der Herberge, und die zwei kleinen, ſchweren Kiſten, die es auf ſeinem magern Rücken über Berg und Thal getragen hatte, ſchaffte er in das Stüblein, das er ſich in einem abgelegenen Hauſe gemiethet hatte. In den Kiſten waren die hundert und aber hundert Theile eines Strumpfwirkerſtuhls, den er ſich in Venedig mit ſeinem erſparten Geld kaufte, und von da unter vielen Fährlichkeiten und Beſchwerden in ſeine Heimath rettete. Von einem Schreiner ließ er ſich das Geſtelle dazu machen, ſetzte die Maſchine zuſammen,

und glaubte nun Alles zu haben, was ein Stiller im Lande zu zu seinem verborgenen Leben bedarf."

„In die enge Gasse, zu der sein Haus gehörte, kam so wenig ein rasselnder Wagen als in den Seitenkanal zu Venedig, an welchem er fünfzehn Jahre lang kein Rad und keinen Hufschlag mehr gehört hatte. Selbst klirrende Sporen und Waffen streiften fast eben so selten durch seine Freistätte, als Kometen über die Bahnen unserer Wandelsterne. Seinem Fenster gegenüber stand kein Haus, und der begegnende Blick eines Nachbars konnte ihn also nicht stören, wenn er in seinen Feierstunden über die Stadtmauer hinweg und in das weite Donauthal hineinschaute. Saß er im Winter an seinem Stuhl, so hatte er zur Linken die Morgensonne und zur Rechten den großen irdenen Ofen, den er selbst und so vorsichtig heizte, als wäre die Wärme nicht für ihn, sondern für die zartesten Gewächse aus einem Tropenland bestimmt. Eine alte Frau, welche nebst andern Waaren seine Strümpfe und Mützen in einer kleinen Bretterbude auf dem Münsterplatz verkaufte, kam Abends, wann sie ihren Laden geschlossen hatte, in seine Wohnung, und brachte ihm den Erlös aus seinen Fabrikaten theils in baarem Gelde, theils in gesponnener Wolle und theils in Lebensmitteln und andern Bedürfnissen. Sein Wasser schöpfte er sich selbst aus einem Ziehbrunnen, der sich unten in der finsteren Hausflur befand, was in den alten Häusern alter Städte keine Seltenheit ist."

„Dieß war die Wohnung, welche sich das außerordentlich nervenschwache, schüchterne und menschenscheue Männlein wählte, und in der es so ungestört leben zu können glaubte wie der Prophet in der Dachkammer der reichen Frau zu Sunem. — Einen besondern Werth hatte sie für den Stricker, wie ihn die Ingolstädter nannten, noch dadurch, daß sie in dem Hause war, das seinem Vater gehörte, und das der Schuldherr nach

deſſen Tod als Unterpfand an ſich gezogen hatte. Der Stricker verſprach dem damaligen Beſitzer nach und nach den Verluſt zu erſetzen, den er durch ſeinen Vater erlitten hatte. In ſeinem Herzen aber hegte er daneben die ſüße Hoffnung, zu ſeiner Zeit das ganze Haus einlöſen zu können, nachdem er den Flecken einer unbezahlten Schuld in dem Andenken ſeines Vaters getilgt hätte. Denn was er für ſeine Perſon brauchte, war ſehr wenig, und ſeine Strümpfe und Mützen wurden ihm ſehr gut bezahlt, theils wegen der ſchönen Farben, die er ihnen zu geben wußte, und theils wegen der Zotteln darin, die für die Leute an der Donau eine noch ganz neue Erfindung, alten und gichtbrüchigen Perſonen aber im Sommer und Winter angenehm waren.“

„Aber ſo gut auch der Stricker ſeine Wohnung ausgeſucht zu haben glaubte, ſo ging es ihm doch wie dem Finken, der in der erſten Frühlingswonne ſein Neſt in die Ulme baute, in der er geboren worden war, und dann erſt bemerkte, daß er den Baum mit zwei Elſtern theilte, von denen gerade ſo viel Ruhe und Frieden zu erwarten war als Redlichkeit, Stille und Verträglichkeit mitten in einer Kolonie von Saatkrähen.“

„Ein Stockwerk unter dem Stricker wohnte nämlich mit ſeiner Schweſter Priſca der Baccalaureus Fabian Duft. Und dieſer konnte ſeine Mitgeſchöpfe ſo wenig in Ruhe laſſen als ein Floh ſeine Stubengenoſſen. Wo er eingelaſſen wurde, durchſuchte er Alles, wie ein Laxativ das untere Stockwerk des Leibes. Ueberall klopfte er neugierig an wie der Specht an faulen Bäumen, in Alles ſteckte er ſeine Naſe wie Schnepfen, wenn ſie wurmen, und Alles wirrte er durch einander, den Mäuſen gleich, die ihre Wirthſchaft in dem Garnen des läſſigen Webers aufſchlagen. — Am füglichſten wäre er zu den Correcturen in einer Buchdruckerei zu verwenden geweſen. Denn wo es galt, Fehler und Mängel zu finden, hatte er ein Fal-

kenauge, und wußte kein größeres Vergnügen, als den Punkt zu verbessern, der nicht vollkommen rund aus der Presse gekommen war. Er arbeitete auch einmal in einer Offizin und verdiente sich viel Geld; weil er sich aber nicht damit begnügte, die Druckfehler anzustreichen, sondern auch hie und da, was seines Amtes nicht war, ärgerliche Bemerkungen in die Manuscripte der Autoren machte, klagten diese, und der Buchdrucker gab ihm Feierabend, als er sich überzeugt hatte, daß die Katze eher das Mausen als der Baccalaureus seine Randglossen meiden würde."

„Nicht minder wäre Herr Fabian Duft der Mann gewesen die jungen Käterchen der Fee Fanferlüsch zu erziehen. Denn Niemand verstand die Kunst, mit der einen Pfote zu streicheln und mit der andern zu krallen, besser denn er. Aber die Fee hatte sich vor dem dreißigjährigen Krieg an der Donau hinab in ein Damenstift geflüchtet; und so verwendete er sein pädagogisches Pfund auf etliche Buben, und erwirkte sich ein Patent zur Errichtung einer Winkelschule. Auf einem Chatheder hätte er noch in's Größere damit wuchern können. Aber aus Ursachen, die nicht bekannt sind, wollte ihm der Sprung von der Stufe eines Baccalaureus zum Doctorgrad nicht gelingen, ein Umstand, der ihm alle Leute verhaßt machte, die ihr Brett ganz durchgeschnitten hatten."

„Mit diesem Manne also wohnte der Stricker unter einem und demselben Dache, kannte ihn aber nach seinem Charakter eben so wenig als Robinson's Freitag das sprudelnde Wasser, in das er seine Hand steckte."

„Kaum hatte jedoch seine venetianische Maschine die ersten drei Schnarrer gethan, so verließ Herr Fabian unter ihm seine Schüler, schlich die Stiege hinauf, und horchte nach seiner neuen, verbesserten Methode, d. h. er streifte sein dickes Haar zurück, nahm sein äußeres Ohr zwischen den Zeigefinger und Daumen,

O bouno pustore,
Gesu Cristo,
morlo per la salute
degli uomini.
Der
Stricker

und hielt es so an die Stubenthüre, daß auf diesem Wege kein Ton aus dem Stüblein kommen konnte, ohne in diesen vorgehaltenen Trichter zu fallen, während er für jeden Fall auf dem einen Fuße sprungfertig stand. Aber trotz dieser unverbesserlichen Horchmethode war dießmal weiter nichts zu hören als das sonderbare Schnarren und ein Morgenlied, daß der Stricker, wie das Heimchen seine Melodieen, mit einer außerordentlich weichen und sanften Stimme sang. Von Vers zu Vers wiederholten sich darin die Worte: „Buono pastore, Gesu Christo, morto per la salute degli uomini," das ist verdolmetscht: „Guter Hirte, JEsu Christe, gestorben zur Erlösung der Menschen."

„Herr Fabian schlich also die Stiege wieder so leise hinunter, als er heraufgekommen war; aber nicht weiter als bis auf die unterste Stufe. Da kehrte er um, trat fest auf wie ein Briefträger, der das Recht dazu hat, und kam so von Neuem die Treppe hinauf und in die Stube des Strickers. Der wollte sich von seinem Stuhl erheben, aber der Baccalaureus nöthigte ihn, sitzen zu bleiben und fortzuarbeiten, mit einer zwingenden Höflichkeit, der nicht zu widerstehen war. Denn er wollte nicht sehen, wie der Stricker, sondern wie seine Maschine ging. Weit entfernt jedoch, über dieses Meisterstück menschlicher Erfindungskraft zu erstaunen, wußte er sogleich dieses und jenes daran auszusetzen und zu tadeln. Ja, er versprach seinem Hausgenossen, über Nacht die Sache in weitere Ueberlegung zu ziehen, und ihm morgenden Tags einen Plan vorzulegen, wie an dem Stuhl wenigstens sechshundert Theile erspart werden könnten. Er habe seine Erfahrungen in der Mechanik schon an der Stadtuhr versuchen wollen, man schenke ihm aber das nöthige Zutrauen nicht."

„Der nervenschwache Stricker, der schon über das ungeschlachte Umherlangen und Rütteln des Baccalaureus in der

Maſchine erſchrocken war, entſetzte ſich über die Ankündigung ſeines Hausgenoſſen noch mehr, und wollte dagegen proteſtiren. Aber ſo wenig als ſeine zuckenden Geſichtsmuskeln, ſo wenig gehorchten ihm auch ſeine Sprachorgane, und Herr Fabian war ſchon wieder zum Tempel hinaus, bis er endlich herausbrachte: „„Ge—ge—geben Sie ſich keine Mühe.““ Und die ganze darauf folgende Nacht konnte er nicht ſchlafen. Denn bei dem kleinſten Geräuſch, daß er unter ſich hörte, fürchtete er, Herr Duſt arbeite ſchon mit Lineal und Zirkel, ſeinen Verbeſſerungsplan zu entwerfen, und werde in aller Frühe wieder erſcheinen und mit der nämlichen unwiderſtehlichen Artigkeit, mit der er ihn auf dem Stuhle feſtgehalten habe, die Maſchine aus einander reißen. Er fiel aus einem Angſtſchweis in den andern; und obgleich nach Sonnenaufgang die Lerchen jenſeits der Stadtmauer ſo herrliche Maienlieder ſangen, er konnte dießmal nicht einſtimmen und ſingen: „„O buono Pastore, Gesu Christo, morto per la salute degli uomini!““

„Der Baccalaureus aber hatte indeß ſein Vorhaben aufgegeben, die Maſchine zu vereinfachen, wie es ſpäter der franzöſiſche Geiſtliche Moiſſon wirklich gethan hat. Er wollte ſeinem Hausgenoſſen einen anderen Plan vorlegen.“

„Zu den mancherlei Liebhabereien des Schulmannes gehörte nämlich auch die, andere Leute ſo viel als möglich für ſich arbeiten zu laſſen, zu ſchneiden, wo er nicht geſäet, und zu ſammeln, wo er nicht geſtreut hatte. Darum lag ihm der Gedanke ganz nahe, es möchte nicht übel ſein, wenn er mit dem Vermögen ſeiner Schweſter mehrere Stühle bauen ließe, während ſein Hausgenoſſe etliche junge Leute im Strumpfwirken unterrichtete. Wären dieſe Stühle einmal im Gange, ſo dürften ſie einträglicher ſein als eben ſo viele Mahlgänge der beſten Mühle, und er könnte nach und nach ein zweiter Fugger werden, ohne dabei mehr zu thun, als für ſich arbeiten zu

lassen. Daß der Stricker in diesen Plan eingehen werde, hoffte er zuversichtlich. Einen Widerstand von Seite seines Hausgenossen komte er sich gar nicht möglich denken. Denn da sein Kopf dicker und sein Rücken zweimal breiter war, glaubte er mit dem magern, kleinen, zitternden, furchtsamen und stotternden Männlein anfangen zu können, was er nur wollte. Er erwartete in dieser unansehnlichen Figur so wenig einen eigenen Willen als ein Mägdlein in seiner Gliederpuppe, wenn es dieselbe nimmt und auf das Sopha in der Puppenstube setzt."

„In dieser zuversichtlichen Voraussetzung überließ der Baccalaureus seine versammelten Schüler wieder dem wechselseitigen Unterricht, den er zu mehrerer Bequemlichkeit in seiner Schule eingeführt hatte, begab sich sich zu seinem Hausgenossen hinauf, und sagte: „„Meister Sondermann, bei weiterem Nachdenken habe ich gefunden, daß Sein Stuhl unverbesserlich ist, und mich entschlossen, mir ganz nach dem Seinigen zehn oder zwölf andere bauen zu lassen. Da es aber hier an Leuten gebricht, welche mit dem Strumpfwirken umgehen können, so will ich meiner Schule, so zu sagen, nebenbei eine gewerbliche Richtung geben, und Ihn, Meister Sondermann, gleichsam als Fach- und Nebenlehrer annehmen. Es wird ihm ein Leichtes sein, zwölf meiner kräftigsten Buben auf Seinem Stuhl zu unterweisen. Seine Mühe aber, die Er damit hat, wird sich zu seiner Zeit von selbst belohnen. Denn ich will Ihn in der Strumpfmanufaktur, welche ich zu errichten Willens bin, als Werkmeister anstellen.""

„So sprach Herr Fabian Dust mit ungemeiner Freundlichkeit, und in der sicheren Voraussetzung, sein Hausgenosse werde vor Freude über diesen Vorschlag außer sich kommen, Und der Stricker kam wirklich außer sich, aber nicht vor Freude, sondern vor Angst und Entsetzen über die Hand, die so frech

in seine Freistätte hereinlangte, und sein Schifflein aus der stillen, heimlichen Bucht wieder auf das offene Meer hinauszuziehen wollte. Seine Maschine war sein größter Schatz und ihm doppelt theuer, nachdem er sie aus dem betäubenden Getümmel der Manufaktur zu Venedig unter tausend Aengsten und Beschwerden in die Stille gerettet hatte, die ihm fast so unentbehrlich geworden war wie dem Fisch sein Wasser. — Und nun sollte er sie zuerst Buben preisgeben, welche in ihren Zwischenviertelstunden fast den Erdboden durchstampften, und einander die Haare bündelweise ausrauften, und dann wieder in den Lärmen einer großen Werkstätte zurückkehren. — Dieser Gedanke war ihm unerträglich. Seine Gesichtsmuskeln fingen an zu zucken und seine Kniee zitterten, bis er endlich nach manchem vergeblichen Anlauf herausbrachte: „„Mi — mi — mit Gunst, Herr Baccalor, da — da das kann nicht sein!““

„Diese abschlägige Antwort kam zwar dem Schulmanne unerwartet, aber er verbarg seinen Verdruß und zog sich wieder die Stiege hinunter, nachdem er bemerkt hatte, er habe ohnedieß wegen seiner Schule jetzt nicht Zeit, sich länger aufzuhalten, und werde ein anderes Mal sich die Freiheit nehmen, mit Meister Sondermann weiter aus der Sache zu reden. Denn er war nicht der Mann, der nach dem ersten fehlgeschlagenen Versuche eine Belagerung aufgab. In einem solchen Falle pflegte er nur um so eifriger einen zweiten Anlauf vorzubereiten oder eine andere Mine zu graben.“

„Bei der weiteren Verfolgung des Plans warf er seine Augen auf seine Schwester. Sie konnte ja die Frau des Strickers werden, und ihn entweder unter ihr eisernes Joch oder gar unter die Erde bringen. War eins von beiden geschehen, so stand nichts mehr im Wege; Meister Sondermann mußte dann mit sich und seinem Stuhle anfangen lassen, was man wollte.“

„Als daher einmal der Stricker bemüht war, ein Feuer

auf seinem Herd anzuschüren, und dabei theils über das feuchte Holz seufzte und theils über den Rauch, der seine empfindlichen Augen verletzte, trat der Baccalaureus mit den Mienen und Geberden des herzlichsten Mitleids zu ihm in die Küche, und bedauerte seinen Hausherrn, auf dem die Last nicht allein des Geschäfts, sondern auch des Hauswesens liege. Auch bemerkte er, wie er sich seine Lage durch eine Gehilfin, die um ihn sei, um Vieles erleichtern könne, und brachte zuletzt geradezu seine Schwester in Vorschlag. Denn er meinte, der Strikker sei viel zu schwach und verzagt, als daß er ohne Hilfe auf Freiersfüße treten könne."

„Aber die angebotene Jungfrau hatte eine etwas starke und so eigenthümliche Stimme, daß nicht selten Gläser in ihrer Nähe zersprangen. Und auf die reizbaren Nerven ihres Hausgenossen wirkte sie fast wie in jenem bekannten Experiment die Ausflüsse einer Voltaschen Säule auf die Muskeln des todten Frosches. Er mußte, obgleich durch eine dicke Stubendecke von ihr getrennt, manchmal zur Baumwolle seine Zuflucht nehmen, wie, aber freilich in einem ganz gegentheiligen Fall, der schlaue Ulysses zum Wachs. Wie sollte er es erst aushalten, wenn auch diese Scheidewand zwischen ihr und ihm gefallen wäre, und sie als Hausfrau das Recht hatte, vom Morgen bis zum späten Abend oder in außerordentlichen Fällen bis in die Nacht hinein ihm alle ihre Gedanken vorzutragen? Dieser Gedanke überwältigte das nervenschwache Männlein und regte ihn so auf, daß er wieder in Zuckungen verfiel, und unter krampfhaften Zusammenziehungen seiner Sprachorgane erwiederte: „„Mi — mi — mit Gunst, Herr Ba — Ba — Baccalor, da — da — das kann nimmermehr sein.""

„Diesen zweiten Korb behielt Herr Fabian Dust nicht für sich allein, sondern fand es für gut, ihn mit seiner Schwester zu theilen. Zu diesem Ende erzählte er ihr unter Anderem:

„„Ein Blutegel, den man mit Salz beſtreut, kann ſich nicht ſchlimmer geberden als der Stricker, da ich ihm ſagte, es ſei vielleicht möglich, daß du nicht abgeneigt wäreſt, ſeine Gehilfin zu werden. Hätte ich ein Dutzend Holzäpfel und noch einmal ſo viel unzeitige Pflaumen in meiner Hand gehabt und von ihm verlangt, er ſolle dreimal in jedes Stück beißen, er hätte ſeinen Mund nicht mehr verziehen können als bei deinem ehrlichen Namen. Ja, Schweſter, ich ſage dir, die Miene der Kinder der Propheten war nicht bitterer, als ſie bei ihrem Coloquintengemüſe riefen: O, Mann Gottes, der Tod im Topf!“

„Auf dieſe Nachricht wendete nun auch die ehr- und tugendſame Prisca ihr Angeſicht von dem Stricker, und beſchloß mit ihrem Bruder, demſelben das Leben ſo ſauer zu machen, daß er ſein elterliches Neſt gerne wieder verlaſſe und lieber noch einmal nach Venedig wandere, als darin bleibe. Denn ein ſolcher dummer und grober Menſch, meinten ſie, ſei nicht werth, mit ihnen unter Einem Dache zu wohnen. Die Mittel aber, deren ſich die zwei Verbündeten bedienten, um ihren Zweck zu erreichen, waren eben ſo einfacher als wirkſamer Natur. Die Schweſter erhielt von Stund an faſt unausgeſetzt auf ihrem Küchenherde glühende Kohlen. Darauf warf ſie bald Hornſpäne, bald Knochen, bald Kühhaare, bald Abfälle von Roßhufen, bald feuchte Loh- und Torfballen, und bildete dadurch Rauchſäulen, die ſich aber nach der Beſchaffenheit des Hauſes nicht zum Kamine hinauszogen, ſondern in dem Stockwerk ihres Hausgenoſſen auseinander fielen und denſelben faſt erſtickten. Der Bruder dagegen wählte unter ſeinen Schulknaben einen der ſtärkſten Schreier, und ließ ihn bei offener Stubenthüre Stunden lang und fort und fort in Einem Tone leſen, oder auch, was er für noch wirkſamer hielt, in ganz regelmäßigen Zwiſchenräumen aufhören und wieder anfangen, ſo daß der Stricker von fünf zu fünf-

Minuten berechnen konnte, wann die Tortur wieder anheben werde, gleich dem Verbrecher auf der Folterbank, der ſehen kann, wie an dem Gefäß über ihm der eiskalte Waſſertropfen ganz regelmäßig wächſt, dann wankt und dann auf ſeine entblöſ'te Bruſt herabfällt."

„Weder die Augen noch die Nerven des Strickers konnten dieſe Quälerei lange aushalten. Er beſchloß daher, ſeinen Lieblingsplan, die andere Hälfte ſeiner Tage in dem väterlichen Hauſe zuzubringen, aufzugeben, und ſich in einem anderen Winkel der Stadt eine Wohnung zu miethen. Seine Hausgenoſſen um Schonung zu bitten, dazu war er nicht beherzt genug, auch ſchon in ſeiner Einfalt weit entfernt, zu glauben, daß das Schreien und Rauchen nur in der Bosheit und Rachſucht der Hausleute ſeinen Grund habe, und daher auch unterbleiben könne, wenn man nur wolle."

„In der nämlichen Nacht aber, in der er dieſen Entſchluß faßte, ſprach auch der Baccalaureus auf ſeinem Nachtlager zu ſich ſelbſt: „„Lange wird der Stricker nicht mehr aushalten; denn er geberdet ſich ſchon wie der Marder, dem der Jäger das Quartier in dem hohlen Birnbaum voll Rauch macht, während die Bauern rings umher ihre Senſen und Halbmeſſer wetzen, und ihm damit den bitterſten und empfindlichſten Ohrenſchmaus bereiten. Aber was nützt es dir, wenn du den Stricker austreibſt wie einen Marder? Er nimmt ſeine Maſchine mit, und du haſt dann gar keine Gelegenheit mehr, ihrer auf die eine oder andere Weiſe habhaft zu werden. Bleibt er aber, ſo kannſt du den Schlüſſel zu ſeiner Stube benützen, und ganz gemächlich ein Modell zu einem anderen nach ſeinem Stuhl entwerfen. Beſſer alſo, wir begnadigen ihn, und laſſen ihn noch bis auf Weiteres ſchnappen.""

„Den Inhalt dieſes Selbſtgeſprächs theilte er bei'm Frühſtück ſeiner Schweſter Priska mit, und erhielt ihre vollkom-

mene Zuſtimmung, weil ſie auf der einen Seite eben ſo gut ſpeculiren konnte als er, und auf der andern noch immer einige Hoffnung hegte, die Hand des Strickers davon zu tragen. Als derſelbe daher noch am Morgen, alſo zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit und in ſeinem Sonntagsrock, die Stiege herabkam, traten ihm ſeine Hausleute aus ihrer Stube entgegen, und fragten ihn — denn im Fragen waren ſie nicht blöde — was für außerordentliche Geſchäfte den Meiſter Sondermann ſchon ſo frühe aus ſeinem Hauſe riefen. Unter vielem Stottorn theilte er ihnen den Grund mit, und wollte nun weiter gehen. Aber der Baccalaureus hielt ihn bei'm Arme, und ſagte: „„Nein, einen ſolchen wackern Hausgenoſſen laſſen wir nicht geradenwegs ziehen. Ach, hätten wir es nur gewußt, daß Ihm der Rauch und das betonte Leſen ſo beſchwerlich fielen, ſo wäre Beides ſchon längſt unterblieben. Meine Schweſter kann künftig die alten Gold- und Silber-Borten wo anders ausbrennen, und ich will ſchon ſehen, wo ich für die Folge meine Leſeübungen anſtelle. Meiſter Sondermann ſoll von Stund an in ſeinem Stüblein ſo unbeläſtigt ſein wie ein Sperling im Thurmknopf.““

„Herr Fabian und ſeine Schweſter hielten aus dem uns bekannten Grunde auch Wort, und der Stricker war wieder, wie man zu ſagen pflegt, in ſeinem Elyſium. Am Morgen ſang er ſein „„Buono pastore, Gesu Cristo, morto per la salute degli uomini.““ Jeden Abend ging er regelmäßig in die Veſper, welche in dem Münſter gehalten wurde, einen Tag wie den andern, bei gutem und ſchlechtem Wetter.“

„Dieſes Stündlein benützte denn auch der Baccalaureus redlich. Er ſperrte mit einem Schlüſſel, den er dem Stricker bei deſſen Einzug in das Haus für unvorherzuſehende Fälle nicht abgeliefert hatte, das Stüblein, und begann die einzelnen Theile der Maſchine und ihre Verbindung unter einander zu

meſſen und zu zeichnen. So hoffte er, mit der Zeit ſeinen Lieblingsplan auszuführen, und eine Strumpfmanufaktur zu errichten, worin, wie ſchon geſagt, Menſchen und Stühle gerade ſo für ihn arbeiten ſollten, wie die Wäſſerräder und Mahlgänge der Schiffsmühle auf der Donau für ihren Beſitzer."

„Darüber wurde Tilly, der alte Feldhauptmann des Kurfürſten von Baiern, am Lech überwunden, und, an Leib und Seele geſchlagen, nach Ingolſtadt gebracht. Eine feindliche Kugel hatte ihm den Schenkel zerſchmettert, und in dem Hauſe des Bürgermeiſters ſollte nun der alte Corporal, wie ihn der Schwedenkönig wegen ſeiner Strenge und Pünktlichkeit nannte, entweder Heilung oder den Tod finden. Die katholiſche Chriſtenheit wünſchte das Erſtere, er ſelbſt machte ſich auf ſeinen letzten Feind gefaßt, und beſtellte nach ſeiner Weiſe das Haus. Dazu brauchte er in geiſtlicher Beziehung einen Beichtiger, in weltlicher aber einen Menſchen, dem er diktiren konnte. Denn auf ſein Lager hingeſtreckt, vermochte er die Feder nicht mehr zu führen. Seinen alten Schreiber hatte er in der Kanzlei des Kurfürſten zurückgelaſſen, und benützte ſtatt deſſen unſeren Baccalaureus, der in dem Hauſe des Bürgermeiſters Unterricht ertheilte und von demſelben dem General empfohlen wurde. Und wer in jenen Tagen den Herrn Fabian Duſt wandeln ſah oder reden hörte, wurde lebhaft erinnert an den Agagiter Haman, von dem es Eſther am dritten heißt: „„Nach dieſen Geſchichten machte der König Ahasverus Haman groß, und erhöhete ihn, und ſetzte ſeinen Stuhl über alle Fürſten, die bei ihm waren, und alle Knechte des Königs, die im Thore des Königs waren, beugten die Kniee und beteten Haman an.""

„Der Schwedenkönig ließ indeß auch nicht lange auf ſich warten, ſondern rückte mit ſeinem ganzen Heere vor Ingolſtadt. Er wollte aber damit nicht verfahren wie Tilly mit

Magdeburg, ſondern es blos nehmen und dann behalten, wie er es ſchon mit Augsburg gemacht hatte und demnächſt mit Regensburg noch zu machen gedachte. Deßwegen richtete er auch ſeine Feuerſchlünde nicht gegen die Häuſer der Stadt und ihre Bewohner, ſondern eröffnete nur Laufgräben, und ſuchte Wall und Mauer durch ſeine Minen über den Haufen zu werfen. Zufällig, oder von Jemand belehrt, richtete er alle ſeine Anſtrengungen gerade auf den ſchwächſten Theil der Feſtungswerke und namentlich auf den Punkt der Mauer hin, wo das Haus lag, in welchem der Stricker wohnte."

„Tilly aber, ſo ſehr ihn ſeine zerſchmetterten Knochen ſchmerzten, ließ ſich von ſeinen Adjudanten über alle Bewegungen und Angriffe des Schwedenkönigs Bericht erſtatten. Dieß geſchah öfters in der Gegenwart des Baccalaureus, der eines Nachmittags dieſe gute Gelegenheit benützte, ſeinem Hausgenoſſen einen Dienſt zu erweiſen."

„Als nämlich der Offizier ſeinen Bericht erſtattet hatte, und wieder in das Vorzimmer zurückgekehrt war, ſagte der verwundete General vor ſich hin: „Sonderbar, daß ſich der Feind gerade auf dieſe Seite der Stadt geworfen hat und alle ſeine Minen auf dieſen Punkt der Mauer richtet. Es muß Jemanden in der Stadt haben, mit dem er durch verabredete Zeichen correſpondirt." "

„Der Baccalaurens nahm dieſe Worte, als wären ſie an ihn gerichtet, und antwortete, indem er ſich von ſeinem Schreibpult zu dem General wendete: „„Wenn Euer Excellenz es nicht ungnädig vermerken, ſo will ich hierüber meine unmaßgebliche Meinung unterthänigſt vorlegen. In dem Hauſe, das gerade hinter dem bedroheten Punkt der Stadtmauer ſteht, und in welchem meine geringe Wenigkeit wohnt, wohnt auch, und zwar über mir, ein Strumpfwirker. Es iſt ein ſehr ſtiller, ruhiger und ganz für ſich lebender Menſch, der noch kein Kind

beleidigt hat, und wenn ich der Mann dazu wäre, wollte ich für ihn gut stehen; denn er iſt gewiß, wenn ich mich vor den Ohren Eurer Excellenz ſo ausdrücken darf, ein Iſraelit, in dem kein Falſch iſt. — Vor einem Jahre ungefähr iſt er, man weiß nicht, woher, in unſere Stadt gekommen, und hat ſich in meinem abgelegenen Hauſe eingemiethet, weil er, wie er ſich ausdrückte, die Verborgenheit liebe. Jeden Abend beſucht er die Vesper im Münſter, nimmt aber, wie jeder Menſch ſeine Eigenheiten hat, nie einen Tropfen Weihwaſſer. Auch hat er es bisher noch unterlaſſen, in eine Meſſe zu gehen. — Der begeht nun, daß ich es doch ſagen muß, die Unvorſichtigkeit, und hängt ſeine gefärbten Strümpfe zum Dachladen hinaus, der über die Stadtmauer hinweg ſieht. Ich machte ihn ſchon darauf aufmerkſam, wie gefährlich das ſei, und wie leicht Freund oder Feind dieß als ein verabredetes Signal anſehen könnte. Aber er merkte ſo wenig darauf, als der Schwedenkönig es thun würde, wenn ihm Eure Excellenz einen guten Rath zukommen ließen. — Heute hat er ſonderbarerweiſe, aber gewiß ohne alle böſe Abſicht, dafür möchte ich gut ſtehen, einen blauen und einen rothen Strumpf draußen hängen. Es wäre wohl der Mühe werth, daß Eure Hochgräfliche Excellenz ſelbſt ihm dieſe Unvorſichtigkeit unterſagten.“ “

„Tilly hörte dem Baccalaureus aufmerkſam zu, und entließ ihn dann für dieſen Tag. Der Entlaſſene ging heim. Es war gerade die Stunde, die der Stricker in der Kirche zuzubringen pflegte. Alſo begab er ſich in das Stüblein deſſelben, ſetzte ſich an den Stuhl, und fuhr fort, die einzelnen Theile der Maſchine und ihre Verbindung unter einander auf das Genaueſte und Aufmerkſamſte abzuzeichnen.“

„Kaum aber hatte er den verwundeten General verlaſſen, ſo erſchien wieder ein Offizier an dem Schmerzenslager deſſelben, und berichtete, der Schwedenkönig habe ſich vor einer

Viertelſtunde bei'm Recognosciren näher als jemals an die Stadt gewagt, ſei aber ſo empfangen worden, daß eine Kugel ſein Pferd und eine andere ſeinen nächſten Begleiter niedergeworfen habe."

„Bei dieſer Nachricht zuckte ein Schimmer von Freude über das ſchreckliche Antlitz des alten Feldherrn; und in einer Anwandlung von ſeiner alten ſarkaſtiſchen Laune ſagte er: „„Wir wollen es doch dem Schneekönig etwas bequemer machen, damit er nicht mehr ſo nahe heranzukommen braucht. Er möchte ſich doch am Ende noch ſeine große Naſe an unſerem Feuer verbrennen. — Ruft die Ordonnanz.""

„Die Ordonnanz, ein Küraſſir-Wachtmeiſter, erſchien, und erhielt von dem General den Befehl: „„Matthes, nimm ſechs Mann zu dir, und gehe hin in das Haus des Strickers. Der Hausknecht des Bürgermeiſters wird euch begleiten, ſo weit es nöthig iſt. Aus dem Bodenladen wird ein rother und ein blauer Strumpf hängen. Die nehmt ihr, zieht ſie dem Strikker an, und hängt ihn damit über die Stadtmauer hinaus, dem Bodenladen gerade gegenüber. In einer Viertelſtunde erwarte ich Antwort.""

„Der Wachtmeiſter that, wie ihm befohlen ward. Der Baccalaureus, der vielleicht mehr als gewöhnlich in ſeine Arbeit vertieft war, wurde erſt auf die klirrenden Sporen und Säbel aufmerkſam, als die Küraſſire ſchon die obere Stiege hinauf gingen. Er kam daher mit allen Zeichen der unerwarteten Ueberraſchung im Geſicht nicht weiter als bis an die Thüre des Strickers. Da ergriff ihn der Wachtmeiſter, und ſchob ihn in die Stube zurück. Ein Küraſſir holte die zwei Strümpfe vom Boden herab; die Andern banden ihm indeß die Hände auf den Rücken, und legten einen Knebel in ſeinen Mund, weil er nach dem erſten Schrecken heftig zu ſchreien und zu proteſtiren anfing. Dann zogen ſie ihm die zwei

Strümpfe an und die Halsbinde aus, ſchleppten ihn auf die Stadtmauer, und hängten ihn hinaus, ohne Umſtände und weitere Ceremonieen, wie einen Rock, den man lüften will."

„Der unthätigſte unter den Küraſſiren war dabei der Wachtmeiſter, wider ſeine Gewohnheit, die Befehle ſeines ſtrengen Generals mit blindem Gehorſam und wie eine in Gang gebrachte Maſchine zu vollziehen. Und das war kein Wunder."

„Er war nämlich Matthias, der ältere Bruder des Strikkers, der nach dem Tode ſeines Vaters, des alten Sondermann, zu dem Eichſtädter Thore hinaus und unter die Soldaten ging. Schon als der Hausknecht des Bürgermeiſters ihm die Wohnung des Strickers von Weitem zeigte, erkannte er darin das Haus ſeines Vaters, und als er über die Schwelle deſſelben trat, erwachten in ſeiner Seele ſo manche Erinnerungen aus ſeiner Jugend. In dem Stüblein des Strickers hatte ſeine gute Großmutter ihre letzten und er bei ihr ſeine erſten Jahre verlebt. Er vergaß ſich darüber, und konnte ſich nicht enthalten, mitten darin ſtehen zu bleiben, und alle vier Wände ringsum zu beſchauen, indeß ſeine Küraſſire dem Baccalaureus das Ende des Hamans bereiteten. Faſt war es bei ihm zu einer Rührung gekommen, die man in ſolchen eiſernen Kriegsmännern nicht ſucht, als ſein Daniel, aus der Meſſe kommend, in in das Zimmer trat. Die Brüder erkannten ſich im erſten Augenblick, und die zwei Hände, die ſich vor ſechszehn Jahren in dieſem Stüblein aus einander gethan hatten, legten ſich hier wieder in einander. Aber nicht lange."

„Der Wachtmeiſter durchblickte mit der Beſonnenheit, die er ſich in ſo vielen Augenblicken, wo es Leben oder Tod galt, zu eigen gemacht hatte, ſogleich die bedenkliche Lage ſeines Bruders, und ſagte dann nach etlichen Aufklärungen, die dieſer mit vieler Mühe herausſtotterte: „„Daniel, thue nur, als wäre gar nichts vorgefallen; für das Uebrige wird Gott ſorgen.""

Dann drückte er dem Bruder noch einmal die Hand und eilte zu seinen Leuten hinab, die sich am Fuß der Stadtmauer schon wieder aufgestellt hatten."

„In den nächsten drei oder vier Tagen war in und um Ingolstadt ein solcher Durcheinander, daß sich Niemand um einen Gehenkten mehr oder weniger bekümmerte. Tilly starb noch in der nämlichen Nacht, und trat vielleicht zugleich mit der Seele des Baccalaureus vor Gottes Richterstuhl. Der Kurfürst befolgte den Rath des Verstorbenen, brach sein Lager ab, und zog sich an der Donau hinab nach Regensburg. Der Schwedenkönig ließ auf der anderen Seite der Stadt zum Aufbruch blasen, und ergoß sich mit seinen Schaaren über die vom Krieg noch unberührten Länder seines Feindes."

„Als Tilly den Befehl zur Hinrichtung des Strickers ertheilte, war der Wachtmeister Matthes der einzige Zeuge. Bei dem Vollzug desselben waren wohl außer der Schwester des Hingerichteten noch einige Leute gegenwärtig; aber man kannte den Charakter des Baccalaureus, und fand es sehr möglich, daß er sich durch irgend eine Spionerie oder durch irgend einen Diebsgriff in geheime Papiere die plötzliche Ungnade des Generals zugezogen habe."

„Nach etlichen Wochen hätte wahrscheinlich kein Hahn mehr nach ihm gekräht. Die Ingolstädter aber wollten außer dem todten Schimmel des Schwedenkönigs noch ein Andenken an seine feindliche Anwesenheit haben, und ließen den gehenkten Mann, der gerade keine angesehenen Verwandten in der Stadt hatte, an die Mauer malen. Die verschiedenfarbigen Strümpfe, die der Baccalaureus am Strick über seine schwarzen anhatte, und die allmählig verklingende Geschichte mögen die Veranlassung gewesen seyn, daß man das Bild nach und nach den Stricker nannte."

„Die Schweſter des Baccalaureus, der es in dem leeren Elſternneſt ihres Bruders unheimlich geworden war, kaufte ſich mit ihrem Vermögen in ein Kloſter, ſoll aber darin mit ihren Schweſtern einen zweiten dreißigjährigen Krieg begonnen haben, der erſt mit ihrem Tode endete.“

„Dem Stricker dagegen war es, er wußte ſelbſt nicht, warum, in ſeines Vaters Hauſe von nun an deſto heimlicher, und er kaufte es nach etlichen Jahren ganz. Sein Bruder wurde in der Schlacht bei Nördlingen verwundet, und kehrte aus dem Feldſpital mit einem lahmen Arm zu ſeinem Bruder zurück. Oft dankte er dem gerechten Richter im Himmel dafür, daß er nicht ſeinen eigenen Bruder über die Stadtmauer hinaushängen mußte, ſondern nur zwei Strümpfe deſſelben, die beim Färben das erſte Mal mißrathen waren, und deßwegen nach der zweiten Taufe zum Trocknen noch einmal in die Sonne gethan werden mußten.“

So berichtete der Vetter am Rathhauſe dem Erzähler auf dem Gange von der Baſtei bis zu dem neuen Friedhofe, in welchem damals ſo viele Roſen blühten.

Der Erzähler aber dachte an David, welcher ſchreibt: „HErr, hadere mit meinen Haderern, ſtreite wider meine Streiter. Ergreife Schild und Waffen, und mache Dich auf, mir zu helfen. Zücke den Spieß, und verrenne den Weg vor meinen Verfolgern. Sprich zu meiner Seele: Ich bin deine Hilfe. Es müſſen ſich ſchämen und gehöhnet werden, die nach meiner Seele ſtehen; es müſſen zurückkehren und zu Schanden werden, die mir übel wollen. Sie müſſen werden wie Spreu vor dem Winde, und der Engel des HErrn ſtoße ſie weg. Ihr Weg müſſe ſchlüpfrig und finſter werden, und der Engel des HErrn verfolge ſie. Denn ſie haben mir ohne Urſache geſtellet ihre Netze zum Verderben, und haben ohne Urſache meiner Seele Gruben zugerichtet. Einen Solchen müſſe Verſtörung überfal-

len unverſehens, und ſein Netz, das er geſtellet hat, müſſe ihn fangen und er müſſe jählings hineinſtürzen. Aber meine Seele müſſe ſich freuen des HErrn und fröhlich ſein über Seine Hilfe. Alle meine Gebeine müſſen ſagen. HErr, wer iſt Dir gleich? Der Du den Elenden erretteſt von Dem, der ihm zu ſtark iſt, und den Elenden und Armen von ſeinen Räubern. Es treten frevele Zeugen auf, ſie zeihen mich, deß ich mir nicht bewußt bin. Laß ſich nicht über mich freuen, die mir unbillig feind ſind. Denn ſie trachten nach Unfrieden, und ſuchen falſche Sachen wider die Stillen im Lande. Du ſieheſt es, HErr, ſchweige nicht; HErr, ſei nicht ferne von mir! — Und meine Zunge ſoll reden von Deiner Gerechtigkeit und Dich täglich preiſen."

Das Elmthäli.

1. Die Kryſtallhöhle.

Mitten in den Alpen der Schweiz, hoch über ihren blauen Seen und noch weit höher über dem Meere liegt ein kleines Thal. Seine geographiſche Lage weiß der Erzähler in dieſem Augenblick nicht genau anzugeben, und bittet ſeine jungen Leſer, ihn ſpäter daran zu erinnern. Uebrigens heißt es in der ganzen Umgegend das Elmthäli. Berge von Kalkſtein, die Jahr aus Jahr ein große Laſten von Eis und Schnee tragen, bilden rings umher eine unüberſteigliche Mauer, durch welche nicht mehr denn ein einziges Thor gebrochen iſt. Auch dieſes einzige Thor war vielleicht Jahrhunderte geſchloſſen, wenigſtens ſo lange, bis es von dem Waſſer des Sees, der ſich im Elmthäli geſammelt hatte, aufgebrochen wurde. Jetzt ſtürzt ſich der Erlibach hindurch, welcher, als ein Abfluß mehrerer großen Gletſcher,

ein Waſſer führt, weißbläulicht von dem vielen Quarz-Feldſpath und Glimmer, die er ſo fein zerreibt, wie der Tüncher ſein Bleiweiß auf der Steinplatte. — Aus der Tiefe hinauf, bald am linken und bald am rechten Felſenufer des Wildbaches, führte ein ſchmaler Pfad, welcher noch nie von einem Rade berührt wurde, und neben dem der Wanderer ſonſt nicht viel ſicherer war, als man es in dem engen und dämmernden Thorwege einer Feſte iſt in dem Augenblick, wo ſich Mann und Roß zum Ausfall hervorſtürzen.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſtanden in dieſem Elmthäli nur zwei Gebäude von Menſchenhand, nämlich weiter unten gegen das Felſenthor zu das Haus des Wälti Meyer, dem die wenigen Alpen des Thales, d. h. die Bergweiden und Bergtriften bis an die Schneelinie hinauf, gehörten, und weiter oben die Wohnung eines Einſiedlers unter hohen Lerchenbäumen, durch welche man über Erlen hinweg das Thal hinab ſchauen konnte. Beide Häuſer waren ganz aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt, die Dächer aber gegen die Herbſt- und Frühlingsſtürme mit vielen und großen Steinen beſchwert.

Von beiden aus konnte der Staubbach geſehen werden, deſſen Waſſer ſich über eine 800 Fuß hohe Felſenwand herabſtürzt, unterwegs in den feinſten Staub aufgelöſt wird, und als blendend weißer Silberſtaub bald rechts und bald links, bald ſchneller und bald langſamer fällt, je nachdem die Luft, in deren Hände er gefallen iſt, ihn da oder dort hinſtreuen will. Wirft Vormittags die Sonne ihre Strahlen darauf, ſo bilden ſich Regenbogenringe; und regiert der Winter in ſeiner vollen Strenge, ſo ſchafft er hier wie an dem Niagara-Fall die bewundernswürdigſten Eisgeſtalten.

Wenn anders am 9. September des Jahres 1798 Engel, von ihrem Herrn ausgeſandt, in dem Elmthäli nichts zu ſchaffen und auszurichten hatten, ſo war Aerni, ein ſechszehnjähriger

Knabe, die einzige vernünftige Seele in dieſer Kammer des zweiten Stockwerks der Erde. Denn ſein Vater war mit dem Einſiedler ſchon früh um 1 Uhr im Mondſchein nach Stanz am Vierwaldſtädter-See hinabgegangen, um zu ſehen was die Feuerſignale auf den Bergen umher zu bedeuten hätten, und zu helfen, wenn etwa Männer zu Rath und That nöthig wären. Der Knabe aber erhob ſich erſt gegen 6 Uhr von ſeinem Lager, als man ſchon nicht mehr wußte, wer mehr Licht ſpende, das letzte Viertel des Mondes oder die Spitze des hohen Titli, die ſchon von der klar aufgegangenen Sonne beleuchtet wurde. Die Weſte und die weiten kurzen Hoſen waren bald angethan; das Waſchwaſſer ſtand ſchon in dem Brunnentroge am Hauſe bereit, und der Strohhut mit einem Strauße von Thymian — thymus alpinus — hing an dem Stalle. Die vier Kühe darin, von der kleinen Gattung, wie ſie in allen Kantonen gefunden wird, deren Bergtriften zum Theil über dem Holzwuchſe liegen, wurden zuerſt gemolken und auf eine nahe rings umzäunte Trift gebracht, und Aerni konnte nun mit ſeinen Ziegen, worunter zwei mit Gemshörnern aus dem Schamſer-Thal waren, wandern, wohin er wollte. Seine Lebensmittel für den ganzen Tag hatte er ſchon am Abend zuvor in ſeine Hirtentaſche gethan. Sie beſtanden in einer Portion Käſe und Brod, das letztere von der Sorte, wie es zum Beiſpiel in dem Piemonteſiſchen Anzaska-Thal am Katharinentag für das ganze Jahr gebacken wird. In die kleine Schüſſel aus Lerchenholz, die in der Taſche dabei lag, konnte er unterwegs eine Ziege melken und das ſteinharte Brod in der Milch erweichen. Zu verſperren hatte er nichts, weil in das Elmthäli noch nie ein Schloſſer gekommen war, ſo wenig als die Sorge vor einem Dieb.

Friſch, wie der klare Septembermorgen, und munter wie der ſchöne Alpen-Flue-Vogel, der ſich deſſelben freute, trat Aerni ſeinen Hirtenweg an. Bei der Einſiedelei legte er Hut und

Tasche ab, ging hinein und läutete zu dreien Malen die Glocke, nach der Dauer der drei Gebete, welche er dabei in seinem Herzen sprach. Von da an folgte eine Unterhaltung auf die andere. Weiter aufwärts, wo der Erlibach noch nicht von dem Gletscherwasser getrübt war, nahm er eine Angel, welche in einem Weidenbusch stand, und fing manche Forelle, die, getäuscht durch das insektenähnliche Gebilde, das der Knabe auf dem Spiegel der tiefen und ruhigen Stelle des Baches in einer hüpfenden Bewegung erhielt, unter dem Wurzelgewölbe einer alten Erle hervorfuhr. Die Gefangenen wurden nicht getödtet, sondern in einen aus Weidenruthen geflochtenen Käfig gelegt und so unter das Wasser gethan. Bald aber waren die Ziegen des langweiligen Gehens im Thale müde, und zogen sich rechts an einer steilen Trift mit Bäumen und Hecken hinauf. Aerni legte seine Angel wieder in eines von den trockenen Verstecken, deren es in den hohlen Bäumen und Felsen des Gebirgs so viele giebt, und folgte seinen Thieren zu einem Genusse, den bei uns die Natur schon im Juni und Juli, in den hohen Alpen aber erst im September bietet, nämlich zu Erdbeeren und Kirschen. Wo jene am größesten und häufigsten waren, weidete der Knabe nach seiner Art mitten unter den Ziegen; wo diese an den hohen Bäumen durch das grüne Laub glänzten, erstieg er mit Leichtigkeit die höchsten Aeste, und pflückte, bald reitend, bald stehend, bald halb hängend, was sein Herz begehrte. Er fiel zwar zuletzt mit einem ausgeschlitzten Aste ziemlich hoch herab, aber der Fall hatte keine weitern Folgen, als daß er die Früchte davon unten verzehrte und dann seinen Ziegen folgte, die auf ihrem gewohnten Wege schon wieder eine Strecke vorangegangen waren.

So gelangte der Knabe auf die Black-Alp, die höchste Stufe, welche er in den kürzeren Herbsttagen mit seinen Ziegen behüten konnte, wahrscheinlich für dieses Jahr das letzte

Mal. Deswegen hielt er auf den Arvenfichten (pinus cembra), welche einzeln auf der Alpe umherſtanden, die Nachleſe, und ließ dem ſchwarzen Eichhorn nur diejenigen Früchte übrig, die weder Hand noch Auge erreichen konnte. Die gepflückten ſammelte er in einen Korb und hieng dieſe vorerſt in die Hütte, welche ihm und ſeinen Ziegen als Zufluchtsort gegen ſchlimme Witterung erbaut war. Auf dem niederen und faſt ganz platten Dache derſelben hielt er dann ſein Mittagsmahl, und ſah dabei den Sommer- oder Staub-Lauwinen zu, welche von den höchſten Zinnen des gegenüberliegenden Titli ausgingen wie Silberſtröme, von Wolken des feinſten Schnee's umgeben, herabſtürzten, von Stufe zu Stufe ſich vergrößerten, und mitten in der tiefen Stille der hohen Alpen ein donnerndes Getöſe verbreiteten, bis ſie in einem tiefen Abgrunde zwiſchen dem Titli und der Black-Alp verſchwanden und verſtummten. Reiſende, welche dieſes Schauſpiel ſchon der Jungfrau gegenüber auf der Wengern-Alp zwiſchen Lauterbrunnen und Grindelwald genoſſen, wiſſen es, daß dieſes Getöſe am meiſten an ein Corps erinnert, das mit ſeinen Musketen und Haubitzen in einem gut unterhaltenen Feuer ſteht.

Aber mitten durch das Getöſe, welches die einſtürzenden Eisgewölbe des Titli verurſachten, hörte Aerni gegen Mittag in kurzen Zwiſchenräumen einen andern donnernden Schall, der vom Vierwaldſtädter See heraufkam und die volle Neugierde des Knaben rege machte. Er ließ auch die kleine Heerde, nachdem ſie ihre Sieſta (Ruhezeit) begonnen hatte, unter dem Schutze ſeines treuen und vorzüglich gut abgerichteten Hundes zurück, und fing an, den Blacken-Stock immer weiter hinaufzuſteigen, um wo möglich eine Warte zu erreichen, von wo er auf den See und ſeine Ufer hinabſchauen könnte. Aber ehe er noch ſeinen Zweck erreichte, kam er, auf allen Vieren klimmend, an eine ſchroffe Felſenwand, die auch von dem kühnſten

und gewandteſten Kletterer, der Aerni war, nicht mehr überſtiegen werden konnte. Ungehalten darüber, war er ſchon im Begriff, den Rückzug anzutreten, als er in der unteren Hälfte der Flue — ſteilen Wand — eine ſchmale, ſchräg eingehende Oeffnung bemerkte, die noch zur Noth zu erklimmen war. Aerni kam auch hinauf, obgleich an manchen Stellen nur die äußerſten Spitzen ſeiner Finger und Zehen ſeinen ganzen Leib halten mußten.

Die Spalte in der Flue war zwar hoch, aber ſo ſchmal, daß Aerni, vor derſelben hängend wie eine Hausſchwalbe an ihrem Neſte, erſt einige Minuten überlegte, ob er ſich hineindrängen ſollte auf die Gefahr hin, darinnen ſtecken bleiben zu müſſen, bis er zu einem Gerippe abgemagert ſein würde. Aber in dem Einſchnitte konnte er wenigſtens etwas ruhen, und deßwegen ſchwang er ſich vollends hinauf, und hörte dann aus dem ſchmalen Gange ſo wunderliebliche Töne, daß ſeine aufgereizte Neugierde bald alle fernere Ueberlegung zurückwies. Er warf daher ſeinen Strohhut mit breiten Krempen, der zum Zug durch dieſe Thermopylen nicht paßte, auf die letzte Stufe unter dem Eingang zu. Aber, von einem Lüftchen ergriffen, flog er rechts in die Tiefe hinunter, als wäre er einem Maurer auf dem Straßburger Münſter vom Kopf gefallen. Dadurch gewitzigt ließ er ſeine ausgezogene Weſte auf den Boden des Ganges fallen. Ausziehen aber mußte er ſie, um nicht vorn oder hinten an einer Felſenzacke hangen zu bleiben, während er ſich mit ſeinen Händen nicht wieder hätte losmachen können, da er wegen der Enge des Ganges en travers, und die Arme an die beiden Seiten gedrückt, ſchreiten mußte. Dabei athmete er ſo kurz als möglich. Aber wenige Schritte, und ſein Anhalten des Odems ging in das tiefe Aufathmen des höchſten Erſtaunens über. Er ſtand an dem Eingang in eine große Kryſtallhöhle, welche durch eine Oeffnung von oben ge-

rade von der klaren Herbſtſonne erleuchtet wurde. Einzelne Kryſtalle von ungeheurer Größe und Centnerſchwere hingen an der Decke und an den Seitenwänden der Grotte. Alle waren von völliger Durchſichtigkeit, viele von Purpurfarbe, manche ſpielten in's Blaue. Eine Viertelſtunde lang war Aerni wirklich ganz Auge. Endlich drangen aus dem Hintergrunde der Grotte auch die lieblichen Klänge, wie Glockentöne, in ſein Ohr. Er that einen Schritt vorwärts, aber darüber erwachte der Wiederhall in dieſem unterirdiſchen Dome ganz. Ein wunderbares Tönen lief durch die ganze Höhle, und ein unheimlicher Schauder durch alle Nerven des Knaben. Doch bald erholte er ſich von ſeinem erſten Schrecken, und gelangte dann, zwiſchen den Kryſtallen hindurchgehend, an ein kleines Becken in dem Kalkfelſen, welches mit dem klarſten Waſſer gefüllt war, und in das von dem Gewölbe der Grotte in ganz regelmäßigen Zwiſchenräumen kleinere und größere Waſſertropfen herabfielen. Sie waren die Urſache der lieblichen Töne, welche Aerni ſchon bei'm Eintritt in die Kluft gehört hatte.

Der Knabe wußte es nicht, aber er war durch die Entdeckung dieſer Kriſtallhöhle ein reicher, reicher Mann geworden. — Schon im Jahre 1720 hatten einige Schweizer am Zinkenſtock, der zur Grimſel gehört, eine ſolche Grotte ausgegangen, und dann aus derſelben für 30,000 fl. Kryſtalle verkauft, unter andern auch das außerordentlich große Stück, das ſich noch im Muſeum der Naturgeſchichte zu Paris befindet. Zwiſchen den Jahren 1770 und 1780 hatten Leute oberhalb Naters aus einem einzigen Felſen gegen 5000 Pfund Kryſtalle gegraben, unter denen ſich einzelne Stücke von 7 bis 14 Centner befanden Aber dies Alles war nichts gegen Aerni's Grotte, wie wir im Verlauf unſerer merkwürdigen Geſchichte ſehen werden. Aber es iſt mir jetzt ſchon leid, daß ich dabei ſein muß, wenn dieſe herrlichen Kryſtalle herausgebrochen werden; und ich weiß,

die Grotte wird dann aussehen wie ein großer, aber kahler und leerer Saal, aus dem die Kronleuchter herausgenommen sind, und an dem der Kastellan einen einzigen halben Laden offen gelassen hat.

Nachdem Aerni sich satt gesehen und gehört hatte, trat er den Rückweg an. Ein einziger Fehltritt hätte den Finder sammt der neugefundenen Höhle für immer in Vergessenheit bringen können. Aber er kam glücklich wieder zu seiner Heerde, und von da, mit den gesammelten Zirbelnüssen beladen, in das Thal, wo er den sieben gefangenen Forellen mit seinem Messer die Nacken entzwei schnitt, damit sie ihm unterwegs in seinem Korbe nicht abständen. Und von da an werden wohl die kochverständigen unter meinen jungen Leserinnen im Geiste den Knaben bis in seine Küche begleiten, und erwarten, daß er zwei davon, eine größere und eine kleinere, für seinen Vater und für sich mit den und den Zuthaten in eine Pfanne thue und blau siede, oder sauber geschuppt in Schmalz backe. Aber sie täuschen sich. Aerni schnitt ihnen vollends die großen Köpfe ab, auf welche schon zwei Katzen zur Rechten und Linken begierig warteten, nahm sie aus, salzte sie wohl ein und legte sie so in seinen Keller, um sie nach etlichen Tagen in den Kamin zu hängen und mit den geräucherten Fischen seinen Wintervorrath zu vergrößern.

In unseren meisten Kellern würden wir wohl nicht Fische gegen die Fäulniß schützen können; aber der Keller von Wälti Meyer war einer von denen, in welche sich tief in die Erde gehende Klüfte münden, und diese Klüfte athmen eine Luft aus, welche das Thermometer nie mehr als drei Grade über Null steigen lassen. Er durfte in diesem weiten, großentheils von der Natur selbst gebildeten Gewölbe Milch über 14 Tage stehen lassen, und sie gerann ihm nicht; er durfte darin Fleisch über drei Wochen liegen lassen, und es verdarb ihm nicht,

nämlich im Sommer. Denn, was sehr merkwürdig ist, im Winter hauchten die Klüfte eine fast laue Luft aus. Aerni hatte einmal eine hölzerne Schüssel mit Kirschen hineingestellt, und dann vergessen. Als er lange, lange nachher wieder daran dachte, meinte er, die Kirschen wären längst verdorben, und wollte nur sein Gefäß noch retten; aber, siehe da, er fand auch die Kirschen so frisch, als er sie hineingestellt hatte. — Ueberhaupt war diese unterirdische Vorrathskammer den Felsenkellern von Lugano im Kanton Tessin ähnlich. In der Nähe dieser Stadt, an dem rauhen Gebirge Caprino, scheint eine ziemlich bedeutende Ortschaft zu liegen, deren Häuser aber bei genauerer Untersuchung nichts sind als die Keller von Lugano, Cantine — Grotten — di Caprino genannt. Denn sie sind theils vor und theils über die Klüfte des Gebirges gebaut, die im Sommer eine sehr kalte Luft ausstoßen, und Wasser und Wein ganz frisch erhalten. Da und dort in Italien und auf seinen Inseln leitet man sogar diesen frischen Odem des Aeolus, der aus dem innersten der vulkanischen Berge strömt, durch Röhren in Zimmer und unter die Trinkgefäße.

Doch der Erzähler muß diesen Abschnitt schließen, und einen neuen für den Mann eröffnen, der bei hereinbrechender Nacht langsam auf Aerni's Haus zukommt.

2. Die Kriegsnoth.

Bevor ich dir, mein junger Leser, die weiteren höchst merkwürdigen Schicksale des Aerni Meyer im Elmthäli vorlege, darf ich nicht unbemerkt lassen, daß sein von ihm selbst verfaßter Lebenslauf vor mir liegt, den ich mir während eines zweitägigen Aufenthalts in seiner Hämath, d. i. in seiner von Wiesen umgebenen Wohnung, nicht weit von dem Luzerner See, abgeschrieben habe, und aus welchem ich diesmal ein

Kapitel faſt ganz unverändert geben will. Dieß Dokument iſt theils in unſerer und theils in der Unterwaldener Mundart verabfaßt, und du wirſt mehrere Wörter in dem begonnenen Kapitel erſt überſetzen müſſen, um ſie verſtehen zu können.

„Nachdem ich," ſagt Aerni in ſeiner Lebensbeſchreibung, „die Kühe und das Schmalvieh verſorgt hatte, ging ich in die Stube und zündete meine Lampe an. Das Fett darin war von einem braunen Bären, den mein Vater fernd nicht weit von der Sente auf der Blackalp geſchoſſen hatte. Ich wollte bei'm Lampenlicht mein Abigeſſe (Abendeſſen) genießen, und dann die Arbennüſſe aus den geſammelten Zapfen nehmen für den Apotheker in Stanz, der ſie von ſeinen Patienten in gewiſſen Lungenſuchten gebrauchen läßt, weil er, wie meiſt in der Schweiz, zugleich Doctor iſt. Ehe ich aber noch viel gethan hatte, ging die Thüre, und mein Vater, Gott hab' ihn ſelig! trat herein."

„Ein hoher, ſtarker Mann, mit langen grauen Haaren, nicht maßleidig, ſondern friſch und munter, als käme er, wie in ſeinen jüngeren Jahren, von dem Schwing-Tag auf der Engſteln-Alp. Das Panner von Schwyz, welches er trug, wurde von dem Zugwind, der durch die offene Thüre hereindrang, über ſein Haupt und ſeine Schultern geworfen, und ich rief, als ich den Vater in dieſem Schmuck erblickte: Potz tuſig, Aetti, woher?"

„Aber der Vater antwortete nicht, ſondern wickelte vor Allem das aufgerollte Panner wieder zuſammen, und ſagte: Aerni, das lege hinauf in den Gaden, und bedecke es mit dem Tiſchplunder der ſeligen Dötte."

„Das machte ich ſo, wie mir der Vater befohlen hatte, und der Vollmond zündete dazu, als wollte er ſehen, ob ich die Fahne, die ſchon am Tage von Murten geweſen war, recht ſorgfältig verwahre. Als ich wieder in die Stube hinunter

kam, saß mein Vater am Tisch, und hatte den blutigen Hemdärmel am linken Arm hinaufgestreift, der etwas über dem Ellenbogen eine tiefe Wunde hatte. Ich meinte, ich müßte den Bader von Stanz holen; aber der Vater sagte: „Nút, b'hútis Gott!" salbte den Hieb mit ein wenig Fett aus dem Kerzenstock, und streifte dann den Aermel wieder darüber, als hätte er sich nur an einem Weißdorn geritzt." „Der Kúher," bemerkt dabei Aerni in seiner Lebensbeschreibung, „der oft des Jahrs nur einmal Fleisch ißt, und in dessen Adern ein Blut fließt, so rein, wie das Wasser in den Túcheln unserer Brunnen, achtet große Wunden wenig, und solche, wie sie mein Vater aus der Schlacht von Stanz davon getragen hat, gar nicht. Denn seine Haut entzündet sich so wenig als die Rinde einer ausgewachsenen Eiche, wenn sie von einer Kugel zerrissen wird, die einem Bären gemünzt war. — Mein Vater focht auch unter Aloys Reding bei Schindellegi mit. Neben ihm stand ein Schwyzer. Der erhielt einen Schuß in den Schenkel. Er verband sich mit seinem Fazenetli, (Schnupftuch) und hinkte bis Rothenthurm. Hier bekam er Nachmittags einen Schuß in den hohlen Leib. — „Geh' heim!" rief ihm mein Vater zu. „Warum?" antwortete der Schwyzer; „ich habe noch zwei Hände zum Schießen." Bald darauf kam noch ein dritter Schuß in den Arm dazu. „Wáger! jetzt habe ich genug!" sagte er ruhig, und schleppte sich noch einige Stunden weit in sein Haus zurück."

„Grausam aber," so fährt Aerni in seiner Erzählung fort, „grausam erschrak ich, als ich darauf die blutigen Haare meines Vaters auseinander strich, und unter denselben eine andere, weite Wunde fand. Doch der alte Mann machte sich nichts daraus, sondern strich mit dem Stráhl (Kamm) die Haare wieder drüber zusammen, und setzte seine Mütze darauf. Und als er vollends mit gutem Appetit, wie sonst, von dem Mues aß, daß

ich aus dem Keſſel gereicht und ihm vorgeſetzt hatte, wurde ich ganz ruhig und fragte ihn: „Aetti, wie halten denn die Schwyzer eine Schlacht?“

„Geſtern,“ erzählte der Vater, nachdem er ſich mit Speiſe erquickt hatte, „als ich drüben am Geländ die Kühe molk, kam der Einſiedler herbei und ſagte: „Wälti. drunten auf den Bergen von Nidwalden brennen ſeit Sonnenaufgang die Nothfeuer. Wir ſollten doch zu unſern alten Bundesbrüdern achli abe! Wollt Ihr mich ummeführen?“ „Ich will Euch ummeführen,“ ſagte ich ihm zu. Und ſo brachen wir nächt, da du noch ſchliefſt und der Mond uns zündete auf. Der Tag graute, als wir zwiſchen den Seli- und Welli-Stöcken hindurch waren, und die Hochwächter dämpften ihre Feuer, daß nun ſtatt der Flammenſäulen nur Rauchwolken ſich erhuben. Wir ſprachen bei dem Einſiedler im Schloß Wolfenſpieß zu. Der ſetzte uns Bräutli mit hürigen Hung und digen Fleiſch mit Chrieſiwaſſer vor, und berichtete uns, während wir zulangten, von den Dingen in Nidwalden. „Das Volk,“ ſagte er, „ſollte die von den Franzoſen vorgeſchriebene Einheits-Verfaſſung annehmen und den Bürgereid ſchwören. Selbſt des Biſchofs Anwalt in Luzern rieth dazu. Aber dieß taugte nicht in den Kram der vier Pfarrer, die Ihr kennet, und ſie brachten es verwichen an der Landsgemeinde im Kapuziner-Kloſter zu Stanz dahin, daß Krieg und Widerſtand beſchloſſen wurde. O armes Volk von Nidwalden! du meinſt zu thun, was du willſt, und thuſt, was vier Leute wollen, die kein Gizzi auf d.iner Allmand und keine Hämath auf deinem Mattland haben.“

„Während er noch ſo ſprach, ſammelten ſich nach und nach zwei hundert Männer aus Schwyz und achtzig aus Selisberg vor der Thüre ſeiner Hütte, und begehrten ſeinen Rath. Denn ſie hatten ſich durch keine Grenzwachen aufhalten laſſen,

zu ihren alten Bundesbrüdern in der höchſten Gefahr zu eilen. — Der Einſiedler trat unter ſie hinaus, und ſprach: „Männer, ſeht ihr dort die drei und dreißig großen Schiffe über den See herüberkommen? Es ſind die Franzoſen. Seht ihr die Schaaren, welche von Obwalden heranziehen? Es ſind auch Franzoſen. Die Unſern haben wohl am Ufer Stücke aufgeführt und die See-Anfuhrten durch Pfähle und ſchwimmende Baumſtämme verrammt; aber die Schiffe werden hindurchbrechen, wie Horniſſe durch Spinnweben, und die Stücke verſtummen, ehe ſie dreimal den Mund aufgethan haben. Da iſt Alles verloren und nichts mehr zu retten. Wollet ihr euch aber als Bundesbrüder erweiſen, ſo ziehet hinüber auf die Halde des Drachenrieds, hinter die hohen Erdhaufen, die da die Nidwaldner aufgeworfen haben, und verſperret den Außerern den Paß nach Engelberg, unſerem Kloſter. — Schon habe ich Gott auf den Knieen angefleht, daß er den Föhn aufwecken und an dieſen Schiffen thun wolle, was er an dem Schiffe Geßler's gethan hat. Aber der Föhn ſchläft fort, und ihr ſeht, der Feind kümmert ſich um die Kugeln der Unſern ſo viel, als wären es Maidli, die Steine in den See werfen.“

„Alſo zogen wir Schwyzer und Urner hinüber auf die Halde des Drachenrieds, und miſchten uns nicht in den Kampf unten am See. Aber wir konnten es mit anſehen, wie die Franzoſen das Ufer gewannen und Stanzſtad eroberten. Vor allen flohen die vier Pfarrer, und eilten an uns vorüber auf die Berge. Wir hätten ſie wäger niedergeſchoſſen, wären es keine geweihten Häupter geweſen. Aber wäre jeder Fluch, an dieſem Blut- und Feuer-Tag über ſie ausgeſtoßen, als eine Hand voll Schnee auf ſie gefallen, ſie wären, wie unter einer Lawine, begraben worden. — Und merk' dir's, Aerni, wenn dir in Zukunft ein Pfarrer ſagt: gehorche der Obrigkeit, ſo folge ihm; wenn er aber ſagt: gehorche

nicht, so halte ihn für einen fulen Teufel, und zwar für einen feigen, der davon läuft, wie ein Bube, wenn er das Strohdach in Brand gesteckt hat."

„Hinter den Pfarrern floh Alles. Manche kamen in unsere Schanzen; Viele sammelten sich da und dort wieder zu Haufen, und wurden dann von den 16,000 heranrückenden Franzosen nach und nach hingeschlachtet. Bei der Kapelle des Winkelried stritten und starben achtzehn Jungfrauen. Denen hätten wir gerne geholfen, aber sie standen änert einem Tobel, über den wir nicht konnten. Auf einem andern Platze stritten etliche vierzig Nidwaldner gegen mehrere Compagnieen Franken, und starben wie unsere Väter auf St. Jakob bei Basel. Dazwischen brannte ganz Stanzstad wie ein Ziegelofen, es brannten zentumme alle Häuser, Ställe, Speicher, Kirchen und Kapellen."

„Endlich Mittags rückte der Feind auch vor unsere Schanzen. Ihr Feldhauptmann, der aus der Ferne von einem Hübel zu uns hereinschaute, mochte wohl denken, mit diesem Pack bald fertig zu werden. Denn bei uns schien kein Feldlager, sondern eine Kirchweih zu sein, und um das aufgesteckte Panner von Schwyz tanzten Chnabe und Maidli. Aber die Franzosen stürmten fünf Mal, und wurden fünf Mal von uns zurückgeworfen, wie das Wasser im See von den Felsen. Die Weiber arbeiteten mit ihren Männern wie in der Heuet. In ihren Fürschübben trugen sie aus den Pulverkarren die Patronen bis auf den Rand der Schanzen, die von den Schüssen der Feinde staubten. Die Chnaben und Maidli dachten nicht daran zu brieggen und brüelen, sondern einige kümmerten sich gar nicht um die Schlacht, und andere gruben in dem Wasen nach, wo eine feindliche Kugel einschlug. Hätten wir allein den Immen-Schwarm vor uns gehabt, es wäre Keiner von ihnen nach unserem Kloster gekommen."

„Aber um die zweite Stunde Nachmittags gewahrten wir an dem Geländ des Bürgenſtocks einen neuen Schwarm von Franken, die uns umgangen hatten. Da ergriff Bürdi von Emmaten, unſer Hauptmann, das Panner und rief: „Männer, die Chazer ſind zentumme; wir ſchlagen uns durch mit den Weibern und Kindern!“ Alles ſtürzte nun über die Wälle und Gräben. Ich warf meine Büchſe weg, die mir nun nichts mehr nützte, und ergriff eine Keule, die ein Knabe, wie ein Gewehr, mit zwei Händen auf ſeiner Schulter trug. Und von dieſem Augenblick an werkte ich eben unter den Feinden, die auch keinen Schuß mehr thaten, wie ein Mäder mit der Sägeſen auf der Matte. So kam ich wieder zu unſerem Hauptmann Bürdi von Emmaten, welcher ſchwer verwundet auf dem Boden liegend mit ſechs Franzoſen rang, die ihm ſein Panner entreißen wollten. Dieſe trieb ich von ihm weg und nahm das Panner. „Vergelt's dir Gott, Wälti!“ ſagte er, und ſank ſterbend zurück. Gott tröſtete ihn noch vor ſeinem Ende mit der Gewißheit, das Heiligthum in einer Schweizerhand zu ſehen. Darüber wurde ich aber von unſern Leuten ganz getrennt, und ſuchte den Heimweg zu gewinnen, weil ich nun nicht mehr für mich allein, ſondern auch für das Panner zu ſorgen hatte. — Ach alle Päſſe ſind nun offen, und die Feinde werden gewiß morgen auch zu uns kommen.“

„So ſagte der Vater, faſt etwas traurig, vielleicht nicht ſeinetwegen, ſondern nur um meinetwillen, und ich verſetzte darauf, um ihn zu tröſten: „Aetti, ſorget nicht! heut' kommen ſie nimmer, und morgen ziehen wir mit dem Panner und unſerem Vieh auf die Blackalp, wohin uns die Außerer wohl nicht nachkommen werden. — Aber wo iſt der Einſiedler geblieben?“

„Wo der iſt? fragte der Vater und wiſchte ſeine Stirne, als müßte er ſich erſt beſinnen. Da, als die Feinde über

den Bürgenſtock uns in den Rücken kamen, ſah ich ihn zum letzten Mal in der Schanze. Er ſaß neben einem erſchoſſenen Knaben, der da lag wie ein geſchlachtetes Äüli. „Pater Nikolaus," rief ich ihm in der Eile zu, als ich ihn ſah, „gehet heim, weil es noch Zeit iſt, und ſorget für meinen Aerni, wenn mir etwas zuſtößt." — Aber der alte Mann war durch die Bruſt geſchoſſen, und fliesmete mir mit ſchwacher Stimme in's Ohr: „Wälti, mit mir iſt es aus. Wenn ihr in drei Tagen mein Glöcklein nicht mehr lüten höret, dann gehet zu dem Abt von Engelberg, und ſprechet zu ihm: ich laſſe ihm ſagen, er möchte euch mit meiner Sente belehnen. Mein Vieh gehört Eurem Aerni."

Und Pater Nikolaus läutete hinieden keine Glocke mehr. In einem folgenden Kapitel, ſo Gott will, werden wir aber ſehen, daß Wälti und Aerni Meyer ſein Vermächtniß recht wohl brauchen konnten.

Als ſich Wälti Meyer am Abende nach der Schlacht von Stanz zu Bette begeben hatte, beſchloß er, den nächſten Morgen, ſoba'd der Tag graute, mit ſeinem Vieh auf die höchſte Alpe des Thales zu entfliehen und da abzuwarten, ob die Franken auch in ſeine Einöde kommen, und, wenn ſie kämen, wie ſie darin hauſen würden. Aber der Himmel oder vielmehr Der, der von Seiner heiligen Höhe zur Erde ſchauet, erſparte ihm dieſe Flucht. Denn noch vor Mitternacht fing der Südwind an zu regieren, und gegen Morgen begann der Regen. Ein Regen im Hochgebirge verhält ſich aber zu einem Regen auf dem platten Lande, wie ein Gewitterguß zu dem Rieſeln eines ſtarken Nebels; und der Schreiber dieſes erinnert ſich noch gar wohl, daß er einmal auf ſeinem Wege in den Tauern bis auf die Haut naß wurde, während ſein Führer ein Mal über das andere ſagte: „heut' niebelt's." Die Wolken, die ſchwebenden Schwämme, müſſen auch zwiſchen den feuchten und über ſie

hinaus ragenden Bergen theils mehr gefüllt und theils schneller ausgedrückt werden als über den Ebenen, wo sie keine Durchgänge zu machen haben.

In den höheren Regionen des Gebirgs mußte das Regnen noch einige Stunden früher begonnen haben; denn der Erlibach schwoll bald so an, daß er den engen Paß zwischen den Welli- und Seli-Stöcken überfluthete, und so das einzige Thor zum Elmthäli versperrte. Die Bewohner desselben konnten also ruhig daheim bleiben. Ja, die Regengüsse waren so ungewöhnlich und außerordentlich, daß sie selbst das Vieh in den Ställen lassen mußten, und sich einer andern Beschäftigung hingeben konnten, nachdem sie dasselbe besorgt hatten. Auf jenen Tag aber fiel Mariä Geburt, die in der katholischen Kirche gefeiert wird, und darum ließen sie die Arbeit ruhen, und nahmen nach verrichteter Andacht die Schweizer Geschichten vor, die der Einsiedler nach und nach in einem Hefte gesammelt und seinem Nachbar Meier zum Lesen mitgetheilt hatte. Eine von den Erzählungen, die Aerni damals seinem Vater vorlas, können meine jungen Leser in dem ersten Bande dieser Erzählungen, Seite 93 nachlesen.

3. Die Wassers- und Feuers-Noth.

Als Aerni seinem Vater die Geschichte von dem Zwergapostel vorgelesen und das Heft wieder zugemacht hatte, schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Aetti, das will doch viel sagen, daß Zacheo lebendig und unversehrt aus dem Gletscher herausgekommen ist. Der Gemsjäger Häfti, der fernd im Brachmonat einige Schritte von seinen Gefährten auf dem Wege von der Sandalp auf die Finsteralp in einen Gletscher stürzte, soll heute noch wieder herauskommen."

„Der arme Häfti," erwiederte der alte Meier, „kam frei-

lich nicht wieder heraus, obgleich Frau und Kinder auf ihn warteten, auch das Gizzi nicht, das dir vor zwei Jahren durch den frisch gefallenen Schnee in den Gletscher fiel. Aber ich kenne einen Mann, der wieder herauskam. Er heißt Christian Borne, und ist der Wirth in Grindelwald. Er trieb, es wird jetzt acht Jahre sein, eine Schafheerde von den Alpen der Bäniseck über den kleinen Gletscher, und versank in einem Spalt desselben. Zum Glück fiel er auch, wie Zacheo, in die Nähe des Gletscherbaches hinab, kroch dann in dem Gange abwärts, und kam zuletzt lebendig, nur mit einem gebrochenen Arme, wieder an's Tageslicht und heim. Das Jahr hernach erzählte er es uns Schwyzern auf dem Schwingtage, und die Grindelwaldner Männer, die zuhörten, bezeugten es ihm."

„Gut!" meinte nun Aerni, in welchem gerade der Geist des Widerspruchs regierte, wie draußen vor seinem Hause der Föhn, „gut! aber in der Zeit muß sich unser Einsiedler doch geirrt haben. In dem Einfischthale sollen noch lange Heiden gewesen seyn, als in Sitten, nur einige Stunden davon, nicht blos Christen, sondern schon Bischöfe waren. Denke nur, Aetti!"

Ohne darauf sogleich und geradezu zu antworten, that der alte Meier einige starke Züge aus seiner Pfeife, und erzählte dann: „Aerni, als du noch wareſt wie das neugefallene Lamm, das der Hirte in den Armen seiner Mutter auf die Alpe nachträgt, sandte mich der hochwürdige Abt von Engelberg mit einer Botschaft nach Davos in Graubündten zum Bundestag. Dieses Hochland wird aber nun in seinen verschiedenen Thälern von ungefähr zweitausend Menschen bewohnt, und auf seinen Alpen weiden über sechstausend Stück großes und kleines Vieh. Viele Geschlechter darin sind von Adel, den sich ihre Stammväter als tapfere und kluge Kriegsmänner bei fremden Königen erworben haben. — Bei dem Landammann

Adam Beli war ich, als ein geehrter Bote des Abts, zur Herberge. Als ich Abends nach der Bundesverſammlung mit ihm und ſeiner Familie am Heerde beiſammen ſaß, fragte ich ihn nach der Geſchichte von Davos, um dem Einſiedler etwas davon erzählen zu können, wann ich wieder heimgekommen wäre. Der Landamman willfahrte mir gerne, und berichtete: „„Unſer Hochland wurde erſt im Jahre 1233 von zwölf Jägern des Freiherrn von Vatz gefunden, und von ihnen auf räthiſch Davo, das iſt verdolmetſchet „Dahinten," genannt. Der Freiherr ließ den Findern zwölf Höfe bauen, und geſtattete ihnen, dieſelben mit ihren Verwandten und Bekannten zu beziehen, die ſie in Oberwallis hatten. Einer von dieſen zwölf Höfen, nun eine ſchlechte Hütte, ſteht noch, nicht weit von unſerm Platz an der obern Gaſſe. Unſere Thäler gehören alſo erſt ſeit fünfhundert Jahren den Menſchen, für welche ſie von Gott geſchaffen worden ſind. Früher regierten die Adler, Wölfe und Füchſe darin, und die Gemſen, Rehe und Schneehühner waren ihre Unterthanen; in die Früchte unſerer Arvenwälder theilte ſich der Bär mit dem Eichhorn; die Fiſchotter und der Eisvogel verzehrten allein mit einander die großen und kleinen Forellen des Landwaſſers.""

„Nun gut!" ſagte Aerni, nachdem er ſeinen Vater mit genauer Noth hatte ausreden laſſen, und wollte noch eine Einrede erheben wie ein lateiniſcher Schüler, der das erſte Mal auf Ferien heimgekommen iſt und nun Niemand im Hauſe mehr Recht laſſen will. Aber dießmal ſchlug ihn eine höhere Hand auf's Maul. In dem nämlichen Augenblick fuhr ein furchtbares, donnerähnliches Getöſe durch das Elmthäli in abgebrochenen Schlägen, die einige Minuten lang auf einander folgten. Der Tiſch zitterte, an welchem Aerni mit ſeinem Vater ſaß, und das ganze Haus über ihnen. Sie ſprangen unter die Hausthüre und ſahen, wie das Waſſer, das zuvor in

klaren Tropfen vom Dache geronnen war, ſich nun in grau-ſchwarzen Strömen über daſſelbe ergoß. Im Stalle brüllten die Kühe. „Gott ſei uns gnädig, die Berge fallen!“ rief der alte Meier.

Es war auch ſo. Der Welli-Stock, der, wie wir am Eingange zu unſerer Geſchichte ſahen, einen mehrere tauſend Fuß hohen Thorpfeiler des rings ummauerten Thales bildete, beſtand aus grauem Kalkſtein, und ruhte in ziemlich ſchräger Richtung auf Thonſchiefer. Das Waſſer von einem kleinen See, der über ihm lag und durch die außerordentlichen Regengüſſe angeſchwemmt und überfüllt worden war, mochte mit Gewalt in die Spalten des Felſen eingedrungen ſein, und hatte ſeine morſche Unterlage aufgelöſt und weggeſchwemmt. So war es denn kein Wunder, daß die himmelhohe Felſenwand nach der Neigung, die ſie vielleicht früher ſchon durch ein Erdbeben erhalten hatte, in einzelnen größeren und kleineren Partieen auf den andern Pfeiler hinüber ſtürzte und das Elmthäli vollends verſchloß, was aber die beiden Bewohner deſſelben durch die niedern und dichten Regenwolken nicht ſehen konnten. — Der Staub des fallenden Schuttes wurde durch den ungeheuern Luftdruck weit in's Thal hinaufgetrieben, und fiel dann mit dem fallenden Regen wieder herab. Daher das trübe Waſſer, das über das Dach des Hauſes ſtrömte.

Was hätteſt du, mein junger Leſer! wohl gethan, wenn du in jenen furchtbaren Augenblicken unter dieſem Dache geweſen wäreſt? — Ich meine, du hätteſt wie Aerni nach deinem Hute gelangt, und deine lieben Kühe im Stalle losgebunden, um mit ihnen aus der Tiefe in die Höhe zu entfliehen. Aber der alte, erfahrene und beſonnene Meier wußte es beſſer. Nachdem er jenen Schreckensruf ausgeſtoßen hatte, wurde er wieder ſo ruhig, als er Tags zuvor in der Schanze auf dem Drachenried unter den feindlichen Kugeln geweſen war. Er

rief ſeinen Knaben aus dem Stalle zurück, und ſagte: „Aerni, wir bleiben vorerſt, wo wir ſind. Wo der Bergſchlüpf geſchehen iſt, oben oder unten, wiſſen wir nicht, und können es nicht ſagen wegen des Regens. Unſere Sente ſteht im ſicherſten Theil des Thales. Dein Ehni, mein Vater, hat mit Vorbedacht die alte Sennhütte unter dem Welliſtock verlaſſen und ſich hier eine neue erbaut. Morgen, ſo Gott will, wollen wir uns umſehen."

Indeſſen wiederholte ſich das donneräbnliche Getöſe von Zeit zu Zeit, und die beiden wackeren Leute im Elmthäli, die immer unbeſorgter darauf merkten, je öfter es ſchon wiedergekehrt war, ſchloſſen aus dem Schall, daß die Steinlauine im unteren Theile des Thales ſtürze. Der Erlibach wurde inzwiſchen immer voller, und wetteiferte im Rauſchen mit den neuen Waſſerfällen, die über die Fluhe hinter der Sennhütte herabzuſtürzen anfingen. Doch der Bewohner der hohen und engen Alpenthäler iſt an das Rauſchen der Gewäſſer, das ſich ſchon in ſein Wiegenlied miſchte, gewöhnt; und Aerni und ſein Vater wurden durch den etwas höheren Grad deſſelben nicht gehindert, als die Zeit gekommen war, ſo ſchnell und leicht einzuſchlafen wie ſonſt. — Der Knecht in der großen Mühle zu Schweinfurt am Main, in der dreizehn Mühlgänge neben einander klappern, braucht ja, wenn er geſund und müde iſt, zum Einſchlafen auch nicht länger als der Bergmann in dem tiefſten und abgelegenſten Verhau von Wieliczka. Und der dieſe Erzählung niederſchreibt, übernachtete einmal in Bad-Gaſtein, unmittelbar an dem Bärenfall. Der wüthende Bär brummte, daß das Haus zitterte wie eine Sägemühle; aber den Schlaf konnte er daraus nicht verſcheuchen.

Aber worüber ein Müller am leichteſten und ſchnellſten erwacht, nämlich über das plötzliche Stilleſtehen ſeiner Mühle, darüber erwachten auch die zwei Bewohner des Elmthäli's ge-

gen drei Uhr Morgens, nämlich über den Erlibach, deſſen Fall der Sennhütte gegenüber zu rauſchen aufhörte. Schon um die Mitternachtsſtunde war es dem alten Meier geweſen, als hörte er brüllende Kühe; aber er war darüber nicht zum Erwachen gekommen. Jetzt ſprangen er und ſein Sohn, beſtürzt über die ungewöhnliche Stille, auf die Altane des oberen Stockwerks, wo ſie ſchliefen, und hatten da bei'm trüben Licht des Mondes einen niederbeugenden Anblick. Ihr Haus ſtand mitten in einem See, der ſich einige tauſend Schritte weit in das Thal hinauf gegen die Einſiedelei zu erſtreckte, und in deſſen Wellen nun die Sennhütte ihren Schatten warf. — Denn der eingeſtürzte Welliſtock hatte allen Gewäſſern des Elmthäli den einzigen Ausgang verſtopft und dieſelben in wenigen Stunden ſchon ſo angeſtaucht, daß das Thal wieder zu einem großen Teiche werden zu ſollen ſchien, wie es wohl urſprünglich geweſen war.

Meine jungen Leſer, die bei dieſer großen Waſſersnoth an ihre Schwimmſchule und die darin erlangte Fertigkeit denken, werden hier wohl dem Aerni und ſeinem Vater den Rath geben, ſich aus dem zweiten Stockwerk ihres Hauſes in den See zu werfen und nach der Einſiedelei hinüber zu ſchwimmen. Aber der Hirte im Hochgebirge weiß vom Schwimmen ſo wenig als der Holländer vom Bergſteigen. Es mußte daher von den armen Leuten auf ein anderes Rettungsmittel gedacht werden, und zwar ſchnell. Denn ihr Haus war, wie in den Hochlanden mit wenigen Ausnahmen alle Häuſer, ganz aus Holz gebaut, und ſtand nur auf einer Unterlage von Stein, von der es herabgehoben werden mußte, wenn das Waſſer noch wenige Fuß ſtieg. — Was hätteſt du gethan?

Aerni und ſein Vater nahmen ihre Holzärte, hieben ein Loch in das Schindeldach ihres Hauſes, und ſtiegen darauf hinaus. Dann rollten ſie einen Theil des Steine, womit es,

wie alle Häuſer in den Alpen, gegen die Stürme beſchwert war, in den See hinab, ſchlugen die Schindeln weg, hieben mehrere von den Sparren ab, und machten daraus einen Floß, der weit mehr als zwei Männer über dem Waſſer erhalten konnte, was dem Leſer, der an einem ſchiffbaren Strome wohnt, überflüſſig erſcheinen mag, was aber bei den zwei Leuten nichts mehr als eine gewöhnliche Vorſicht war, da ſie nicht aus Erfahrung wußten, wie viel dieſes oder jenes Fahrzeug tragen kann. Aber während ſie daran arbeiteten, ſtieg das Waſſer in dem untern Stockwerk immer höher, und das Haus wankte unter ihren Füßen von Zeit zu Zeit wie eine Laſt, woran ſich das flüſſige Element verſuchte, ob es noch nicht ſtark genug ſei, ſie ganz von der Stelle zu heben oder zu ſchieben. Aerni ſchwitzte nicht allein von der ſchweren Arbeit, ſondern auch von der Angſt, womit er auf dem ächzenden Fachwerk ſeines Hauſes ſtand.

Endlich kamen die guten Leute mit dem Fahrzeug doch glücklich zu Stande, zimmerten ſich aus losgeriſſenen Brettern noch Ruder, und ſtießen dann von ihrem Hauſe ab, indem ſie von demſelben auf immer Abſchied nahmen. Aber kaum hatten ſie ſich etwa fünfzig Schritte davon entfernt, als ſie hinter ſich eine Ziege meckern hörten. Staunend ſahen ſie ſich um; denn ſie waren ſchon vor einigen Stunden bei'm erſten Ueberblick der Ueberſchwemmung der Meinung geweſen, alles ihr Vieh ſei darin umgekommen. Aber die Ziegen, welche unangebunden in ihrem Stalle in einem Anbau hinter dem Hauptgebäude lagen, und bekanntlich gute Kletterer ſind, hatten ſo wenig als ihr alter Herr bei dem eindringenden Waſſer die Geiſtesgegenwart verloren, ſondern waren über eine Treppe auf den Speicher des Anbaus hinaufgedrungen, von wo aus ſie dumm und ſtille in die wachſende Sündfluth hineinſchauten, bis ſie ihren jungen Herrn auf ſeiner Flucht erblickten. „Der Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes," ſprach der alte Meier, indem er ſein

Fahrzeug mühsam wendete, und fuhr unter die Oeffnung am Speicher zurück. Aerni stieg hinein, und hob die zahmen Thiere, Alte und Junge, eins nach dem andern heraus, wobei er nur befürchtete, daß sie sich bei ihrer vorherrschenden Faselei auf eine dem Fahrzeug gefährliche Weise benehmen möchten. Aber sie drängten sich zitternd auf dem Floße aneinander, und blieben ruhig, bis das Fahrzeug an einer Felsenplatte landete. Da sprangen sie munter hinaus, und fingen, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, an, die nächsten Büsche abzuätzen. Ihre Herren folgten ihnen, und fielen auf ihre Kniee nieder, um Gott zu danken für Seine gnädige Errettung.

Als sie vom Gebete wieder aufgestanden waren, und der alte Meier sich umsah wie Einer, der bei sich überlegt, was nun weiter zu thun sei, fuhr plötzlich der Gedanke an das Panner von Schwyz durch seine Seele, und mit ihm ein elektrischer Schlag durch alle seine Glieder. „Aerni!" rief er, „wir haben das Beste vergessen, wir haben das Panner vergessen. Als Bürger von Schwyz habe ich die Hand darauf gelegt und geschworen, daß ich es nicht verlassen wolle, so lange ich noch den Arm darnach ausstrecken könne. Bleibe bei dem Vieh, ich will es holen!" — „Du bleibest, und ich will es holen!" antwortete Aerni, sprang auf den Floß, um seinem Vater zuvorzukommen, und stieß von der Felsenplatte ab, noch ehe dieser des Schreckens los geworden war, den der Gedanke an das vergessene Panner über ihn ausgegossen hatte. Die Aussicht auf den Ruhm, das Heiligthum, das sein Vater den Feinden entrissen hatte, nun den Fluthen abzugewinnen, stärkte den Knaben auf eine wunderbare Weise. Bald war er wieder an der Sennhütte angelangt. Aber das Wasser hatte schon das zweite Stockwerk derselben erreicht, und das Gebäude wankte fast wie ein leeres Schiff im Wasser. Einen Augenblick wankte auch der Muth des Knaben, und er besann sich, ob er sein Fahr-

zeug verlaſſen ſollte oder nicht. Dieß bemerkte ſein Vater von ferne am Ufer und erbleichte. Aber ſchon in der nächſten Minute hängte Aerni ſeinen Floß an die Altane des Hauſes, und ſprang hinein. Die Sitte im Hochgebirge, die Thüren nicht beſonders zu verſperren, kam ihm nun ſehr zu Statten. Mit einigen Sprüngen war er an der Lade ſeiner ſeligen Mutter, nahm das Panner unter der Leinwand heraus, und kam glücklich auf ſein Fahrzeug zurück, wo er die Fahne zwiſchen die beiden Balken ſteckte, ſo daß ſie ſich im Winde völlig entfalten konnte.

Doch in der kindlichen Freude darüber hatte er leider zu lange gezögert, ſein Tau von dem Altane loszumachen. Das Haus ächzte noch einmal tief aus dem Waſſer herauf, und ſank dann auf die Seite, einen großen Wirbel um ſich her bildend wie ein ſchweres Seeſchiff, das plötzlich unterſinkt. Der Floß wurde halb mit in die Tiefe gezogen, Aerni fiel um, und ſein Vater, der dieß Alles mit anſehen mußte, ohne rathen und helfen zu können, ſtieß einen Angſtſchrei aus. Aber das ſinkende Haus wendete ſich nicht ganz, ſondern kehrte in dem andern Augenblick ſeine vordere Seite wieder nach oben. Dadurch kam auch der Floß wieder in's Gleichgewicht. Aerni ſprang auf, und hieb mit ſeinem Handbeil, das er noch im Gürtel ſtecken hatte, das Tau ab. Nun wurde zwar ſein Floß von dem Gebäude, das ſich bald ſo und bald ſo wendete, je nachdem die ſchweren Sachen darin hin und her rollten, noch einige Minuten herumgeworfen; aber bald arbeitete er ſich aus ſeinem Bereiche, und kehrte dann triumphirend zu ſeinem Vater zurück. Er ſelbſt triefte von Waſſer vom Scheitel ohne Hut bis zu den Füßen ohne Schuhe; aber das Panner war trocken geblieben und flatterte im Oſtwinde, der indeß an die Stelle des Föhns getreten war. Die Wolkendecke zerriß, und die Sonnenſtrahlen fielen hindurch. Sein Vater empfing ihn mit einem Hand-

ſchlage, der ihn ſo hoch erfreute und beglückte als einen jungen Kriegsmann ſein erſter Orden.

Zwar hatte nun der alte Meier den größten Theil ſeiner Habe verloren, ſein Haus, ſeine Kühe und die ſchönen Wieſen, die nun den Grund des neuen Sees bildeten; doch wandelte er Gott preiſend und mit leichtem Herzen dem Erbe zu, das ihm der Einſiedler hinterlaſſen hatte. Er trug das Panner; Aerni hatte ſich einen Stecken abgeſchnitten, und trieb damit die Ziegen vor ſich her dem Lerchenwäldchen zu, hinter welchem die Einſiedelei lag. Und da hatte Gott, der ſo oft thut über Alles, was wir bitten oder verſtehen, den guten Leuten eine neue und ſehr große Freude bereitet. Ihre Kühe lagen nämlich auf dem Mooſe unter den Bäumen, und kaueten wieder, was ſie den Morgen über auf der Wieſe dieſſeits des Erlibaches zu ſich genommen hatten.

Waren ſie durch ein Wunder hierher gekommen? — Nein, lieber Leſer, du wirſt dich erinnern, daß Aerni bei dem erſten Krachen, das von dem einſtürzenden Welliſtock heraufkam, in den Stall eilte, die Thüre aufriß, die nach außen führte, und die Kühe, die ſchon am Abendfutter ſpeiſten, losband, um mit ihnen aus der Tiefe auf die Höhe zu entfliehen, daß er aber von ſeinem Vater zurückgerufen wurde. Bei dem fortdauernden Krachen hatte er vergeſſen, die Thüre wieder zu ſchließen und die Kühe wieder anzubinden. Gegen Mitternacht war das Waſſer in den Stall gedrungen, und das Vieh, welches dadurch beunruhigt wurde, ausgezogen. Das Lerchenwäldchen war der Platz, wo die Kühe immer der Mittagsruhe pflogen, wenn ſie im Herbſte unten auf den Wieſen waideten, und wo ſie von dem Einſiedler manches gute Stück Brod erhalten hatten. Kein Wunder alſo, daß ſie, aus dem Stalle vertrieben, in der mondhellen Nacht mit ihren Kälbern dieſen Platz zum Zufluchtsort wählten. Aerni begrüßte jede einzeln, und trieb ſie dann in

den Stall, der an die Einſiedelei gebaut war, und in welchem außer den zwei Kühen des verſtorbenen Beſitzers noch fünf andere Platz hatten. Für die Ziegen fand man aber keinen anderen Raum als in der Küche, wo von Stangen ein leichter Verſchlag gemacht wurde, damit ſie in ihrer eingebornen Neugierde und Naſeweisheit nicht Allerlei anſtellen könnten.

Nachdem nun die guten Leute im Elmthäli ihr Vieh verſorgt hatten, gingen ſie vor Sonnenuntergang noch einmal an den neuentſtandenen See hinab. Aerni ſtieg rechts eine Halde hinauf, um nach dem Damm hinüber zu ſehen, welchen der eingeſtürzte Welli quer über das Thal gelegt und wodurch er den letzten Ausweg für Waſſer und Menſchen verſperrt hatte. Sein Vater hielt es für wahrſcheinlich, daß das erſtere noch unter den zum Theil nur locker übereinander geſchleuderten Steintrümmern einen Durchgang finde, und begab ſich daher an das am meiſten flache Ufer des Sees, um ſeine Beobachtungen deßhalb anzuſtellen. Er faßte vorzüglich eine mit gelben Flechten überzogene Steinplatte in's Auge, die mit ihrer untern Seite ſchon im Waſſer lag, und an deren Nebenſeiten das flüſſige Element allmählig hinaufſtieg wie das Queckſilber an den Innſeiten des Wetterglaſes, indem es da, wo es den Stein unmittelbar berührte, eine convexe Oberfläche annahm. Eine gänzliche Windſtille begünſtigte die Beobachtungen des alten Mannes. — In ſeiner Seele war es nicht ſo ſtille. Denn das Waſſer mußte, wenn es in dem Grade fortwuchs, innerhalb weniger Tage auch die Einſiedelei überſchwemmen, und ſo ſein und ſeines Sohnes letztes Aſyl für den nahen und im Hochgebirge ſo langen und ſtrengen Winter zerſtören. — Als das Element auf einmal über der Steinplatte zuſammenſchlug, nachdem es einen Augenblick ringsum einige Linien hoch auf ihre obere Fläche hineingeſchaut hatte, fuhr dem Greis ein Schwert durch die Seele. Aber damit hatte auch die Prüfung

ihren Gipfelpunkt erreicht, und die Taube mit dem frischen Oelblatt kam über die Sündfluth her. Plötzlich fing das Wasser an, wieder über die Oberfläche der Platte hinabzurinnen und dann an ihren Nebenseiten zu sinken, indem es sich jedoch an den Seiten derselben längstmöglich hielt, als wollte es seinen Rückzug vor den Augen des Beobachters verbergen.

Jetzt war es gewiß, das Wasser mußte in den hohlen Räumen des Felsendammes Kanäle gefunden haben, durch die es so langsam wieder ablaufen konnte, daß es jenseits des Dammes so wenig Verheerungen anrichtete als ein Teich, an welchem der Schlegel gezogen ist, auf den tiefer liegenden Wiesen. Fröhlich rief der Alte seinen Sohn herab, und waidete sich mit ihm noch einige Augenblicke an dem fallenden Wasser. Dann kehrten sie mit einander in die Einsiedelei zurück, um nach dem Fasttage noch ein warmes Mahl zu genießen. Der Vater rief eine Ziege nach der andern bei ihrem Namen aus dem Verschlage heraus und molk sie: Aernie spaltete Holz, legte es auf dem Heerde zu recht, und schob dann den kupfernen Kessel darüber, der mit einer eisernen Kette an einem Wellbaume hing, den man in der Schweiz Turner nennt. Dann suchte er, wie er zu Hause gewohnt war, in der Asche unter dem Heerde nach glimmenden Kohlen, aber vergebens. Die Asche war so todt und kalt wie die Asche in einem aufgewühlten Heidengrabe und auf den verschütteten Heerden von Pompeji und Herkulanum. Nun mußten Stahl und Stein daran; aber auch diese konnten nirgends in der ganzen Hütte gefunden werden, und der alte Meier erinnerte seinen Sohn daran, daß der Einsiedler, wenn ihm während einer längeren Abwesenheit das Feuer ausgegangen sei, immer bei ihnen in einem alten zersprungenen Kruge Gluth geholt habe. Was die Stelle eines Feuerzeuges hätte vertreten können, war auch nirgends zu finden, und die armen Leute mußten ihre Milch kalt und

ihr steinhartes Brod halberweicht verzehren. Wäre es aber auch erweicht gewesen wie Bisquit, es wäre ihnen im Munde doch zu Sägespänen geworden; denn die Aussicht, den nahen Winter ganz ohne Feuer und Licht zubringen zu müssen, stand nun vor ihnen wie vor einem Verurtheilten sein Kerker, in den noch kein Sonnenstrahl und kein Lampenlicht gekommen ist, seitdem er steht.

Mit dieser Aussicht begaben sie sich auf ihr Nachtlager. Aerni schlief dennoch bald ein; aber sein Vater brachte die ganze Nacht betend und schlaflos zu.

Nach dem Aufwachen erinnerte sich Aerni, daß er vor langer Zeit in einem abgelegenen Winkel der Blackalp immer ein vollständiges Feuerzeug aufbewahrt habe, um nicht jedes Mal glühende Kohlen von daheim mit hinauf nehmen zu müssen, wenn er ein Feuer anschüren wollte. Jener Theil der Alpe hatte zwar schon vor einigen Jahren durch einen Schlammstrom, der sich von der nächsten Anhöhe über ihn ergoß, aufgehört, eine Viehwaide zu sein; aber vielleicht war doch der Fels noch frei, in welchem Aerni sein Feuerzeug sorglich untergebracht hatte.

„Diese Schlammströme," schreibt Aerni Meier in seinem Lebenslaufe, den er mir mitgetheilt hat, „sind überhaupt eine eigenthümliche Plage unserer Hochgebirge. Wie Italien seine glühenden Lavaströme, so hat das Schweizerland seine Schlamm-Ausbrüche. Denn oft sammelt sich in den innersten Höhlen und mächtigen Spalten unserer Schiefer- und Thon-Berge eine Menge Wasser, das den Schiefer und Thon auflöst, dann durchbricht, und als Schlamm, mit Steintrümmern durchmengt, über die Bergseiten herabgleitet. Der Gang dieses Schlammes ist mit nichts aufzuhalten, aber zum Glück so langsam, daß man die tiefer wohnenden Leute durch Schreien vor ihm warnen kann. Unsere Bundesbrüder, die Wäggisser, welche

zwiſchen dem Fuße des Rigi und dem Luzerner See wohnen, wurden im Jahre 1795 von einem ſolchen Schlammſtrom heimgeſucht, der viele ihrer ausgeleerten Häuſer wegſchob oder ausfüllte, und nicht wenige ihrer beſten Grundſtücke auf immer unter ſich legte. Im tiefen See endete ſein verwüſtender Lauf."

Nach dieſer kleinen Abſchweifung muß ich meinen jungen Leſern leider berichten, daß die armen Leute aus dem Elmthäli den genannten Felſen vergebens ſuchten, und alſo auch kein Feuerzeug fanden. Unter dem Schutte, den der Schlammſtrom zurückgelaſſen hatte, war beides für immer tief begraben. Auch in der Gaishütte war nichts zu finden, was fähig geweſen wäre, einen Funken zu geben oder aufzufangen. Im Hochgebirge, wo man das Holz nicht zu ſparen und wegen der Käſebereitung im Sommer und wegen der Wärme im Winter immer Gluth auf dem Herde oder in der abgeräumten Aſche hat, weiß man ohnedieß wenig von Feuerzeugen.

Traurig und niedergeſchlagen von dem mißlungenen Verſuch machten ſich Vater und Sohn auf den Rückweg. Auf ihm kamen ſie an das große hölzerne Kreuz, welches von einer Warte des Berges in das Elmthäli hinunterſchaut, und warfen ſich unter demſelben zum Gebete auf ihre Kniee. Nachdem ſie ihr Herz vor Gott ausgeſchüttet hatten, ſetzten ſie ſich etwas weiter unterhalb des Kreuzes unter eine Felſenſtufe, und ſchauten ſchweigend in ihr Thal hinab. Ihre Kühe waideten emſig auf der Wieſe neben dem Lerchenwäldchen, und ihre Gaiſen ſtreiften naſchend unter den Büſchen umher. Aber aus dem Schornſteine der Einſiedelei ſtieg kein Rauch, wie ſonſt immer, wenn ſie Abends von der Alpe heimkehrten. — Endlich zog eine große, weiße Wolke, der wahrſcheinlich der neue See ihr Daſein gegeben hattte, langſam aus der Tiefe hinauf. Als ſie mit dem hölzernen Kreuze in gleicher Höhe war, warf daſſelbe ſeinen Schatten in die Wolke, welche ih-

rerſeits das heilige Zeichen mit mehreren Kreis-Regenbogen, wie mit einer Glorie, umgab, und dann aus der mittleren Region in eine höhere zu ihren Schweſtern emporſchwebte.

Und an dieſer Stelle unſerer merkwürdigen Erzählung ſcheint es mir nothwendig zu ſein, unſere guten Elmthäler in Schutz zu nehmen, und zwar gegen diejenigen Leſer, welche etwa meinen, die ganze Erſcheinung ſei nur das Gebilde einer durch Schrecken, Sorge, Faſten und inbrünſtige Andacht aufgeregten Phantaſie geweſen. — Sie waren nicht die Erſten, denen eine ſo herrliche Erſcheinung zu Theil geworden iſt. Lange vor ihnen hatten ſchon zwei ſehr glaubwürdige Reiſende auf einem Berge in Südamerika unmittelbar nach Sonnenaufgang auf einer nicht weit entfernten Wolke ihren eigenen Schatten geſehen, an dem die Köpfe mit etlichen Kreis-Regenbogen umgeben waren. Und Ebel erzählt uns in ſeiner vortrefflichen Anleitung, die Schweiz zu bereiſen. „Folgende ſchöne Erſcheinung wurde den 11. Auguſt 1804 bei der Abendbeleuchtung auf dem Rigikulm beobachtet. Es zog nämlich eine große weiße Wolke aus der Tiefe vom Zuger See herauf, und als ſie mit dem Kulm in gleicher Höhe war, zeichnete ſich der Schatten deſſelben und das hölzerne Kreuz, von mehreren Kreis-Regenbogen umgeben, an der Wolke ab.“ — Auch das nehme ich Aerni und ſeinem Vater nicht übel, daß ſie ſich durch den Anblick des verklärten ätheriſchen Kreuzes wahrhaft erquickt und geſtärkt fühlten, ja ich glaube ſogar, daß der überall waltende himmliſche Vater ihr kindlich dringendes Flehen auf dieſe vorbereitende Weiſe beantwortet habe.

Als die guten Leute tiefer in die Region des Nebels, der indeſſen das ganze Elmthäli überzogen hatte, gekommen waren, wurde beſonders die Naſe unſeres Aerni von etwas in Anſpruch genommen, was in einzelnen kleinen Prieſen durch die Nebelſchichten hindurchdrang. Es war, als hätte

ſich der Rauch eines glimmenden Meilers mit den Waſſerdünſten vermiſcht. Aerni hielt es anfangs nur für eine Täuſchung, die ihm ſeine Sehnſucht nach Feuer bereitete, und theilte ganz ſchüchtern ſeine Bemerkung dem Vater hinter ihm mit. Aber aus ſeinem ſorgenvollen Gedanken geriſſen und darauf aufmerkſam gemacht, roch derſelbe alsbald das Nämliche. Worin jedoch der Grund von dieſem Räucheln liegen ſollte, das war ihnen ein Räthſel wie mir, als ich an dieſe Stelle im Manuſcript von Aerni gekommen war.

Sich geberdend wie Spürhunde, die Etwas wittern, kamen die Wanderer endlich durch den dichten Nebel in die Einſiedelei zurück; ſo oft ſie aber über die Schwelle derſelben traten, um das Vieh einzutreiben, oder Waſſer zu holen, oder die Glocke zum Abendgebet zu läuten, ſo oft rochen ſie, und faſt jedesmal ſtärker, den durchdringenden Geruch, und beſchloſſen, nach dem Abendeſſen dem in ihrer Lage ſo äußerſt wichtigen Gegenſtande weiter nachzuſpüren. Es war zwar ſchon finſter, als ſie dieſen Entſchluß ausführten; aber brannte oder glimmte wirklich irgendwo Etwas, ſo konnte man es in der Finſterniß deſto leichter finden. Der Wind wehte thalabwärts, und deswegen gingen ſie ihm entgegen thalaufwärts, und — fanden ſchon nach einer Viertelſtunde die Quelle. Welch eine Ueberraſchung für die guten Leute! Von einem abgelegenen, mitten in einer großen Wieſe ſtehenden Speicher, worin der Einſiedler ſein Heu aufbewahrt hatte, gingen Rauch und Funken aus. Die hölzerne Hütte glühte und glimmte unten an einer Seite, und wenn ſie nicht lichterloh brannte, ſo lag die Urſache davon zum Theil in den morſchen Balken des Gebäudes und zum Theil in dem ſtarken Regen, der ſie erſt ganz durchnäßt hatte. — Aber woher das Feuer? — Der Einſiedler, ein alter und hin und wieder ſehr eigenſinniger Mann, der mit ſo vielen bejahrten Leuten auch das gemein hatte, daß

er faſt nichts erwarten konnte, hatte die erſte Ernte von ſeiner Wieſe bei ungünſtiger Witterung, ehe das Heu noch vollkommen trocken war, mit Hilfe ſeiner zwei Nachbarn in den Speicher gebracht, obgleich dieſe es ihm ernſtlich widerriethen. Die folgenden Ernten wurden dann auf die erſte gelegt, und der Speicher, nachdem er voll war, geſchloſſen, bis man im Winter ſeinen Inhalt brauchen würde. Nach und nach hatte ſich die unterſte gepreßte Lage immer mehr erhitzt, und zuletzt entzündet, wie es, ſeitdem Heu eingelegt wird, ſchon in manchen Wirthſchaftsgebäuden gegangen iſt.

Aerni holte eiligſt aus der Einſiedelei Aexte und Gabeln und, ehe eine Stunde vergangen war, hatte er mit ſeinem Vater die glühenden Balken herausgebrochen und das glimmende Heu von dem noch unverſehrten geſondert. Die angegangenen Balken wurden auf einen Haufen gezogen und loderten bald, nachdem Reiſigbündel dazwiſchen geworfen worden waren, in einem luſtigen Feuer auf. Von einen Brande, der in die Einſiedelei mitgenommen wurde, ſtieg bald darauf auf dem Herde derſelben auch eine Flamme empor, für welche die guten Leute, die ſich daran weideten, Gott herzlich dankten. Nicht weit von dem Heerde ſtand in einer Niſche der hölzernen Wand das Bild des Nikolaus von der Flüe, und vor ihm hing eine Lampe, in die aber ſchon lange kein Oel und kein Feuer mehr gekommen war. Aerni reinigte ſie vom Staube, verſah ſie mit Docht und Fett, und hängte ſie angezündet wieder an ihren Ort. Sie ſollte, wenn auf dem Herde noch einmal das Feuer ausgehen würde, das Haus und Thal gegen Feuermangel ſchützen.

In der darauf folgenden Nacht verlief ſich das von dem eingeſtürzten Welli aufgeſtaute Waſſer vollends, und der Erlibach verlor ſich, ohne weiter aufgehalten zu werden, in den hohlen Räumen des Felſendammes. Die Elmthäler konnten

nun die Stätte ihrer vorigen Wohnung beſuchen. Sie fanden einige hundert Schritte davon das Wrack der Sente und hin und wieder einzelne Hausgeräthſchaften, unter andern auch die Lade, in der das Panner geweſen war, und worin, wenn auch ganz durchnäßt, das Manuſcript des Einſiedlers, aus dem ich ſchon den Zacheo mitgetheilt habe, noch lag. Die Vorräthe in dem Keller, der ziemlich hoch hinter der Sente in der Felſenwand ſich befand, waren ganz unbeſchädigt geblieben. Und ſo konnten nun die guten Leute dem nahen Winter getroſt und ruhig entgegen ſehen. Durch unüberſteigliche Wände von der übrigen Welt geſchieden zu ſein, konnte für Menſchen, welche eigentlich immer ein Einſiedlerleben geführt hatten, nichts Furchtbares haben.

Der noch übrige Theil der Woche verfloß unter verſchiedenen Arbeiten, namentlich mit Wiederherſtellung des beſchädigten Speichers. Am Morgen des folgenden Sonntags erbauten ſie ſich aus mehreren Andachtsbüchern, welche auf dem Bücherbret der Einſiedelei ſtanden. Indeſſen war auch das Manuſcript durch Aerni's behutſame Vorkehrungen wieder trokken geworden, und er las aus demſelben Nachmittags ſeinem Vater einige Erzählungen vor. Eine derſelben können meine jungen Leſer auch in dem erſten Bande dieſer Erzählungen S. 106 nachleſen.

4. Ende gut, Alles gut.

Während Aerni aus dem Manuſcript des Einſiedlers ſeinem Vater die Geſchichte von Davos vorlas und noch andere Erzählungen, z. B. von dem Sattel der fleißigen Bertha, von der Bäuerin Eupa, von den Mönchen und dem Weine, von dem Vogte in Fardun, von dem verſchütteten Manne in den Diablerets u. ſ. w., wurde in Arth, einem Dorfe am Zuger See zwiſchen dem Rigi und Ruffiberg, der Tag des HErrn auf eine empörende Weiſe entweiht.

Die Franzoſen, welche nach dem Gräultage von Stanz dieſen bedeutenden Ort im Kanton Schwyz beſetzt hatten, nahmen während des Morgen-Gottesdienſtes aus den Häuſern, in welchen ſie lagen wie Füchſe in dem Bau des Dachſes, alle alten Siegeszeichen, Hellebarden, Schwerter, Lanzen, Morgenſterne und dergleichen weg und ſchleppten ſie auf den Platz. Dort wurden ſie zum Verbrennen beſtimmt, auf einen Haufen geworfen. Ein wackrer Mann, der vor mehreren Jahren in den Tuillerien gedient hatte, drängte ſich mit Lebensgefahr in das Quarré, welches das feindliche Bataillon um den Waffenhaufen geſchloſſen hatte, ſchwang ſich auf das große Brunnenbecken nahe dabei, und ſtellte den Franzoſen vor, daß dieſe Waffenſtücke in den Kämpfen für die Freiheit der Schweizer erobert oder gebraucht und zum Andenken an den Ruhm der Väter aufbewahrt worden wären; aber vergebens. Die Gallier fürchteten wohl, dieſe Morgenſterne und Hellebarden möchten wieder Hände bekommen und ihre Schädel zerſchmettern, wie ſie die Helme der Oeſterreicher und Burgunder zerſchlagen hatten; ihr Anführer gab das Zeichen mit dem Degen; ein Jünger des Marat hielt ſeine Fackel in den Haufen, und die aufſteigende Rauchſäule vertrieb den Redner von ſeiner Bühne. Das Brunnenbecken, aus einem einzigen Granitſtücke, das einſt auf dem Gelände der Mühliflue gelegen war, zerſprang in der Hitze, die bald darauf von dem Scheiterhaufen ausging, und goß ſeine kryſtallenen Waſſer auf denſelben aus. Das Holz an den heiligen Ueberreſten aus der ſchönſten Zeit der Eidgenoſſenſchaft war ſchon verkohlt, und die Metallſtücke wurden ſogleich von den Galliern geſammelt und weit in den See hingeſchleudert, wo ſie weder von einem Fiſchgarn noch von einem Taucher mehr erreicht werden können.

Die Familienväter von Arth ſaßen anfangs ſchweigend hinter ihren Tiſchen, betäubt von dem ganz unerwarteten Griff

mitten in ihr Herz. So auch Peter Rott und ein Schwager von ihm aus Unterwalden, der sich am 9. September mit den Schwyzern von dem Drachenried nach Arth zurückgezogen hatte, nachdem er durch Mord um seine ganze Familie bis auf eine Tochter, und durch Plünderung um sein Vieh gekommen war. Beide Männer seufzten und klagten über die untergegangene Sonne ihres Vaterlandes. Die sechszehnjährige Tochter des Unterwaldners schaute durchs Fenster auf den See hinunter, an welchem die Franzosen standen und Stahl und Eisen der verbrannten Waffen um die Wette in das Wasser schleuderten. Wie springende Fische fielen die Spitzen der Lanzen und Hellebarden auf den Krystallspiegel des Sees. Als auch ihr dieser Anblick zuwider wurde, setzte sie sich zu den Männern an den Tisch, und meinte, nun sei es doch gut, daß das Panner von Schwyz durch den Wäldi Meier in das Elmthäli gerettet worden sei. Sie habe es wenigstens gesehen, wie er es den Franzosen entrissen und den Berg hinauf getragen hätte.

„Besser ist es auf jeden Fall," versetzte Rott darauf, „daß es unter dem Wellistock begraben ist, als wenn es den Franzosen in die Hände gefallen wäre"

„Das kann man nicht wissen," meinte dagegen der Vater des Mägdleins, „ob der Bergschlüpf unsern Vetter mit seinem Hause verschüttet hat, und wir sollten uns nach ihm umsehen. Aber an dem Erlibach hinauf ist der Paß verrannt. Kennst du einen andern Weg?"

„Ich kenne einem Steig bis auf das Joch des Blackenstocks; aber ob wir hinüber können, weiß ich nicht," antwortete der Gefragte.

„Jenseits können wir hinab," fiel ihm seine Nichte, weil sie gern mitgegangen wäre, ins Wort; denn vor fünf Jahren, als ich mit der seligen Mutter bei der Base Meier auf Be-

ſuch war, da hütete ich oft mit Aerni auf der Blackalp die Gaiſen, und wenn ihr mich mitnehmen wollt, will ich von da an euch führen."

„Durch dieſe Rede der Jungfrau wurden die Männer vollends in ihrem Entſchluß, den alten Meier aufzuſuchen, beſtärkt, und machten unter einander aus, ihn ſogleich den nächſtkommenden Tag auszuführen, noch in der Nacht Arth auf verſchiedenen Wegen zu verlaſſen, um den wachſamen Franzoſen nicht verdächtig zu werden, in einer entlegenen Gaishütte wieder zuſammenzukommen, und dann mit einander den Weg fortzuſetzen.

Im Elmthäli wurde an dem nämlichen Abend von den beiden Bewohnern deſſelben an dem luſtigen Feuer des Herdes ein ähnlicher Entſchluß gefaßt. „Aerni," ſagte der alte Meier, nachdem er lange in ſich gekehrt geſeſſen war, „nun, nachdem uns der HErr ſo gnädig aus der großen Noth errettet hat, möchte ich im Elmthäli mit dir allein mein Leben beſchließen, und es wäre mir in ſo mancher Hinſicht ganz recht, wenn alle unſere Verwandten drunten glaubten, der Welli habe uns Beide verſchüttet. Ich für meinen Theil ſehne mich nicht in den Gräuel der Verwüſtung hinunter; ich weiß, daß nichts zu retten iſt, und bin froh, daß der Welli das Thor auf immer und ewig verſperrt hat. Wir können auch das geweihte Glöcklein zu unſeren Gebeten läuten, und der Einſiedler hat uns ſeine heiligen Bücher hinterlaſſen. Aber kein Prieſter reicht uns hier das Sakrament, weder jetzt noch in unſerer letzten Stunde: und wenn ich ſtürbe, wäreſt du allein, und wenn auch du krank würdeſt, müßteſt du ſammt dem Vieh verſchmachten. Ueberdieß haben wir das Panner in unſerem Hauſe, und ich bin verpflichtet, es meinen Landsleuten ſo ſchnell zurückzuſtellen als dem Abt von Engelberg ſeinen Stab, wenn ich ihn aus den Händen der Türken geriſſen hätte.

Darum meine ich, wir ſuchen, noch ehe es vollends zuwintert, einen Weg zu unſeren Freunden in Arth.“

„Vater,“ erwiederte Aerni, der gerade eine große Büchſe von rothem Saffian nach allen Seiten betrachtete, „ich meine, wir gehen da auf die Kryſtallhöhle zu, welche ich neulich geſunden habe. Irre ich mich nicht, ſo fiel das Tageslicht nicht nur von oben, ſondern auch von hinten hinein. Aber ich fürchtete mich faſt, und eilte wieder von dannen, ohne die Sache genauer zu unterſuchen. Darauf geben wir zu. Iſt's nichts, ſo ſuchen wir eben einen andern Weg.“

„Die große, runde Büchſe von Saffian übrigens hatte Aerni unter den Sachen des verſtorbenen Einſiedlers gefunden. Dieſer hatte ſie von ſeinem Bruder Placidus, der als Benediktinermönch in Engelberg lebte, geerbt, und ſie hatte immer die Neugierde des Jünglings erregt, wenn er ſah, wie der Einſiedler mit dem ſchönen, rothen Ding in der Hand an dem hohen Gemsſpiel hinaufſtieg. Daher mochte es auch kommen, daß er Tags darauf, als er mit ſeinem Vater die Entdeckungsreiſe antrat, außer einem langen Seil auch dieſe Büchſe mitnahm; wenigſtens hatte er unterwegs Zeit genug, ſeine Unterſuchungen über die Beſtimmung des unbekannten Dings fortzuſetzen. In der Gaishütte auf der Blackalp nahm er im Vorübergehen einen Knäuel Bindfaden mit, woraus er im Sommer hatte ein Vogelgarn ſtricken wollen. Im bevorſtehenden Winter hoffte er durch nichts mehr von dieſer Arbeit abgehalten zu werden.

Die Kryſtallhöhle war bald erreicht, und es ergab ſich bei näherer Unterſuchung, daß Aerni ſich nicht getäuſcht hatte. Der Durchgang auf die ſüdliche Seite des Jochs wurde leicht gefunden. Außerhalb deſſelben war eine breite Platte, auf derem langem Graſe man bequem ausruhen konnte. Einige Krummholzbäume oberhalb derſelben gaben den nöthigen Schatten

dazu. Aber unter und neben dieſer Warte waren nur ſteile Felſenwände, für welche das Seil der guten Leute nicht lang genug war. Es blieb für ſie alſo nichts weiter übrig, als ſich auf das Gras zu lagern, und ſich für den Heimweg durch das mitgenommene Mittagsbrod zu ſtärken.

Die Luft war ganz rein und die Ausſicht von der natürlichen Altane über alle Maaßen herrlich. Viel lag zu den Füßen der Wanderer; das Meiſte in dem blauen Dunſt der weiten und weiteſten Fernen. Aerni gönnte aber dieſem prächtigen Proſpekt nur einen flüchtigen Blick, und ſetzte dann die Unterſuchung ſeiner geheimnißvollen Büchſe fort. Seine Neugierde hatte ſchon einen ſehr hohen Grad erreicht; aber er war noch nicht weit gekommen. Nicht einmal den Deckel konnte er öffnen, welcher von einem verdeckten Schloſſe feſt zugehalten wurde. Endlich berührte er zufällig eine verborgene Feder, und der Deckel ſprang von ſelbſt auf. Eine goldene Röhre glänzte ihm aus der offenen Büchſe entgegen. Er that ſie vorſichtig heraus, und zerlegte ſie noch vorſichtiger in mehrere kleinere Röhren. Eine jede derſelben hatte ein Glas. Durch die Gläſer war aber wenig zu ſehen, wie er ſich bald überzeugte, indem er jedes einzelne probirte. Er ſchob alſo, um es im Ganzen zu verſuchen, die Röhren wieder in einander. Aber nun war das Ganze wieder vorn und hinten zu. Auch als er nach genauer Betrachtung die kleinen Schieber, welche das größte und kleinſte Glas verdeckten, gefunden und aufgezogen hatte, war es nicht beſſer, als wenn er in ein finſteres Fernrohr geſchaut hätte. Endlich wurde er auf die eingedrehten Ringe an den einzelnen Röhren aufmerkſam, und richtete ſie darnach. Dann ſchaute er durch das große Glas, und wunderte ſich, wie winzig klein ſo die Bäume und Felſen erſchienen. Aber ſeine Verwunderung wurde zum höchſten Staunen, als er darauf die Röhre umdrehte und wieder an's Auge

ſetzte. Denn er hatte eines der beſten Teleſkope in ſeiner Hand; und meine jungen Leſer, die irgend einmal ſchon durch einen Frauenhofer geſehen haben, werden das Staunen des jungen Hirten ganz begreiflich finden, das ſich ſeiner bemächtigte, wenn ihm ſein Zauberrohr einen Ort nach dem andern aus der weiteſten Ferne herbeizog. Durch ſeine Ausrufungen aufmerkſam gemacht, nahm auch ſein Vater den John Dollond in ſeine Hand, und richtete ihn auf drei menſchliche Geſtalten, die in weiter Ferne aus der Tiefe heraufkamen. — „Es ſind Leute aus Schwyz und Unterwalden," ſagte er ſogleich, nachdem er ſie erreicht hatte. Dann ſetzte er gleichgültig hinzu: „Auch ein Maidli iſt dabei." Nach einer längeren Pauſe, während welcher die drei Leute ein ſteiles Gelände erſtiegen hatten, rief er laut: „Wahrhaftig, es iſt Peter Rott und Hans Murer."

Kaum hatte Aerni dieſes vernommen, ſo fing er an, mit ſeiner ſehr ſtarken Stimme und ſeiner geübten, lange ausdauernden Bruſt einzelne, abgeſetzte, einfache Töne zu ſingen. Dabei drehte er ſich, im Halbkreis gegen die Felſenwände des Amphitheaters gewendet, langſam von einer Seite zur andern, und erweckte dadurch Töne, welche links und rechts, oben und unten in tauſendfachen Schwingungen an den Felswänden umherirrten. Die Geiſter des ſonſt ſo todtenſtillen Hochgebirgs, donnernde Rieſen, jauchzende Elfen, ſchrillende Gnomen, ſchienen dem gewaltig beſchwörenden Jünglinge zu antworten. Die drei Leute von Arth — ſie waren es wirklich, — hörten die Geiſtermuſik zugleich, und wollten im Chor antworten, wie man durch das Fernglas aus ihren Bewegungen entnehmen konnte. Aber ihre Töne fielen wie matte Pfeile zu Boden, und erreichten ihr Ziel nicht.

Erſt als ſie unten an der Felswand angekommen waren, in deren Mitte die Elmthäler ſtanden, konnten ſie mit denſel-

den verkehren. Aber wie ſie vollends mit ihnen zuſammenkommen ſollten, das war ſchwer abzuſehen. Aerni kraute hinter den Ohren, und ſtieg auf ſeinem Altan herum wie ein verſprengtes Huhn auf der hohen Gartenmauer. Die Flue ſtand zwar, nicht vollkommen ſenkrecht, ſondern lag etwas zurückgelehnt; doch war an ein Erklimmen derſelben ohne beſondere Hülfsmittel nicht zu denken. Endlich fiel ihm ungefähr vierzig Ellen unterhalb der Platte eine ſtarke Zwergföhre in's Auge. „Was mißt euer Seil?“ rief er ſogleich zu ſeinen Landsleuten hinunter. „Fünfzig Ellen!“ antworteten dieſe. „Kann das Maidli auch klettern?“ ſchrie er abermals hinunter.“ — „Ja, ja!“ rief die Unterwaldnerin herauf.

Aerni knüpfte nun ſein Seil an einen tiefgewurzelten Krummholzbaum neben der Platte, und ließ ſich daran auf die Zwergföhre hinab. Hier ſetzte er ſich feſt in den Sattel, nachdem er einige Aeſte, die ihn irrten, mit ſeinem Meſſer weggeputzt hatte. Dann hing er an ſeinen Bindfaden, damit er nicht unterwegs hängen bleibe, einen ziemlich ſchweren Stein, und ließ ihn zu den drei Leuten hinab. Dieſe knüpften den Stein los und ihr Seil daran. Aerni zog es zu ſich hinauf, und befeſtigte es vor ſich an der Föhre. Nun war der luftige Steg, wie ihn die Gemsjäger nicht ſelten bereiten, fertig. Aerni kehrte zuerſt auf ſeine Platte zurück, dann folgten ſeine beiden Vettern, zuletzt legte auch das Maidli den gefährlichen Weg zurück und zwar noch ſchneller als ihre Vorgänger.

Auf der Platte war nun eine große Freude, „eine größere,“ ſagt Aerni in ſeinem vor mir liegenden Lebenslauf, „als ich beſchreiben kann.“

Ich aber, der Schreiber dieſes, will nun meine Auszüge aus genanntem Lebenslaufe beſchließen, und für diejenigen meiner jungen Leſer, die mir in unermüdlicher Geduld bis hieher gefolgt ſind, nur noch Nachſtehendes hinzuſetzen.

Peter Rott kehrte nach einigen Tagen mit dem Panner von Schwyz wieder nach Arth zurück. Hans Murer, der in dem ganz verwüſteten Unterwalden nichts mehr zu ſuchen hatte, blieb mit ſeiner Tochter im Elmthäli, und bewohnte bis zu ſeinem Ende die Einſiedelei allein, nachdem ſich der alte Meier ein neues Haus gebaut und ſeinem Sohne bis auf eine obere Stube übergeben hatte. Die Koſten des Baues trug die reiche Höhle, in welcher ein bequemer Durchgang gemacht wurde, nachdem die ſchönſten und koſtbarſten Kryſtalle herausgebrochen und verkauft worden waren. Jenſeits derſelben an der Felſenwand wurden ſtatt der Seile einige Sproſſenleitern angebracht, und dieſe Stelle des Wegs in's Elmthäli das „Leiterli" genannt.

Die Schatzkammer.

Wenn der freundliche Leſer um das Reſidenzſchloß in W. ein Mal herumginge und noch ein Mal und zum dritten Mal, und beſähe es von allen Seiten, und mäße es mit der Meßruthe und mit der leinenen Schnur, wie der Mann des Heſekiel den neuen Tempel, ſo würde er doch nicht die geringſte Unregelmäßigkeit daran finden, nicht einmal in einer Fenſterſcheibe, geſchweige denn in einem größern Theile. Aber der Erzähler hatte eine gefunden, und dem geduldigen Leſer wird ſie auch nicht entgehen, wenn er dieſe Geſchichte nicht eher aus der Hand legt, als bis er ſie vom Anfang bis in die Mitte oder weiter geleſen hat.

Hinter und neben dem Schloſſe iſt ein Garten, nicht gar groß, aber ſo gut verwahrt und ſo leicht zu ſchließen, wie nicht wohl einer von den Gärten, in denen ſich die Könige und Für-

ſten dieſer Erde ergehen. Denn wo er nicht an den tiefen Stadtgraben ſtößt, iſt er mit hohen eiſernen Gittern umgeben, und wenn im Sommer Abends um ſieben oder acht Uhr die zwei Thore geſchloſſen werden, kann Niemand mehr hinein, als die Sperlinge, welche ſich in den Gaſſen verſpätet haben und ihr Nachtquartier über den Nachtigallen aufſchlagen wollen, die unten in den Büſchen ſitzen und nach Sonnenuntergang noch die Güte und Treue ihres Schöpfers verkündigen. Dazu haben die zwanzig Schuh hohen Stäbe in den Gittern ihre Spitzen mit Widerhacken alle nach oben gekehrt, und wer hinüber ſteigen wollte, wäre in der größten Gefahr, ſich zu ſpießen und an Rock oder Haut hängen zu bleiben, bis hilfreiche Hande aus der Schloßwache kämen und ihn weiter brächten, als ihm lieb wäre.

Zwanzig Jahre aber, nachdem dieſer Garten angelegt worden war, ſtand darin hinten gegen den Wall zu ein kleines einſtöckiges Haus mit einem Taubenſchlag unter dem Schindeldach, mit runden Scheiben in den Fenſtern und mit roth angeſtrichenen Balken. Wer es im Spätherbſte ſah, wenn mit den gelben Blättern manch dürrer Zweig von den hohen Linden gefallen war, meinte, es müſſe jeden Augenblick ein Bauernweiblein krumm und ſehr gebückt herauskommen und etliche Reiſer aufleſen, um das Feuer in dem Ofen zu ſchüren, hinter dem ihr achtzigjähriger Lebensgefährte ſaß. Wer aber in dem Garten mehr bekannt war, der wußte, daß in der Hütte nur junges Blut wohnte, nämlich der Gartengehilfe Joſeph Schmidt.

Der hatte in Bamberg bei ſeiner Mutter Bruder ſich mit Grabſchaufel und Rechen geübt, in Frankreich geſehen, wie man Luſtgärten anlegt und erhält, und in Altorf, dem Nürnberger Athen, wo damals noch der berühmteſte botaniſche Garten war, die Natur von hundert und aber hundert aus- und inländiſchen

Pflanzen ſtudirt. Und das Alles, noch ehe er ein und zwanzig Jahre hinter dem Rücken hatte, was genauer betrachtet auch kein Wunder war. Denn in Bamberg machte er es nicht wie die Andern, die Alles liegen und ſtehen ließen und davon gingen, wenn die Feierſtunde ſchlug. Er wandelte mit ſeinem Abendbrod in der Hand in dem Garten umher; und wenn da ein junger Stamm von ſeinem Pfahl losgeriſſen oder dort eine durſtige Pflanze überſehen worden war, durften ſie nicht auf den andern Tag warten, ſondern Joſeph half den Schwachen und Durſtigen, ſo lange es noch heute hieß. In Frankfurt gab es damals, wie heutiges Tages, Fahnen auf den Dächern, Wettergläſer und Thermometer in den Häuſern und andere Wetterpropheten genug; aber keiner von allen merkte auf Wind und Wetter mehr, als Joſeph, und wenn es gleich der Obergärtner nicht ſagte, ſo verdankte doch der reiche Wechsler zwei Jahre lang ſeinem Gehilfen den beſten Spargel und Blumenkohl, die ſchönſten grünen Erbſen, Bohnen und Gurken, die in den Monaten Januar, Februar und März zu Frankfurt am Main geſpeiſt wurden. Die königlichen Gärten in Frankreich konnte Joſeph nicht einpacken und mitnehmen. Sie wären zu groß und zu ſchwer geweſen. Aber in ſein Skizzenbuch zeichnete er ſie nach allen ihren Theilen; und als ein reiſender Engländer über die beſchorenen Bäume darin ſchmählte und über die Beete, die — ſtatt mit Blumen — mit bunten Steinen und Porzellanſcherben bedeckt waren, gab er ihm in ſeinem Herzen Recht, und beſchloß, von dem Tage an nicht mehr bei den franzöſiſchen Gartenkünſtlern in die Schule zu gehen, ſondern bei dem großen Gärtner, der den Felſen auf den Bergen ihre Lage, und den Bächen in den Thälern ihren Lauf und den Bäumen an den Waſſern ihren Wuchs angewieſen hat. — Der Schulmeiſter in Hohenmünd endlich bekam nur zwanzig Knaben und dreißig Mägdlein unter ſeinen Stecken; aber er lernte

ihre Namen, ihre Geistesgaben, ihre Neigungen, ihre guten und bösen Seiten nicht schneller kennen, als Joseph in Altorf die Namen, die Natur und die Bedürfnisse der mehr als fünfzigmal fünfzig Pflanzen, die dort aus allen Himmelsgegenden, aus Island und Ceylon, aus den Alpen und vom Meeresstrand beisammen waren. Denn die Bärenhaut überließ er seinem Mitgehilfen, und oft, gar oft, wenn dieser schon lange auf seinem rechten Ohre lag und schlief, lag er noch auf gar keinem, sondern studirte in dem Tagebuch eines alten botanischen Gärtners, das in einer verblichenen und fast unleserlichen Handschrift die besten Beobachtungen und Bemerkungen enthielt, ging auch, wenn es gerade Winter war, dazwischen hinüber in das Gewächshaus und schürte das unterirdische Feuer so, daß die Pflanzen in ihren Kübeln und Töpfen meinten, sie hätten es in Altorf nicht schlimmer als in ihrer Heimath, den Thau vom Himmel ausgenommen.

Dem Hofgärtner in W., den er einmal während eines kurzen Aufenthalts bei seiner Mutter daselbst kennen gelernt hatte, schrieb er von Zeit zu Zeit; und seine Briefe gefielen dem alten Manne so wohl, daß er ihn an seine Seite berief, nachdem einer seiner beiden Gehilfen das Zeitliche gesegnet hatte.

Nun war Joseph der zufriedenste Mensch, den man in dem Bisthum finden konnte. Von den drei Theilen, in welche der Hofgärtner sein Reich getheilt hatte, fiel ihm der dritte, das große neugebaute Gewächshaus zu, während sein Herr die französischen Anlagen für sich behielt und dem andern Gehilfen den Gemüsgarten mit seinen vielen Treibereien übergab. Und weil die Paradiesfeige, der Zimmetbaum, die Myrte, die große amerikanische Aloe und alle andern Gewächse gerade so aussahen wie in Altorf, so war es ihm bei seinem Eintritte in das warme Haus, als wären seine alten Bekannten dahin vorausgeeilt, um ihm das Angewöhnen zu erleichtern.

Dazu lebte noch seine Mutter in W. Sie hatte nach dem Hingang ihres Mannes in die andere Welt in einem Spittel der Stadt mit einer Pfründe die dazu gehörige Wohnung erhalten, eine Zelle, in welche man durch einen finsteren Kreuzgang und eine nicht weniger dunkle Küche gelangte. Dahin begab sich Joseph einen Sonntag wie den andern; und wenn er auch zwischen der Bettstatt, dem Tische und dem Ofen in der kleinen Zelle nicht viel auf- und abgehen und keine großen Sprünge machen konnte, so hatte er doch Gelegenheit, manches Andere zu thun, wozu man nicht viel Platz, sondern nur ein gesundes Herz braucht. In einer Vertiefung der dunkeln Mauer nämlich stund Jahr aus Jahr ein das aus Stroh geflochtene, einem kleinen Bienenkorbe ähnliche Nähkörblein seiner Mutter, und in dieses pflegte Joseph jedes Mal zu legen, was er sich die Woche über erspart hatte. Wer es aber nicht wußte, der meinte, er spiele nur mit dem Fingerhute, der Nadelbüchse und den zehen oder zwölf kleinen Zwirnknäueln, die darin lagen. Seiner Mutter blieb es freilich nicht verborgen; denn sie fand ja nachher die eingelegten Opferpfennige. Aber sie wußte auch, daß es ihr Joseph nicht leiden konnte, wenn man ihn dabei beschrie, Sie schwieg daher und begnügte sich mit einer Thräne, die auf ihr Spinnrad fiel.

Das einzige Fenster der Zelle hatte im Sommer und Winter mehre Stunden des Tages die Sonne, und diesen Umstand benützte Joseph, um den Wittwensitz seiner Mutter zu schmükken. Vor das Fenster hinaus machte er ein Blumenbret, und in die Stube hinein, an beiden Seiten desselben, befestigte er mehrere Rahmen übereinander, und besetzte, je nachdem es Sommer und Winter war, das Bret oder die Rahmen mit Blumentöpfen, die oft nicht viel größer waren als das Dintenfaß des freundlichen Lesers, in denen aber die zierlichen Pflanzen frisch und gesund standen, weil die Frau Schmidtin genau un-

terrichtet war, wie viel oder wenig ſie gießen durfte, und weil ſie Joſeph im Winter jeden Sonntag mit einem Pinſel von dem darauf gefallenen Staube reinigte.

Die Ausſicht aus dieſem Sarepta ging nicht weiter, als auf das hohe Dach einer alten Kapelle, ungefähr zwanzig Schritte davon, und in einen feuchten Hof, der zwiſchen ihr und dem Spittel lag. Deſto weitere und lieblichere Ausſichten ſchuf ſich die Wittwe ſelbſt. Denn Joſeph, ihr Sohn, hatte ihr am Palmſonntag mitgetheilt, er habe von dem Schloßverwalter, dem eifrigen Stubengärtner, unter der Hand erfahren, der alte Hofgärtner hätte von Seiner Erzbiſchöflichen Gnaden den Auftrag erhalten, innerhalb eines Jahres einen von ſeinen beiden Gartengehilfen zu ſeinem Nachfolger zu wählen, weil er ſelbſt keinen Sohn hätte, in deſſen Hände er über kurz oder lang ſein treu geführtes Amt legen könnte. — Und dieſe Mittheilung wurde der einſamen Wittwe zum leichten Nachen, in welchem ſie oft ſchnell über die Wellenhäupter der nächſten Monate und Jahre hinwegfuhr, bis hinaus auf die lichten Streifen der Höhe, von wo aus ſie ihren Sohn ſehen konnte, mit dem erzbiſchöflichen Beſtellungsdekret in ſeiner Hand, mit dem goldenen Knopfe an ſeinem ſpaniſchen Rohre und mit den goldenen Treſſen an ſeiner grünen Weſte.

Man konnte auch gerade nicht ſagen, daß die Frau Schmidtin Luftſchlöſſer baute. Denn wenn der alte Hofgärtner, eingedenk des Auftrags ſeines Herrn, ſeine beiden Gehilfen wog und den einen in dieſe und den andern in jene Schaale legte, bewegte ſich das Zünglein kaum ein Weniges rechts oder links, und irgend etwas von außen Herkommendes konnte den Ausſchlag geben. Joſeph wog zwar an und für ſich in dem Auge ſeines Prinzipals weit ſchwerer als ſein College; aber er hatte einmal in einem unbewachten Augenblick und in jugendlicher Voreiligkeit zu dieſem ſeinem Nebenbuhler geſagt, wenn er in

dem Garten zu befehlen hätte, ſo würde er die franzöſiſchen Schnörkelwerke und Puppenſpiele durch die Hinterthüre hinauswerfen und den beſſern Geiſt der Engländer zur vordern hereinlaſſen. Sein Widerſacher aber ermangelte nicht, dieſe Aeußerungen mit einigen Zugaben von eigener Erfindung dem Hofgärtner zu hinterbringen, und dieſer betrachtete von nun an den jungen Neuerer faſt mit eben denſelben Augen, wie ein Fürſt ſeinen Thronnachfolger, von dem er weiß, daß in ſeinem Pulte ſchon die Plane zu Veränderungen in allen Zweigen der Staatsverwaltung bereit liegen; war aber doch auf der andern Seite wieder zu wacker, als daß er ſich durch dieſe Anzeige zu einem übereilten Schritte hätte bringen laſſen. Indeſſen ſchlug auch für Joſeph, wie für die meiſten Jünglinge ſeines Alters, die Stunde der Verſuchung.

Unter den Studenten, welche öfters in den Hofgarten kamen, war auch der Famulus oder Diener eines Profeſſors der Chemie. Dieſen ließ Joſeph in ſeinem Gewächshauſe aus- und eingehen, weil er ſich mit ihm über ſeine Pflanzen unterhalten und das Laboratorium ſeines Profeſſors benützen konnte, um ſie in ihre drei Grundſtoffe und die mancherlei daraus zuſammengeſetzten Subſtanzen zu zerlegen. Der Famulus benützte dazu ſeine Freiſtunden in der Woche; und wenn Joſeph am Sonntag von ſeiner Mutter aus zu ihm kam, zeigte und erklärte er ihm, wie er aus dieſen und jenen Pflanzen den Waſſerſtoff, Kohlenſtoff und Sauerſtoff gezogen, oder den Schleim, den Zucker, das Salz, das Oel, das fette und das flüchtige, das Harz, den Balſam, das Stärkmehl und dergleichen gewonnen habe. Seinerſeits ſtellte Joſeph in den unter- und überirdiſchen Theilen ſeines Gewächshauſes Verſuche mit der Färbung der Pflanzen an. Grüne Pflanzen, die er an einen dunkeln Ort ſtellte, wurden auf der Oberfläche zuerſt gelb und dann weiß. Dagegen brachte er junge Pflanzen, die er im Dun-

keln erzogen hatte, nach und nach an das Sonnenlicht; und da geſchah es dann, daß das Weiße derſelben allmählig in das Gelbe überging, immer dunkelgelber wurde und zuletzt kleine grüne Flecken erhielt, die ſich immer mehr ausbreiteten, bis die Pflanze wieder die ihr natürliche hell- oder dunkelgrüne Farbe angezogen hatte.

So gingen die beiden Jünglinge miteinander einen guten und ſchönen Weg; aber leider hatte er einen Abweg, welchen ſie bald einſchlugen, ohne zu ahnen, wie verderblich er ſei.

Der Famulus fand nämlich eines Abends, als er im Laboratorium aufräumte, ein Büchlein, welches der Profeſſor hatte liegen laſſen, und das Büchlein handelte von der Kunſt, Gold zu machen. Es ſeinem Eigenthümer ſogleich in die Bibliothek nachzutragen, wäre nun das Ehrlichſte und daher auch das Beſte geweſen. Aber mit dem Leſen des Titelblattes war ſchon der erſte Biß in den Apfel gethan, welchen der Verführer hingeworfen hatte, und der Famulus las es jetzt nicht nur von vorn bis hinten durch, ſondern theilte es auch Joſeph, ſeinem Freunde, mit, der es ebenfalls mit Heißhunger verſchlang. Und weil beide bisher in ihren Verſuchen mit dem Zerlegen der Pflanzen ſo glücklich geweſen waren, ſo meinten ſie, es werde ihnen am Ende auch mit dem Goldmachen gelingen. Den Satan aber, der hinter dem Büchlein ſtack, ſahen ſie ſo wenig, als die Rebhühner den Jäger hinter dem Schilde, ob er gleich da und dort ſeine Gegenwart bald ſpüren ließ.

Denn zu dem Zerlegen der Pflanzen hatten ſie bisher weiter nichts gebraucht, als Kohlen, Gefäße und einige nicht koſtſpielige Dinge, welche ihnen der Profeſſor gerne überließ, Auf den Recepten aber, welche das Goldmacher-Büchlein enthielt, ſtanden theure Sachen, die ſie ſich auf eine andere Weiſe

verſchaffen mußten. Und dabei fiel der eine von den beiden Geſellen ſchneller, der andere langſamer.

Der Famulus nämlich, der von dem Profeſſor nur die Koſt und abgelegte Kleider erhielt, alſo über baares Geld nicht verfügen konnte, verſchaffte ſich einen Nachſchlüſſel zu der Material-Kammer ſeines Wohlthäters, und holte, wenn dieſer abweſend war, heraus, was er brauchte. Seinem Freunde ſagte er jedoch von dieſen Diebereien nichts, ſondern ließ ihn auf dem Glauben, daß er nur endlich ſeine Sparbüchſe aufgethan hätte, um das Zurückgelegte darin auf die beſten Zinſe, die man ſich denken könnte, auszuthun. Denn das wußte er wohl, daß ſich Joſeph ſogleich von ihm abgethan haben würde, wenn er nur das Mindeſte von dieſen Diebesgriffen gemerkt hätte.

Dieſer verwendete zuerſt nur einen kleinen Theil, dann immer mehr und zuletzt jeden Heller von ſeinen Erſparniſſen auf den Ankauf der Stoffe, die in Gold verwandelt werden ſollten, und der Hilfsmittel, die nach dem Goldmacher-Büchlein dazu nothwendig und unentbehrlich waren. Und damit verletzte er nicht nur ſein Gewiſſen, ſondern auch eine Seele, die es bisher noch nicht erfahren hatte, was es heiße, um ein theures geliebtes Kind, um den einzigen Sohn bekümmert zu ſein.

Anfangs, als ſie in ihrem Nähkörblein immer weniger fand, als ihr Sohn ſonſt einzulegen pflegte, meinte ſeine Mutter, er wäre vielleicht in die Zeit gekommen, wo ſich junge Leute gerne in ſchönen Kleidern zeigen, erwartete, daß er nächſtens in einem neuen Hute, in einer neuen Weſte, oder gar in einem neuen Ueberrock erſcheinen werde, und tröſtete ſich damit. Als er aber gerade im Gegentheil immer nachläſſiger in ſeinem Anzug wurde, wuchs, je weniger er einlegte, ihre Beſorgniß deſto mehr, und verwandelte ſich in den peinlichſten

Kummer, als er anfing, an der Mauervertiefung und dem Strohkörblein vorüber zu gehen, ohne ſeine Hand mehr darnach auszuſtrecken.

Um ſich, das heißt, um ihren Unterhalt war es ihr zwar dabei nicht zu thun. Denn bei ihrer Genügſamkeit und den ganz wenigen Bedürfniſſen, die ſie hatte, kam ſie mit ihrer Spital-Pfründe und mit einem kleinen Wittwengehalt aus, den ſie bezog; und von dem, was ihr Sohn bisher eingelegt hatte, kaufte ſie feinen ſchwäbiſchen Flachs und ſpann ihn zu Leinwand, womit ſie einmal ihren Joſeph überraſchen wollte, wenn er ſich häuslich niederlaſſen würde. Aber daraus, daß er nun die ſonntäglichen Beſuche bei ihr oft bis auf eine Viertelſtunde abkürzte, daß die Züge ſeines Angeſichts, das ſonſt ſo ruhig und heiter war, wie der ruhigſte, und heiterſte Morgenhimmel, ſich verdüſterten, daß er über Fragen ärgerlich wurde, die er ſonſt ſo gerne und freundlich beantwortet hatte, daß er ihre Hand nicht mehr ſo kräftig drückte wie ſonſt, daraus ſchloß ſie mit Recht, er müſſe ſein Geld nicht auf eine Weiſe verwenden, wozu ſein Gewiſſen Ja und Amen ſprechen könne.

Am traurigſten aber wurde ſie, wenn ſie die kleinen Blumentöpfe in der Fenſtervertiefung betrachtete. Sie kamen ihr vor, wie Kinder, denen man es anſieht, daß ſie von einer Stiefmutter vernachläſſigt werden. Denn es lag auf ihnen Staub nicht von einer Woche, ſondern von mehreren Wintermonaten; und die welken Blätter ſprachen von ihrer Trauer über den Jüngling, der ſie ſonſt ſo geliebt, ja faſt verwöhnt, und nun ganz und gar verlaſſen hatte; und die kümmerlichen Blumen klagten, wie einſt die göttliche Liebe im höheren Chor: „Habt ihr nicht geſehen, den unſere Seele liebt? Wo iſt unſer Freund hingegangen? wo hat ſich unſer Freund hingewendet?“

Die Pflanzen im Gewächshause des Hofgartens waren zwar nicht so vernachläſſigt, wie die im Sarepta der Wittwe; aber auch für ſie hatte Joſeph kein Herz und keine Seele mehr, ſondern nur eine Hand, die durch eine Gieß-Maſchine hätte erſetzt werden können. Die Sympathie, die ſonſt zwiſchen ihnen und ihrem Pflanzer und Erzieher beſtanden hatte, war in die Schmelztiegel gefallen und in Rauch aufgegangen. Joſeph war aus dem Hirten ein Miethling geworden, deß, im bibliſchen Sinne des Wortes, dieſe Kinder der ſüdlichen Zone nicht mehr eigen waren.

Darüber kam der Sonntag Rogate, und damit der erſte Mai des Jahres 1730. An ihm war die Sonne ſchon ſo kräftig geworden, daß Joſeph ſelbſt die Fenſter von der Abtheilung des Gewächshauſes etwa öffnen mußte, wo die allerempfindlichſten Pflanzen beiſammen ſtanden und die man die Schatzkammer des Gartens heißen konnte, weil ſie der Erzbiſchof, ohne die unglaublichen Koſten zu ſcheuen, mit Gewächſen beſetzt hatte, die er das Jahr zuvor durch Joſeph unmittelbar aus England holen ließ.

Aber ſchon dieſes Geſchäft that Joſeph nicht mit der Beſonnenheit und Genauigkeit, wie ſonſt. Denn der Famulus hatte ihm ſchon Vormittag ein Brieflein geſchickt, worin er ihm eröffnete, er hoffe heute zum Ziel zu gelangen, wolle aber den Schmelztiegel nicht öffnen, bis Joſeph komme und die Freude mit ihm theilen könne, das goldene Ei auszunehmen. Dieſe Nachricht wirkte auf ihn, wie auf Israel die Botſchaft ſeiner Söhne: „Joſeph lebt noch und iſt ein Herr in ganz Egyptenland.“ Er vergaß alles Andere darüber, gab dem Gartenweib, das ihm ſein Mittageſſen vorſetzte, verkehrte Antworten und eilte, nachdem er den Löffel hingeworfen hatte, dem Laboratorium zu und — das erſte Mal, ſo lange er in W.

war — an dem Spital vorüber, ohne ſich nach ſeiner Mutter umzuſehen.

Er kam aber auch noch viel zu bald. Denn obgleich der Schmelztiegel ſchon drei Stunden lang in der ſtärkſten Glut geſtanden war, ſo fand es ſich doch, als die Goldmacher ihn öffneten, daß die Dinge darin noch nicht einmal ineinander geſchmolzen, geſchweige denn zu Gold geworden waren. Er mußte daher abgekühlt und geleert und dann von Neuem gefüllt, geſchloſſen, verkittet und in die Kohlen geſtellt werden, wobei der Famulus einmal über das andere Mal verſicherte, daß es nun gewiß nicht mehr fehlen würde; Joſeph that auch nach ſeinem Theil, was er konnte, dazu. Während der Famulus aus einem alten alchimiſtiſchen Buche vorlas, welches er in der Univerſitäts-Bibliothek gefunden hatte, handhabte er den Blasbalg und ließ den Kohlen in dem kleinen Windofen vier Stunden lang keinen Augenblick Ruhe, daß das Gefäß darin ſo weiß glühte wie geſchmolzenes Eiſen. Als aber die fünfte faſt vorüber und der Zeitpunkt nicht mehr ferne war, da die Schweißtropfen auf ſeiner Stirne mit eben ſo vielen Dukaten des lauterſten Goldes aufgewogen werden ſollten, ſchaute er auf einmal, wie von einer unſichtbaren Hand hinter ſich geriſſen, auf das Fenſter des Laboratoriums zurück. Und als er es in Folge des kalten Maienabends von unten bis oben mit Schweiß bedeckt ſah, ſprang er von ſeinen Schemel auf, warf den Blasbalg weg und ſtürzte zur Thür hinaus, ohne dem Famulus zu ſagen, warum.

Die Schatzkammer ſeines Gewächshauſes, die er mit offenen Fenſtern hinterlaſſen hatte, und der Gedanke: „Wenn ſie noch offen ſind, ſind die Pflanzen darin alle verloren!“ hatte ihn aufgejagt und jagte ihn durch die langen Gaſſen von W. dem Hofgarten zu. Nur die Hoffnung, daß der eine oder der andere von den Gartenknechten ſeiner Vergeſſenheit zu Hilfe

gekommen ſey und der rauhen Abendluft den Zugang verſperrt habe, gab ſeinen zitternden Knieen noch ſo viel Kraft, daß ſie nicht vollends unter ihm zuſammenbrachen.

Aber ſein College, der andere Gartengehilfe, hatte ſchon mit dem ſcharfen Auge des Neides und der Mißgunſt die Gelegenheit wahrgenommen, ſeinen Nebenbuhler zu ſtürzen, und ſie auch benützt, wie ſie ſelbſt der Arge nicht beſſer hätte benützen können. Den zwei Gartenknechten, welchen für jenen Nachmittag die Wache im Garten anvertraut war, hatte er erlaubt, auf etliche Stunden in das Wirthshaus zu gehen, und einige Groſchen dazu gegeben, damit ſie nicht nach dem erſten Schoppen wieder zurückkehren müßten. Er ſelbſt beſorgte ſein Ananas-Haus eher als gewöhnlich, und ſetzte ſich dann in ſeinem Gehilfenſtüblein an das Fenſter, vor welchem der Thermometer hing. Den beobachtete er, wie ein Seemann vor Anker, der mit Ungeduld auf günſtigen Wind wartet, das Wimpel auf ſeinem Maſt; und wie es von Linie zu Linie ſank, ſtieg die Freude in ſeinem Herzen; und als es bis auf den Grad gefallen war, unter welchem ſchon ſo mancher zarten Pflanze die Todesſtunde geſchlagen hatte, ſprang er von ſeinem Stuhle auf und ſchlug triumphirend in ſeine Hände.

Joſeph fand alſo die Fenſter ſeines Hauſes nicht nur offen, ſondern auch, wenn er ſich nicht täuſchte, weiter geöffnet, als er ſie verlaſſen hatte. Und als er hineingetreten war, ſchaute ihm der Tod von allen Seiten entgegen. Zwar hatten erſt die zarteſten und empfindlichſten Pflanzen ihre Häupter geneigt, und die Mehrzahl der übrigen ſchien noch ganz friſch und geſund zu ſein. Aber das geübte Auge ihres bisherigen Pflanzers entdeckte auf den erſten Blick auch unter dieſer täuſchenden Friſche den Tod, wie der erfahrene Arzt unter den vollen und rothen Wangen eines im Fieber liegenden Kindes. Die von ſeinen Pfleglingen nicht ſchon geſtorben waren oder in den

letzten Zügen lagen, hatten nichts als ein ſieches Leben vor ſich, und die Schatzkammer, die noch vor zwei Stunddn einen Werth von mehr als tauſend Thalern in ſich ſchloß, umfaßte jetzt eigentlich nichts mehr als leere Töpfe.

Der freundliche Leſer würde ſich aber ſehr irren, wenn er meinte, der Erzähler werde nun zu ſchildern haben, wie Joſeph über dieſen Anblick vor Schrecken in Ohnmacht, oder aus Furcht vor den Folgen ſeiner Fahrläſſigkeit in Verzweiflung gefallen ſei. Nein, der Jüngling war ſchon gerettet in dem Augenblick, wo er um die Ecke des Gewächshauſes bog und die offenen Fenſter deſſelben und mit ihnen die volle Gewißheit von der erſten Strafe ſeiner Sünde vor ſich hatte. Da ſank er auf ſeine Kniee und legte ſich ganz und gar und ohne allen Vorbehalt in die ſtrafende Hand Gottes, nur darum bittend, daß die Züchtigung ohne Schaden für ſeine Seele vorüber gehen möchte. Leiden wollte er Alles, ſelbſt das Empfindlichſte, ſelber den Schmerz ſeiner Mutter, an welchem er ſchuld ſei. Er habe den bittern Kelch ſich ſelbſt eingeſchenkt, er wolle ihn auch trinken; nur möge ihm der HErr die Kraft dazu geben.

Und mit dieſem Gebet fiel die zentnerſchwere Angſt von ſeinem Herzen, die darauf gelegen war. Ruhig geworden, wie jeder Sünder, der ſeine Strafwürdigkeit von ganzem Herzen anerkannt und ſich dann zwiſchen die ſtrafende Hand des Gerechten und ſeinen Fürſprecher geſtellt hat, erhob er ſich wieder von ſeinen Knieen. Ruhig trat er in das Gewächshaus, und die zwei oder drei großen Thränen, womit er die geſenkten Häupter ſeiner Lieblinge benetzte, hatten allein in dem Mitleiden mit ihnen ihre Quelle, und in dem Abſchied, den er in ſeinem Herzen von ihnen nahm. Zuletzt ſchloß er auch die Fenſter, und legte von außen die Läden darauf. Und als er in ſpäteren Jahren einmal von dieſem Augenblick erzählte,

ſagte er, es wäre ihm geweſen, wie es einer Mutter ſein müſſe, wenn ſie in mondheller Nacht den Leib ihres entſchlafenen Kindes ſelbſt in ſeine Gruft gelegt habe, noch einmal zurückſchaue und dann die Thüre hinter ſich ſchließe.

Vor Allem wäre er nun am liebſten in die Arme ſeiner Mutter geeilt. Denn als er aus dem Laboratorium, der Stätte ſeiner Verirrungen, in den Hofgarten zurückgelaufen war, fand er ſie an dem Eingange deſſelben und ſah es ihr im Geſicht an, wie ſie ängſtlich über ſein ungewöhnliches Ausbleiben ihn geſucht hatte, und wie ſie nur mit einem Worte von ihm getröſtet werden wollte. Aber die Angſt, die ihn bis dorthin gejagt hatte, trieb ihn auch vor dem Jammerbild ſeiner Mutter unaufhaltbar vorüber, und kaum war er zwanzig Schritte weiter gekommen, ſo hörte er ſchon, wie es ſieben Uhr zu ſchlagen anfing, und wie der Wache ſtehende Hellebardier auf den erſten Schlag das Gitterthor ſchloß. Ein Blick rückwärts ließ ihn ſehen, wie ſeine Mutter außen ſtand und ihre Hände durch die eiſernen Stäbe vergebens nach ihm ausſtreckte.

Vor Allem, wie geſagt, wäre Joſeph nun am liebſten zu ſeiner Mutter gegangen; aber eben dieſe unverrückbaren und unüberſteiglichen Stäbe ſtanden zwiſchen ihm und ihr, und auf der andern Seite grenzte der Hofgarten, wie der freundliche Leſer ſchon weiß, an den tiefen, ausgemauerten Graben der Stadt. Und in ſeinem Stüblein, darin es ihm ſonſt gerade an den Sonntagsabenden am heimlichſten geweſen war, wäre es ihm in der erſten Stunde doch etwas zu enge geweſen, und darum blieb er im Garten und ging in dem Schatten auf und ab, den das Schloß im Mondſchein über einen Platz neben ſich warf.

Da trat ſein Mitgehilfe, der ihm von weitem nachgegangen war, zu ihm, und fragte ihn, als ob er von der ganzen Sache nichts wiſſe, warum er ſich noch nicht, wie gewöhn-

lich, auf ſeine Stube zurückgezogen hätte. Joſeph erzählte ihm dagegen, was ihm widerfahren war, ohne nur ein Wörtlein zu ſeiner Entſchuldigung hinzuzufügen, ſondern nur mit dem Zuſatz, daß er die Sache morgen dem Hofgärtner ſelbſt anzeigen und dann die Strafe erwarten werde, die Seine erzbiſchöfliche Gnaden über ihn verhängen würde.

Dieſe Strafe, meinte der Andere, möchte er in dieſem Falle nicht abwarten. Der Erzbiſchof ſei ein ſtrenger Herr, und ſtrafe jüngere Leute gewöhnlich damit, daß er ſie unter die Soldaten ſtecken laſſe, wo ſie ſo lange aushalten müßten, bis ſie keinen Zahn mehr im Munde hätten, um eine Patrone abzubeißen. Dann dürften ſie die Muskete mit dem Bettelſtab vertauſchen. Wenn er, ſetzte er hinzu, ſo etwas auf der Nadel hätte, ſo würde er einen Sprung in den Stadtgraben nicht ſcheuen, ſo tief er auch wäre. Und ein guter Schwimmer, wie Joſeph, dem der Main nicht zu breit ſei, habe ohnedieß das Waſſer unter dem Wall nicht zu fürchten.

Der Verſucher aber, der ſchon über zehn Jahre länger im Hofgarten geweſen war als Joſeph, wußte wohl, daß unter der dünnen Waſſerdecke im Graben tiefer, zäher Schlamm war und daß Jeder verloren ſei, der nur hineinſteige, geſchweige denn aus einer ſolchen Höhe hineinſpringe. Zugleich hatte er den Erzbiſchof nicht als einen zu ſtrengen, ſondern gerade im Gegentheile als einen gnädigen Herrn kennen gelernt, und hielt den Fall, daß ſein Mitgehilfe wegen der beſonderen Umſtände und wegen ſeiner übrigen Eigenſchaften begnadigt werde, für ſehr möglich. Deßwegen hätte er ihn auch lieber unter, als über dem Waſſer geſehen, und der dumpfe Ton, mit dem der Sumpf über den Flüchtling zuſammengeſchlagen wäre, würde für ſeine Ohren weit lieblicher geweſen ſein, als die Nachtigall, die nicht weit von ihm ſchlug.

Aber Joſeph erwiederte, ob er gleich den Rathſchlag ſei-

nes Feindes nicht durchſchaute und im erlaubten Falle auch Gebrauch davon gemacht haben würde, er habe Strafe verdient und wolle derſelben nicht entfliehen. Den Erzbiſchof habe er an ſeinem Eigenthum beſchädigt, und vor dem müſſe er ſich auch ſtellen. Ehe dieſes geſchehen ſei, würde er nicht folgen, wenn ſich auch ein Engel erböte, ihn über die Tiefe zu tragen. — Und dieſe Antwort gab er mit einer ſolchen Beſtimmtheit, daß ſein Verſucher merkte, hier ſei nichts weiter zu machen, und entwich.

Er und Joſeph hatten aber einen Zuhörer gehabt, an den ſie nicht entfernt dachten, mit dem aber der Erzähler ſeinen freundlichen Leſer ſchon jetzt bekannt machen muß.

An der Seite des Schloſſes nämlich, an der die beiden Gartengehilfen ſtanden, befand ſich die Unregelmäßigkeit, von der am Anfange dieſer Erzählung die Rede iſt, — ein geheimes Pförtlein von Eiſenblech, wozu Niemand den Schlüſſel hatte als der Erzbiſchof ſelbſt, und deſſen er ſich manchmal bediente, wenn auf der einen Seite der Garten für die Stadtleute verſchloſſen war, und wenn auf der andern der Kirchenfürſt ſeine Kammerherren in dem Vorzimmer und ſeine Leibtrabanten in den Gängen des Schloſſes und die Hellebardiere an der Pforte nicht in Bewegung ſetzen wollte. Dem Eiſenblech war aber nach außen nicht ſeine natürliche Farbe gelaſſen, ſondern die Mauerfarbe des Schloſſes gegeben, und auf ſeiner untern Hälfte war es ſo täuſchend mit einer Kelleröffnung bemalt, daß man in Verſuchung kam, die dicken eiſernen Stäbe anzufaſſen und in das Dunkel des Gewölbes hineinzulangen. Denn gerade da, wo nach der regelmäßigen Bauart der Reſidenz ein Kellerloch ſein ſollte, war das Pförtlein durch die Mauer gebrochen. Zudem wurde es von einer großen Linde mit weit herabhängenden Aeſten beſchattet. Aber auch heutiges Tages noch, nachdem der alte Baum ſchon lange vom Sturm umge-

worfen iſt und der Erzähler das Geheimniß verrathen hat, würde vielleicht der freundliche Leſer zweimal um das Schloß in W. gehen, ehe er das Pförtlein fände, beſonders wenn er einem Trommler im Sturmſchritt folgen müßte. Joſeph wußte gar nichts davon, und ſein Mitgehilfe dachte in der Freude über den Fall ſeines Nebenbuhlers nicht daran.

Der Erzbiſchof aber wollte, von den Nachtigallen in ſeinem Garten und von dem Mond am Himmel eingeladen, eine Stunde von dem ſchönen Abend im Freien zubringen, und hatte ſchon den Schlüſſel in das eiſerne Thürlein geſteckt, als er unmittelbar vor demſelben reden hörte, und zwar ſo laut, daß er jedes Wort vernehmen konnte. Und der Gegenſtand des Geſprächs zog ihn ſo an, daß er in dem niedern Gange vor der Pforte ſtehen blieb, ſo lange er von Joſeph etwas hörte, was ihm auch nicht ſchwer fiel, weil er ein ziemlich kleiner Mann war und an dem armen Menſchen einen herzlichen Antheil nahm.

Der alte Hofgärtner aber ſaß daheim in ſeinem weichen Armſtuhl und durfte, weil er mit der Gicht heimgeſucht war, keinen Wein, ſondern nur Zuckerwaſſer trinken, und ſchickte ſeine Tochter Eliſabeth noch zwiſchen acht und neun Uhr in das Gewächshaus nach einer Limone, um mit ihrem Safte das Waſſer zu würzen.

Alſo kam das Mägdlein an den Platz, wo Joſeph von ſeinem Verſucher verlaſſen worden war, und bat ihn, er möchte ſtatt ihrer in das Gewächshaus gehen und eine Limone holen. Denn er könne die bitteren von den ſüßen beſſer unterſcheiden als ſie, und hier im Schatten der Linde wolle ſie auf ihn warten. Aber Joſeph, ſo gerne er auch der Tochter ſeines Herrn einen Gefallen gethan hätte, erwiederte: e. werde wohl nie mehr das Glashaus betreten, und erzählte, was ihm begegnet ſey.

Eliſabeth vergaß über dieſen kläglichen Bericht ihren Va-

ter, ſeine Gicht, die Limone, und — leider müſſen wir hinzufügen — die Worte der Schrift: „Lüget nicht untereinander; behüte deine Zunge vor Böſem, und deine Lippen, daß ſie nicht falſch reden.“ Denn kaum hatte Joſeph ſeinen Unfall erzählt, ſo wiſchte ſie ſich mit ihrer weißen Schürze eine Thräne aus dem Geſicht und antwortete: „Ich meine, Herr Joſeph, das Ding läßt ſich noch machen. Laß Er nur, wenn er die Limone holt, die Thüre von der Schatzkammer offen, und morgen in aller Frühe kommt Er mit brennendem Kopfe zu meinem Vater und fragt: „Wer hat die Thüre offen gelaſſen? in der Schatzkammer iſt Alles erfroren!“ Dann werde ich aus der Küche hereinkommen und ſagen: „Ich hab's gethan. Denn weil ich allein war, fürchtete ich mich, und ging ſtatt zur vorderen zur hinteren Thüre hinaus, und ließ ſie noch dazu offen ſtehen.“ Und wenn auch der Obergehilfe dagegen ſagt: „So iſt es nicht, ſondern ſo,“ ſo wird doch mir mein Vater eher glauben als ihm, und nur froh ſeyn, wenn ich wieder aufhöre zu weinen, nachdem er mich tüchtig ausgezankt hat. Seiner Erzbiſchöflichen Gnaden aber kann man leicht etwas weiß machen.“

So wollte ſich des Hofgärtners Tochter ins Mittel ſchlagen. Aber Joſeph nahm es nicht an. Es wurde ihm vielmehr auf dem Platze, wo eine Verſuchung auf die andere kam, ſehr unheimlich. Er eilte, in ſein Stüblein zu kommen, ſchlug ſich ein Licht und fing an in ſeinem Büchlein „Von der Nachfolge Chriſti“ zu leſen, nicht leiſe, ſondern mit lautem Munde, als bedürfe er einer Stimme, die ihm auch von Außen Kraft und Feſtigkeit ins Herz rufe.

Noch hatte er keine halbe Stunde geleſen, da ſchwebte es wie ein Schatten vor ſeinem Fenſter vorüber, und in ſeine Stube trat ein kleines, altes Männlein, mit Filzſchuhen an den Füßen, mit einem ſchwarzen Käpplein auf dem kahlen

Haupte und in einen Schlafpelz gehüllt, — der Erzbiſchof. Er übergab ihm ein verſiegeltes Schreiben und ſagte: „Mein Sohn, trage es zu deinem Herrn, dem Hofgärtner, der wird dir ſagen, was darin ſteht, und wenn du dich dafür bedanken willſt, ſo thue es morgen oder wenn du mir wieder im Garten begegneſt. Aber heute noch gehe zu deiner Mutter. Die Wache hat Befehl, dich frei aus- und einziehen zu laſſen."

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Kirchenfürſt wieder, und ließ dem Begnadigten kaum Zeit, den Saum ſeines Kleides zu küſſen.

Aus dem Schreiben aber las der Hofgärtner einige Minuten darauf: „Lieber Hellmuth, ich wünſche ihm baldige Beſſerung und ein langes Leben. Als Seinen Nachfolger ernenne ich hiemit den Ueberbringer dieſer Zeilen. Und wenn Er morgen in der Schatzkammer meines Gewächshauſes nicht Alles in Ordnung findet, ſo frage Er Niemanden darum als Joſeph. Den Schaden will ich ſchon wieder erſetzen. Dem Obergehilfen aber gebe Er ſeinen Abſchied, und wenn der Menſch fragt, warum? ſo ſage Er ihm, der Erzbiſchof wäre am eiſernen Pförtlein geſtanden, als er mit Joſeph von dem Stadtgraben redete, und habe Alles gehört."

Das Fräulein von Affenstein.

Wenn Jemand meinen sollte, einem deutschen Kaiser, von Karl dem Großen bis auf den letzten, der von dem gebratenen Ochsen in Frankfurt gekostet hat, sei sein Säckel zu knapp geworden und zu klein, so wäre er falsch berichtet und hätte nicht gelesen, was hievon geschrieben steht. Im Gegentheil: Die Geldsäcke der Kaiser waren oft nicht viel besser bestellt, als der Sack des Lumpensammlers, ehe er auf sein Tagewerk ausgeht; und zu Pfandbriefen verbrauchten sie mehr denn Ein Schaffell.

Und waren die Säckel, so in der Truhe Kaisers Karl IV. lagen, leibiger, denn die seiner Vorfahren, so hatte es seinen Grund darin, daß er meistens mit fremdem Geld bezahlte, wie zum Exempel den Marschalk Heinrich von Pappenheim.

Dieser tapfere Herr hatte im Dienst des Kaisers schon manchen guten Gaul zu Schanden geritten und manchen guten Rock zerrissen, ehe sie noch bezahlt waren, wie etlichen Juden in Schwaben am besten bekannt war. Darum wollte er sich auch nicht mehr mit der blosen Ehre begnügen oder mit schönen Worten abspeisen lassen, sondern warf unwillig sein schartiges Schwerd in die Scheide und machte Miene, das Hoflager zu verlassen.

Und der freundliche Leser würde, wenn er der Herr gewesen, flugs in seinen Säckel gefahren sein und dem treuen Diener tausend Pfund Heller und mehr hervorgelangt haben. Aber der Kaiser griff nach seiner Gewohnheit in eine andere

Taſche. „Er erließ," heißt es in der Pappenheimer Chronik, „ein Mandat an ſeinen Marſchalk Heinrich, daß er allen Juden, denen er ſchuldig, nichts mehr geben ſolle." Die Juden machten zu dieſem Erlaß ſaure Geſichter, als hätten ſie in grüne Zwetſchgen gebiſſen, waren aber auf der andern Seite doch froh, daß ſie ihr zweiter Antiochus, der Karl IV. war, ſonſt ungerupft ließ.

Nun waren die Schulden des treuen Dieners bezahlt; aber er zerriß noch mehr als Einen Rock, und brauchte noch mehr als Einen Gaul in dem ſchweren Dienſt des Kaiſers, und mit dem Schuldentilgungs-Mandat deſſelben in der Hand konnte er von keinem Wechſler im ganzen teutſchen Reich mehr einen Vorſchuß bekommen, und wo er anklopfte, hieß es: „Ich bitte dich, entſchuldige mich." Der Kaiſer hörte ohnedem auf dieſem Ohre nicht, und in ſeiner Grammatik ſtand vom Geben nur die befehlende Art in der einfachen und mehrfachen Zahl.

Da ward der Marſchalk abermals unwillig, ſtieß ſein gutes Schwerd in die Scheide, befahl ſeinen Knappen, zu ſatteln, und machte Miene, das Hoflager in Prag zu verlaſſen und hinzugehen, wo man thue nach dem Wort: „der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth." Aber der Kaiſer langte, um ihn zu beſchwichtigen, wieder nach einer fremden Haut und ſchnitt ihm einen andern Riemen daraus. Er verlieh am Montag nach Faſtnacht im Jahre des Herrn 1348 der Stadt Pappenheim das Recht einer Freiſtadt, welchem nach dieſelbe berechtigt ſein ſollte, „daß ſie als eine Freiſtadt männiglich, Manns- und Weibsperſonen, ſicher Geleit geben möge, für alle Sachen, um was ſie gethan haben, Jahr und Tag. Und wann das Jahr umkommt, ſo ſollen dieſelben aus der Stadt gehen und über Nacht aus der Stadt Pappenheim ſein; und wenn das geſchieht, ſo mag ihnen das vorgenannte Geleit wieder gegeben werden in vorgeſchriebenem Recht."

In der Urkunde ſteht vom Bezahlen nichts. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Alle, die in eine Freiſtadt flohen, für den Schutz, der ihnen darin angedieh, mehr oder weniger bezahlen mußten, je nachdem ihr Vermögensſtand war; und dem Marſchalk Heinrich trug das ſeiner Stadt verliehene Recht mehr ein als das Judenmandat. Denn dieſes glich nur jener Palme, die einmal trägt und dann ſtirbt, das Aſyl aber dem Citronenbaume, der fort und fort reife Aepfel, grüne Früchte und Blüthen zu gleicher Zeit bringt. Denn Pappenheim hatte als Freiſtadt zwiſchen Augsburg und Nürnberg, Franken und der Pfalz die vortheilhafteſte Lage. In jenen beiden Städten gingen die böſen Schuldner nicht aus, und in dieſen Theilen des teutſchen Reichs ſorgten der feurige Wein und die immerwährenden Fehden dafür, daß es der Freiung nicht an fremden Gäſten fehlte. Wie lange nach dem Tode des Marſchalks Heinrich im Jahre 1544 der Tag Johannis des Täufers bewies.

An dieſem Tage gingen drei Flüchtlinge zu den drei Thoren von Pappenheim ein.

Ueber die Brücke her durch das vordere Thor kam ein zweiſpänniger Wagen und hielt an der Herberge zur goldenen Krone. Von demſelben ſtieg ein dicker Mann mit einer Naſe ſo roth und rund wie ein Granatapfel, und hinter ihm drein wurden ſeine Geldſäcke getragen, drei und dreißig an der Zahl und immer einer ſchwerer denn der andere, wie nachher der Rathsſchreiber erzählte, der über ſein Pult weg die goldene Krone ſehen konnte und was unter ihr ein- und ausging. Derſelbe war auch der Meinung, der Fremdling müſſe ein ſteinreicher Mann ſein. Aber er irrte ſich. Es war ein böſer Schuldner, der mit dem Gelde ſeiner Gläubiger auf- und davon gegangen war und gegen die Verfolgungen derſelben in Pappenheim eine Zuflucht ſuchte. Dafür zählte er auf den Tiſch des Stadtvogts hundert neue Joachimsthaler. Und als

er dagegen nicht allein den Schutzbrief empfangen hatte, sondern auch die Versicherung, daß der Kronenwirth eine gute Küche habe und einen noch bessern Weinkeller, gefiel es ihm an der Altmühl mehr als an der Pegnitz, und beschloß, an derselben seine Tage zu beschließen.

Fast zu derselben Stunde kam ein anderer Fremdling durch das untere Thor der Freistadt. Sein Haupthaar und sein Bart waren kohlschwarz, und an dem hohen Rappen, welchen er ritt, war so wenig ein weißes Härlein zu finden, als an dem Raben eine weiße Feder. Das Leibroß im Marstalle des Fürsten der Finsterniß konnte keine schwärzere Farbe, kein feurigeres Auge und keine lautere Stimme haben. Hätte Pappenheim damals schon ein Pflaster gehabt, so würden von seinen dick beschlagenen Hufen die Funken geflogen sein, wie von glühendem Eisen auf dem Ambos. Denn in etlichen Sätzen stand er schon vor dem Hause des Stadtvogts. Die Bürgersleute aber, die ihre Fenster aufrissen und nachschauten, glaubten, die Hölle und der Tod ritten miteinander in die Wette. So spindeldürr waren der Knappe und das fahle Roß, die hinter dem Rappen her waren. Selbst der Stadtvogt dachte, was er schon seit dreißig Jahren nicht mehr ernstlich gethan hatte, an beide. Als aber der Ritter ihm sagte, er sei der Freiherr von Eulenberg, der Graf zu Siebenstein sei sein Herr Schwager und er habe in seinem gerechten Zorn den Ritter von Tiefenwald in seinem Schlößlein mit Weib und Kindern verbrannt, bückte sich der Amtmann tief und schrieb flugs den Freibrief, obgleich der Freiherr keine Miene machte, in seinen Säckel zu langen. Denn der Stadtvogt dachte, sein reicher Schwager würde nachschicken, was der Flüchtling in der Eile mitzunehmen vergessen hätte. Der Wirth zur goldenen Krone aber räumte dem zweiten Gast die Eckstube, die schönste in seinem Hause, ein.

Nicht so viel Aufsehen machte der dritte Fremdling, der am Abend des nämlichen Tages durch das obere Thor der Freistadt hereinkam. Er war zu Fuß, und wenn er nicht an der und jener Ecke gefragt hätte, wo zu der Stadtvogt wohne, würde wohl Niemand ihm nachgesehen haben, als der Rathsschreiber, der in dem Anzuge des jungen Mannes etwas Fremdes und Selbstgewähltes bemerkte. Auch der Amtmann, der schon in dem Lehnstuhl am Fenster bei seinem Abendtrunke saß, warf nur halbe Seitenblicke auf ihn, als der Supplicant sagte, er komme von einem Gelage, bei welchem Einer erstochen worden sei. Ob er es gethan, wisse er nicht; denn er sei völlig betrunken gewesen; aber die Andern sagten's ihm nach, und darum sei er gekommen, um eine Freistatt zu suchen. — „Womit," fuhr ihn der Stadtvogt an, „wollt Ihr denn die Gebühren bezahlen, und wovon wollt Ihr hier leben? Etwa mit den Sperlingen, die über die Stadtmauer hereinfliegen, wenn sie draußen auf dem Weizenacker etwas angestellt haben?" — Der Fremdling aber ließ sich durch diese Frage nicht aus der Fassung bringen, sondern zog aus der Tasche, die er an einem Riemen über die Schulter hängen hatte, einen Pinsel, und hielt ihn statt einer Antwort dem Amtmann vor, machte jedoch das Uebel dadurch nur schlimmer. Denn sein Widersacher meinte: „Ganz gut. Wenn Ihr Euch einmal ein Wappen schnitzen laßt, könnt Ihr ihn dazu geben." „Ist nicht nöthig," erwiderte der Fremdling, zog aus der nämlichen Tasche einen Blendrahm, that das feine Papier, womit er bedeckt war, hinweg, hielt das Gemälde, so darauf war, dem Stadtvogt vor, und sagte: „Kann ich Euch damit dienen?" Und wie sich alle Züge eines schmollenden Kindes erheitern, wenn ihm die Mutter ein Zuckerstück vorhält, so verklärte sich das Angesicht des Richters beim Anblick des Gemäldes. Denn er war ein Kenner und Liebhaber, und sah

ſogleich, daß das Kunſtwerk nicht zu theuer bezahlt wäre, wenn er es mit Joachimsthalern bedecke, obgleich deren mehr als hundert darauf Platz hatten. Kurz er änderte ſich, wie das Wetter im April, und ſchrieb dem Maler flugs ſeinen Freibrief. Der Kronenwirth aber wies ihm, weil er zu Fuß kam, und nicht zu Wagen, wie der Nürnberger, noch zu Roß, wie der Herr von Eulenberg, ein Dachſtüblein an. Und der Gaſt hatte nichts dagegen, weil er über die Häuſer hinweg die Burg im Morgenroth und Abendſchimmer ſehen konnte, und durch das einzige Fenſter des Gemachs gerade das Licht fiel, das er brauchte.

Nach einem Jahre aber begab es ſich, daß ſeine feinen Hemden blöd wurden, und daß er Leinwand zu neuen erhielt und fragte, bei wem er ſie könnte fertigen laſſen. Worauf der Wirth zur goldenen Krone antwortete: „Damit müßt Ihr Euch an das Fräulein von Affenſtein wenden."

Der Maler verwunderte ſich bei dieſer Antwort über die Maßen, und der freundliche Leſer macht es ihm vielleicht nach. Weßwegen der Erzähler eilt, die nöthige Aufklärung zu geben.

Der erſte proteſtantiſche Stadtpfarrer in Pappenheim nämlich, Namens Michael Nachart, hinterließ bei ſeinem ſeligen Hingang nichts als eine Bibel, Luthers Werke und eine fünfzigjährige Schweſter; das Andere hatte er ſchon vorher den Armen gegeben, namentlich den Flüchtlingen, deren es damals wegen des Glaubens nicht wenige gab. Für ſeine Schweſter aber hatte er noch bei Lebzeiten ſo viel als möglich dadurch geſorgt, daß er ihr in einem Vorwerk der Burg gegen die Stadt zu ein Häuslein mit einem kleinen Garten kaufte. Das Uebrige überließ er dem HErrn, der da ſpricht: „Der HErr hat Gefallen an denen, die Ihn fürchten, die auf Seine Güte hoffen."

Weil aber das Vorwerk „Auf dem Stein" oder kurzweg

Affenſtein hieß, weil ferner die Schweſter des Pfarrers ein ganz eingezogenes Leben führte, weil endlich die Welt die Stillen im Lande nicht ungekämmt und ungerupft laſſen kann, ſo nannten die Leute dieſe Einſame nur das Fräulein von Affenſtein. Wer jedoch was zu nähen hatte, der ging gern zu ihr. Denn Niemand führte in der Grafſchaft die Nadel beſſer als ſie. Davon zeugten beſonders die ſo künſtlich genäheten Handtücher, welche damals zum Prunk an den Stubenthüren der Hohen und Niederen hingen, die Altartücher, die ſie für wohlthätige Stifter fertigte, und ſo manche andere Dinge, die in den täglichen Gebrauch kamen.

Zu ihr begab ſich der Maler in der Abenddämmerung. Unter ſeinem Mantel hatte er ein Stück feine Leinwand, welches ihm die Oberjägermeiſterin für ihr Bild verehrt hatte, das ihr ähnlich war, wie ein Tropfen Waſſer dem andern, und doch in ſeinen Zügen zehen Jahre weniger trug als die Frau in ihrem Geſichte.

Das Fräulein nahm die Arbeit nicht nur an, ſondern fragte auch ihren neuen Kunden in einer Anwandlung von Mitleiden mit dem Jünglinge, deſſen Laufbahn ſchon ſo bald in einer Freiſtadt geendet hatte, wie es ihm gehe.

Der Maler antwortete: „Mir könnte es nicht beſſer gehen. Ich verdiene mir mehr, als ich brauche, und in der goldenen Krone hat es noch keine fröhlicheren Gäſte gegeben als mich, den reichen Mann von Nürnberg, und den Freiherrn. Uns iſt wohler als dem Kleeblatt im Abendthau. Vor der Stadt draußen mag die Gerechtigkeit des heiligen Römiſchen Reichs noch hundert Jahre auf uns warten; wir lachen ihrer hinter der Mauer und ſchauen ſie an, wie die Feldmaus den hungrigen Fuchs vor ihrem Bau.“

So antwortete der Maler. Mit jedem Worte aber, welches er ſprach, wurde das Angeſicht des Fräuleins finſterer und

trauriger, und als er ausgeredet hatte, fuhr ſie fort: „Wenn Ihr noch bleiben wollt, bis dieſer Zeiger um zwei Nummern weiter rückt, will ich Euch eine Fabel mit auf den Weg geben.“

„Draußen im Meere waren einmal drei Hechte. Der Eine borgte von der Auſter zwei köſtliche Perlen und entfloh; der Andere tödtete im Zorn den Lachs, und entwich; der Dritte aber erſchlug in ſeinem Muthwillen den Krebs, und ging davon. Und als die Auſter mit dem Vater und der Mutter der Erwürgten bei dem Wallfiſch klagten, ſchickte er den Hay, die Miſſethäter zu fahen. Aber ſie entgingen dem grimmigen Verfolger über die Sandbänke in den Rhein und ſpotteten des Schwachen, als der ihnen durch die Untiefe nicht nachzukommen vermocht hatte. Und drinnen im Fluſſe führten ſie ein luſtiges Leben, aber nicht länger als ein Jahr und einen Tag. Da ſchoß der Fiſchaar herab und haſchte den Einen mit ſeinen ſcharfen Klauen; und ein Pfeil vom Ufer her ging durch den Andern; und ein feines Netz, ſo ſich unverſehens aus der Tiefe hob, umſchloß den Dritten. Denn ihre Freiſtatt ging weder in die Höhe noch in die Tiefe, ſondern nur in die Breite und Länge. — Wie gar nichts ſind alle Menſchen, die doch ſo ſicher leben! Sela.“

Mit dieſen Worten der Schrift entließ die Nähterin ihren Kunden, der ſie jedoch nicht weiter in ſeinem Herzen bewegte, ſondern in ſeiner fleiſchlichen Sicherheit hinging wie zuvor.

Da begab es ſich eines Morgens, daß der Wirth zur goldenen Krone dem Nürnberger das warme Bier vorſetzen wollte ſo er am Abende zuvor beſtellt hatte, aber ihn in der Schlafkammer nirgends ſah und faſt geglaubt hätte, er wäre mit den drei Männern davon gegangen, die geſtern noch bei Nacht und Nebel gekommen waren und vor Schlafengehen ihre Zeche bezahlten, und ſagten, ſie müßten morgen ſehr frühe aufbrechen. Aber er war nicht mit ihnen fort, ſondern lag unter ſeinem

Deckbette, und die Stubenmagd fand ihn, als ſie es aufhob, todt. Denn die drei Männer waren Freiſchöffen des heimlichen Gerichts, und hatten ihn in ſeinem Bette erſtickt. Neben ihm aber lag ein Streifen Pergament, auf welchem geſchrieben ſtand: „So müſſe es Allen ergehen, die das Gut der Wittwen und Waiſen verzehren.“

Darüber erſchrocken, legten ſich der Freiherr und der Maler fortan in eine Kammer zuſammen, und der Wirth verwahrte ihre Fenſter mit eiſernen Stäben und ihre Thüre mit eiſernen Riegeln. Sie ſelbſt aber leuchteten vor Schlafengehn immer unter ihre Bettſtätten und ſahen, ob der Verfolger nicht darunter verborgen ſei.

Ihrer Schlafkammer gegenüber lag eben der Berg, wie er noch heutigen Tages liegt, und als Egidi gekommen war, kam jeden Morgen, wenn der Tag graute, ein Hirſch auf die Höhe des Berges heraus und ſchrie. Aus ſeinem Schreien aber konnte man entnehmen, daß er zu den größten ſeines Geſchlechts gehören müſſe. Deßwegen ſtahl ſich der Freiherr des Abends, da es ſchon dämmerte, mit ſeiner Büchſe zum Thor hinaus und wollte das Thier erlegen. Denn er konnte ſeine Haut zu Markte tragen, wohin er wollte, und der kranke Jagdherr hatte ihm erlaubt, auf ſeine Gefahr dem Gelüſten ſeines Herzens zu folgen.

Und als am Morgen darauf ein Schuß fiel, und der Hirſch nicht mehr ſchrie, glaubte der Kronenwirth, der Freiherr hätte ihn erlegt, und ſchickte ſeine Leute hinaus, denſelben zu holen. Denn es war den Tag vor der Kirchweihe, und ein feiſter Ziemer ging ihm noch ab. Aber die Knechte fanden nicht den Hirſch, ſondern den Freiherrn mit einer Wunde in der Bruſt, und konnten kein ganzes Vaterunſer mehr beten, ehe er verſchied. Der Bruder des Mannes, den der Freiherr in ſeinem Schlößlein mit Weib und Kindern verbrannte, hatte

die Stimme des Wildes nachgeahmt, und die Kugel, die in dem Rückgrad des Erſchoſſenen ſtack, war aus ſeinem Lauf. Der Kronenwirth aber beklagte am aufrichtigſten ſeinen jähen Tod. Denn was der Freiherr bei ihm verzehrt hatte, ſtand noch in dem Buche, und was er an dem Nürnberger verdient hatte, nahm der Erwürgte in die Ewigkeit mit ſammt ſeiner großen Sündenſchuld, die noch ungetilgt in einem andern Buche ſtand.

Nach dieſem Allen entzündeten ſich die Augen des Malers, und das Uebel nahm ſo überhand, daß der Arzt den Kopf ſchüttelte, und daß der Patient ſelbſt meinte, er müſſe nun von allen Farben Abſchied nehmen, von denen in ſeinem Kaſten, wie von denen oben am Himmel und unten auf der ſchönen Erde. Dazu wurden der Kronenwirth und ſeine Leute nicht freundlicher, als ſie merkten, daß es ſeinem Säckel ging wie den Honigzellen der Bienen im Winter, und der Stadtvogt fragte ihn, ob er nicht glaube, die Luft vor der Stadt ſei ihm geſünder als drinnen.

Deßwegen wird auch der freundliche Leſer meinen, der Maler wäre über die Maßen froh geweſen, als die Entzündung gewichen war und er wieder nach ſeinem Pinſel greifen konnte. Aber er blieb traurig, und hatte er vordem für die Weltleute gemalt, ſo malte er von nun an für Kirchen und Klöſter, und kaufte ſich eine Bibel und ſuchte darin, was er vorſtellig machen könnte.

Darüber wurden auch ſeine Hemden wieder blöde, ſo gut auch der Faden der Oberjägermeiſterin geweſen war. Er beſtellte ſich bei der Nähterin neue, und als ſie ſich über ſeine eingefallenen Augen wunderte und ihn befragte, warum er ſo traurig und niedergeſchlagen wäre, gab er die Antwort, er habe nun erfahren, daß die Freiung in Pappenheim nur in die

Breite und Länge, nicht aber in die Höhe und Tiefe gehe, und wisse doch keine andere Freistadt, in die er fliehen möchte.

Da wurde das Angesicht des Fräuleins nicht wieder finster und traurig, sondern freundlich und milde, wie das Antlitz einer Mutter, das sich über den lächelnden Säugling neigt. Sie nahm ihre Bibel von dem Rahmen über der Thüre, blätterte eine kleine Weile darin und sagte dann: „Schlagt, wenn Ihr nach Hause gekommen seid, in Eurer Bibel auf den zweiten Vers des siebenundfünfzigsten Psalms und leset ihn, bis Eure Traurigkeit und die Angst Eures Herzens weicht."

Der Maler ging heim, und schlug auf, und las: „Sei mir gnädig, Gott, sey mir gnädig; denn auf Dich trauet meine Seele, und unter dem Schatten Deiner Flügel nehme ich Zuflucht, bis daß das Unglück vorübergehe."

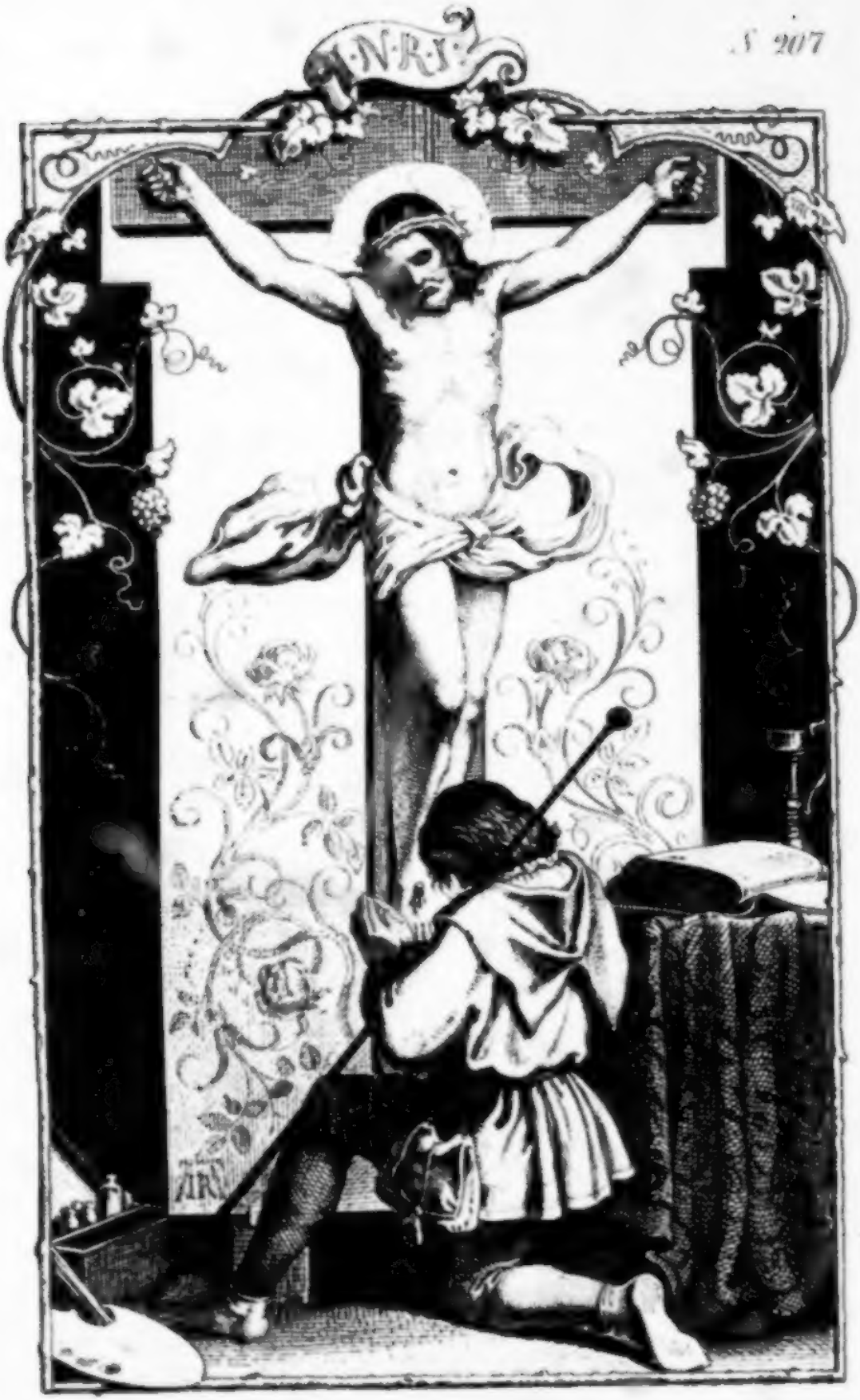
Aber er mochte diese Worte lesen, so oft er wollte, und die anderen ein hundert und neun und vierzig Psalmen dazu, das ängstliche und bange Wesen wich nicht von ihm. Es war ihm, als wäre er nicht mehr in einer Freistadt, sondern als säße er mit dem fliehenden Vogel auf dem Zweig oder mit dem verfolgten Repphuhn unter dem dünnen Dache des Dornstrauchs. Er erschrak, wenn der Zugwind an seiner Thüre rüttelte; er fuhr zusammen, wenn ein Körnlein Mörtel von der Decke fiel; er bebte, wenn die Maus ihren scharfen Zahn an seinem Fußboden versuchte, und schlafend schlug er oft nach den Boten des heimlichen Gerichts, die er im Traum zu seiner Thüre hereinkommen sah. Dachte er aber vollends daran, daß ihn eine wiederkehrende Entzündung seines Augenlichts berauben könnte und daß man ihn dann als blinden Mann zur Freistadt hinausstoßen würde, so wurde die Angst seines Herzens fast unerträglich. Er tauchte daher auch seinen Pinsel nur mehr in dunkle und trübe Tinten; die hellen und heiteren Farben in seinem Kasten vertrockneten, und er arbeitete für

Niemand mehr als für die Karthäuſer in Eichſtädt, die ihm einen Jahresgehalt ausſetzten, um ſeine Kunſt ganz für ihr Kloſter zu gewinnen. Denn ſein erſtes Gemälde für ſie, welches den HErrn darſtellte, wie Er den Verfolgern aus Gethſemane, Seiner heiligen Freiſtätte, entgegenging, hatte ſie ſo erfreut, daß ſie ihr ganzes Refectorium mit den Werken ſeiner Hand zu ſchmücken wünſchten.

Auch aus ſeinem Geſichte verſchwand die helle und heitere Farbe der Jugend. Die Schatten des Alters lagerten ſich in die Falten ſeiner eingefallenen Wangen und in die Furchen ſeiner Stirne. Das Knochengebäude ſeines Leibes ſank zuſammen, und ſein Rock, der ſonſt ſeine volle Geſtalt umſpannte, wie die Rinde der jungen Eiche ihren Stamm, wurde zum weiten und faltigen Trauerkleide.

Die Nähterin auf dem Affenſtein erſchrack über ihn, als ſie ihn nach drei Jahren wieder ſah. Es war ihr, als kehrte die Seele des Malers noch einmal aus dem Schattenreiche zurück, wohin er indeß gerufen worden wäre, und ſie ließ eine Thräne des mütterlichſten Mitleidens auf die kalte Hand fallen, die er ihr zum Gruße reichte.

„Ich habe," ſagte er im Verlauf des Geſprächs, „die rechte Freiſtadt noch nicht gefunden. Ich habe auf Euren Rath an der Himmelsthüre angeklopft; aber es wurde mir nicht aufgethan, und es iſt mir immer, als forderte man droben, wie hier unten, einen Preis für den Freibrief, nur einen andern. Beſtünde er in Geld, ich wollte mir die Finger krumm malen, um es zu verdienen; beſtünde er in guten Werken, ich wollte ſelbſt hungern und frieren und wachen, die Hungrigen zu ſpeiſen und die Nackenden zu kleiden und die Kranken zu warten. Aber meine Almoſen alle haben mir nichts geholfen."


I·N·R·I·

Die Nähterin hörte ihm mit sichtlicher Theilnahme zu, schüttelte aber absonderlich bei den guten Werken, deren er gedachte, den Kopf und antwortete ihm: „Da ist mit vergänglichem Silber oder Golde nichts gethan, eben so wenig mit guten Werken. Sondern wollet Ihr in die himmlische Freistadt eingehen, und wieder zum Frieden kommen, so müßt Ihr von dem HErrn Jesu für Euch bezahlen lassen, und zwar mit Seinem theuern Blute, damit er als Hoheprieſter für alle Sünder in das Allerheiligste eingegangen ist. Für mich hat Er bezahlt. Daß weiß ich so gewiß, als ich Euch vor mir sitzen sehe. So gehet nun wieder heim und machet es wie das Cananäische Weiblein, und lasset nicht nach, bis Er auch Euch versichert: „Dein Schuldbrief hängt zerrissen an meinem Kreuze, und dein Freibrief ist bezahlt mit meinem vergossenen Blute.“

Und weil der junge Meister sich demnächst darüber machen wollte, Christum am Kreuze für die Karthäuser in Eichstädt zu malen, las er Nachts, wann er den Pinsel weggelegt hatte, bei seiner Lampe, was die Propheten und Apostel von dem Gekreuzigten schreiben. Darnach zeichnete er das Bild. Als er aber zuletzt damit so weit gekommen war, daß er auf die Tropfen, die von den durchbohrten Füßen des Gekreuzigten rinnen, den höchsten und reinsten Purpur setzte, wie ein Blumenmaler die durchsichtigen Thautropfen auf die Blätter und Blüthen seines Bildes, fiel es ihm auf einmal, wie ein Centnerstein vom Herzen. Und in seinem Entzücken fiel er auf seine Knice und rief: „Ja, HErr, du hast sie auch für mich vergossen!“ Und als er sein Angesicht stille und anbetend noch tiefer zur Erde neigte, war es ihm, als riefe es in sein Herz: „Dein Schuldbrief hängt zerrissen an diesen Nägeln, und dein Freibrief ist mit diesem meinem Blute bezahlt.“

Noch denselben Abend begab er sich zu der Nähterin auf dem Affenstein und theilte mit ihr seine Freude, als mit der

einzigen Seele im Ort, welche wußte, daß ohne die himmliſche Freiſtadt eine irdiſche nichts helfe.

Aber ſie ſah es nicht lange mit an, wie er an Leib und Seele von Neuem wieder aufblühte und zwar zu einem tauſendmal ſchöneren Leben denn vorher. Sie fühlte die Nähe ihres letzten Stündleins, vermachte dieſem ihrem geiſtlichen Sohne ihr Gütlein auf dem Affenſtein, ſegnete ihn und ſtarb.

Und obwohl der Rath von Augsburg ſpäter ein Schreiben an ihn ergehen ieß, worin zu leſen war, nicht er hätte bei jenem Gaſtmahle den Erwürgten getödtet, ſondern ein Anderer, der es noch vor ſeiner Hinrichtung dem Beichtiger offenbarte, — und ob wohl ſeine Vaterſtadt ihn einlud, wieder heim zu kehren und mit anderen Meiſtern das neue Rathhaus zu ſchmükken, ſo blieb er doch auf ſeinem Affenſtein bis an ſein Ende.

Vor demſelben aber ſprach er noch: „HErr, nun läſſeſt Du Deinen Diener im Frieden fahren, wie Du geſagt haſt; denn meine Augen haben Deinen Heiland geſehen!“

Der Schweizer.

Am Tage Mathäi des Jahres 1760 wurde unter dem Dache des Pfarrers in Solenhofen eine Art von Friedensfeſt gefeiert, das Sebald, der Lumpenſammler, herbeiführte, und dem ein dreijähriger Krieg zwiſchen dem Seelenhirten und ſeiner Hausehre vorausgegangen war.

Der Gegenstand des Streites war ein Schlafrock, der seine Zeit längst überlebt hatte und Jeden, dem er in die Augen fiel, an das Gleichniß des Herrn erinnerte: „Niemand flicket ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch; denn solch Füllwerk reißet am Kleid und der Riß, das Schisma, wird ärger.“ Er war aber dem Pfarrherrn fast so lieb geworden, wie seine eigene Haut, und er hielt ihn fest und wollte ihn eben so wenig lassen, als Hiob seine Gerechtigkeit

Der Pfarrerin dagegen war er ein Dorn im Auge, besonders seit dem letzten Kirchweihfeste. Denn an diesem Tage wurde ihr Mann von einem alten Freunde sogleich nach dem Morgengottesdienst überrascht und fuhr aus dem Kirchenrock in den Schlafrock, aber nicht in den rechten Aermel desselben, sondern durch ein Loch, so unter demselben war. Und während der Pastor den Freund umarmte und in der Freude seines Herzens nach einem Stuhle für den lieben Gast lief, hing der Aermel herab, wie der alten Ente des Nachbars ihr gebrochener Flügel, bis die Hausfrau dazu kam, ihre zerstreute Hälfte bei Seite nahm und in den neuen Schlafrock steckte, der schon lange fertig und nur bisher noch immer verschmäht worden war.

Vom Leibe war nun das Aergerniß der Pfarrerin; aber damit war sie noch nicht zufrieden, sondern sie wollte es auch aus dem Hause schaffen, um nicht ihren Eheherrn in der Versuchung zu lassen, noch einmal rückfällig zu werden, wie ein Pharisäer immer wieder in sein Schafskleid zurückkehrt, mag es auch durch den langen Gebrauch, durch das viele Ziehen, Rücken und Zerren noch so löchericht geworden sein.

Eine willkommene Erscheinung war ihr daher Sebald, der Lumpensammler, als er an dem oben angezeigten Tage unmittelbar nach dem Mittagessen zu ihr in die Küche kam, um zur gewöhnlichen Zeit anzufragen, ob nicht auch für seinen

Sack etwas reif geworden ſei, und zwar mit gedämpfter Stimme, weil er wußte, daß um dieſe Stunde der Pfarrherr in ſeinem Sorgenſtuhle hinter dem Ofen ſaß und nickte.

Die Pfarrerin klagte ihm ihre Noth und ſetzte hinzu: „Wenn Ihr mir heute die alte Haut glücklich aus dem Hauſe bringt, ſo lege ich Euch ſechs Reiſten Flachs für Eure Tochter dazu. Und damit Ihr Euch nicht zu übereilen braucht, könnt Ihr das gewärmte Kraut in der Stube eſſen. Aber geht ſachte darein. Denn der Schlafrock iſt ihm an das Herz gewachſen und dürfte ihm ſchwerer abzuhandeln ſein, als der Kaiſerin Maria Thereſia ihre ſchleſiſchen Fürſtenhüte.“

Der alte Sebald lächelte dazu, als wüßte er ſchon einen Preis, dem der Pfarrherr nicht widerſtehen könnte, und trat in die Stube, als er denſelben die köllniſche Pfeife auf dem Ofen ausklopfen hörte. Die Pfarrerin folgte ihm mit einem ziemlich großen Teller, auf welchem das aufgewärmte Kraut mit dem verhältnißmäßigen Stück Fleiſch darin zum zweiten Male dampfte.

Der alte Schlafrock hing, wie ſonſt, an der Schlafkammerthüre, und der Lumpenſammler machte es wie Alle, welche ſammeln. Er ging, ohne bei anderen Dingen zu verweilen, auf das Hauptſtück zu und ſprach, indem er darnach griff und auf den Pfarrherrn hinter ſich zurückſchaute: „Aber heuer darf ich ihn mitnehmen?“

„Er iſt mir nicht feil,“ antwortete der Seelenhirte, und rückte ſich einen Stuhl an den Tiſch, auf den ſeine Frau das Eſſen für ihren Bundesgenoſſen geſtellt hatte. Denn er unterhielt ſich gerne mit dem alten, verſtändigen Manne, und wartete immer, wenn die Zeit ſeiner Wiederkehr herankam ſo ungeduldig auf ihn, wie vielleicht der freundliche Leſer ſchon hin und wieder auf eine ausgebliebene Zeitung gewartet hat.

Sebald ließ ſich aber durch die ſo entſchiedene Antwort

des Pfarrers nicht abſchrecken, ſondern fragte weiter: „Auch dann nicht, wenn ich Euch von dem Hochholzer erzählte, dem Alles hinausgegangen iſt?“

„Wir wollen ſehen, erwiderte der Paſtor. Jetzt eßt nur vor allen Dingen, und dann kramt Eure Waare aus. Aber das merkt Euch, ſie darf gut ſein, wenn ich dagegen zugeben ſoll, daß Ihr meinen alten, getreuen Diener in Euren Sack ſteckt.“

Der Lumpenſammler aß, wie ein alter Hausfreund, und erzählte dann, hinter ſich ſeine Bundesgenoſſin am Spinnrad und vor ſich ſeinen Widerſacher an der anderen Seite des Tiſches, wie folgt:

„Vor zwanzig Jahren oder darüber, noch ehe der Herr Magiſter hieher gekommen war, lebte droben in Hochholz der Halbbauer Michael Schämer, und trieb von jeher Alles anders, denn die übrigen Leute im Ort. Das Waſſer, das ſich in ſeiner Miſtgrube ſammelte, ließ er nicht davon laufen, ſondern ſchöpfte es in ein altes Oelfaß und führte es auf ſeine Wieſe, dem Waſſer in ſeiner Wieſe aber gab er den Laufpaß damit, daß er Gräben zog und unterirdiſche Abzüge baute, wenn das Dreſchen vorüber war und die Andern im Ort auf der Ofenbank ſaßen. — Wenn er im Herbſt ſeinen Honig und ſein Wachs einthun wollte, brachte er ſeine fleißigen Immen nicht um, wie es die Andern zu machen pflegten, ſondern ſchnitt nur von den Fladen ſo viele heraus, als ſie ſelbſt nicht bedurften, und ſagte ihnen dann eine gute Nacht für den Winterſchlaf. Wie denn auch der Kaiſer die Bauern nicht todt ſchlägt, wenn er Geld braucht, ſondern nur ein Billiges von ihnen fordert und ſie dann unter ihren Strohdächern wieder fortleben läßt. — Mit Ochſen aber ließ er ſich gar nicht ein, ſondern ſpannte nur Kühe in ſeinen Wagen, zwei oder vier, darnach die Laſt leichter war oder ſchwerer. Denn er hatte geleſen, wie man im jüdiſchen Lande die Kuh zum Gang an die Deichſel ge-

wöhnte und ihr das Joch auf den Nacken legte, und dennoch die Milch von ihr trank und den Käſe von ihr aß. — Mit ſeinem Haber oder Waizen ſäete er noch etwas Anderes aus, und wenn man das Jahr darnach an ſeinen Acker kam, war er in eine Wieſe verwandelt und das ſchönſte Futter ſtand ellenhoch darauf. Denn er hatte von den Wiedertäufern in Ellingen gelernt, wie man den Klee bauf, und machte es ihnen nach, weil er ſah, daß ihre Kühe den ſieben fetten des Pharao nichts nachgaben, ob ſie gleich das ganze Jahr über nicht aus ihren Ställen kamen, als wenn man ſie zur Tränke trieb."

„Aber eben deswegen, weil er es in den meiſten Stücken anders hielt, denn ſie, erfanden ihm die Ortsleute einen Spitznamen und hießen ihn ſeit der Zeit den Schweizer. Was er ſich gerne gefallen ließ, da er vernommen hatte, daß das Volk der Schweizer nicht immer auf einem Fleck ſtehen bleibe, wie die Chineſen, ſondern über Feldbau und Viehzucht nachdenken, oder, wie er zu ſagen pflegte, ſinnire. Und dieß Alles wäre recht und gut geweſen; aber daß er ſeinen vollen Bienenſtand, ſeine fette Wieſe und ſeine leibigen Kühe blos ſeinem Sinniren zuſchrieb, das deutete auf böſe Zeit, wie der Wetterprophet des Herrn Magiſters da auf dem Kaſten, wenn die junge Bäuerin mit der ſchneeweißen Schürze draußen vor der Hausthüre ſteht und den Mann drinnen ſorgen läßt."

Hier brach der Lumpenſammler ſeine Erzählung ab und that, als ob er aufſtehen und weiter gehen wollte, indem er ſagte: „Ich ſehe ſchon, der Herr Magiſter läßt ſeinen Schlafrock nicht her, und wenn ich mit meiner Geſchichte fertig bin, bin ich ſo weit, denn zuvor, und muß mit dem leeren Sack abziehen."

Aber der Pfarrherr drückte ſeinen Gaſt auf den Stuhl, von dem er ſich halb erhoben hatte, wieder zurück und ant-

wortete: „Bleibt nur, Alter, den Kragen sollt ihr haben, und an den Aermeln und dem Leibrock wird's auch nicht fehlen, wenn Ihr so fortmacht."

Also setzte sich der Lumpensammler noch einmal und fuhr in seiner Erzählung fort.

„Als ich einmal, es war am Donnerstag vor Martini, bei Hochholz hinter dem Zaune saß und auf die Bauerweiber wartete, die im Laubrechen waren, kam der Schweizer mit seinen vier Kühen am Wagen und hielt an seinem Grundstücke, um Dornen in einen abgetriebenen Weg zu stecken, etliche Schritte von mir. Und es wäre besser gewesen, ich hätte geschwiegen und ihn unbeschrieen gehen lassen; aber um doch mehr zu sagen, als guten Tag! lobte ich seinen schönen Anspann und sein Grundstück, und meinte, zwischen ihm und der Wiese des Nachbars sei ein Unterschied, wie zwischen der obern und untern Milch oder einer geschmalzenen und ungeschmalzenen Suppe."

„Dieser Lobspruch bekam dem Schweizer, wie dem Teig die Hefen. Er erwiederte: Ja, Alter, daß muß ich sagen, mir ist noch Alles hinausgegangen. Das macht, man fängt nichts an, bevor man nicht darüber hin und her sinnirt hat."

„Dann schob er seine Mütze etwas auf die Seite, schwang seine Geisel und ging seinen vier Kühen voran dem Walde zu. Denn er wollte eine Föhre holen, welche am Saume desselben stand, und die Sache dießmal um Vieles kürzer abthun, als die anderen Ortsleute, die mit einer Winde und wenigstens mit Einem Gehilfen ausgingen, um einen solchen Baumstamm zu fällen, zu laden und heimzuschaffen."

„Er hielt vor dem Walde, jochte seine Thiere aus und ließ sie in dem jungen Schlage ihrem Maule nachgehen. Er selbst aber stieg auf die Föhre und hieb einen Ast nach dem andern ab, daß der Baum bald aussah, als hätte sich die Ueberlast des Reifes an seine Arme gehängt und sie abgedrückt

von oben an bis unten aus. Es ging Alles gut. Ein Aſt fiel über den andern und jeder ließ eine neue Staffel zurück, auf welche der Schweizer ſeinen Fuß ſetzen konnte. Endlich neigte ſich auch der Gipfel, und wenn der Wind nur etwas ſtärker geweſen wäre, ſo würde er auf den Schweizer gefallen ſein und ihn in ſeinem Fall mit ſich hinabgeriſſen haben. So aber ſtreiſte er ihn nur leicht mit einem der äußerſten ſeiner Zweige, wie manches Mal der Schulmeiſter beim Rechnen den Kopf ſeines Schülers mit einem flachen Streiche bedenkt, damit er ihn noch mehr zuſammennehme."

„Auch der Schweizer nahm den ſeinen zuſammen, als er wieder herabgeſtiegen war, und ich ſah es ihm von weitem an, wie er ſinnirte. Er kratzte hinter den Ohren, rieb ſich das Kinn, beſchaute den Baum von allen Seiten und ſah nach dem Hahn auf dem Kirchthurme, um zu erfahren, von wannen der Wind käme und wohin demnach der Stamm fallen müſſe. Dann ſchob er ſeinen Wagen unter denſelben, daß er, wenn er fiel, der Länge nach darauf fallen mußte. Und als dieß Alles geſchehen war, fing er nun an ſeine Axt zu ſchwingen, kräftig, wie Gideon, als er ſich mit den zehen Männern aus ſeinen Knechten an den Hain Baals gemacht hatte."

Alles ging nach Wunſch. Der Stamm neigte ſich bald auf die Seite, auf welche er fallen ſollte, und als er umſank, wie der Rieſe, nachdem ihn der Hirtenknabe an die Stirne getroffen hatte, fiel er mitten auf den Wagen. Aber der Wagen war für ſolche außerordentliche Verſuche nicht gebaut. Seine vier Axen vorn und hinten brachen mitten entzwei, und er lag da, wie ein zertretener Käfer."

„Der Schweizer blieb etliche Augenblicke vor der Beſcherung ſtehen. Doch wartete er nicht auf Zuſchauer, ſondern trieb eilig ſeine Kühe zuſammen und begab ſich auf den Heimweg. Als er wieder an mir vorüberging, ſagte er: „Alter,

wenn Ihr ſchweigen könnt, ſoll es Euer Schaden nicht ſein. — Ich aber hätte ohnedieß keinen Blauſtrumpf gemacht. Aber noch den nämlichen Abend hörte ich im Ort mit großer Schadenfreude erzählen, eine Windsbraut habe den Baum, den der Schweizer fällte, auf ſeinen Wagen geworfen. Denn ſo hatte er es ſelbſt erzählt, als ihn ſein Nachbar fragte, warum er ohne Wagen heimgekommen ſei. Hätten die Leute den wahren Hergang der Sache gewußt, dann wäre es ihm noch ſchlimmer ergangen, als dem Schuhu, wenn er ſich am Tage ſehen läßt."

„Das Jahr darauf wollte dem Schweizer gar nichts mehr hinaus gehen, ob er es gleich am Sinniren nicht fehlen ließ. Seine Wieſe grünte im Frühjahr ſchöner, als eine in der ganzen Flur. Aber im Sommer kamen die Würmer, woraus der Maikäfer wird, und fraßen die Graswurzeln ab, ſo daß auch für das kommende Jahr keine Hoffnung zu einer Ernte mehr übrig blieb, weil man den wurzelloſen Raſen abheben konnte, wie die Federn von einer gebrühten Henne. Und ſtatt ihn zu bedauern, ſagten die Ortsleute: So gehts, wenn man geſcheidter ſein will, denn Andere. Das kommt von der ſauberen Brühe, die er in ſeinem Oelfaß hinausgefahren hat. — Ja es fehlte nicht viel, ſo hätten ſeine Gränznachbarn, deren Wieſen mit der ſeinigen litten, auf Schadenerſatz geklagt."

„Nicht beſſer ging es mit den Bienen. Sie bekamen den Durchfall und ſtarben dahin, wie Heuſchrecken, wenn ein kalter Wind über ſie kommt. In allen Körben, die in dem Bienenſtocke des Schweizers ſtanden, wurde es todtenſtille, und wenn man ſie öffnete, fand man nichts, denn Moder und Graus darin. Und wo die Leute darüber redeten, ſagten ſie: „das kann nicht anders ſein." Wenn man kein Jahr gründlich ausräumt, muß es zuletzt in den Körben ausſehen, wie in einem

Fuchsbau, darin es eine andere Naſe, als die des Hühnerdiebs nicht aushalten kann."

„Und das Schlimmſte kam zuletzt. Die vier Kühe des Schweizers übernahmen ſich eines Tages, da er nicht zu Hauſe war, im Klee, und drei davon fielen, weil ſeine Leute nicht wußten, was ſie mit ihnen anfangen ſollten. Als der Fallmeiſter kam, zu thun, was ſeines Amtes iſt, freuten ſich Alle, die es ſahen, daß ihre Weiſſagungen von dem Klee in Erfüllung gegangen wären."

„Summa Summarum: der Schweizer hatte nicht allein den Schaden, ſondern er büßte damit auch den Namen eines klugen Mannes ein, was ihn noch mehr verdroß, als der Verluſt ſeiner Bienen und Kühe."

„Als ich etliche Wochen darauf wieder in ſein Haus kam, ſaß er hinter ſeinem Ofen, wie Jona, von dem geſchrieben ſteht: Aber der Herr verſchaffte einen Wurm des folgenden Tages, da die Morgenröthe anbrach; der ſtach den Kürbis, daß er verdorrete. Als aber die Sonne aufgegangen war, verſchaffte Gott einen dürren Oſtwind; und die Sonne ſtach Jona auf den Kopf, daß er matt ward. Da wünſchte er ſeiner Seele den Tod, und ſprach: „Ich wollte lieber todt ſein denn leben."

„Ich ſetzte mich zu ihm an die andere Seite des Ofens, alſo daß ich ihm faſt den Rücken zuwendete und ſprach: „Vetter Michel, die Vierzig weniger Einen, die Ihr empfangen habt, thun mir vielleicht ſo wehe als Euch. Das weiß der Herr; aber doch muß ich noch den vierzigſten dazu thun und Euch ſagen, Ihr habt ſie alle verdient. Denn wie Ihr mit dem Baum beſſer zurecht gekommen wäret, ſo Ihr Jemanden dabei gehabt hättet, alſo würdet Ihr auch im Uebrigen beſſer gefahren ſein, wenn Euch in allen Werken Eurer Hand ein Gehilfe zur Seite geſtanden wäre. Aber damit meine ich nicht etwa

einen Knecht. Denn das weiß ich, den erträgt Euer Gut nicht. Ihr arbeitet auch noch für Zwei, und wenn ich Euren Nachbar neben Euch hinter dem Pfluge ſehe, iſt es mir immer, als wollte es der krumme Weber von Hürth mit dem Laufer des Markgrafen in die Wette thun. Ich meine den Helfer, von welchem geſchrieben ſteht: Wo der Herr nicht das Haus bauet, ſo arbeiten umſonſt, die daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt behütet, ſo wachet der Wächter umſonſt. Es iſt umſonſt, daß ihr frühe aufſtehet, und lange ſitzet und eſſet euer Brod mit Sorgen, denn ſeinen giebt ers ſchlafend. — Ihr glaubtet: Wenn ichs ſo mache, wie die Wiedertäufer in Elingen, dann muß es auch ſo gehen Aber ihr habt vergeſſen, daß dieſe Leute nicht allein ſinniren, ſondern auch beten, und mehr beten, als ſinniren."

„Mit dieſen Worten warf ich meinen Sack über die Achſel und ließ den Schweizer mit ſeinen Gedanken allein. Und wie ich ſpäter hörte, ging er in ſeine Bodenkammer hinauf, die ein Fenſter nach Morgen hat, und ſchloß hinter ſich zu. Was er darin that, weiß ich nicht, Gott weiß es; aber das weiß ich, traurig ging er hinauf und fröhlich und guten Muths kam er wieder herunter."

„Seinen Feldbau trieb er nachher, wie vor, um kein Haar anders; aber, obgleich ſeine Bienenkörbe über zwanzig und ſeine Wieſen und Kühe immer fetter wurden, ſo ſagte er doch nicht mehr: Das macht das Sinniren. Und wenn Jemand ſein ſchönes Kleefeld bewunderte, wendete er um und wehrte mit der Hand ab, als einer, dem das Lob widerwärtiger geworden war, als die Pillen des Baders in Dolnſtein."

„Bei dem Buchbinder in Pappenheim aber kaufte er ſich einen gedruckten Hausſegen und heftete ihn an ſeine Stubenthüre und glaubte an das Wort: An Gottes Segen iſt Alles gelegen."

So erzählte Sebald. der Lumpenſammler, und hatte ſeine Angel nicht vergebens ausgeworfen. Denn der Pfarrherr lieferte ihm den Schlafrock mit eigener Hand aus, und die Hausfrau legte die ſechs Reiſten Flachs dazu, womit der Alte ſeiner Tochter daheim eine große Freude machte.

Drei Bilder.

Erſtes Bild.

Auch Gunzenhauſen, ein kleines Städtlein in dem obern Altmühlthale, hat ſeine Lagunen, auf welchen Gondeln fahren und Sänger ihre Abendlieder ſingen, wie zwiſchen den neunzig Inſeln Venedigs. Aber die Gondeln ſind weiße Gänſe, an Größe faſt den Schwänen gleich, und die Sänger ſind Fröſche, und die Lagunen in einander laufende ſeichte und ſumpfige Pfützen.

Wenn am Ende des Winters der Schnee ſchmilzt, wird das Thal jedesmal, was es urſprünglich Jahr aus Jahr ein geweſen war, ehe der Fluß zwiſchen den Pappenheimer Bergen ſein Bett ſo tief gelegt hatte, nämlich ein Landſee. Das Uebermaaß des Waſſers aber läuft durch das Thor zwiſchen dem Nagelberg und dem Patrick allmählig wieder ab, und von dem großen Waſſerſpiegel, der am Morgen ſo flimmerte und am Abend ſo glänzte, bleiben nur da und dort einzelne Trümmer in den Vertiefungen liegen. Schilf und blaue Vergißmeinnicht kommen dann hervor und faſſen dieſe liegengebliebenen Trümmer in lebendige Rahmen.

Dieß ſind die Lagunen an der Altmühl. Und meint nun der freundliche Leſer, es lohne ſich nicht der Mühe, darüber ein Wörtlein zu verlieren, ſo kann ich nicht helfen. Aber wäre

nur das Altmühlthal ſeine Heimath, oder hätte er darin nur einen Sommerabend verlebt, wo die Sonne hinter dem Spielberg klar untergeht, und die Chöre jener Sänger und die Zungen der Gebetglocken und die Lerchen in der Höhe und das Waſſerhuhn in der dämmernden Tiefe das Abendlied anſtimmen, dann würden ſelbſt dieſe ſtehenden Gewäſſer ſich als freundliche Bilder in ſeine Seele prägen.

Ueberdieß muß mich der Leſer mit in dieſe Lagunen und und mitten unter ihre quackenden und ſchnatternden Bewohner begleiten, wenn er den großen Mann kennen lernen will, von dem dieſe Geſchichte handelt.

Derſelbe war aber der Schneidergeſelle Ephraim Hütkner. Er hatte auf ſeiner achtjährigen Wanderſchaft faſt das ganze nördliche Deutſchland durchzogen, kam dann mit einer neuen Mundart, mit neuen Kleidern und mit einem neuen Zopf nach Hauſe, und hielt ſich für vornehmer und geſcheider als die Andern im Dorf. Dieß ſagte er ihnen gelegenheitlich auch in's Geſicht; aber die guten Leute, die ihn als einen Narren betrachteten, nahmen es ihm nicht übel, ſondern ergötzten ſich an ihm. Sonſt hätten ſie ihm mit Fäuſten und Stuhlfüßen geantwortet, wie es hie und da auf dem Lande noch gebräuchlich iſt.

So ſaß er eines Abends mit mehreren Bauern im Wirthshauſe und hörte, daß am zweiten Pfingſttage der Sohn des Pfarrers predigen und daß dabei die Kirche ſehr voll werden würde.

„Nun, das iſt gut," fiel Ephraim dem Wirth in's Wort; „wenn der Candidat Eure kothigen Schuhe anſchaut, kann er ſich überzeugen, daß Ihr noch die alten dummen Bauern ſeid wie vor Jahren."

„Wie ſo, Herr Ephraim?" fragte ein Schalk hinter dem Tiſch und lupfte dabei ſein ledernes Käpplein.

„In dem nördlichen Deutſchland," antwortete Herr Ephraim, „wo kein Fleck handgroß vorhanden iſt, den ich nicht kenne, giebt es auch ſolche ſumpfige Gegenden wie bei uns. Man nennt ſie Marſchländer. Sie ſind ungefähr ſo beſchaffen wie der Gänſewaſen draußen vor dem Dorf. Aber dort denkt keine vernünftige Seele daran, ſich die Schuhe kothig zu machen, ſondern man bedient ſich der Stelzen."

„Der Stelzen?" unterbrach ihn der Schalk in der Ecke, und zwar dießmal in vollem Ernſt. Denn Ephraims Ausdruck war ihm fremd und erinnerte ihn an die Bachſtelzen, deren es in den Laguneu der Altmühl ſo viele gibt. Auch hatte er den Schneider im Verdacht, derſelbe wolle ihm und den Andern weiß machen, daß in den Marſchländern eine große Art von Ackermännchen die Gefälligkeit habe, die Fußgänger auf ihrem Rücken durch die Pfützen zu tragen. „Da ſeht Ihr's wieder," fuhr der Schneider fort, „was für dumme Leute Ihr ſeid. Die Stelzen hat man dort zu Lande, wo man raffinirter iſt als bei uns, den Reihern uno Störchen etwas abgeſehen. Es ſind Stangen mit Tritten, in denen man ſteht. Ein Grenadier mit Bärenmütze und Gewehr kann unter Einem durchmarſchiren, ohne anzuſtoßen. Hättet Ihr nun, was ich eigentlich ſagen wollte, ſolche Stangen, ſo könntet Ihr an den Sonntagen ohne Umweg und ohne einen Schuh ſchmuzig zu machen, mitten durch Eure Froſchtimpfe ſchreiten. Im Winter, wann es gefroren iſt, lehnten ſie dann gut hinter der Stiege. Ach du mein Herr! wie oft bin ich auf ſolchen Stelzen durch Dick und Dünn gegangen!"

„Das läßt ſich hören," verſetzte der Schalk, der unter allen Zuhöhrern der aufmerkſamſte und gläubigſte zu ſein ſchien; „aber von ſelbſt lernt man eben ſo etwas nicht. Ja, wenn es uns der Herr Ephraim nur einmal vormachen thäte, ich wollte gerne meine zwei ſtärkſten Hopfenſtangen dazu hergeben."

Der Schneider machte bei dieſer Zumuthung ſeines heimlichen Verſuchers eine wichtige Miene und ſagte, indem er mit der Hand unter die aufgeblaſenen Backen ſtrich: „Nun meinetwegen! Nächſten Montag früh um ſieben Uhr vor der Kirche will ich auf dem Gänſewaſen erſcheinen, und von da aus in gerader Linie, und ohne einen Schuh zu benetzen, zur Kirche gehen, was bei Euch gewiß noch nicht geſehen worden iſt, ſeitdem die Welt ſteht. Will dann Einer von Euch lieber noch durch den Koth patſchten wie ein Froſch, ſtatt es zu machen wie der überlegende Storch, ſo iſt es ſeine Schuld.“

Ephraims Vorhaben wurde nun die Woche über durch den Schalk ſo viel als möglich bekannt gemacht, und es verſammelten ſich zur beſtimmten Stunde auf dem Gänſewaſen aus dem Dorf und den umliegenden Weilern Alle, bis auf wenige alte oder wahrhaft chriſtliche Leute.

Auch Ephraim erſchien in ſeinem ſchönſten Anzuge, wie er ihn zuletzt noch in Burtehude getragen hatte. Zwei Buben trugen die wunderlangen Stelzen hinter ihm her. Auf der erhabenſten Stelle des Gänſewaſens nahm er ſie ihnen ab, und wog ſie in ſeinen Händen wie ſonſt die Ritter ihre Lanzen vor dem Turnier, um in den wenigen Minuten vor dem Zuſammenläuten die Erwartung der vielen Zuſchauer noch höher zu ſpannen. Als aber die Glocken angezogen wurden, ſchwang er ſich auf einen krummgewachſenen Weidenſtumpf und von da auf ſeine Stelzen, und begann dann ſeinen Gang mitten durch die Lagunen. Zwölf mächtig weite Schritte ungefähr ging es gut, und der Sandgrund mit den verſchlungenen Wurzeln unter dem Moorwaſſer hielt; aber bei'm dreizehnten ſank die eine Stange tief in den zähen Sumpf. Ephraim, der ſie herausziehen wollte, ſtemmte ſich auf die andere und drückte ſie eben ſo tief hinein. Einige weitere Anſtrengungen vermehrten nur das Uebel, und beide Stelzen ſtanden bald wie einge-

wachſen mitten in einem runden Tümpfel, deſſen Durchmeſſer über zwanzig Schritte haben mochte.

Die Verlegenheit des Schneiders war größer, als daß ſie beſchrieben werden könnte. Er bat, man möchte im Dorf Bretter holen und eine Nothbrücke ſchlagen; aber die Schadenfrohen am Ufer ſchüttelten nur die Köpfe. Sie wollten dem Fuchs, der ſich ſo lange für geſcheider denn ſie gehalten hatte, nicht aus der Falle helfen, ſondern warteten auf ihn wie die Hunde unter dem Baume auf die Katze. — „So bleib ich ſtehen," erwiederte Ephraim auf dieſes Kopfſchütteln, „bis andere Leute des Weges kommen und mir helfen, und Ihr ſollt doch nicht die Freude haben, auf die Ihr wartet." — Aber kaum hatte er den Mund zugethan, ſo flog über die vorderſten ſeiner Quälgeiſter ein großer Stein hinweg und mitten in die Pfütze hinein. Das Moorwaſſer, daß er theilte, ſchlug wieder über ihm zuſammen und beſprützte den Schneider mit der Grundſuppe. Das böſe Beiſpiel war nun gegeben. Dem erſten Stein folgten in den nächſten Augenblicken zehn andere, und Ephraim, der Anfangs nur das Waſſer unter ſich gefürchtet hatte, mußte nun auf ſeinem luſtigen Standort bleiben. Wäre er herunter-geſprungen, ſo hätte er wahrſcheinlich Goliaths Schickſal und Strafe getheilt.

Der Pfarrer und ſein Sohn warteten indeß in der Kirche vergebens auf die gewöhnlichen Zuhörer; und als der Schulmeiſter ihnen die muthmaßliche Urſache des Außenbleibens nachträglich angezeigt hatte, begab ſich der alte Herr ſelbſt auf den Gänſewaſen, und begann, ſein großes, ſpaniſches Rohr ſchwingend und in der kräftigen Weiſe jener alten Zeit, eine donnernde Standrede über die Entheiligung des Feiertages. Ephraim ſtand dabei allein auf der Empor.

Der Strafprediger war noch ferne vom Amen, als ein Reiter wie vom Himmel gefallen oder vielmehr wie ein verſpä-

teter Nachzügler des wüthenden Heeres mitten unter die aus einander ſtäubende Verſammlung ſprengte. Das edle Roß, von kohlſchwarzer Farbe, war mit Schaumflocken überſät. Der Reiter war der wilde Markgraf von Ansbach. Ein Flammenblick, den er auf den geiſtlichen Herrn warf, war ſeine Frage.

„Der Schneider," war die Antwort, „wollte meine Gemeinde lehren, wie man in die Kirche gehen müſſe, ohne einen Fuß kothig zu machen, und ſo wurde der Sonntag auf eine arge Weiſe entheiligt."

„So will ich das Lehrgeld bezahlen," verſetzte der Markgraf, und gebot dem andern Reiter hinter ihm, der indeß nachgekommen war: „Leibelfingen, jag' den Hirſch aus dem Waſſer!"

Und der Begleiter holte mit ſeiner Hetzpeitſche aus, und that nach Ephraim einen gewaltigen Hieb. Nur die äußerſte Spitze der Schnur berührte den Rock des Schneiders, riß aber einen Fetzen handgroß aus dem Aermel. Der Unglückliche ſtieß einen lauten Schrei aus und ſprang von ſeinem Pranger in das Waſſer.

„Der iſt bezahlt!" rief der Markgraf; „euch aber, ihr Schurken, ſchicke ich eine Schwadron Huſaren. Die ſollen eine Woche bei euch bleiben und euch lehren, wie Chriſten in die Kirche gehen müſſen. Und heute noch ſchlagt in eurer Bibel auf, was König Salomo vom Kirchengehen ſpricht — Pred. Sal. 4, 17."

Zweites Bild.

Ferne von den Lagunen der Altmühl, mitten in Frankreich, liegt die Stadt, die ich meine. Der Wanderer, der dahin kommt, erkennt ſie an dem Dampf der Steinkohlen und an dem Ruß, womit dieſes brennbare Material die Mauern überzieht. Und der Schnee auf den Dächern der Stadt bleibt

nicht weiß wie auf der Scheune meines Nachbars, ſondern wird bald nach ſeinem Fall aus der reinen Luft ſo, als läge er unter den Aſchenwolken eines feuerſpeienden Berges.

In einer der entlegenſten Gaſſen dieſer Stadt ſtand vor ungefähr hundert Jahren ein großes Haus. Ein ſtarker und ernſter Pförtner öffnete das ſchmale und niedere Thürlein, das in dem großen Thorflügel angebracht war, und von einem andern eben ſo kräftigen und wortkargen Diener geführt, konnte man dann in ein Gemach ganz hinten am Ende des langen Ganges treten. In der dicken, eichenen Thüre deſſelben war ein Schieber angebracht, durch den kleinere Gegenſtände hinein und heraus gereicht werden konnten. In dem Gemache ſelbſt war ein irdener Ofen, aber vom Fußboden bis zur Decke hinauf mit einem engen und ſtarken eiſernen Gitter umgeben. An der Wand gegenüber ſtanden zwei eiſerne Bettladen, und die Decken und Matratzen darin waren von faſt unzerreißbaren Stoffen. Das hohe Fenſter, das in einen Hof hinausging, war nicht nach außen, ſondern nach innen zu mit dicken eiſernen Stangen und mit einem ſtarken Drahtgitter verwahrt. Hoch oben an dem gothiſchen Spitzbogen hing eine Lampe wie ein ewiges Licht, und wurde durch eine Oeffnung im Gewölbe verſehen. Der Fußboden beſtand aus eichenen Dielen. Kurz, Alles war nur für Augen gemacht, die weder etwas Bequemes noch Schönes und Gefälliges, ſondern nur Etwas zum Zerbrechen, Einſchlagen und Zerreißen ſuchten. Denn das Gemach war ein Theil des Irrenhauſes.

An dem Morgen, welchen ich meine, lag ein junger franzöſiſcher Graf in der einen Bettlade und ſchlief. Drei Jahre zuvor, nachdem ſein Adelſtolz, von ſeiner thörichten Mutter, einer Wittwe, genährt, in förmliche Verrücktheit übergegangen war, wurde er in das Irrenhaus und in das Gemach gebracht, das ich dem freundlichen Leſer ſo eben beſchrieben habe.

In der andern Bettlade saß der treue Diener des Grafen und betete. Er richtete dabei seine Augen bald in die Höhe, als lägen die Berge vor ihm, von denen uns Hilfe kommt, und bald auf seinen schlafenden Herrn. Eben war sein halblautes Amen in dem Gewölbe verhallt, als der Schläfer sich regte und der Wachende in seinem Herzen seufzete: „Ach, HErr, gieb Kraft und Geduld!“

Aber der Graf wachte ganz anders auf als seit drei Jahren. Sein staunendes Umherschauen bewies, daß ihm seine Umgebung auffiel, und sein erstes Wort war der Ausruf: „O, mein Gott, wo bin ich?“

Sein Diener eilte an sein Lager und antwortete ausweichend in der guten Absicht, den Schrecken seines Herrn zu beschwichtigen: „Ach, gnädiger Herr, lassen Sie das gut sein! Das ist Alles vorbei, und keine vierundzwanzig Stunden, so sind wir wieder in Ihrem schönen und großen Schloß bei Calais.“

Und bei diesen Worten warf sich der Diener vollends in seine Kleider und wendete sich halb gegen die Thüre, als wollte er sogleich die nöthigen Anstalten zur Reise treffen. Aber der Graf bog sich über sein Lager heraus und sprach, indem er den Eilfertigen bei'm Arm ergriff: „Langsam, mein guter Adam! Wir bleiben vorerst noch einige Zeit, wo wir sind. Warum? sollst du gleich hören, wenn du dich zu mir auf mein Lager setzen willst. — Ehe ich diesen Morgen aufwachte und als ich noch träumte, stand mir ein Engel zu Füßen und sprach: „„Alban, du sollst noch vierzig Tage bleiben, wo du bist, und dann erst heimkehren.““ — Und als ich fragen wollte: warum, mein Herr? verschwand der Engel und ich erwachte. — Ich weiß aber, warum mich der HErr an diesen Ort des Schreckens versetzt hat, nämlich meines Hochmuths wegen, und deßhalb will ich bleiben, bis sich das Bild dieser Zelle unauslöschlich in meine Seele geprägt hat, damit ich es immer wie

eine Warnungstafel betrachten kann, wenn ſich wieder ein Schatten von dem Stolze in mein Herz einſchleichen will. — Doch, Adam, du biſt frei und kannſt gehen. Meine Mutter wird dich belohnen, wenn du ihr die Nachricht von meiner Geneſung bringſt. Ich darf nicht verlangen, daß du dieſen langen Bußtag noch hier zubringen ſollſt.“

Adam aber, über die Sinnesänderung ſeines Herrn noch mehr erfreut als über ſeine Wiedergeneſung, blieb gerne, und erzählte auf das ausdrückliche Verlangen deſſelben an einem von jenen vierzig Tagen Folgendes:

„Als ich, ein Schneider von Profeſſion, auf meiner Wanderſchaft in die Nähe Ihres Schloſſes gekommen war, ritten Euer Gnaden eben auf einem großen Maſtochſen durch das Dorf. Denn Sie hielten ſich für Ahmed Abdallah, den Herrn von Candahar, und glaubten, der Maſtochſe ſei ein Elephant. Hinter Ihnen ſaß ein Stallknecht und hielt einen großen Sonnenſchirm über Ihr Haupt. Ich blieb am Wege ſtehen, nicht aus Neugierde, ſondern aus Mitleiden. Denn ein halbes Jahr zuvor wäre ich aus Hochmuth bald ſelbſt ein Narr geworden, und ſah nun in Ihrer Perſon den gräßlichen Abgrund, an dem ich ſelbſt geſtanden war. Euer Gnaden bemerkten mich ſogleich, und weil Sie mich für einen Geſandten von dem Großmogul Mahomed Schah aus Delhi anſahen, ſo nöthigten Sie mich, in Ihrem Gefolge mit auf Ihr Schloß zu kommen, ließen mich auf's Beſte bewirthen und gewannen mich ſehr lieb. Als daher endlich Ihre Frau Mutter den Entſchluß faßten, Sie hierher in das Irrenhaus bringen zu laſſen, bat ſie mich unter vielen Thränen, daß ich Sie an dieſen traurigen Ort begleiten möchte. Und ich konnte nicht widerſtehen, ſo gerne ich auch meine Wanderſchaft fortgeſetzt hätte. — Euer Gnaden ſträubten ſich freilich mit Händen und Füßen wider Ihre Entfernung aus dem Schloß. Als Sie aber das erſte Mal

in dieſer Zelle erwachten, liebten Sie dieſes Haus als Ihren Winterpalaſt und waren mit Ihrem neuen Aufenthalt dieſe drei Jahre vollkommen zufrieden. — Dieſer hölzerne Stuhl war Ihr Thron. Die Damenbretſteine, von denen ein Haufen dort in der Ecke liegt, hielten Sie für Goldſtücke, und warfen täglich einige Hände voll unter Ihre Unterthanen aus. Wenn aber Abends durch das Loch oben im Gewölbe die angezündete Lampe herabgelaſſen wurde, pflegten Sie zu ſagen: Adam, in meinem Reiche geht jetzt die Sonne auf — und dann mußte ich noch eine Weile mit einem großen Sonnenſchirm hinter Ihnen ſtehen bleiben, während Sie den fremden Geſandten Audienz gaben. Dann erhoben Sie ſich zu einem Mittagsſchläfchen, ob es gleich meiſtens ſchon tief in der Nacht war. Morgens bei'm Erwachen erkundigten Sie ſich immer vor allen Dingen nach Ihrem Leibelephanten. Nur in den letzten Wochen vor Ihrer Geneſung traten viele Unregelmäßigkeiten in Ihrer bisherigen Lebensweiſe ein, was aber der Arzt für ein gutes Zeichen hielt."

Hier ſchwieg der treue Diener, denn er wollte ſeinen Herrn nicht um ein Haar mehr betrüben, als er gerade mußte, um dem Befehl deſſelben nachzukommen. Sonſt hätte er noch weit mehr berichten können.

Der Graf aber, nicht nur von Zerknirſchung, ſondern auch von Dankbarkeit gegen ſeinen treuen Diener ergriffen, verſetzte darauf: „Sage nur, Adam, wie du es drei Jahre lang bei mir aushalten konnteſt?"

„Das iſt ſchnell geſagt," erwiderte der treue Diener. „Als ich von Ihrer Frau Mutter aufgefordert wurde, mit Ihnen in das Irrenhaus zu gehen, hielt ich dieß für einen Wink des Höchſten. Das iſt die Schule, dachte ich bei mir ſelbſt, in der du noch vollends lernen ſollſt, was für ein Gräuel dem HErrn ein ſtolzes Herz iſt; das iſt das Krankenhaus, in wel-

chem du noch gar von deiner eigenen Narrheit kurirt werden ſollſt. So dachte ich in meinem Herzen und ging. Daß ich die drei Jahre, in denen ich mit keinem Fuß über dieſe Schwelle kam, weder krank noch ungeduldig wurde, war eine Gnade Gottes; daß der Allmächtige meine tägliche Fürbitte für Sie erhörte, iſt mehr, als ich begreifen und preiſen kann."

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen blieb der Graf nach ſeiner Geneſung mit Adam noch vierzig Tage im Irrenhauſe. Während ihres Verlaufs benachrichtigte er ſeine Mutter unter Anderem auch von ſeiner Sinnesänderung. Dann kehrte er auf ſein Schloß zurück, und trat bald darauf die Verwaltung ſeiner großen Herrſchaft an, nachdem er förmlich der Vormundſchaft entlaſſen worden war.

Fortan feierte er nicht mehr ſeinen eigentlichen Geburtstag, ſondern den Tag, an welchem ihn der Barmherzige geiſtlich wiedergeboren hatte. Seinem treuen Diener kaufte er in Calais ein ſchönes Haus und die Schneider- und Tuchhandlungs-Gerechtigkeit dazu. Und Adam, der als armer Handwerksburſche nach Frankreich gekommen war, hieß bald in der ganzen Umgegend der reiche deutſche Schneider.

Drittes Bild.

Mehrere, vielleicht zwanzig Jahre nach dieſem Vorfall in dem franzöſiſchen Irrenhauſe, ſtand der Kammeramtmann von Gunzenhauſen in ſeiner Schreibſtube, und hatte einen großen Brief in der Hand. Die Adreſſe war in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, das Siegel in das feinſte Siegellack gedrückt, aber unbekannt. Allenthalben ſtanden Poſtzeichen darauf, und die Städtenamen Calais, Paris, Lüneville, Straßburg, Carlsruhe, Heilbronn und Ansbach waren leicht zu leſen.

Zwei Schnitte mit der Papierſcheere hätten nun das Ge-

heimniß, das unter dem unbekannten Siegel und den vielen ſchwarzen grünen und rothen Poſtzeichen verborgen lag, ſchnell an das Tageslicht bringen können. Aber der Amtmann gehörte zu den umſtändlichen und ſehr bedächtlichen Leuten, von denen ein raſcher Schnitt und Riß weit entfernt liegt. Er pflegte keinen Biſſen geiſtiger oder leiblicher Art ſchnell zu verſchlucken, ſondern ihn zuvor von allen Seiten zu beſchauen und lange hin und her zu wenden, wie der Waſchbär an den Waſſerbächen der blauen Berge. Deßwegen wandte er ſich an ſeinen Schreiber, der hinter ihm ſaß, und ſagte: „Ich kann aus dieſem Brief nicht klug werden; ſchau Er, ob es Ihm nicht beſſer glückt.“ — Auch dem großen Dienſteifer des Scribenten wollte es nicht gelingen, das Räthſel zu löſen, und der Amtmann ließ nun ſeine Gattin aus der Küche zu Hilfe rufen. Die aber hatte gerade mit dem Aufbau einer Paſtete zu thun, und ließ ihrem Manne ſagen, ſie wolle ihm die Marie ſchicken, welche erſt in Ansbach Geographie und Franzöſiſch gelernt habe,

Marie, die Tochter des Amtmanns, die zwei Jahre in der Reſidenzſtadt geweſen war, um in die höhere Bildung eingeweiht zu werden, kam von ihrer Mutter gerufen ſogleich. Sie las und überſetzte, da ſie im Franzöſiſchen gut bewandert war, die Poſtzeichen und die Adreſſe gut und geläufig, verwechſelte aber in ihrer Zerſtreuung Calais in Frankreich mit Dover in England, und antwortete ſchnell: „Ich kann auch nicht ſagen, was darunter ſteckt; aber der Amtsdiener iſt, ſoviel ich weiß, einmal in England geweſen, um für den Herrn Markgrafen Pferde zu holen. Der kann Ihnen, lieber Vater, vielleicht Auskunft geben.“

Zornig über die Zerſtreutheit ſeiner Tochter, nahm ihr der Amtmann das Schreiben ziemlich unſanft aus der Hand und rief: „Geh' nur weiter, du Durcheinander! Ich ſehe ſchon, mein vieles Geld, das ich für deine höhere Bildung ausgege-

ben habe, ist zwischen Calais und Dover in die Tiefe des Meeres gefallen." In seinem Zorn vergaß er sich aber, that mit der Scheere, die er noch in der Hand hatte, zwei rasche Schritte rechts und links von dem Siegel und riß den Brief auf. Der Inhalt desselben war ganz kurz und nach einer gewöhnlichen Eingangsformel hieß es darin: „Unter Umständen die ich Ihnen zu verschweigen veranlaßt bin, überzeugte ich mich selbst, was für einen schlimmen Kirchenweg etliche Ortschaften nordwestlich von Gunzenhausen haben. Diesem Uebelstande für alle Zeiten abzuhelfen, habe ich mich entschlossen, dreitausend Thaler bei einem Nürnberger Haus für Sie anzuweisen. Davon wollen Sie fünfzig Dukaten für Ihre Mühe annehmen und mit dem Uebrigen dafür sorgen, daß ein Hochpflaster von Quadersteinen gelegt werde, worauf auch bei dem schlimmsten Wetter die guten Leute, unaufgehalten durch Sumpf und Pfützen, zur Kirche gelangen können. Vielleicht wird es mir, wenn ich mein Geschäft meinem Schwiegersohne übergeben habe, noch möglich, Ihnen persönlich meinen ergebensten Dank abzustatten u. s. w."

„Daß ich mich in den April schicken lasse!" rief der Amtmann, nachdem er das Schreiben gelesen und seinem Scribenten hingeworfen hatte. „Das Geld fehlt noch; das ist die Hauptsache, und wer weiß, wo das liegt. Was sagt Er dazu?"

Der Schreiber war in Verlegenheit, räusperte, spuckte unter den Tisch, und besann sich auf eine Antwort. Aber ehe er noch damit zu Stande kam, erschien von einer andern Seite eine weit bessere und reellere, als er jemals hätte geben können. Der Amtsdiener riß nämlich die Thüre weit auf, und der Nürnberger Fuhrmann rollte hinter ihm ein sehr schweres und wohl verwahrtes Fäßlein mitten in die Amtsstube. Der Frachtbrief, den er aus seinem Hute nahm, lautete auf den Kammeramtmann, und das Porto war schon von dem Nürnberger Haus berichtigt.

Der freundliche Leſer wird es mir aber erlaſſen, alle die Umſtändlichkeiten zu ſchildern, unter denen das Fäßlein aufgemacht wurde. Sie waren mit Einem Worte nicht geringer als die Umſtändlichkeit, mit der der Amtmann an die Oeffnung des Briefes gegangen war.

Weit ſchneller vollzog der gute Mann den Wunſch des unbekannten Wohlthäters, und ehe noch der Spätherbſt kam, lag ſchon mitten durch die Lagunen der Altmühl ein Hochpflaſter von Quaderſteinen, auf welchem noch heutiges Tages die Kirchgänger auf das Bequemſte wandeln können, Einer hinter dem Andern, wie ohnedieß die Landleute meiſtens zum Hauſe Gottes gehen.

Nachſchrift.

Das ſind die drei Bilder, welche ich dießmal vor meinen Leſern aufſtellen wollte. Die älteren und aufmerkſameren unter ihnen kennen ſchon den Zuſammenhang, in welchem dieſe drei, ſcheinbar ganz von einander verſchiedenen, Schattenriſſe ſtehen. Die jüngeren, die dieſen Zuſammenhang noch nicht ahnen, will ich rathen laſſen.

Der Phariſäer.

Es gingen zween Menſchen hinauf in den Tempel, einer ein Phariſäer.

Den Phariſäer des Evangeliſten Lucas kennſt du. Er hatte in Jeruſalem acht Häuſer, welche auf dem Erbſchaftsweg nach und nach an ihn, ſtatt an Wittwen und Waiſen, gekommen waren. Drei davon lagen ganz nahe am Tempel, wohin er ſich täglich zweimal zum Gebet um die Zeit des Morgen- und Abendopfers zu begeben pflegte. Er bewohnte aber

keines von dieſen drei Häuſern, ſondern dasjenige von den übrigen fünf, welches dem Tempel am fernſten lag. Warum? dieſe Frage wirſt du dir ſelbſt beantworten können, wenn ich aus dem Leben des Phariſäers etliche Stunden, die ſich vierzig Jahre lang gar oft wiederholten, vor dir habe vorübergehen laſſen.

Am dreizehnten Tag des Monats Adar um die neunte Stunde, — nach unſerer Zeitrechnung um drei Uhr Nachmittags, — kamen ungefähr zwölf Bettler vor das Haus des Phariſäers, und huben an, auf ihren Hörnern, die mit denen unſerer Schweinhirten einerlei Geſchlechts waren, zu blaſen. Wenn dieß vor meinem Hauſe geſchehen wäre, ſo würde ich ſogleich nach meiner Börſe gelangt und die Virtuoſen abgeſpeiſt haben, um ſo mehr, weil ſich ein Kupferſchmied daneben mit ſeinen drei Geſellen mit den Horniſten in einen Wettſtreit einließ. Er arbeitete gerade an einer ungewöhnlich großen Wanne für ein gemeinſchaftliches Bad, und wollte dieſe Gelegenheit benützen, die Hörner einmal mit ſeinen Hämmern zum Schweigen zu bringen. Es gelang ihm nicht. Denn der Phariſäer bezahlte nur die beſten Bläſer und ließ die engbrüſtigen leer ausgehen. Auch war unter ihnen ein wahrer Rohland, der es mit dem Stier von Uri aufgenommen hätte. Ich alſo wie geſagt, und der nervenſchwache Schriftgelehrte gegenüber auch, wir wären ſogleich nach unſeren Säckeln gelaufen und hätten die Horniſten abgeſpeiſt. Aber der Phariſäer ließ ſie eine volle halbe Stunde blaſen, denn es ſollte Jedermann wiſſen, daß nun die Stunde ſeiner Mildthätigkeit gekommen ſey; Jedermann, von dem Kindlein an, welches darüber erwachte, bis zur Großmutter an ſeiner Wiege, die den Phariſäer vermaledeiete.

Endlich öffneten ſich beide Thorflügel ſeines Hauſes. Die Bettler thaten noch einen kräftigen Stoß in ihre Hörner, und brachen dann plötzlich ab mit dem nämlichen Effekt, als wenn man ein Flöten-Solo mit einem Paukenſchlag endigte. In

dem andern Augenblick lagen ſie zu den Füßen des Phariſäers und beteten ihn an. Es war ein großer, fetter Mann, dieſer Phariſäer, und, ob er gleich zwier in der Woche faſtete, von der Magerkeit der Heiligen ſchon ſehr weit abgekommen. Wenn er gerade nicht zu reden hatte, blies er ſeine Backen von Minute zu Minute auf, und ließ einen Windſtrom über ſeine Lippen. Denn ſeine große Heiligkeit blähte ihn ſehr; und hätte er ihr nicht auf dieſe Weiſe Luft gemacht, ſo hätte er platzen müſſen, ob er gleich ſonſt ein ſtarkes Gefäß war. Weithin ſichtbar waren die zwei Tephillim, welche er an Stirn und Armen trug, weil er mit ſeinen Glaubensgenoſſen wörtlich nahm die Stelle 2. B. Moſe 13, V. 9. „Es ſoll dir ſeyn ein Zeichen an deiner Hand und ein Denkmal zwiſchen deinen Augen.“ Die Pergamentſtreifen, worauf die Gebote 5. B. Moſe 6. V. 4 — 9. 11, 13 — 21. 2. B. Moſe 13, V. 2 — 10 und 11 — 16 geſchrieben waren, erforderten zwar nur einen kleinen Raum; aber die Tephillim, dieſe würfelförmigen Kapſeln unſers Phariſäers, waren ſo groß, daß ſie für einen Pſalter in Duodez nicht zu klein geweſen wären. Dich und mich würde ein ſolches Käſtlein vor der Stirne ziemlich unbequem dünken, und wir würden uns die Gebote des HErrn lieber mit Seinem Finger in unſere Herzen ſchreiben laſſen. Einem Manne aber, wie unſer Held war, wird nichts läſtig, was zur Heiligkeit gehört; und er trug ſeine große Kapſel ſtundenlang ſo leicht und ſtolz, wie ein Stier ſeinen Wulſt zwiſchen den Hörnern, deßwegen waren auch die Riemen, womit der Sohn Abrahams dieſe heiligen Kapſeln an ſich befeſtigte, verhältnißmäßig groß, und ein Araber der Wüſte, der nach Waldeſeln ausritt, hatte keine ſtärkeren Wurfſchlingen. Auch die Quaſten, welche Moſes an den vier Ecken des Mantels zur Erinnerung an die Gebote des Herrn zu tragen befohlen hatte, ſtanden an Umfang und Gewicht hinter den andern Inſignien der Heiligkeit ihres Trägers nicht zurück. Die blauen Schnüre, woran

ſie hingen, kamen an Dicke den Ranken eines zwanzigpfündigen Kürbiß gleich.

Faſt fünf Minuten lang ſtand der Phariſäer unter den Bettlern, welche rings um ihn auf ihren Angeſichtern lagen, ehe er dem Drange ſeiner Mildthätigkeit folgte. Seine Blicke ſtreiften auf den platten Dächern der Häuſer umher und zählten die Leute, vor denen er abermals ſein Licht leuchten laſſen wollte. Seine linke Hand ſtak in der Taſche, die, einen Quadratfuß groß, an ſeinem Gürtel hing, und auf welche mit Uncialbuchſtaben in hebräiſcher Sprache eingenäht war Salomons Spruch: „Weigere nichts Gutes dem Dürftigen, ſo deine Hand von Gott hat, ſolches zu thun.“ Endlich zog er die Linke aus der Taſche, that mit der Rechten feſte Griffe darein und gab jedem der Bettler — einen Viertel. Denn was andere Leute mit dem Daumen und Zeigefinger reichten, das gab der heilige Mann mit geſchloſſener Hand, wie man in großen Geſellſchaften noch heutiges Tages zu ſpenden pflegt, wenn ein Gaukler oder wandernder Virtuos nach ihren Leiſtungen das Honorar mit dem zinnernen Teller oder dem Notenblatt ſammeln. Wer die Manipulation des Phariſäers bei ſeinen Spenden nicht aus Erfahrung kannte, wie ſeine täglichen Almoſen-Empfänger, der erzählte ſogleich dem nächſten beſten Bekannten, der ihm begegnete, vorhin habe er einen Mann geſehen, der werfe ſeine Almoſen mit vollen Händen aus wie ein Säemann ſeinen Samen.

Doch ich würde meine Leſer eben ſo falſch berichten, wenn ich es dabei ließe, daß unſer Phariſäer jedem der Bettler, von dem erſten anhebend bis zu dem letzten, nur einen Quadrans gereicht habe. Der Roland unter ihnen bekam meiſtens drei. Denn das ſtarke Horn, das er blies, ſprach den heiligen Mann am meiſten an.

Nachdem aber die Almoſen-Empfänger das Ihre erhalten und zum Dank die großen Quaſten an dem Mantel geküßt

hatten, ging ihr Wohlthäter mit niedergeschlagenen Augen weiter. Es sah aus, als habe er sie theils aus heiliger Scham über seine ungewöhnliche Freigebigkeit und theils in Andacht ganz geschlossen. Wer ihn nicht täglich so gehen sah, der mußte fürchten, der Mann möchte über einen der herrenlosen Hunde fallen, deren nicht wenige auf den Straßen und Gassen Jerusalems herumlagen. Er hatte sich aber gewöhnt, mit einem fast unbemerkbaren Aufthun seiner Augendeckel so viel zu sehen als andere Leute, die sie immer so weit offen haben wie ein Gärtner, der nach den Raupennestern an seinen Hochstämmen sieht.

Doch kaum hatte der heilige Mann mitten auf der breiten Straße am Thore Ephraim hundert Schritte gethan, als sein Gang zum Tempel schon wieder unterbrochen wurde. Eine Wittwe und ihre drei vaterlosen Waisen stürzten sich aus einem der schmalsten Häuser dieser Gasse, fielen um den Pharisäer her nieder, und haschten nach den Zizith, d. i. nach den Quasten seines Mantels, um sie zu küssen. Denn er hatte die Kinder erst vom Fuß bis auf den Kopf neu gekleidet; und ihre Mutter wählte diese Art von Danksagung, weil in derselben für ihren Wohlthäter zugleich die kräftigste Aufopferung zu neuen Wohlthaten lag. Sein Blick aber streifte zuerst über die Häuser zur Rechten und zur Linken, und richtete sich dann gen Himmel, als wollte er Gott und Menschen zu einem Wettstreit in der Barmherzigkeit herausfordern. Schade nur, daß dieser unbeschreibliche Blick so bald wieder in den Staub der Erde herabgerissen wurde! Der ältere Knabe des Weibes, der eine von den Quasten am Mantel erfaßt hatte, vollstreckte die Anweisungen seiner Mutter zu diensteifrig. Er zog an seinem Wohlthäter von hinten, wie die Pariser am letzten März an dem Standbilde Napoleons auf der Vendome-Säule, und hätte ihn bald aus dem Gleichgewichte gebracht. Darüber kam der Pharisäer aus seiner Entzückung wieder zu sich, riß sich aus

den Polypenarmen der Waiſenkinder los, und ſetzte ſeinen Gang zum Tempel fort.

Während er aber ſeine Zizith aus den Händen der Dankbarkeit zog, bereitete ſich ſchon wieder eine von den Scenen vor, die bei ſo außerordentlichen Wohlthätern, wie unſer Phariſäer war, nicht ausbleiben können. An den Ecken der beiden Seitengaſſen, die ſich etwa tauſend Schritte vom Thore Ephraim einander gerade gegenüber mündeten, zeigten ſich ſchnell hintereinander Köpfe, welche einen Blick in die Straße hinunter warfen und dann wieder verſchwanden, wie von Knaben, welche Verſtecken ſpielen und ſich nach dem umſchauen, an welchem das Suchen iſt. Es waren zwei Parthieen Bettler, die auf den Phariſäer warteten, ihre Abſicht jedoch verbergen wollten, und über die Verwicklung ungeduldig wurden, in welche der heilige Mann durch die Wittwe und ihre Kinder gerathen war. Um ſo ſtürmiſcher ſtürzten ſie von zwei Seiten hervor, als die Sonne der Wohlthätigkeit in ihren Meridian getreten war, thaten kräftige Stöße in ihre Hörner, fielen vor ihm nieder, und ſchrieen im Chor: „Ach, Meſeſabeel Ben Zadok Ben Jeddua Ben Haſub Ben Malluch Ben Rehum Ben Anan, ach, Rabbi, erbarme dich unſer! erbarme dich unſer!“ Ein römiſcher Dekanus, das iſt, ein Wachtmeiſter, der über zehn Gemeine geſetzt, und, erſt nach Jeruſalem gekommen, noch ein Neuling im Morgenlande und ſeiner heiligen Stadt war, kam an der Spitze ſeines Piquets zu dieſem ſtürmiſchen Anlauf. Als ein phlegmatiſcher Deutſcher, mit dieſer orientaliſchen Heftigkeit theils noch nicht bekannt und theils nicht einverſtanden, meinte er, es geſchehe dem vornehmen Manne am hellichten Tage und auf offener Straße Gewalt, und wollte ſchon mit dem Schwerte darein ſchlagen. Aber der Phariſäer ſtreckte die Hand über ſeine armen Pfleglinge aus, und rief dem römiſchen Unteroffizier in der damaligen Weltſprache zu: „Noli meos tangere!“ worauf der Zugführer mit ſeinen Leuten in die Nebengaſſe einſchwenkte,

und die Zizith des heiligen Mannes die ihnen zugedachten neuen Huldigungen ungestört und unverkümmert hinnehmen konnten.

Und nun möchte ich wohl ohne weiteren Aufenthalt mit dem Sohne Zadoks zu seinem Ziele, nämlich in den Tempel, gelangen; insbesondere deßwegen, weil hinter ihm durch das Stadtthor eine große Carawane herein kam. Durch diese mußte, wenn sich auch nichts Anderes dazu schlug, die Sonne der Heiligkeit, die in der Mitte der breiten Gasse so majestätisch und glänzend hinaufzog, wenigstens dem Auge der meisten Leute entrückt und auf einige Augenblicke verdunkelt werden.

Die Carawane, für Herodes bestimmt, und mit hundert Schiffen der Wüste aus dem glücklichen Arabien zurückkommend, erreichte den Pharisäer gerade an der mißlichsten Stelle der Straße. Hätten die Ladungen von Balsam und Edelsteinen nicht dem gewaltthätigen Idumäer, sondern einem Sohne Abrahams gehört, so würde wohl der Führer auf den hohen Rang des heiligen Mannes Rücksicht genommen haben und ausgewichen sein. Der Pharisäer, obgleich von seinem Diener hinter ihm aufmerksam gemacht, schien es auch bei dieser Carawane darauf ankommen lassen zu wollen. Weit entfernt, von seiner Sonnenbahn eine Linie abzuweichen oder seine Schritte zu beschleunigen, versetzte er sich vollends in den Gang, der einem venetianischen Nobile Ehre gemacht hätte, ob er gleich schon das Schnauben des Nubiers hörte, welchen der Führer der Caravane ritt. Der Achab des Herodes machte aber nicht viele Umstände. Zwei Schritte hinter dem Pharisäer rief er noch, um etwas Uebriges zu thun: „Ho, ho!“ und als dieses nicht wirkte, ritt er ihn mit einem kräftigen „Ben Belial!“ nieder.

Oder vielmehr, damit ich es recht sage, wollte ihn niederreiten. Denn der Heilige taumelte nur einige Schritte und fing sich dann an einem Zöllner, der seitwärts wandelte. Betäubt von der Grobheit des Idumäers und von dem Stoß sei-

nes Roſſes, ſegnete er in dem erſten Augenblick den Mann, der ihn vor dem Fall bewahrt hatte, und blieb einige Sekunden in ſeinen Armen liegen. Wer dieſe Umarmung ſah, ohne ihren zufälligen Grund zu kennen, der mußte meinen, es küßten ſich die Pole Sem und Japhet, noch ehe der Heiland geſprochen hatte: „Gehet hin in alle Welt," es vereinigten ſich Feuer und Waſſer, und die feindſeligen Stämme der Phariſäer und Zöllner feierten mit dieſem öffentlichen Act ihre endliche Ausſöhnung.

Eitler Wahn! Der Phariſäer, aus ſeiner Betäubung wieder zu ſich gekommen, bemerkte, daß ihn ſein Unſtern in die Arme des Ober-Zolleinnehmers Zachäus geworfen hatte, und war über dieſe Verunreinigung ſeiner heiligen Perſon untröſtlich. Seine Wange war mit der Wange und ſein Gewand mit den Kleidern des Unreinen in eine zu nahe Berührung gekommen, und es mußte eine totale Reinigung vorgenommen werden, ehe er bei'm Abendopfer im Tempel erſcheinen konnte. Sollte er ſich in ein öffentliches Bad begeben und friſche Kleider holen laſſen? oder ſollte er nach Hauſe zurückkehren? Dieſe Fragen that er bei ſich ſelber, warf noch ſtatt des Danks dem Zöllner durch die geſchloſſenen Zähne ein grimmiges „Raka!" nach, und ſtand dann, ein Bild der Verzweiflung und Rathloſigkeit, mitten auf der Gaſſe. — So bemerkte ihn ſein Freund Jedaja Ben Thalmon, welcher durch das Gitter die Caravane des Königs betrachtete. Dieſer rieth ihm, ſich in ſeinem Bade zu waſchen und eins von den dort hängenden Feierkleidern zu wählen. Der Phariſäer befolgte den Rath, und konnte dann ſeinen Gang zum Tempel fortſetzen.

An dem Wege dahin lagen mehrere Synagogen. Ben Zadok hatte in jeder derſelben einen eigenen Stand, und pflegte ſich vor dem Abendopfer abwechſelnd bald in dieſe und bald in jene zu begeben, um zu beten. Je mehr Leute gerade verſam-

melt waren, deſto länger dauerten ſeine Andachten. In einer leeren Synagoge hielt er ſich gar nicht auf. Denn ſo viel Aehnliches ſonſt ſeine leuchtende Heiligkeit mit der Sonne hatte, ſo unterſchied ſie ſich doch dadurch von dem Geſtirn des Tages, daß ſie nur dahin ſchien, wo ihre Strahlen in Menſchenaugen fallen konnten. An wüſten Oertern würde ſie ihr Licht in ſich ſelber verſchloſſen haben und unſcheinbar geweſen ſein wie ein ſurinamiſcher Leuchtkäfer am Tage.

In dem Bethauſe, welches Rabbi Meſeſabeel damals mit ſeinem Eintritt beehrte, waren nur wenige Leute verſammelt, und er betrat es daher mit dem Entſchluß, ſein Licht um keinen halben Strahl mehr leuchten zu laſſen, als es für etliche und dreißig Menſchen genug war. Aber er kam gerade dazu, als zum Beſten der Armen und um Geld die Ehre verſteigert wurde, eine Geſetzesrolle ſiebenmal auf eine feierliche Weiſe, oder, um mich deutlicher auszudrücken, in einem heiligen Solo-Tanz rings durch die Synagoge herum zu tragen. Zufällig hatte eben ein anderer Phariſäer, der faſt eben ſo heilig und beinahe eben ſo reich war als der unſrige, das höchſte Angebot gethan. Das durfte Ben Zadok nicht dulden. Seine Heiligkeit würde einen unaustilgbaren Flecken bekommen haben, wenn er ihrer Nebenſonne den Sieg gelaſſen hätte. Er rief daher mit dem erſten Tritt über die Schwelle: „Rabbi Meſeſapeel gibt dreißig Silberlinge!“ „Und Ben Miſpereth gibt einunddreißig!“ erwiederte der Andere in ruhigem, aber herausforderndem Tone. Und ſo ging es eine halbe Stunde fort, indem die heiligen Männer zuerſt auf Groſchen und zuletzt auf Pfennige herabgingen. Oft ließ auch der eine Gegner nach dem Mehrgebote des Andern den Synagogendiener zweimal klopfen, und bot erſt dann ein Scherflein mehr, wenn der Andere geſiegt zu haben wähnte und den Zuſchlag erwartete. Kurz, bei der faſt gleichen Heiligkeit und Wohlhabenheit

der beiden Licitanten würde die Verſteigerung erſt mit der Zerſtörung Jeruſalems geendet haben, wenn nicht die Gattin des Rabbi Elam Ben Miſpereth, welche oben in der Synagoge in den Weiberſtühlen hinter den Gittern ſtand, ein ſehr bedeutungsvolles Huſten hätte hören laſſen, das ihr Mann kannte und verſtand. Er nahm daher eine geſchickte Wendung, ſchnitt gegen die Leute, die hinter ihm ſtanden, ein Geſicht, als habe er ſeinen Rival nur hinauftreiben wollen, und ließ ihm die Ehre, die Geſetzesrolle gegen 300 Silberlinge in der Synagoge herumzutragen. Die große Taſche des Phariſäers mit dem Salomoniſchen Spruche wurde durch dieſe Ausgabe zwar faſt gänzlich leer; aber deſto leichter und ſchöner führte er den heiligen Tanz aus. Als das Weib des Rabbi Elam ſeine eminenten Sprünge ſah, war ſie nahe daran, ihre Sparſamkeit und ihr Huſten zu bereuen.

Ueber der Verſteigerung, ſo wie über der Ausbezahlung der dreihundert Silberlinge, welche mit heiliger Langſamkeit bewerkſtelligt wurde, ging freilich viel Zeit verloren; und ich weiß es wohl, daß meine verehrlichen Leſer nach und nach daran verzweifeln, mit dem Rabbi in den Tempel hinauf zu kommen, wie doch in der Ueberſchrift zu unſerer Erzählung verheißen iſt. Aber was hilft's? Hat man ſich einmal zum Kometen einer ſolchen Sonne hergegeben, ſo muß man auch von ihrer Attractionskraft gehalten, ausharren, bis ſie ihren Lauf beſchließt. Ich bitte daher meine geneigten Leſer, ſich mit Geduld zu wappnen.

Von der Synagoge aus ging der glorreiche Lauf unſeres Helden ungeſtört fort bis auf hundert Schritte vor dem Tempel, wo das Haus des Mannes ſtand, der die Tempelſteuer einzunehmen hatte. Hier machte er Halt. Denn — was ich bisher zu bemerken vergeſſen habe — der Phariſäer hatte vier Diener hinter ſich. Drei davon trugen ſchwere Säcke mit

Geld, und darauf ſtand in hebräiſcher, griechiſcher und lateiniſcher Sprache geſchrieben: „Der Zehente des Rabbi Meſeſapeel.“ Der Vierte ſchleppte auf ſeinem Rücken die mit Wachs überzogenen Tafeln, auf denen verzeichnet war, was der reiche Mann nicht nur an Waizen, Wein, Oel und Datteln, ſondern auch an Münze, Till und Kümmel geärntet hatte.

Die beiden Thorflügel des heiligen Steueramts thaten ſich auf, als der Reichſte unter den Zehenthelden des Tempels ſich nahte, und der gewiſſenhafteſte von den Vaſallen Jehovas zog ein. Was er an Waizen, Oel und Wein zu verzehenten verpflichtet war, waren bedeutende Summen und leicht zu berechnen. Was er freiwillig und ohne ein beſtimmtes Geſetz verzehntete, nämlich Zwiebeln, Knoblauch und außer den vorhin genannten Gegenſtänden auch noch andere Dinge von ganz geringem Werthe, war nach dem Zehentbetrag nur ſchwer und umſtändlich zu liquidiren. Schon darüber ging alſo viel Zeit hin, und noch mehr durch das Aufzählen des Geldes. Der Umſtändlichkeit wegen, die der Phariſäer bei einem ſo verdienſtlichen Werke für unumgänglich hielt, geſchah es nicht in Gold oder Silber, ſondern in Kupferſtücken.

Trotz dem Allem ſchien einem Schalksknechte des Phariſäers, der ſeinen Herrn genau kannte, das Geſchäft noch zu ſchnell abzulaufen. Er faßte daher, als die Reihe an ihn kam, ſeinen Sack, wie aus Verſehen, ſtatt am obern, an dem unteren Ende an, und ſchüttete ſo über tauſend Kupferſtücke unter die Tiſche, die Stühle, die Rechnungsrollen und Geldſäcke des Steuerbeamten hin.

Kein Wunder, daß darüber die Zeit des Abendopfers verſtrich, und daß der Phariſäer, als er in den Ringmauern des Heiligthums anlangte, die Vorhöfe leer fand, den einzigen Zöllner Zachäus ausgenommen. Der ſtand in dem Vor-

hofe der Heiden niedergeſchlagenen Auges, und rief, mit der Hand auf der Bruſt: „Gott ſey mir Sünder gnädig!“ Denn er hatte den Phariſäer nicht bemerkt, und glaubte allein zu ſeyn.

Nach ſeiner Regel, die ich oben angegeben habe, konnte ſich Rabbi Meſeſapeel nicht lange aufhalten. Aber ſeine Heiligkeit blähte ihn ſo ſehr, daß ſie ſich nicht mehr mit dem bloſen Aufblaſen der Backen beſchwichtigen ließ. Er mußte auf ſeinen Bauch ſchlagen, und Gott, den er für ſeinen großen Schuldner anſah, in's Angeſicht ſagen: „Ich danke Dir, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieſer Zöllner. Ich faſte zwier in der Woche, und gebe den Zehenten von Allem, das ich habe.“

Andere dagegen behaupten, er habe nicht auf den Bauch geſchlagen, ſondern auf ſeine Taſche am Gürtel, wohin er die Zehent-Quittungen geſteckt hatte — als eben ſo viele auf Abrahams Schoos ausgeſtellte Wechſel.

Broſamen.

1. Das Horchen.

Damit ging es dem Thomas Walker, als er noch ein Knabe war, etwas hinderlich.

Eines Tages kam zu ſeinem Vater Herr Silberling, der Apotheker, und ſagte: „Herr Nachbar, ich hätte ein Wort im Vertrauen mit Ihnen zu ſprechen.“ Thomas aber dachte: „Ich will doch ſehen, was das iſt,“ und legte ſein rechtes Ohr an das Schlüſſelloch der Thüre, die ſein Vater hinter ſich zugemacht hatte. Den linken Fuß aber ſetzte er feſt auf den Boden, daß es ausſah, als wollte er die Thüre aus den Angeln heben. Inzwiſchen nahm er auch wahr, daß die

Schnalle an seinem Schuh aufgegangen war, und hob den linken Fuß in die Höhe, den Riemen anzuziehen. Die zwei in der Stube wurden aber eher fertig denn er, und weil der Apotheker ein hurtiger Mann, die Thüre schnell öffnete, fiel Thomas seiner ganzen Länge nach in die Stube hinein, wie ein Kehrwisch, den die Hausmagd an die Thüre gelehnt und vergessen hat, wieder weg zu thun. Sein Vater aber fragte nicht lange, woher? sondern legte sein Söhnlein über das Knie, und stäupte es mit dem spanischen Röhrlein, das ihm der Apotheker dazu lieh.

Außer dem Hause trug ihm das Horchen auch nicht viel ein, nämlich in der Schule. Da saß er ganz ruhig, und seine Augen waren auf den Präceptor gerichtet; aber den Kopf neigte er etwas auf die linke Seite und horchte mit seinem rechten Ohr, wie der Kiker auf der Deichsel, wenn er in Gedanken ist, er wußte selbst nicht auf was. Einmal fragte der Lehrer: „Nun Thomas, wo liegt Constantinopel?“ und er antwortete, „an der Tiber!“ denn bis dorthin war er dem Lehrer im Geiste nachgegangen, da aber hatte er ihn verlassen und nach seiner Gewohnheit einen Seitenweg eingeschlagen. Weil aber in der lateinischen Schule zu Hollenried immer mit baarer Münze bezahlt zu werden pflegte, so zog ihn der Präceptor über die Bank und kehrte ihm die Hosen noch einmal aus.

Also merkte Thomas bald, daß das Horchen nicht zum besten bezahlt würde, wollte es aber dennoch nicht lassen, und versuchte es noch einmal, als seine Mutter krank wurde, und nicht mehr hinunter kommen konnte, sondern droben bleiben mußte in ihrer Schlafstube. Er ging nach der Schule zu ihr hinauf und machte die Gitterläden zu, weil er merkte, daß ihr das Licht in den Augen wehe that. Dann setzte er sich nicht ferne von ihrem Bette auf einen Stuhl und horchte. Und wenn die gute Mutter nur den Kopf bewegte oder den

Arm, war er ſogleich bei der Hand und fragte, ob ſie dieß wolle oder das. Und ob ſie gleich in ihrer großen Schwachheit nicht lauter liſpeln konnte als ein Abendlüftlein zwiſchen dem Schilfrohr, ſo verſtand er ſie doch, und beſorgte ihr Alles, als hätte er das Krankenwarten bei den barmherzigen Schweſtern gelernt. Die Mutter wurde aber nach ſechs Wochen wieder geſund, und ging nach ihrem erſten Ausgang nicht geraden Weges wieder nach Hauſe, ſondern zu dem Buchhändler, und kaufte ihrem Thomas den Armen Heinrich mit ſchönen Bildern zum Lohn für ſein Horchen.

Derſelbe aber, als er nun merkte, daß zwiſchen Horchen und Horchen ein Unterſchied iſt, verblieb er bei dem beſſern Theile, beſonders in ſeinen ſpätern Jahren, als er ſchon Pfarrer in Friſchengrün war. Und weil man den Willen Gottes des HErrn nicht immer vernehmen kann wie die Stimme des Ausrufers auf der Gaſſe, horchte er darauf, wie vordem auf das Liſpeln ſeiner kranken Mutter, und noch fleißiger. Weßwegen er dann auch eine große Uebung darin bekam und gar oft mehr hörte denn andere Leute. So kam er einmal von der Betſtunde heim und ſein Töchterlein ſagte zu ihm: „Vater, der Schäfer iſt krank geworden und hat eine Sehnſucht nach dir.“ Der Pfarrer aber ſprach bei ſich: „In einer Stunde, wenn ich hinausgehe, iſt es auch noch Zeit,“ und ſetzte ſich an ſeinen Tiſch, weil er meinte, er müſſe eher an das Conſiſtorium ſchreiben, als den Schäfer heimſuchen. Aber ſchon in den erſten drei Zeilen verſchrieb er ſich ſo, daß er den Bogen wegthun und einen andern nehmen mußte. Und nun verſchrieb er ſich nicht mehr; aber bei der vierten Zeile konnte er nicht mehr weiter, und ſo ſehr er ſein Kinn rieb und ſich in ſeinem Armſtuhl zurücklehnte, ſeine Gedanken blieben doch ſtehen, wie das Rößlein des Hornfelder Landboten vor dem Schlagbaum des Zöllners in Schlotheim. Weil er aber nach ſeiner Gewohnheit ſein rechtes Ohr etwas

höher hielt als ſein linkes, war es ihm, als hörte er die Stimme: „Es iſt beſſer, du gehſt den Weg, auf den du gerufen biſt, als daß du hier ſitzeſt,“ und hielt es für eine Stimme von oben und ſtand auf und begab ſich ungeſäumt zu dem armen Hirten. Als er wieder heim kam, flog ſeine Feder über den Bogen weg, wie ein Weberſchifflein durch den Zettel, und als er das Geſchriebene noch einmal durchlas, ſahe er, daß es ſehr gut war, bis auf zwei Tüpfelein, ſo er vergeſſen hatte.

2. Der Wolf.

An dem Iſonzo liegt ein großer Marktflecken, den der freundliche Leſer Flitſch heißen kann oder Fleggio, wie er will, je nachdem er ein Deutſcher iſt oder ein Italiener. Kommt er aber ſelbſt dahin, ſo wird er finden, daß es bei ihm in Preußen oder in der Lombardei ganz anders ausſieht als um den Marktflecken her, über den die gewaltigen Bergfürſten ihre eisgrauen Häupter halten.

In dem Flecken aber lebte vor hundert Jahren ein Küſter, der ſtatt zweier vier Hände und Füße hätte brauchen können. Denn wollte er in der großen Kirche ſeiner Schuldigkeit nachkommen, ſo hatte er mit dem ewigen Licht und den Weihkeſſeln und den Meſſen und den Taufen und den Leichen und den Gängen für die Pfarrherren, und Kerzen auf den Altären, die Hände voll zu thun. Sollte er aber auch in der Kapelle draußen vor dem Ort, die ihm anvertraut war, thun, was ſeines Amtes war, ſo hätte er oft an zwei Orten zu gleicher Zeit ſeyn müſſen, oder gar an dreien, wenn drüben im goldenen Schiff der Chorregent und der Organiſt mit der Karte auf ihn warteten.

Deßwegen gab er die Kapelle einer Baaſe von ihm draußen an dem Flecken, die eine Wittfrau war, und überließ ihr ein Wieslein neben dem Gotteshauſe für das Läuten der

Morgen- und Abendglocke und für die andern Geſchäfte, ſo in dem kleinen Tempel Gottes zu beſorgen waren. Die Wittwe aber übergab den Dienſt ihrem Sohne, einem Knaben von vierzehn Jahren, der ſonſt nichts zu thun hatte, als ihre etlichen Schafe und Ziegen zu hüten.

Hännſi aber wartete ſeines Amtes auf das Beſte, weil er eine Luſt daran hatte. Und wenn er am frühen Morgen mit ſeinen Thieren auszog, hängte er die zwei großen Kirchenſchlüſſel an einen Strick über die Schulter, wie ein Feldhauptmann ſeine Schärpe. Den Schlüſſel zur Sakriſtei hätte er an den Werktagen wohl daheim laſſen mögen, dieweil er nur den andern zur Kirchenthüre brauchte; aber es ging ihm noch ganz nach der Kinder Weiſe, die da ſich und andere Leute gerne daran erinnern, daß ihnen etwas übergeben und anvertraut iſt. Seine Thiere aber wußten ſchon, daß ſie Morgens und Abends vor dem Gotteshauſe halten und warten mußten, bis Hännſi drinnen die Glocke gezogen hatte. Und zu ſeiner Mutter ſagte er: „Wenn mich einmal ein Schneeſturm überfällt, und ich kann nicht mehr gar nach Hauſe kommen, ſo fliehe ich mit dem Vieh in die Kapelle. Hat doch der HErr auch Seine erſte Nacht auf Erden in dem zugebracht, was der Hirten und ihres Viehes war. Und wenn du nun läuten hörſt, ſo magſt du ruhig ſchlafen und wiſſen, daß mit uns Alles gut ſteht.“

Der Hännſi, als ein kühner und rüſtiger Knabe, trieb oft im October noch, wenn es ſchöne Tage gab, bis an die Zwergföhren hinauf, und konnte auch eines Tages wirklich nicht mehr ſeine Hütte erreichen wegen eines Schneeſturms, ſondern floh mit ſeinen Thieren in das Kirchlein und ſchloß hinter ſich zu. Im Glockenhaus wies er ihnen ihre Lagerſtätte an, und da er ſich ſelbſt mitten unter die Schafe legte, fror es ihn nicht, und des andern Tages kam er wohlbehalten zu ſeiner Mutter heim.

Die kam ihm aber nicht, wie er hoffte, fröhlich entgegen, ſondern ganz verweint, und klagte ihm, wie geſtern der Bader bei ihr geweſen und ſie an ihren Schafen habe pfänden wollen, weil ſie noch nicht bezahlt hätte, was er an Kurkoſten von ihrem verſtorbenen Manne her, auf den ein Balken gefallen war, zu fordern habe. Fünf und zwanzig Gulden könne ſie aber nicht aufbringen, und wenn ſie auch ihre Kirchenkleider verſetze.

Hännſi kam aber in keine große Verlegenheit, ſondern antwortete: „Ja warum nicht gar fünf und zwanzig Gulden! Der ſoll geſund bleiben, bis er ſie kriegt. Er nimmt die Hälfte, wenn ich ſie ihm heute noch bringe. Und zwölf Gulden borgt mir der Vetter Meßner auf Lämmer und Wolle, die wir nächſtes Frühjahr bekommen. Aber vorerſt muß ich hinauf in die Kapelle: denn die neugierigen Geiſen ſind darin herum geſtreint, ehe ich aufmachte, und haben ſich übel aufgeführt.“

Mit dieſen Worten nahm er den beſten Beſen ſeiner Mutter und ging wieder hinauf in die Kapelle und fing an zu kehren. Als er aber bis hinter die Thüre gekommen war, drängte ſich etwas herein, das ausſah, wie ein großer Hund. Aber ob es gleich Hännſi nur von hinten ſehen konnte, ſo erkannte er doch ſogleich, daß es ein Wolf war; und während die Beſtie, den Geruch von den Schafen und Ziegen in der Naſe, mit großer Gierde mitten in das Kirchlein hineinſtürzte, ſprang Hännſi, ohne ſich lange zu beſinnen, hinaus und ſchloß hinter ſich zu.

Dann ging er mit dem Beſen auf der Schulter ruhig in das Amthaus hinunter und zeigte an, er habe droben in der Kapelle einen Wolf gefangen, größer, als er noch einen geſehen. Man wollte es ihm nicht glauben. Als aber ſeine Botſchaft Lärm im Ort machte, und Alles, Alt und Jung, den Berg hinauflief, hörte man die Beſtie ſchon von ferne

gräulich heulen, und Einer, der vorauslief und dem Andern auf die Schulter ſtieg und durch das Fenſter hineinſchaute, beſtätigte, daß es ein Wolf ſey. Darüber kam der Forſtgehilfe mit einer kurzen Leiter. Die legte er an die Wand und löste etliche Glasſcheiben aus dem Fenſter, alſo daß er mit ſeiner Büchſe in die Kirche hineinlangen und dahin und dorthin zielen konnte. Dann wartete er, bis der Wolf wieder ſeine Vorderfüße auf einen Kirchenſtuhl legte und zu ihm hinaufſchaute, wie es auch die Maus in der Falle zu thun pflegt, wenn ſie ſich aufrichtet und nach Erlöſung aus der Gefangenſchaft ausſieht.

Hännſi aber ſtand vorn und hatte ſeinen Schlüſſel ſchon in die Thüre geſteckt. Und als es knallte und der Schütze ſich umwendete und rief: „der hat ſeinen Theil!“ durfte er nur umdrehen und aufſperren.

In den Oeſterreicher Landen aber bekommt, wer einen Wolf erlegt, fünf und zwanzig Gulden zur Belohnung. Die bekam Hännſi auch, und dem Forſtgehilfen gab er die Wolfshaut für ſein Pulver und Blei. Die rechte Vordertatze des Unthiers wurde an die Regierung geſchickt.

Mit dem Gelde bezahlte er den Bader und mit ſeiner Mutter daheim dankte er Gott dafür, daß Er an ihnen Seine Gnade und Wahrheit ſo verherrlichet hatte. Und als der Frühling kam, war es ihm lieb, daß er ſeine Lämmer mit auf die Alpe nehmen konnte und nicht dem Vetter Meßner geben durfte.

Die guten Leute in Flitſch aber müſſen es ſeit der Zeit hören, daß man ſagt, bei ihnen gehe der Wolf in die Kirche, und können doch nichts dafür, daß ihr Ort ſogar nahe an den Wolfsſchluchten liegt.

3. Der Wiedertäufer.

Auf einem der höheren Punkte des Hahnenkamms liegt

der Altheimershof, ein Landgut, welches den Grafen zu Pappenheim gehört. Von dem kleinen Thurme auf dem Herrenhause, der die beiden ſtarken Eckthürme überragt, ſieht man die Alpen, wenn ein günſtiger Morgen- oder Abendwind den Nebelvorhang auf die Seite geſchoben hat.

Im Jahre 1535 wurde der Hof von dem Pächter Martin Steiner bewohnt, einem klugen und rührigen Manne, der nichts überſah und nichts unbenützt ließ, was ihm Nutzen bringen konnte, weder Kleines noch Großes. So hatte zum Exempel der Knabe, den er mit ſeinen Gänſen im Sommer auf den Anger und im Herbſt auf die Stoppel-Aecker ſchickte, ein Säcklein an einem Strick über die Schulter hängen. In dieſes ſammelte er die Federn, welche die Gänſe fallen ließen, wenn ſie draußen am Feldbrunnen ihren Anzug in Ordnung brachten oder Händel hatten, die nicht ohne einige Flügelſchläge und Schnäbelhiebe abgemacht werden konnten. Und wenn er Abends nach Hauſe kam, hängte er das Säcklein an den Nagel, der dazu in die Wand geſchlagen war, und fand am Morgen darauf, wenn er mit ſeinen weißen Frauen wieder ausziehen wollte, getrocknete Holzbirnen darin, viel oder wenig, je nachdem die Dunen-Sammlung Tags vorher ausgefallen war. Denn auch die wilden Birnbäume, die ſonſt von großen Pächtern den armen Leuten gelaſſen wurden, ließ Martin Steiner nicht unbenützt, und als ſeine Tochter nach Langenaltheim heirathete, hatte er unter andern mit einem Theil ihrer Früchte von ſeinen Gänſebuben ſchon ſoviele Federn eingehandelt, daß faſt ein ganzes Bett damit gefüllt werden konnte.

Außerdem zog der kluge Martin noch etwas in ſeine Dienſte, beſonders nachdem ſeine treue Gehilfin Frau Martha ihre ſcharfen und wachſamen Augen geſchloſſen hatte.

Der Altheimer Hof war nämlich nicht nur ein ſehr altes Gebäude mit tiefen Kellern, finſtern Winkeln und großen

hallenden Speichern, ſondern ſtand auch auf einem Platze, wo ſchon die Heiden ihr Weſen getrieben hatten. Wenigſtens ſchloß man es aus den römiſchen Scherben und Münzen, die man hin und wieder fand, wenn man pflügte, oder einen jungen Baum pflanzte, oder einen verdorbenen mit der Wurzel heraushob. Und es war daher nicht anders als in Ordnung, daß der Hof auch ſeinen unſichtbaren Bewohner hatte, den man den Alten nannte, weil der Eine ſeinen kahlen Kopf, der Andere ſeinen grauen Bart, und der Dritte ſeine ſtarken weißen Augenbraunen geſehen haben wollte. Ja ein Knecht, der von ihm eine Ohrfeige erhalten zu haben behauptete, verſicherte, ſeine Hand ſey wie von Elfenbein, und außer den Knochen und dem ledernen Ueberzug könne kein Quint Fleiſch daran ſeyn.

Deßungeachtet war der Alte ein gutartiger Geiſt. Denn er neckte die Dienſtboten nicht, verſetzte ſie auch nicht unnöthiger Weiſe in Schrecken, ſondern ſtrafte ſie nur, wenn ſie fluchten oder in ihrer Pflicht etwas verſäumten, wie der obige Knecht, der vom Huttanze nach Hauſe gekommen, ſich auf die Bärenhaut gelegt hatte, ohne ſeine Pferde zu tränken.

Daher wollte auch der kluge Martin Steiner nicht, daß dieſer ſein Hausgenoſſe vor den neuen Dienſtboten ein Geheimniß bleiben ſollte, wie man es in andern Häuſern zu thun pflegt, die mit ſolchen Geiſtern aus der unſichtbaren Welt heimgeſucht ſind. Er benützte vielmehr von jedem Winter eine und die andere Abendſtunde, um ihn bei den ältern Knechten und Mägden in friſchem Andenken zu erhalten, und die neueingetretenen auf den unſichtbaren „Nirgends und überall" aufmerkſam zu machen. Bei Tag redete er aber nicht von ihm, weil er wohl wußte, daß ſolche Vorträge bei der Nacht gehalten werden müſſen, wenn ſie den erwünſchten bleibenden Eindruck machen ſollen.

So auch an einem Sonnabend des oben genannten Jahr

res 1535, wo er mit allen ſeinen Leuten in der großen gewölbten Halle beiſammen war. Ein Novemberſturm, der unaufgehalten über die Hochebene des Hahnenkamms dahinbrauste, rüttelte an den runden Fenſterſcheiben und war oft an dem brennenden Spahn zu ſpüren, womit die Halle erleuchtet oder vielmehr ihrem größern Theile nach in ein trübes Halbdunkel geſetzt war. Die zwei Knechte, der Schäfer und die kleine Magd ſtanden in dieſem Halbdunkel und wuſchen und ſchmierten ihre Schuhe für den morgenden Kirchgang. In einem ganz finſtern Winkel lag der Hofhund. Denn er wagte es nicht an das Licht zu kommen, wohl wiſſend, daß er um dieſe Zeit ſchon auf ſeinem Poſten vor dem Hauſe ſeyn ſollte. An dem großen eichenen Tiſche ſaß Niemand als der Bauer mit ſeiner Tochter und der großen Magd, die erſt an Martini eingeſtanden war und von ſelbſt nach dem unſichtbaren Hausmeiſter fragte.

„Ja, Kathi," erwiederte ihr neuer Herr, „ſo iſt's. Wenn du auf rechtem Wege biſt und deine Pflicht thuſt, haſt du den Alten nicht zu fürchten, und er legt dir ſo wenig etwas in den Weg, als das Heimlein, das an dem Küchenheerde zirpt. Wenn du aber ungehorſam, untreu, unfleißig geweſen biſt, wenn du geſtohlen, verſäumet, verwahrloſet oder Schaden gethan haſt, dann fürchte dich. Denn er iſt ein gar großer Freund von dem Stück in der Haustafel, ſo da lautet: „Ihr Knechte, ſeid gehorſam euren leiblichen Herren, mit Furcht und Zittern (das will ſagen, mit aller Ehrfurcht und Achtſamkeit), in Einfältigkeit, aufrichtiger Folgſamkeit eures Herzens, als Chriſto, nicht mit Dienſt allein vor Augen, als den Menſchen zu gefallen, ſondern als die Knechte Chriſti, daß ihr ſolchen Willen Gottes thut von Herzen mit gutem Willen. Laſſet euch dünken, daß ihr dem HErrn dienet und nicht den Menſchen." Die

Kundel mit dem kurzen Fuß, die bei meiner Urgroßmutter diente, ging eines Abends ſpät, da ſie vom Streurechen heimgekommen war, den Säuen ihr Futter vorzuſchütten, und eilete ſo, daß ſie nicht merkte, wie die Rüben unten im Kübel noch ganz heiß waren. Da ſtolperte ſie vor der Hausthüre und fiel mit dem ganzen Geſicht in das heiße Futter, das ſie verſchüttete. Und es war kein Stein oder deß etwas, worüber ſie ſtrauchelte, ſondern der Alte hatte ihr den Fuß geſtellt. Denn als ſie nachher mit dem Spahnlicht kam, um die Beſcherung wieder einzufaſſen, ſah ſie keine Nadel, geſchweige denn mehr, im Wege liegen. Der Alte aber wußte gar wohl, daß eine Sau leichter Schuhnägel verdaut als einen einzigen heißen Biſſen. — Ein anderes Mal nahm ſie meiner Großmutter ein Knäuel Zwirn aus dem Nähkorb und ſteckte es in ihre Taſche. Zwiſchen Licht aber ſchlich ſie in die Kammer hinauf, warf's in ihre Truhe und ging wieder an den Herd hinab, wo meine Großmutter ſelig den Brei über dem Feuer hatte. Die ſah einen langen Faden an dem ſchwarzen Rock der Magd, und weil ſie nicht gerne etwas umkommen ließ, langte ſie darnach. Aber der Faden war nicht eine Elle lang oder zwei, ſondern langte bis über die Küchenthüre hinaus. Und als ſie ſich von der krummen Gundel dazu leuchten ließ und dem Faden nachging, kam ſie die Stiege hinauf und in die Kammer, und fand zuletzt den Schatz in der Truhe. Ihr Eigenthum aber erkannte ſie ſogleich, weil ſie ihren Zwirn über eine getrocknete Gänsdroſſel wickelte, in welcher Erbſen waren, ſo daß man ſie hören konnte, wenn man das Knäuel ſchüttelte. Weil aber ſonſt ein Faden von ſelbſt nicht ſo feſt hängen bleibt, ſo iſt es nicht anders, als daß ihr der Alte denſelben mit ein wenig Pech von einem fichtenen Brette an den Rock klebte und an dem Knäuel zog, bis ſie wieder drunten in der Küche war."

Und ſo berichtete Martin Steiner ſeinem neuen Dienſt-

boten zum warnenden Exempel noch gar viel von dem Alten. Aber ſo gerne auch der Erzähler den freundlichen Leſer neben dem klugen Manne am warmen Ofen ſitzen ließ, ſo muß er ihn doch nothgedrungen mitten in die dunkle Nacht und in den Novemberſturm hinaus bemühen.

Da wandelte noch der achtzigjährige Wiedertäufer Johann van Schauwen ſehr müde und voll Sehnſucht nach einer Herberge, aber faſt ohne Hoffnung, in dieſer Nacht mehr eine andere zu finden, als an einem Zaune oder unter einem Buſche. Denn abgeſehen von der wenig bewohnten Höhe des Hahnenkamms, wohin er ſich verirrt hatte, war damals Niemand ſchlimmer daran als die Wiedertäufer, nachdem mehrere derſelben in ihrer Schwärmerei ſo böſe Dinge verübt hatten. Sie wurden nun von Katholiken und Proteſtanten gleichmäßig gehaßt und verfolgt, und waren auf der andern Seite in Franken und Schwaben ihrer zu wenige, als daß ein wandernder Anabaptiſt hoffen konnte, von Tagreiſe zu Tagreiſe Leute von ſeiner Sekte zu finden.

Johann van Schauwen gehörte zwar nicht zu den Schwärmern. Er hatte ſich vielmehr auf die Nachricht, daß ſich auf den Gütern der deutſchen Herren in Franken und Schwaben noch ganz ruhige Brüder befänden, aufgemacht, um ſie in ihrer friedlichen Geſinnung zu beſtärken und ihnen, als einer ihrer angeſehenſten Lehrer, zu predigen und einzuſchärfen das Wort: Jedermann ſey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es iſt keine Obrigkeit ohne von Gott; ſeyd unterthan aller menſchlichen Ordnung um des Herrn willen. — Aber andern Theils war auch der fromme Mann noch ſo wenig zur evangeliſchen Freiheit hindurchgedrungen, daß er ſich nicht entſchließen konnte, von ſeinem Anzuge die Wahrzeichen zu entfernen, woran man ſogleich ein Mitglied der ſo verrufenen Sekte erkennen mußte.

Nun war er zwar in einem Hohlweg, der unmittelbar in den Altheimer Hof führte, und aus dem er nicht leicht mehr kommen konnte. Aber der ſparſame Martin war ein abgeſagter Feind von Gaſtfreundſchaft, der gerne jeden Vorwand ergriff, um ihrer Ausübung enthoben zu ſeyn, und am wenigſten einen Wiedertäufer über ſeine Schwelle gelaſſen oder nur mit einem Biſſen verſchimmelten Brods begabt hätte.

Das wußte freilich der unſrige nicht, und ging, als er unvermuthet an den Hof gekommen war, durch das Thor, das wahrſcheinlich der Sturm aufgeſchoben hatte, und durch die offene Hausthüre mitten in die gewölbte Halle hinein, wo der kluge Martin gerade von dem Alten erzählte. Da erwartete er nun, daß noch ein ärgerer Sturm über ihn ausbrechen würde als draußen auf der Haide, und bat Gott, er möchte das Herz des Bauern nur ſo weit erweichen, daß er ihm ein Stück Brod und einen Platz in ſeiner Schüpfe gebe.

Aber Martin Steiner war, als er den Wiedertäufer ſo plötzlich erblickte, auf einmal ganz umgewandelt. Er zog ſeine Mütze vor ihm, ließ nicht nach, bis er ſich in ſeinen Armſtuhl ſetzte, beſtellte ihm die beſte Eierſpeiſe, von der man auf dem Hahnenkamm weiß, befahl, ſein Bett mit heißgemachten Brettern zu wärmen, kurz ehrte ihn, wie man den theuerſten Gaſt nur ehren kann. Und als Johann van Schauwen des andern Tags weiter zog, ließ ſich Martin die Mühe nicht verdrießen, ihm den Weg nach Ellingen ſehr genau zu beſchreiben, ob er gleich etwas verlegen war, als er ſeinen Gaſt aus der Schlafkammer wieder hervorgehen ſah.

Fragt aber der freundliche Leſer, warum der geizige Martin den Fremdling ſo freundlich und freigebig bewirthete, ſo antwortet der Erzähler ſeiner Pflicht gemäß: Er hielt ihn für — den Alten, mit dem er es nicht verderben wollte.

Der HErr HErr aber wollte einmal ſeinen Friedensboten durch einen Geizigen ſpeiſen und erquicken.

Erfahrungen eines Seelſorgers an Andern und an ſich.

I. Etwas aus einem Tagebuche.

Mittwoch, den 4. September.

In der heutigen außergewöhnlichen Erbauungsſtunde erzählte ich meinen Zuhörern folgende Geſchichte aus einem chriſtlichen Tageblatte:

In einem großen und volkreichen Dorfe lebte der blutarme, aber fromme Jonathan von ſeiner Hände Arbeit mit ſeinem Weibe und ſeinen drei Kindern. Er war ein vielgeprüfter, oft mit Krankheiten heimgeſuchter Mann, doch dabei geduldig, arbeitſam und unermüdet, ſeine Hand zu bieten zum Herbeiſchaffen des täglichen Brodes, um das er unſern Vater im Himmel bat. Und dieſer gab ihm lange nicht allein dieſes, ſondern auch die beſte Würze dazu, nämlich Heiterkeit und Zufriedenheit, ihm und den Seinigen. Dazwiſchen kamen auch Prüfungen. Unter andern zur Aerntezeit, als er für einen Gutsbeſitzer Getreide einfahren ſollte, glitt er auf einem Gerſtenhaufen aus, fiel herab, und verrenkte ſich den Knöchel am Fuß. Da war nun mehrere Wochen an keine Arbeit und an keinen Verdienſt zu denken, und in Jonathans Hütte ging es dazumal wie in einer Mühle, die nur ein einziges Waſſerrad und dazu ein zerbrochenes hat. Es war für den guten Mann eine ſchwere Zeit.

Und für ſeine Frau mit ihrem Mutterherzen nicht minder. Sie kam eines Tages in die Kammer, wohin ſich der Patient vor den Stubenfliegen geflüchtet hatte, und weinte. — „Was iſt dir?“ fragte ſie Jonathan, „was betrübt dich?“ — „Die Kinder,“ antwortete die Bekümmerte, „ſind nach Hauſe gekommen und ſagen, ſie ſeyen hungrig; aber in der Tiſchlade — —“ — „Iſt nichts,“ verſetzte Jonathan, „und in der Taſche iſt auch nichts. Es kann nicht anders ſeyn. Aber der HErr ſpricht durch den Mund Seines Propheten: „„Sein Brod wird ihm gegeben und ſein Waſſer hat er gewiß.““ Glaubſt du das, und vertrauſt du auf die Verheißungen des Treuen und Wahrhaftigen, ſo kniee hier an meinem Schmerzenslager nieder. Wir wollen mit Gott reden und ihm ſagen, wie es mit unſern Kindern ſteht, daß ſie keinen Biſſen Brod haben, und wir keinen Heller, ein Loth zu kaufen. Wer weiß, was Gott thut! Hat Er doch befohlen: „„Ruſe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten, und du ſollſt mich preiſen!““

Jonathan redete nun laut mit Gott, klagte Ihm die Noth, und hielt Ihm Seine Verheißungen vor, wie der ſelige Luther, als er am Fenſter ſtand und für ſeinen kranken Melanchthon betete. Die Frau ſprach in ihrem Herzen nach, und Beide harreten dann des Erfolgs, Jonathan in der Kammer und die Mutter bei den Kindern in der Stube, ſtille, wie der Prophet am Bach auf die Raben, ehe ſie ihm das erſte Mal Brod und Fleiſch brachten.

Nicht lange, ſo kam der erſte Rabe, — eine Perſon mit einem Laib Brod unter dem Arme. Sie war von dem Beſitzer eines großen Eiſenwerks, gar nicht weit von Jonathans Hauſe, geſchickt worden. Die Mutter gab zwar aus guten Gründen der Ueberbringerin außer einem Vergeltsgott kein anderes Trinkgeld, aber ſie lief ſogleich zu ihrem Manne

in die Kammer, und verkündigte ihm, wie Gott ihr Gebet ſo gnädig und ſchnell erhört habe. — „Nun," erwiederte Jonathan, „bevor das Andere geſchieht, wollen wir dem HErrn Dank ſagen für die Erhörung unſerer Bitte." Und der Allwiſſende hörte es, wie ſie gemeinſchaftlich Seinen herrlichen Namen lobten. Dann aßen ſie mit Freudigkeit, und die erſte Faſtenzeit ihrer Kinder hatte ein Ende.

Nach etlichen Stunden kam der zweite Rabe, und brachte ihnen auch Fleiſch, wenig, und doch viel für ein Haus, worin mancher Topf und mancher Teller zerbrach, ohne Fleiſch geſehen zu haben. Deſto mehr wunderte ſich die Mutter, und lief, was ſie konnte, in die Kammer, um dem Manne dieſen zweiten Gnadenbeweis der väterlichen Vorſehung und Fürſorge unter die Augen zu halten. — „Ei, ſiehe!" antwortete Jonathan, „Gott thut mehr, als Er in Seinem Worte verſpricht. Er verheißt Brod, und ſchickt auch noch Fleiſch dazu. Dafür müſſen wir ſogleich wieder Seinem Namen danken."

Und die Mutter knieete neben dem Bette nieder, und ſprach in ihrem Herzen nach, was ihr Jonathan laut mit dem HErrn redete.

Sonnabend, den 7. September.

Was ſchau'ſt du, Seele, vor dich hin
Aus naſſem Aug' mit ſchwerem Sinn?
Was biſt du ſo beklommen? —
O, ſorge nicht! es ſorget ſchon
Der Vater auf dem Himmelsthron,
Er hat dich übernommen.

Sein gnadenvolles Regiment
Geht nun und nimmermehr zu End',
Umſchließet Klein' und Große.
Mit Allem, was ich hab' und bin,
Geb' ich mich ganz dem HErren hin,
Und ruh' in Seinem Schooſe.

Wie in dem lieben Mutterarm
Das Kindlein lieget gut und warm,
Lieg' ich in Seinen Händen.
Er wird, ob auch ein Weib vergißt,
Des Sohns, der ihr geboren iſt,
Sich nimmer von mir wenden.

HErr, ſo geſchehe denn Dein Will;
Ich halte ſtill, ich halte ſtill,
Und laß mich von Dir leiten.
Nichts, weder Glück, noch Kreuz und Noth
Kann mich, Dein Kind, auch nicht der Tod,
Von Deiner Liebe ſcheiden.

Ja, Vater, ja, Dein Will' geſcheh',
Auch aus dem Kreuz, aus Noth und Weh
Muß doch noch Freude grünen.
Richt' ich auf Deinen Weg den Fuß,
Dann Freude oder Weh, mir muß
All' Ding zum Beſten dienen.

Sonntag, den 8. September.

Heute Nachmittags beſuchte ich die beiden N. N., Spinnerinnen in der Fabrik des P. P. In dem Stüblein dieſer ledigen Schweſtern walten chriſtliche Ordnung und Reinlichkeit. Alles ſteht und liegt an ſeinem Platz, und ſelbſt der Sonne möchte es ſchwer werden, in dieſem kleinen Bethanien mehr Staub zu finden als an dem Gefieder einer Taube auf dem Dache. Die Geräthſchaften darin, deren, gegen die Regel in alten Reichsſtädten, im Verhältniß zu der Stube faſt zu wenig ſind, deuten auf eine frühere Zeit hin, wo manches Stück verkauft werden mußte, und auf eine ſpätere, in der die Schweſtern noch immer bemüht ſind, die entſtandenen Lücken nach und nach wieder auszufüllen. Die fünf neuen Zinnteller in dem Schüſſelrahmen bezeichnen die fünf letzten Jahre, und das nächſte wird das halbe Dutzend,

worauf es abgesehen ist, vollzählig machen. Die drei Stühle rühren nicht von Einer Ausfertigung her, sondern wurden in drei Versteigerungen erworben, und der geerbte, ohne Rücklehne, dient nun zum stehenden Wasserträger in der Küche.

„Mein Herr," sagte die jüngere der beiden Schwestern, die ich Maria nennen will, „wir lebten in einer schweren und betrübten Zeit. Den Vater, der uns mit seiner Hände Arbeit ernährte, traf vor zehn Jahren der Schlag, und die Mutter, von der Gicht an Händen und Füßen lahm, überlebte ihn. Ueber zwei Jahre mußten wir sie heben und legen, nicht anders als wie ein Kind in den Windeln. Und als sie gestorben war, sah es bei uns so leer aus wie in einer Stube, wo die Gerichtsdiener pfändeten und nichts mehr ließen, was über einen Groschen werth ist. Die Hausmiethe waren wir ohnedieß von einem ganzen Jahr her schuldig."

„Dazu," fuhr Martha, die ältere Schwester, fort, „ging die Fabrik, für welche wir damals arbeiteten, wie der Schlitten im Sommer, pflegte unsere selige Mutter zu sagen. Drei Tage Verdienst und dann wieder fünf oder acht keinen. Wir waren froh, wenn wir nur das trockene Brod verdienten, ob wir uns gleich keiner Arbeit schämten, und nicht müßig auf dem Markte standen und warteten, bis man uns dingte, sondern da und dort hin gingen, um uns anzutragen zum Krankenwarten, zum Waschen, zum Nähen und Stricken, wie es eben kam."

„Eines Morgens," fiel Maria der Schwester in die Rede, welche lange werden zu wollen schien, „es ist mir, als wäre es erst gestern gewesen, hatten wir keinen Bissen Brod in der Tischlade und nicht einen rothen Heller in der Tasche, auch keine Aussicht, den Tag über noch einen zu verdienen. Und lieber hätten wir drei Tage Hunger gelitten als einen

Kreuzer geborgt oder gebettelt. Wir waren beide ſtumm vor Traurigkeit, und redeten kein Wort mit einander. Martha ſetzte ſich hinter den Ofen, und ich ging zum Morgengottesdienſt in die Kirche. Denn ich dachte: je länger wir einander anſehen, deſto mehr wächſt unſer Leid, und es iſt nur die Eine der Spiegel der Andern. In der Kirche paßte das Lied gerade nicht für meinen Zuſtand, auch der bibliſche Abſchnitt nicht, der erklärt wurde; und doch ſpürte ich auf einmal eine Freudigkeit zum Gebet, wie ich ſie noch nie gehabt hatte. Und während ich betete und dabei meine Augen ſchloß, wurde es mir ſo wohl, wie es Einem iſt, wenn man aus einem böſen Traume erwacht und ſieht, daß es nichts iſt. Darüber wurde die Betſtunde aus, und indem ich ſchon wieder traurig zu werden anfing darüber, daß ich in mein Sarepta zurück müßte, zupfte mich auf der Thürſchwelle der Kirche ein Weiblein hinten am Rock, und ſagte, als ich mich zu ihr gewendet hatte, ganz leiſe: „„Marie, ich habe Ihr einen Laib Brod aufgehoben, Sie kann ihn holen, wann ſie will.““ — Vergnügt über dieß Alles kam ich nach Hauſe. Aber als ich es meiner Schweſter erzählte, antwortete ſie — —“

„Ja, mein Herr, da antwortete ich ihr,“ fuhr Martha fort: „Marie, das iſt nichts, mach' dir keine vergebliche Hoffnung. Das Weib kenne ich. Die hat einen Mann, der iſt ſchlimmer denn zwei Teufel, — Gott verzeihe mir meine ſchwere Sünde! — und geizig wie Nabal, der Mann zu Maon, der ſein Weſen zu Carmel hatte, und Einer von Caleb war. Die kann hinter ihm keinen Biſſen Brod herſchenken, geſchweige denn einen ganzen Laib, und mit ſeinem Wiſſen darf ſie nicht. Gewiß hat ſie von Jemanden einen Laib geborgt, und kann ihn nun wieder heimzahlen. Sie hat blöde Augen, und wird dich für eine Andere gehalten haben.

Doch, damit du zufrieden bist, will ich mein Mehlsäcklein nehmen, und thun, als wollte ich Mehl in der Schranne kaufen, wie gewöhnlich am Freitag. Der Weg führt vor ihrem Haus vorbei. Sieht sie mich, so wird sie mich wohl anrufen; sieht sie mich nicht, nun so wollen wir eben wieder einmal einen Fasttag halten.

„Aber dieß," fuhr die jüngere Schwester fort, „war nicht nothwendig. Unsere Abigail wartete schon mit Schmerzen an der Treppe, die vor ihrem Hause in den Keller hinab geht, winkte meiner Martha, welche die Gasse herauf kam, legte ihr einen großen Laib Brod in den Schurz, und sagte: „„Jungfer, Sie ist lange ausgeblieben; es ist mir nur um meinen Mann gewesen, der ausgegangen ist, um Schuhe anzumessen. Wäre er vor Ihr nach Hause gekommen, so wäre es heute wieder nichts gewesen.""

„Und mit dieser Gabe," schloß Martha, „der ersten und, so Gott will, der letzten, die wir als ein Almosen empfingen, war unsere Noth aus. Noch an dem nämlichen Tage fanden wir wieder Arbeit, und später kamen wir in eine andere Fabrik, wo wir seitdem unser tägliches Brod gefunden haben und noch mehr. — So viele neue Zinnteller Sie da sehen, mein Herr, so viele Jahre sind seitdem verflossen. Und das Mehl im Cad ward nicht verzehret, und dem Oelkruge mangelte nichts, nach dem Wort des HErrn, das Er geredet durch Elia."

II. Der Griechenthaler.

„Was wir zu unserer wirklichen Nothdurft vonnöthen haben, wird uns der HErr so lange geben, als wir im Glauben beten: unser täglich Brod gib' uns heute!" sagte manch-

mal der Pfarrer in W. zu seinem Weibe, wenn das schwache Gefäß von quälenden Sorgen überfloß, und sein Vertrauen ist seit siebzehen Jahren nicht zu Schanden geworden, ob er sich gleich bei seinen Ausgaben nie nach dem jeweiligen Zustand seiner Kasse, sondern immer nur nach dem Gebote der Pflicht oder nach dem Drange der Liebe richtete, und ob gleich seine Einnahmen fast ganz von Umständen abhingen, welche man gewöhnlicher aber sehr unevangelischer Weise Accidenzien, d. h. zufällige heißt, als da sind Taufen, Leichen u. s. w.

Einmal nach einer schweren Krankheit, welche die Hausfrau überstanden hatte, schickte der Arzt die verlangte Rechnung. Unter dem langen Querstrich derselben war zu lesen: Summa 20 fl. 41 kr.; in der Kasse des Pfarrers waren aber nicht einmal die angesetzten Kreuzer, viel weniger die Gulden. Mit einer langen Thräne unter dem Auge legte die Wiedergenesene das Papier in die Hand ihres Mannes, und der steckte es ganz ruhig an's Fenster. Etwa eine Stunde darauf kam der Schwager, und sagte: „Pfarrer, ich weiß, du hast von deinem seligen Vater ein Zehnguldenloos geerbt. Von der letzten Ziehung sind zwei Gewinne zu 50 fl. in den Gerichtsbezirk gefallen. Schaue doch nach!" Der Pfarrherr suchte das halbvergessene Loos unter seinen quittirten alten und neuen Zeddeln hervor, verglich es mit der Liste des Schwagers, und fand, daß er wirklich einer von den beiden Glücklichen sey. — „Schau," sagte er zu seinem Weibe gewendet, der eine Thräne auf die goldgelbe Kartoffel in ihrer Hand fiel, „schau, Emilie, das eine Papier verlangt zwanzig, und das andere bringt fünfzig Gulden! Wo nehmen wir Geld her in der Wüste?"

Ein anderes Mal kamen der Schneider und der Schuhmacher zugleich mit gefertigter Arbeit und mit den Rechnungen darauf, weil sie wußten, daß der eigensinnige Pfarrer

weder über Nacht ſchuldig bleibe, noch etwas abbreche. — „Wenn wir dieſe Rechnungen ſogleich und miteinander bezahlen," ſagte die Hausfrau in der Nebenſtube dem Manne in's Ohr, „ſo bleibt uns kaum ein Heller übrig, und ein Zuglüftlein, ſo klein es iſt, kann unſere Kaſſe wegblaſen." Denn die Pfarrleute hatten kein Käſtlein, ſondern ſie pflegten ihre eingenommenen Groſchen und Thaler in eine einfache, gegerbte Blaſe zu legen. Aber der Pfarrherr erwiederte: „Auch der ſtärkſte Wind nicht. Der HErr wird ſchon Ballaſt hinein thun. Zähle den Leuten nur hin. Es ſoll des Taglöhners Lohn nicht bei dir über Nacht bleiben bis an den Morgen, ſpricht der HErr."

Es iſt allerdings wahr, durch die Berichtigung der beiden Zeddel wurde die Geldblaſe ſo leicht, daß ein Abendlüftlein ſie hätte weghauchen können. Aber ſchon am nächſten Tage fiel in dieſelbe ein nagelneuer, funkelnder Griechenthaler mit dem lieblichen Bilde des Königs Otto, und um denſelben ſammelten ſich, wie um ein Neſtei, bald wieder große und kleine ſilberne Eier in Menge. Deßwegen ſollte er auch die Ehre haben, bei der nächſten Sammlung für einen heiligen und wohlthätigen Zweck geopfert zu werden. Die Gelegenheit dazu kam bald. Nachdem der Pfarrherr in ſeiner Kirche auf den nächſtkommenden Sonntag eine Collecte für das Kirchlein auf dem Moos angekündigt hatte und nach Hauſe gekommen war, ſonderte er den Griechenthaler dem HErrn zum Opfer von dem Uebrigen ab.

Aber im Lauf der Woche wurde die genannte Blaſe ganz leer. Am Donnerſtag war kein Heller mehr darin; und die Pfarrleute wären in große Verlegenheit gekommen, wenn ſie nur einen unfrankirten Brief erhalten hätten. Denn der Griechenthaler war nur eine Münze in ein Schatzkäſtlein, aber nicht für den deutſchen Handel und Wandel. Da wurde

auch das Vertrauen des Pfarrherrn ſo wankend, daß er ſich an dem Abgeſonderten vergriff. Er beſuchte nehmlich mit dem Thaler in der Taſche einen reichen Mann, von dem er wußte, daß er Schatzgeld zu ſammeln pflege, und zeigte ihm anſcheinend gelegenheitlich die neue Münze, in der Hoffnung, daß er ſich zum Auswechſeln erbieten werde. — Das abgeſonderte Opfer war in dieſem Augenblick auf eine ſündliche Weiſe preisgegeben. — Aber der reiche Mann beſah den Thaler nur einen Augenblick, und gab ihn dann gleichgültig mit der Bemerkung zurück, daß er ſchon einen habe.

In einer peinlichen Stimmung kehrte der Kleingläubige nach Hauſe zurück. Der HErr fügte aber noch das Gefühl der verdienteſten Beſchämung hinzu. Denn ſeine Frau, die ihn kommen ſah, eilte ihm ſchon über die Stubenſchwelle entgegen, und reichte ihm ein Päcktchen mit Geld, welches an ihn addreſſirt und durch den Nürnberger Boten gekommen war. Feuerroth bis hinter die Ohren, aber nicht von Freude, ſondern von Scham und Reue, öffnete er es. Es enthielt einige Kronenthaler von einem Freunde für eine Kleinigkeit, welche der Pfarrer für eine Zeitſchrift geliefert und beinahe wieder vergeſſen hatte.

Nun wurde der Griechenthaler zum zweiten Mal abgeſondert, und am nächſten Sonntag ganz im Stillen zu der Collekte gelegt, ehe ſie an die vorgeſetzte geiſtliche Behörde abgeſchickt wurde.

Der HErr laſſe doch Seinen Knecht nie mehr in ſolchen Kleinglauben fallen! Amen.

Der Meiſter in allerlei Teig.

Nach einer Begebenheit aus dem vorigen Jahrhundert.

Sollte Einer den freundlichen Leſer fragen, wie es in Unterheim am Tage vor dem Aſchermittwoch, den wir meinen, zugegangen, ſo wird er nicht übel thun, wenn er antwortet: „Wie in der Stube, die in die Hände des Tünchers gegeben und worinnen Alles verrückt iſt, von der Stockuhr herab bis zum Tritt am Fenſter, ohne die Wände und Pfeiler, ſo auf einem feſten und unverrückbaren Grunde ſtehen.“

Der Schreiber Wendelin z. E. that, was er den Haſen abgeſehen hatte, aber um etliche Wochen früher denn dieſe Feldläufer. Er beſaß einen Pelzrock, inwendig mit Lämmerfällen beſetzt von oben an bis unten aus, und an Kragen und Aermeln verbrämt mit Edelmarder, dazu mit Sedaner Tuch überzogen, auch nicht aus ſeinem Säckel gekauft, ſondern von ſeinem Großvater mütterlicher Seits erworben. Und was nur ein Freund an dem Freunde und ein Bruder an dem Bruder decken kann, das deckte der Rock an ſeinem Herrn. Wenn ſich je zuweilen die Ellenbogen des Scribenten durch die Aermel des fadenſcheinigen Hemdes bohrten, ſo ging es ihnen nur wie der Motte, welche den Weg in den Federſack ſucht. Sie kamen aus dem Lein in die Wolle. Wenn auch hin und wieder ſeine Beinkleider mehr Löcher zählten als Knöpfe, die Lämmerfelle legten ſich alsbald darüber, wie die Schneeflocken auf ein morſches Strohdach zwi-

ſchen die Riſſe und den ſcharfen Wind, der von Mitternacht kommt.

Noch erſprießlicher ſchlug ſich der Rock bei einer anderen Vorkommenheit in's Mittel. Denn der Sonnenwirth in Unterheim pflegte dann und wann diejenigen ſeiner Gäſte, ſo mehr gezecht als gezahlt hatten, mit ſeiner ſchweren Hand auf die Schulter zu ſchlagen und ſich dabei nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen. Derlei Schläge nun gingen dem Scribenten durch Mark und Bein, wenn ſie auf ſeinen Sommerrock fielen. Lag aber der Pelzrock im Mittel, ſo war es gerade ſo viel, als hätte der Sonnenwirth auf das filzige Vließ eines trägen und ſäumigen Widders geklopft. Seine Streiche berührten kaum die Haut des Scribenten, geſchweige denn das, was die Kinder dieſer Welt den Ehrenpunkt heißen.

Von dieſem Rock hätte Herr Wendelin ſo wenig laſſen ſollen als von ſeiner eigenen Haut. Und da er ihn dennoch dahin gab, erkältete er ſich, und der Tod klopfte nicht auf ſeine Schulter, wie der Sonnenwirth, ſondern an ſeine Sanduhr. Etliche Tage darauf war ſie abgelaufen, und der Leichenbitter meldete es von Haus zu Haus.

Damit es aber dem freundlichen Leſer unverholen ſey, warum der Schreiber aller Regel und Ordnung zuwider ſchon im Hornung ſeinen Winterpelz auszog, ſo ſoll er wiſſen, daß der Verblichene das Mitglied einer Geſellſchaft war, deren Theilnehmer ſich „die Zeitloſen" nannten, und dieſem Namen, ſo viel an ihnen war, Ehre zu machen ſich beſtrebten. Wie die Kinder Iſrael um den Sabbathtiſch, ſo ſaßen ſie an ihrer langen Tafel, den Rock ausgezogen und den Hut auf, ohne die, deren blöde Hemdärmel den hellen Kerzenſchein nicht wohl vertragen konnten. Auch war es in ihren Sitzungen verboten, eine Uhr mit in die Verſammlung zu nehmen oder im Saal zu haben. Und wer auf dem Heim-

weg die Treppe nicht hinunter gehen mochte, konnte es auch anders machen nach ſeinem Belieben. Denn mehrentheils ging die Lampe im Stiegenhaus eher ſchlafen als die Zeitloſen.

Aus dieſer Societät nun ging acht Tage vor unſerer Faſtnacht ein Schreiben in alle Welt und lautete folgendermaßen:

„Die Zeitloſen werden auch heuer Alles aufbieten, um ihren ſehr verehrlichen Gäſten den letzten Abend des Faſchings zu einem der genußreichſten des ganzen Jahres zu machen. Namentlich wird eine Scene aus der neueſten Geſchichte der Heidenbekehrung unſerem Carneval die Krone aufſetzen. Ein bekehrtes neuſeeländiſches Ehepaar wird nämlich, begleitet von mehreren Kopfhängern der Inſel, ſein neugebornes Kind zur Taufe bringen. Der Miſſionar, umgeben von ſeinen jüngſten Schülern und Schülerinnen, wird es an dem blumengeſchmückten Altar unter dem Orcheſter erwarten und die heilige Handlung vollziehen wollen. Aber kaum wird er halb damit zu Stande gekommen ſeyn, ſo werden unbekehrte Neuſeeländer in den Saal ſtürzen, das Kind aus den Händen des Pfarrers reiſen, in Stücke zerſchneiden und anfangen, es zu verzehren. Dadurch wird auch in den Neubekehrten die Luſt nach ihren alten Sitten und Gewohnheiten unwiderſtehlich erwachen. Sie werden mit ihren Landsleuten nicht nur das Mahl theilen, ſondern auch nach demſelben Nationaltänze aufführen, bis wieder der teutſche Walzer in ſeine Rechte tritt und die bunten Geſtalten alle in ſeinen harmoniſchen Strom hineinzieht, — endlich ſelbſt der Pfarrer, welcher ſich zur allgemeinen Beluſtigung ziemlich linkiſch und unbeholfen ſtellen wird. Zuletzt nach Allem wird ein ruſſiſcher Weltumſegler erſcheinen, der eben an das Land geſtiegen iſt,

und ſich freuen, daß auf der Inſel wieder Alles in ſeinen naturgemäßen Zuſtand zurückgekehrt iſt. Namentlich werden ſeine Matroſen ihre Freude hierüber auf eine beſonders unverkennbare Weiſe äußern.

Als aber die Zeitloſen in einer Plenarverſammlung über dieſen Kehraus des Faſchings in Unterheim weiteren Rath pflogen, ward dem Herrn Wendelin einhellig die Stelle eines unbekehrten Neuſeeländers zugedacht. Denn ſein Antlitz hatten die Maſern zugerichtet, als wäre es tätowirt, alſo daß er eine Larve erſparen konnte. Der übrigen Erforderniſſe wegen verkaufte er das Erbtheil von ſeinem Großvater an ſeinen Hofjuden und ſchaffte ſich dagegen einen indianiſchen Anzug, der ſich zu ſeinem Pelzrock verhielt, wie die Schuppenſtäublein auf den Flügeln der Sommervögel zu den Federn der Fettgans, die das Nordlicht mehr liebt denn die liebe Sonne.

Wenn aber der freundliche Leſer wiſſen möchte, wie der Vorſtand der Zeitloſen, der Freiherr von Zwilling, es übernommen hätte, den eben genannten Kehraus vorzubereiten und anzuordnen, ſo würde er ſich vielleicht ſeinen Kopf am meiſten darüber zerbrochen haben, woher er ein Kind nehmen ſollte, wie es die Geſellſchaft der Zeitloſen brauchte. In Unterheim aber hielt dieß nicht ſchwer.

Denn daſelbſt lebte damals ein Mundbäcker, der den Teig zum Kaffeebrod nicht allein auf das Beſte zu bereiten verſtand, ſondern auch daraus die mannichfaltigſten Geſtalten formen konnte. In dem großen Korbe, aus welchem die neugebackenen Brode an die Kunden abgegeben wurden, ſah es, abgeſehen von den Ringen, Hörnern und Wecken, aus, wie in dem weiten leinenen Tuche, das an den vier Ecken vor die Füße des Petrus niedergelaſſen wurde, und worinnen allerlei vierfüßige Thiere der Erde, und wilde Thiere, und

Gewürme und Vögel des Himmels waren. Denn Kaninchen, laufende und ſitzende, Giraffen und Bären, Pferde und Eſel, Papageien und Fiſche, Aale und Schildkröten lagen in dem Korbe beiſammen, wie ſie aus dem Backofen gegangen waren. Und die blechernen Formen, womit dieſe Geſtalten aus dem Teige geſtochen wurden, machte der kunſt- und erfindungsreiche Mundbäcker ſelbſt in der Werkſtätte ſeines Nachbars, des Spenglers.

Das war der Mann, zu welchem der Freiherr etliche Tage vor dem Aſchermittwoch kam und ſagte: Meiſter, wir brauchen für unſeren Kehraus, von dem Er ſchon das Weitere gehört hat, ein Kind, das weder Vater noch Mutter hat oder gehabt hat, das nicht ſchreit, wenn man es ſticht, nicht blutet, wenn man es ſchneidet, und das man, wenn es noth thut, aufeſſen kann mit Allem, was daran iſt, mit Windeln und Wickelkiſſen, und Häublein und Geiferfleck. Und wir meinen, Er iſt der Mann, bei dem ſich mehr als ein Wecken beſtellen läßt. Denn die Haſen, Lämmer und Eichhörner kamen nicht natürlicher aus dem Kaſten des Patriarchen, als ſie Tag für Tag aus ſeinem Backofen kommen, geſchweige denn appetitlicher.

Bei dieſem Kompliment des vornehmen Herrn bückte ſich der Mundbäcker ſo tief, als ſollten erſt die Thiere aus der Arche Noä über ſeinen wagrechten Rücken, als über eine Fallbrücke an das feſte Land gelangen, und ſprach: „Euer Gnaden belieben zu ſcherzen. Aber man ſollte jeden jungen Menſchen werden laſſen, wozu er Luſt hat.“

Und nach dieſem Eingange wollte der Meiſter in allerlei Teig des Weitern erzählen, wie ſchon damals, als er noch mit der Schiefertafel unter dem Arm wandelte, die eine Seite derſelben der Schule und die andere der Kunſt gehörte, d. h. wie er die eine mit Zahlen und Buchſtaben bedeckte, wäh-

rend er die andere mit allerlei Thieren, Blumen, Häuſern und Geräthſchaften ſchmückte, — wie der Schulmeiſter nach dem Grundſatze, Niemand könne zween Herren dienen, dieſen Doppelgebrauch des Griffels mit Ohrfeigen und Püffen beſtrafte, — was für große Augen ſein ſeliger Vater gemacht habe, als er ihm ſein Vorhaben entdeckte, künftig nicht mehr für den Magen, ſondern für das Auge der Menſchenkinder arbeiten zu wollen, — und wie er nun wenigſtens nicht allein und ausſchlüßlich für die Mäuler arbeite, ſondern auch für das Auge des einen oder des andern kunſtſinnigen Kunden, dem Schöpfer gleich, der an den Halmen und Bäumen auch nicht unförmliche Stücke von Brod und Zwieback, ſondern goldige Waizenkörner, bunte Aehren türkiſchen Korns und rothbackige Pfirſchen wachſen laſſe.

Dieß Alles und noch mehr wollte der Kunſtbäcker dem Freiherrn vor der Hausthüre bemerklich machen. Dieſer hielt jedoch nicht Stich, ſondern ſagte: „Guten Morgen, lieber Meiſter!“ und entwich nach der Weiſe vornehmer Leute, wenn ſie der endloſen Erzählung eines Menſchen entfliehen wollen, der unter ihnen ſteht.

Der Kunſtbäcker ward von der außerordentlichen Beſtellung und von dem ſüßen Biſſen, der damit ſeiner künſtleriſchen Eitelkeit vorgeworfen wurde, ganz hingenommen. Er eilte dem vornehmen Kunden einige Schritte nach, und machte noch hinter ſeinem Rücken mitten auf der Gaſſe zwei oder drei tiefe Bücklinge. Dann machte er ſich unter ſeine Knechte am Backofen, gleich jenem erfahrenen Haſen von dem wir in einer Naturgeſchichte leſen, daß er ſich immer in das Schilf eines überfrorenen Teichs drückte, wenn das Treibjagen begann. Denn er fürchtete ſein Weib, das, was die Hauptſache anbelangte, von ihm ſo ferne ſtand, als Abigail von ihrem Nabal.

Nach dem Abendſegen aber, als die Dienſtboten ſchlafen gegangen waren und der Mundbäcker die Knieſchnallen an ſeinen kurzen ledernen Beinkleidern löste, bemerkte ſeine Widerſacherin in geiſtlichen Dingen: „Wenn du in das Begehren dieſes ſauberen Freiherrn willigeſt, ſo begeheſt du die Sünde Aarons.“ „Wie ſo?“ fragte der Meiſter in allerlei Teig, um nur den Schein einer ſtillſchweigenden Hartnäckigkeit und Verſtockung zu meiden, aber übrigens feſt entſchloſſen, dem vornehmen Kunden zu willfahren. Sein Weib erwiderte aus ihrem treuen Gedächtniſſe, als läſe ſie es aus der Bibel: „„da aber das Volk ſah, daß Moſe verzog, von dem Berge zu kommen, ſammelte es ſich wider Aaron und ſprach zu ihm: Auf, mache uns Götter, die vor uns her gehen, denn wir wiſſen nicht, was dieſem Manne Moſe widerfahren iſt, der uns aus Aegyptenland geführt hat. — Aaron ſprach zu ihnen; Reißet ab die goldenen Ringe von den Ohren eurer Weiber, eurer Söhne und eurer Töchter, und bringet ſie zu mir. Da riß alles Volk ſeine goldenen Ringe von den Ohren und brachten ſie zu Aaron. Und er nahm ſie von ihren Händen, und entwarf es mit einem Griffel und machte ein gegoſſenes Kalb. Und ſie ſprachen: das ſind deine Götter, Iſrael, die dich aus Aegyptenland geführet haben. Da das Aaron ſah, bauete er einen Altar vor ihm, und ließ ausrufen und ſprach: Morgen iſt des HErrn Feſt. — Und ſie ſtanden des Morgens frühe auf, und opferten Brandopfer und brachten Dankopfer. Darnach ſetzte ſich das Volk, zu eſſen und zu trinken, und ſtunden auf zu ſpielen.““ — Siehſt du, Mann, wenn du thuſt, was der Freiherr von dir begehrt, biſt du in gleicher Verdammniß mit Aaron, dem Prieſter, und es wird von dir heißen, wie von den Kindern Iſrael: „„Ich werde ihre Sünde wohl heimſuchen an ihnen, wann meine Zeit kommt, heimzuſuchen.““

Bei dieſen Worten griff die Bäckerin nach einer Bibel, die auf einem Bücherbret ſtand: denn ſie wollte noch eine Stelle anführen, die ihr nicht ſo feſt im Gedächtniſſe ſtand als die Geſchichte von dem goldenen Kalb. Der Meiſter aber errieth ihre Abſicht und proteſtirte und ſagte: „Gib dir keine Mühe! die Kunſt und die Bibel haben nichts mit einander zu ſchaffen. — Die freie Kunſt, ſagte letzthin der Lebküchner Schippe im ſchwarzen Ochſen, iſt einzig und allein ſich ſelber Rechenſchaft ſchuldig.“ „Von der Kunſt,“ fiel die Bäckerin ein, rede ich auch nicht, ſondern von dem Künſtler, und von dieſem ſchreibt Salomo in ſeiner Weisheit am Vierzehnten: „Götzen aufrichten, iſt die höchſte Hurerei, und dieſelben erdenken, iſt ein ſchändlich Exempel im Leben. So trieb auch der Künſtler-Ehrgeiz die Unverſtändigen, zu ſtärken ſolchen Gottesdienſt!“ — Da ſteht es gedruckt, da kannſt du es ſelber leſen. Und du wirſt mir nicht zumuthen, daß ich nur ein Stäublein von dem Mehl anrühre, daß mit dem gotteslästerlichen Ding verdorben werden ſoll.“

„Die letzten Worte ſeines Weibes hörte aber der Meiſter in allerlei Teig nicht mehr. Er war indeß mit ſeinen Knieſchnallen fertig geworden und auf der Winkelſtiege, die unmittelbar aus der Backſtube in das Schlafkämmerlein führte, entwichen.“

Am Faſtnachtstage ſtand er ſehr frühe auf, wählte unter wenigſtens ſechserlei Sorten Mehl die feinſte und zuverläſſigſte und bereitete eine Maſſe, zu der von Hefe, Milch und Schmalz kein Tropfen und kein Quint zu viel oder zu wenig genommen wurde. Aus dem Teig formte er zuerſt den in Windeln gewickelten Rumpf eines Säuglings, und ſparte dabei die auserleſenſten Roſinen und Weinbeeren ſo wenig, als ein Maurer zu ſeinem Mörtel den grob- und feinkörnigen Sand. Den Rumpf legte er in eine ſchnee-

weiße und federleichte Decke, und die breiten Wickelbänder bildete er mit dünnen und ausgezackten Teigſtreifen nach. Nur der Kopf machte Schwierigkeiten. Hätte der Künſtler das Näslein daran noch ſo fein gebildet, ſo würde es doch im Backofen oder ſchon vorher aus einander gefloſſen ſeyn, oder hätte er die Augen und den Mund aus den dunkelſten Roſinen und klarſten Citronenſtreifen noch ſo zart bezeichnet, ſo würde er doch mit der größten Mühe nur ein Fratzengeſicht zu Stande gebracht haben. Darum bezeichnete er den Kopf nur mit einem ovalen Ballen Teig, und legte aus der nämlichen Maſſe ein fein gefaltetes und gerändertes Tüchlein darüber, wie man es etwa bei Kindern ſieht, die über die Gaſſe oder über Land zur Taufe getragen werden. Das Ganze beſtrich er mit Eidotter, die Räume zwiſchen den Wickelbändern aber beſtreute er ſtark mit grob geſtoßenem Kandelzucker und Mandeln. Dadurch mußten ſie in der Hitze des Backofens dunkler werden, als die übrigen Theile, und das Kopftüchlein mit den Wickelbändern um ſo mehr herausheben. Dann übergab er das Werk dem Backofen, nachdem es auf dem großen, muldenförmigen Blech durch die untermiſchte Hefe noch auseinander gegangen war, wie eine Henne, wenn ſie ſich zur Nachtruhe auf die Stange begeben hat.

Als ein Meiſterſtück der Backkunſt kam es wieder an das Tageslicht. Die Knechte und Mägde bewunderten es laut, der Meiſter ſtand in ſtummem Entzücken davor, ſein Weib aber ging daran vorüber, ohne es anzuſchauen, und ſagte: „Wollteſt du es in das Waiſenhaus ſchicken, ſo könnte doch noch eine chriſtliche Seele ihre Freude daran haben, ſo aber wird der Teufel ſein Spiel damit treiben.“

Und als die Stunde gekommen war, daß die Zeitloſen mit ihren Weibern, Söhnen und Töchtern ihr Vorhaben ausführen wollten, verſammelten ſie ſich auf dem Söller des

Rathhauſes. Denn der Bürgermeiſter und etliche Rathsherren waren auch unter ihnen. Und als ſie Alle verſammelt waren, ordneten ſie ſich in einen Zug und zogen durch zwei lange Gaſſen, die Vorderſten ganz langſam, daß auch die Hinderſten ſich nicht übereilen mußten. Als ſie aber in die dritte gekommen waren, worin ihre Herberge lag, verwandelte ſich das ſchöne Wetter plötzlich in ein großes und ungeſtümes Schneegeſtöber. Dazu hörte man auch oben in der Luft einen Schlag, aber nicht ſtärker noch ſchwächer, als von einem fichtenen Brett, das der Schreinermeiſter und ſein Geſelle nehmen und von dem Haufen auf das Pflaſter hinab werfen. Und als darüber etliche von den Zeitloſen ihre Häupter erhuben, und zu dem hohen Stadtthurme hinaufſchauten, von wannen der Schlag gehört worden war, ſahen ſie in dem Glockenhauſe auf der Spitze des Thurms ein kleines Flämmlein, und dachten, auch der Thürmer habe nicht zurückbleiben wollen und ihnen zu Ehren ein Lichtlein angezündet und in einer Laterne in das Glockenhaus geſtellt, wie die Leute in der Gaſſe alle ihre Leuchter von den Tiſchen genommen und an die Fenſter geſtellt hatten.

Aber das Flämmlein im Glockenhaus hatte nicht der Thürmer angezündet, ſondern der Allmächtige ſelbſt. Und weil die Engel Befehl von Ihm hatten, darein zu blaſen, wurde es bald zur großen Flamme, die in dem hohen Thurme von Stockwerk zu Stockwerk herunterlief.

Zuerſt wich die Sturmglocke aus ihrem Stuhl, fiel herab und zerbarſt auf dem Pflaſter des Marktes. Der letzte Ton, den ſie von ſich gab, wurde in der ganzen Stadt gehört, und dröhnte, wie die Wehklage des Propheten über Tyrus. Dann zerbarſten die Wände des Thurmes von der gräulichen Hitze, eine nach der andern von oben an bis herab auf das gewölbte Portal. Die glühenden Backſteine und

Quader fielen gerade herunter und zerſchlugen die Mauergänge, die rechts und links zu dem Thurme führten. Der heiße Sand und die Mörtelbrocken aber wurden vom Sturmwind wie Hagel an die Fenſter und Läden der umliegenden Häuſer getrieben. Aus den alten, eichenen Balken, den Eingeweiden des Thurms, machten die Engel große feurige Pfeile. Wenn einer derſelben über und über brannte, drehten ſie ihn aus ſeinem Zapfen, und warfen ihn dahin oder dorthin über die Häuſer der Stadt, alſo daß die Leute nicht nur die Gaſſen verließen, ſondern auch aus den oberen Stockwerken ihrer Häuſer hinunter eilten bis in die gewölbten Hallen und Keller, als wäre der Feind vor den Mauern und würfe feurige Kugeln aus allen ſeinen Geſchoſſen.

Und dieß Alles ſah der Mundbäcker mit an, von dem Flämmlein, das ſich an das Glockenhaus hängte, bis auf die letzte Wand, die einſtürzte, und bis auf den letzten Balken, der auf das Steinpflaſter gefallen, in tauſend und aber tauſend Funken und glühende Kohlen auseinander ſprühte. Denn der Engel des Habakuk faſſete ihn oben beim Schopf und hielt ſeinen Kopf alſo, daß er in das Feuer hineinſchauen mußte vom Anfang bis zum Ende. Aber zwanzig oder dreißig Schritte vom Thurm ſtand ein alter Getreideſpeicher, und der Meiſter in allerlei Teig hatte auf demſelben zweihundert Malter Waizen liegen, ſein halbes Vermögen. Wenn nun die Diener des HErrn einen brennenden Balken aus dem Eingeweide des Thurmes riſſen und dahin oder dorthin ſchleuderten, wie ein Mägdlein das brennende Schwefelholz über den Herd, drückte er ſeine Augen zu, und wenn er ſie wieder aufmachte, meinte er, der Speicher müſſe getroffen ſeyn und ſchon über und über in Flammen ſtehen.

Aber der HErr, gnädig und barmherzig, geduldig und von großer Güte, gab ihm nur eine Lektion, an die er ſein

Leben lang dachte. Die brennenden Geſchoſſe gingen alle über den Speicher weg, und es verbrannte keine Schindel auf dem Dache und kein Waizenkorn unter demſelben, um ſeines gerechten Weibes willen, das den HErrn anrief in der Noth.

Um 12 Uhr, als wie lange der Kehraus der Zeitloſen währen ſollte, hatte die Brunſt ein Ende. Der Sonnenwirth aber hatte ſogleich auf den Feuerlärm die Lichter in ſeinem Saal ausgelöſcht und die Thüre deſſelben verſchloſſen. Und als nun die Tochter eines Zeitloſen, die das Werk des Kunſtbäckers trug, es alſo fand, legte ſie das Kind weg und wußte im Schrecken ſelbſt nicht, wohin. Der Hausknecht fand es des andern Tages unter der Stiege, doch nicht mehr ganz, ſondern die Ratten hatten ihren Theil dahin genommen, und aus dem kunſtreichen Bilde war ein Scheuſal geworden.

Der Meiſter in allerlei Teig blieb von nun an nur bei Ringen, Hörnlein und Wecken, wie ſeine Handwerksgenoſſen, obgleich ſein Weib nichts dagegen gehabt hätte, wenn er auch ferner den Kindlein zur Freude gleich ehemals andere Geſtalten dazu gemacht hätte.

Die Zeitloſen erholten ſich ſchnell von dem Schrecken und blieben nachher, wie ſie vorher geweſen waren. Mag auch unter die Sperlinge ein Schuß fallen, ſie gehen doch bald wieder in die Kirſchen.

Der Trödler.

In Coburg, der herzoglich ſächſiſchen Reſidenzſtadt, wurde vor mehreren Jahren ein guter Baum gepflanzt, der ſeitdem immer tiefere Wurzeln geſchlagen und erfreuliche Früchte man-

cherlei Art, zum Theil ganz unvorhergeſehene und unerwartete, getragen hat. Er gleicht dem Baume in meines Vaters Garten, der an dem einen Arme ſchnell reifende und vorübergehende Sommerbirnen trug, während die Früchte an dem anderen Aſte langſam reiften und ſich lange hielten.

Dieſer Baum, den ich meine, iſt der Kunſt-, Induſtrie- und Gewerbe-Verein, und in den gedruckten Berichten, die er an ſeinem zwölften und dreizehnten Stiftungsfeſte ausgab, hat er einige ſeiner Früchte auch für das Ausland zur Schau hingeſtellt. Da ſehen wir einen Sparofen, durch welchen mit zehn Pfund weichen Holzes in einem Raum von 2800 Quadratfuß und binnen einer Stunde die Wärme von ſechs auf ſieben Grade und unter gewiſſen Umſtänden noch ſchneller und höher geſteigert werden kann. Da finden wir einen runden Männerhut, der durch einen ganz einfachen Mechanismus die beſonders für Reiſende ſo angenehme Einrichtung erhalten hat, daß man ihn in dem einen Augenblick aus einem kaum zwei Zoll hohen Futteral nehmen, und in dem andern ganz unverkrüppelt aufſetzen kann, als wäre er erſt von der Form und aus den Händen ſeines Meiſters gekommen. Da bemerken wir einen elaſtiſchen Hornkamm, der bei einem ſchönen Ausſehen nicht zerbricht, wenn man auch darauf tritt, und nach ſolchen und ähnlichen Probedrücken immer derſelbe bleibt wie Salomo's Narr, wenn er auch in den Mörſer geworfen und mit dem Stämpfel zerſtoßen wird wie Grütze.

Doch dieſe Früchte, ſo viel Ehre ſie auch ihren Zweigen machen, ſind nicht viel bleibender, als es die Sommerbirnen waren, die auf meines Vaters Baume wuchſen, und ich führe daher meine freundlichen Leſer um ſo ſchneller zu zwei andern, welche den mechaniſchen Hut und den unzer-

brechlichen Kamm eben ſo weit dahinten laſſen als die Kokusnuß ihre kleine Baſe an der Haſelſtaude.

In der Vereinsverſammlung vom 15. Januar 1838 trat der biedere Gerbermeiſter Adam Dietz auf und ſprach: „Mit Gunſt! Hochgeehrteſte Herren! Wenn ſich der Tag mit ſeinen Arbeiten, Mühen und Sorgen geneigt hat und es iſt Feierabend geworden, dann eilt beinahe Jeder in unſerem lieben Coburg der geſellſchaftlichen Unterhaltung zu, und findet ſie in dem Geſpräche mit ſeinem Mitbürger, bis er zur gewohnten Stunde nach Hauſe eilt, um ſich durch die nächtliche Ruhe auf's Neue zur morgenden Arbeit zu ſtärken. Dieſe Abende ſind gewiß eine wahre Würze unſeres Lebens, und unter ihnen ſtehen gewiß die, welche wir in unſerem Vereine verleben, mit obenan. Mit Vergnügen erinnert man ſich oft die ganze Woche hindurch des vergangenen, und freut ſich auf den nächſten. — Bei dieſer Betrachtung ſteigt mir ein Gedanke auf, der, wenn er ausgeführt würde, vielleicht gute und erſprießliche Folgen haben könnte, und ich wage es, ihn vor Ihnen, verehrte Vereinsgenoſſen, auszuſprechen.“

„Wenn man nämlich zurückdenkt auf ſeine eigenen Geſellenjahre, und blickt dabei auf das Thun und Treiben der jetzigen jungen Leute, da findet man, daß in dieſer Hinſicht für dieſen Stand gar nicht geſorgt iſt. Man iſt ſich in dieſen Jahren zu ſehr ſelbſt überlaſſen, und das Sprüchwort: „Ein böſer Geſell führt den andern in die Höll',“ findet hier gar häufig ſeine Anwendung. Die Geſellen bringen, wenn ſie ausgehen, ihre Abende, wenn auch nicht immer, doch öfters mit Karten, Singen, mit leichtfertiger, zuweilen auch roher Unterhaltung zu, wobei auch mitunter dem Glaſe fleißiger, als es ſein ſollte, zugeſprochen wird. — Würde es nun nicht ſehr gut ſeyn und ſegensreich, wenn ſich einige von den Herren Gelehrten verbänden und eine Art von Abend-

gesellschaft für den Gesellenstand stifteten? — An einem der Ausgehtage in der Woche kämen die Theilnehmer bei einem Glase Bier und einer Pfeife Tabak zusammen, die Herren Gelehrten, welche sich dazu verbänden, läsen ihnen allerlei angemessene Gegenstände, Bruchstücke aus der Welt- und Vaterlands-Geschichte, Reisebeschreibungen, unterhaltende moralische Erzählungen u. s. w. vor; mitunter könnte sich ein heiterer Gesang einmischen; im Sommer könnten die Abende im Freien zugebracht werden. — Ich glaube, daß dieses für die jungen Leute die segensreichsten Folgen haben könnte. Denn da es eine Hauptbedingung wäre, daß sich die Leute an solchen Abenden unter der Aufsicht der Vorsteher ordentlich verhalten müßten, so würde dieß auf die übrigen Abende nach und nach auch einwirken, und die gut geleitete Unterhaltung eines einzigen Abends würde öfters Einfluß auf die ganze Woche haben. Doch muß das noch angemerkt werden, daß es den jungen Leuten so wenig als möglich kosten darf, und Jeder, der sich bei einem der Vorsteher meldet, er mag Ausländer oder Hiesiger seyn, wenn er einen guten Ruf hat, aufgenommen werden muß. Ruhestörer und Trunkenbolde dagegen müssen sogleich ausgestoßen werden."

„Möchte doch das, was ich eben zu Ihnen gesprochen, nicht verhallen, sondern in den Herzen einiger Männer, welche dieses auszuführen im Stande sind, Wurzel schlagen und zum Heile unserer Gesellen in Ausführung kommen."

Und die aus dem Herzen des wackern Rothgerbermeisters gekommenen Worte fanden den erfreulichsten Anklang. Denn in dem Jahresbericht von 1838 heißt es unter Anderm: „Es fanden sich einige Vereinsmitglieder sogleich bereit. Sie schritten ohne Säumen zum Werk, entwarfen die Satzungen eines „Vereins für Handwerksgesellen," und bewirkten die Bestätigung derselben von Seiten der hohen herzoglichen Re-

gierung. — Der in diesen Statuten ausgesprochene Zweck, „den Handwerksgesellen Gelegenheit zu geben, den freien Abend des siebenten Tags in der Woche auf eine lehrreiche und anständige Weise zuzubringen," scheint zwar bei'm ersten Augenblick gar unerheblich und unbedeutend zu seyn. Aber die Mittel, die zu seiner Erreichung angewendet werden, z. E. moralische, geschichtliche, geographische, statistische und gewerbliche Vorträge, die Anlegung einer kleinen Bibliothek zur freien Benützung der Vereinsmitglieder u. s. w., stellen diese Versammlungen der jungen Männer wenigstens den Sonntagsschulen gleich. Auch hat schon die bisherige kurze Erfahrung gelehrt, daß unter den in den Verein getretenen Gesellen verschiedener Zünfte an die Stelle der gewöhnlichen Abgeschlossenheit und Spannung eine freundliche Annäherung tritt, und so mannigfachen und nicht selten sehr traurigen Zwistigkeiten vorgebeugt wird. Auch werden nur solche Handwerksgesellen aufgenommen, die sich durch ihre Meister über ihr bisheriges Betragen vortheilhaft ausweisen können, und Andere, welche sich in oder außer dem Verein ein unziemliches Benehmen erlauben könnten, müßten ohnedieß sogleich ausgeschlossen werden. Diejenigen, welche freiwillig austreten, um weiter zu wandern oder sich ansäßig zu machen, erhalten ein angemessenes Zeugniß von dem Direktorium. Und dieses besteht aus sechs Personen, und zwar zur einen Hälfte aus Gelehrten und Künstlern und zur andern aus Handwerksmeistern."

„Nachdem die Gründung des Vereins bekannt gemacht worden war, meldeten sich alsbald so viele Meister und Gesellen, daß in der kurzen Zeit des Bestehens der Anstalt schon 168 Mitglieder aufgenommen wurden. Von diesen sind 21 mit Zeugnissen allmählig wieder abgegangen. Das Benehmen sämmtlicher Mitglieder bei den Versammlungen ist höchst

lobenswerth geweſen, wie diejenigen mit den Direktoren bezeugen werden, die ſo oft und zu voller Befriedigung an jenen Theil genommen haben; und auch ſonſt iſt nicht das Mindeſte vorgekommen, was zu einer Rüge Veranlaſſung gegeben hätte. Fortwährend hat ſich der regſte Sinn für den Zweck des Vereins kund gegeben; unter andern in dem Eifer, auch ſelbſt geeignete Vorträge zu halten, und in der wärmſten Dankbarkeit gegen die Stifter und Leiter der Anſtalt.“

So weit die Worte des Berichts; ein Wanderer aus Sachſen aber hat mir von dem Geſellenverein noch weit mehr Gutes geſagt, als man in einem Jahresbericht aufnehmen kann und ich für dießmal wiedergeben will. Ich fahre alſo in meiner Erzählung von dem guten Baum in Coburg, wie folgt, weiter fort.

Sechs Jahre früher ſchon, als der wackere Rothgerbermeiſter den Geſellenverein in Anregung gebracht hatte, trat der liebe und wahrhaft unübertreffliche Rentmeiſter Zizmann auf, und ſprach:

„Hochgeehrteſte Herren Vorſteher des Gewerbs-, Induſtrie- und Kunſt-Vereins! Handwerks-Aelteſte, Handwerks-Meiſter, Handwerks-Freunde, Beförderer und Gönner der Induſtrie, wackere Künſtler und ächte, brave Freunde der Armen! Schon in meiner früheſten Jugend hatte für mich das Sprüchwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden“ einen guten Klang, und daſſelbe erregte damals in mir ein freudiges Hinausſchauen [illegible] Zukunft und den Vorſatz, ſo bald wie möglich das Mitglied eines Handwerks zu werden, um auch mir ein Stück von dieſem goldenen Boden zu erwerben. — Als ich neun Jahre alt war, ſtarb mein Vater, und meine Mutter zog mit ihren vier Kindern in die Stadt, weil ſie ſich da mehr mit Handarbeit verdienen konnte als auf dem Lande. Ueber dem Umzug vergaß ich den ſchmerz-

lichen Verluſt meines Vaters, und glaubte, bald meine Mutter in ihrer kummervollen Lage unterſtützen und zuletzt der Ernährer meiner ganzen Familie werden zu können. Denn in der Stadt hoffte ich weit eher und leichter auf den goldenen Boden zu kommen als draußen auf dem Lande, wo die Handwerksleute ſo ſelten waren wie die Weinbeeren in den Feſtkuchen meiner Mutter. — Allein es kam Alles anders, als ich dachte, und meine Luftſchlöſſer fielen und thaten einen großen Fall. Erſt war ich noch zu jung und mußte vor allen Dingen in die Schule gehen. Nachher, als ich bald aus derſelben entlaſſen werden ſollte und mich nach einem Lehrmeiſter umſah, wurde ich für das eine Handwerk zu klein und ſchwach und für das andere zu arm erfunden, und fand keinen Meiſter, der mich in die Lehre nehmen wollte. Zuletzt ſtarb auch meine Mutter. Es war mir nun für meine Zukunft ſehr bange; aber mein Vater im Himmel ſorgte für mich und wählte dazu den Juſtizamts-Commiſſär Grötzner in Römhild, der ſich meiner väterlich annahm und mich ſpeiſte und kleidete, bis ich aus der Schule kam. Dieſer rief mir das andere Sprüchwort: „Rechnen und ſchreiben läßt nicht fallen," zu, und dadurch aufgemuntert, ſuchte ich in meiner letzten Schulzeit Beides möglichſt gut zu erlernen. Aber ich fand in Römhild keine Gelegenheit, mir mit meinen erlernten Kenntniſſen und Fertigkeiten Etwas zu verdienen, und begab mich, um die ſo große Güte meines damaligen Wohlthäters und Pflegevaters nicht zu ſehr in Anſpruch zu nehmen, zu meinen Verwandten nach Coburg. Meine Freunde nahmen mich zwar freundlich und gerne auf; aber es glückte ihnen und mir nicht, nur das kleinſte Nahrungszweiglein zu finden, und ich beſchloß, wieder nach Römhild zurückzukehren. Bei'm Abſchiednehmen kam ich aber unter andern in ein Haus, an welchem ich ſeitdem nicht vor-

übergehen kann, ohne es mit einer ganz eigenen Empfindung zu betrachten. In dieſem traf ich nämlich mit dem Oeſterreichiſchen Werbhauptmann Herrn von Weller zuſammen, und wurde von ihm für die Schreibſtube der Kaiſerlichen Werb-Direktion angeworben. Ich bekam zehn Kaiſergulden Handgeld, wurde von einem Werber nach Hildburghauſen geführt und befand mich in meinem erſten Dienſt ſehr wohl. Denn Herr von Weller behandelte mich wie ſeinen eigenen Sohn, ließ mir bei dem Hofmaler Rauſcher Unterricht im Zeichnen ertheilen, und beſtellte einen Lehrer zum Unterricht im Franzöſiſchen. Allein ſchon nach etlichen Monaten ſtarb mein väterlicher Wohlthäter, und ſein Nachfolger, der K. K. Hauptmann von Idurietta, brachte ſeinen eigenen Schreiber mit. Ich wurde ſogleich meines Dienſtes entlaſſen, und hatte es nur meiner kleinen Figur zu verdanken, daß mir ſtatt der Feder keine Muskete in die Hand gegeben wurde. — Nach Verlauf eines halben Jahres kam ich in die Dienſte des Poſtdirektors Herrn von Steinau. Bei demſelben hatte ich zwar Gelegenheit, neben den mir übertragenen Handarbeiten mich im Schreiben zu üben; aber ringsum keine Ausſicht, mir damit allein früher oder ſpäter mein Brod zu erwerben, und nahm mir daher auf's Neue vor, nach dem goldenen Boden eines Handwerks auszugehen. Ich fand auch einen Meiſter, der mich umſonſt in die Lehre nehmen wollte, und fing daher an, das nöthige Aufdinggeld zurückzulegen, da die Zeit des Aufdingens ſchon feſtgeſetzt war. Inzwiſchen aber wurden mittelſt eines Aufrufs im hieſigen Regierungs- und Intelligenz-Blatt zur herzoglichen Regierungs-Kanzlei Scribenten geſucht. Ich meldete mich und wurde zur Prüfung beſchieden. Dieſe beſtand ich und trat dann meine Funktion bei ebengenannter hoher Stelle an. Nach Verlauf kurzer Zeit wurden mir Rechnungs- und Reviſions-Arbeiten übergeben. Dieſe wa-

ren mir aber meiſtens noch ganz fremd, und ich fand mich daher genöthigt, außer meinen geſetzlichen Geſchäftsſtunden Bücher zu leſen, welche Anweiſungen für dieſe praktiſchen Rechnungszweige enthalten. Dabei ſprachen mich die Rechnungsführung und Verwaltung der Inſtitute und Kaſſen für Wittwen und Waiſen am meiſten an, und der Wunſch, zu ſeiner Zeit der Begründer und Verwalter einer ſolchen Anſtalt zu werden, wurde in meinem Herzen immer lebendiger und dringender. Denn ich wollte damit für die Unterſtützung und Durchhilfe meiner armen Mutter dem Allbarmherzigen im Himmel ein Dankopfer und den Barmherzigen auf Erden ein thätiges Zeichen meiner Erkenntlichkeit bringen und geben. Bei'm Nachdenken über die Ausführung meines Wunſches fand ich in dem Stiftungsweſen die Lücke, daß für Wittwen von Handwerkern nur äußerſt wenige milde Vermächtniſſe vorhanden ſind. Daher beſchloß ich, beſonders für dieſe zu wirken, und war bei meiner eigenen Mittelloſigkeit bald über den Weg mit mir einig, den ich zur Erreichung meines Ziels einſchlagen wollte. — Du willſt, ſo ſprach ich bei mir ſelbſt, alle Menſchen, die gute Herzen und das haben, was du ſuchen mußt, recht dringend bitten, von den alten Hausgeräthen etwas zu ſpendiren, die in den Winkeln ihrer Wohnungen verborgen liegen, gar nicht mehr benützt werden und oft nur zur Laſt daſtehen. Was du, dachte ich weiter, an ſolchen alten Geräthen erhältſt, willſt du, wo und in wie weit es nöthig iſt, wieder von mildthätigen Händen herſtellen laſſen oder ſelbſt herſtellen und dann zu Geld machen mittelſt angeſtellter Auctionen, in denen, wie die Erfahrung lehrt, faſt jedes, auch das geringſte und älteſte Hausgeräth immer wieder Liebhaber findet und beziehungsweiſe gut bezahlt wird. Das daraus gelöſte Geld, ſo ſchloß ich in meinen Gedanken, willſt du dann nehmen, und damit nach und nach in

Erwartung des göttlichen Segens ein Kapital begründen, von deſſen Früchten zu ſeiner Zeit arme Wittwen erquickt werden können."

„Dieſe Idee nun, die aus meiner frühzeitigen Achtung gegen den Handwerksſtand und aus den Erfahrungen herſtammt, die ich bei meiner eigenen armen Mutter machte, iſt es, die ich hier mitzutheilen die Ehre habe, und mit deren Kundgebung ich die Anfrage verbinde, ob nicht mehrere verehrliche Vereinsmitglieder ſie theilen und bereit ſind, von Zeit zu Zeit ein den milden Gebern entbehrlich gewordenes und nicht mehr nöthiges Inventarienſtück abzulaſſen. Daſſelbe mag noch ſo gering und unſcheinbar ſeyn, ſo gibt es doch ſeinen Erlös, welcher, angelegt und zweckmäßig verwaltet, zu ſeiner Zeit den dürftigen Wittwen aus dem Handwerksſtande ſeine Früchte geben wird. Ich erbiete mich, die Sammlung der Geſchenke zu übernehmen, den Erlös redlich zu verwalten und darüber für Jeden verſtändliche Rechnungs-Ueberſichten zu führen. — Gott ſegne, was ich in Seinem Namen angefangen habe!"

In der Vereinsverſammlung am 18. März 1833 berichtete der liebe Armenfreund von zweimal fünf Gulden, die er für ſeine Wittwen in der Sparkaſſe anlegte, und von einem Kapital von fünfzig Gulden, welche der Schneidermeiſter Rebhahn zu Blumenrod für dieſelben vermachte, und fügte hinzu: „Gott ſey Dank! Die Sache hat Eingang, gute Auf- und Theilnahme gefunden. Einige Zunftmeiſter haben bereits die erhaltenen Sachen, welche beſchädigt waren, reparirt und wiederhergeſtellt, Andere haben ſich erboten, verdorbene Sachen, welche in Zünfte einſchlagen, wieder brauchbar zu machen. In der vorigen Woche bin ich nicht nur von dreien wackeren, tüchtigen Bürgern und ſehr geſchätzten Männern, ſondern auch von Frauen auf der Straße freund-

ſchaftlichſt angeredet und aufgefordert worden, ſie von der Sache in genauere Kenntniß zuſetzen. Es geſchah, und ſie haben dann von ſelbſt Beiträge verſprochen und überhaupt ihre thätige und mitwirkende Theilnahme zugeſichert.

Schon ungefähr acht Monate darauf konnte der weiſe und unermüdet thätige Stifter der „Gewerbs-Wittwen-Penſions-Anſtalt" dem verſammelten Gewerbsverein die Dokumente von 144 fl. Kapital und einen kleinen baaren Kaſſenbeſtand vorlegen und auf die vorhandenen und gehörig verzeichneten Geſchenksvorräthe hinweiſen. Dabei bemerkte er ſchließlich, daß ſich der Herr Auctionator Berg für die Anſtalt ſehr intereſſire, dieſelbe bei den ihm vorkommenden Erbſchafts-Taxations-Geſchäften ſchon fruchtbringend empfohlen und eine für die gute Sache gehaltene Auction bereits unentgeltlich beſorgt habe. Für künftige Verſteigerungen hätte der wohllöbliche Magiſtrat ein Local, ſowie überhaupt alle mögliche Unterſtützung geneigteſt und wohlwollend zugeſichert.

Das darauf folgende Jahr 1834 nahm die Einwohner Coburgs mehr als gewöhnlich für ſolche Leute in Anſpruch, welche unter Hagelſchlag und Brandunglück gelitten hatten; und darum war es kein Wunder, daß der liebe Zizmann gegen das Ende deſſelben ſeinen verehrlichen Vereinsmitgliedern nur von einem Zuwachs von etwas über 86 fl., ungerechnet die vorräthigen und noch zu verſilbernden Gegenſtände, berichten konnte. Er durfte aber dabei auch mit gutem Gewiſſen bemerken, daß ſich unter dem bishergeſammelten Kapital von 231 fl. 51¼ kr. kein einziger Heller befinde, der nicht gerne geſpendet worden wäre, oder dem Ganzen ſchädlich werden könnte, — er durfte ſeinen Bericht getroſt mit den Worten ſchließen: „Der HErr HErr möge die Barmherzigkeit, an den Wittwen gethan, nach Seiner Vatergüte vergelten, und die Sache immer und immer mehr zu Seiner Ehre und

zu. Seines Namens Verherrlichung wachsen und dereinst Früchte tragen lassen!"

Damit er unter die verschiedenen Zünfte auch von außen her einen Wetteifer für die gute Sache bringen möchte, hatte unser kluger Armenfreund bei der Rechnung über die Wittwenkasse jedem Gewerbe seinen eigenen Conto eröffnet. Dieß wird aber etlichen meiner jüngeren Leser unverständlich seyn, und ich will daher noch Folgendes zur Erklärung hinzufügen: Wenn z. E. ein alter Tisch gespendet und versteigert wurde, so schrieb der liebe Zizmann das daraus erlöste Geld den Tischlern zu, weil ein Tisch aus der Schreinerzunft herkommt; wenn ein Landmann ein Gröschlein baar gab, und dabei sagte: „Für die Schreiner," so wurde das Gröschlein für die nämliche Zunft in Rechnung gebracht, und zwar nach der Bestimmung des Gebers; oder wenn eines Tischlers Frau Etwas spendirte, so wurde es auch der Zunft ihres Mannes gut geschrieben, weil die Gabe aus dem Mittel der Schreiner geflossen war. — Für die Gaben aber, welche weder ihrer Natur noch ihrer Bestimmung nach einer einzelnen Zunft gut geschrieben werden können, ist in der Rechnung ein eigener Conto, und seine Früchte werden nach und nach unter alle Zünfte vertheilt werden. — Deßwegen konnte auch unser unermüdeter Sammler in seinem am 23. März 1835 im Gewerbsverein gehaltenen Vortrag berichten, daß die Maurerzunft am meisten gut gemacht habe, ob es gleich nach ihren Arbeiten am wenigsten zu erwarten gewesen sey; deßwegen konnte er an dem nämlichen Abend noch zum Besten dieses nämlichen Mittels vier Briefsteine versteigern, die der wackere Maurermeister König in seinen Freistunden aus Alabaster und anderen Steinarten des Coburger Landes verfertigt und in die Hände des Gewerbefreundes gelegt hatte.

Wie ferner der im Kleinsten getreue Mann freie Stun-

den für ſeine armen Wittwen anzuwenden und zu benützen wußte, das mag er uns ſelbſt erzählen. In ſeiner Berichtserſtattung vor dem verſammelten Gewerbsvereine ſagte er:

„Im Monat März dieſes Jahres reiſten Herr Kammerdirektor Riemann und Herr Ober-Conſiſtorialrath Dr. Genßler in herrſchaftlicher Angelegenheit nach Gotha. Der Erſtere nahm mich mit, weil in dem herzoglichen Münzamte daſelbſt rechneriſche Arbeiten zu machen waren. So kam es, daß ich am letzten Nachmittag meines dortigen Aufenthalts, an dem ich einige freie Stunden hatte, zu dem Herrn Hof- und Münz-Graveur Helfricht gelangte. Er hatte die Güte, mir ſehr ſchöne Schaumünzen, die auf verſchiedene Feierlichkeiten geprägt worden waren, zu zeigen, und wir geriethen in ein Geſpräch über die nahe bevorſtehende Confirmation der beiden durchlauchtigſten Prinzen Ernſt und Albert von Sachſen-Coburg-Gotha. Dabei kam mir der Gedanke, zum Beſten der Gewerbs-Wittwen-Kaſſe eine Medaille auf dieſe Feierlichkeit zu bewerkſtelligen. Ich entdeckte dieſen Gedanken zuerſt den beiden vorhin ehrerbietigſt genannten Herren, und wurde von ihnen zur ſchleunigſten Ausführung deſſelben aufgemuntert. Ich ging daher unmittelbar zu dem damals in Gotha geweſenen Herrn Finanzrath Schnür, eröffnete ihm mein Vorhaben, gab ihm Zweck, Inhalt und Größe der Schaumünze an, und erſuchte ihn, davon Sr. Herzoglichen Durchlaucht unterthänigſten Vortrag zu erſtatten. Er verſprach nicht nur, mein Geſuch ſogleich am nächſten Morgen anzubringen und die höchſte Reſolution mir auf der Poſt nachzuſchicken, ſondern er machte mich auch darauf aufmerkſam, vor meiner Abreiſe von Gotha noch zu dem Herrn Hofmaler Eckart zu gehen und dieſen zu bitten, falls die Sache gnädigſt genehmigt würde, daß er die beiden durchlauchtigſten Prinzen, deren Abreiſe nach Coburg ſchon in den nächſten

Tagen bestimmt sey, zu dem fraglichen Behuf noch zeichne. Also ging ich ohne Verzug zu dem Herrn Hofmaler, und erhielt von ihm mit Freuden die unentgeldliche Erfüllung meiner Bitte zugesichert. Das Uebrige legte ich sodann in die Hände des Herrn Münzamts-Rendanten Thauget, und reiste dann vergnügt wieder hieher zurück."

So weit der liebe Zizmann. Kurz, die Schaumünzen wurden geprägt, und warfen, nachdem sie an die Subscribenten vertheilt und sämmtliche Unkosten bestritten worden waren, für die Wittwenkasse einen reinen Gewinn von 202 fl. 42½ kr. ab. — Ich aber füge nur noch hinzu; Wer in einigen Freistunden und auf eine eben solche Gott und Menschen wohlgefällige Weise für eine milde Anstalt noch mehr gewinnen zu können glaubt, der versuche es. Es wird sich nicht leicht Jemand aufrichtiger darüber freuen als unser lieber Armenfreund selbst.

Ein anderer Vortrag, den derselbe am 30. November 1835 im Gewerbsverein hielt, hat wohl für den freundlichen Leser nichts Merkwürdiges, als daß darin schon 1375 fl. 43 kr. als baares Vermögen der Wittwen nachgewiesen werden.

Einmal hatte der liebe Zizmann den Mitgliedern der Abendgesellschaft in Coburg für 8 fl. 49 kr. zu danken, welche dieselben für seine Wittwenkasse zusammengelegt hatten. Er that dieß aus dem Stegreif und sagte unter Anderem: „Mein Herz ist voll der aufrichtigsten Dankgefühle, aber meine Zunge zu schwach, sie auszudrücken. Erlauben Sie mir daher, hochgeehrteste Herren, um meiner Schuldigkeit nur einigermaßen nachzukommen, Ihnen ein zwar bekanntes, aber sehr treffendes Gleichniß zu wiederholen. Es lautet: Ein Mann hatte drei Freunde. Zween derselben liebte er sehr, der dritte war ihm fast gleichgültig, ob es gleich gerade dieser am aufrichtigsten mit ihm meinte. Einmal wurde der Mann vor Gericht ge-

fordert, wo er von einem neidiſchen Verleumder hart verklagt war. „Wer unter euch," ſprach er da zu ſeinen Freunden, will mit mir gehen und für mich zeugen? denn ich bin hart verklagt worden und der König zürnet ſehr." Der erſte ſeiner Freunde entſchuldigte ſich ſogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geſchäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Richthauſes. Da wandte er ſich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigſten gebaut hatte, ging mit in das Richthaus, redete für ihn, und zeugte ſo freudig, daß ihn der Richter ſogleich losließ und noch obendrein ſehr beſchenkte. — Drei Freunde hat der Menſch in dieſer Welt. Wie bewähren und benehmen ſie ſich in der Stunde ſeines Todes, wenn ihn der HErr vor Gericht fordert? Das Geld, ſcheinbar ſein beſter und nützlichſter Freund, verläßt ihn zuerſt. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes, und wenden ſich da und kehren wieder in ihre Häuſer zurück. Der dritte, an den er in ſeiner wahren Wohlthätigkeit am wenigſten denkt, ſind ſeine Almoſen, aus Liebe zu Gott gereicht. Sie begleiten ihn bis zum Thron des Richters, ja, ſie gehen ihm voran, ſprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade."

Am 26. März 1838, nachdem eine Verloſung aus dem allgemeinen Conto vorgenommen worden war, ſchloß der Armenfreund ſeinen Vortrag in dem Gewerbsverein mit den Worten: „Gott, Vater und Verſorger der Wittwen und Waiſen, habe Dank für Deine große Güte, und lenke auch ferner die Herzen Deiner Kinder, daß ſie, ohne ſich wehe zu thun, die Sache fördern. Segne auch ferner unſere Anſtalt, darum bitte ich Dich als Verwalter derſelben aus kindlichem und zuverſichtlichem Herzen. Ja, Du Gott der Liebe, Du wirſt ſie ſegnen, Du wirſt auch die ſegnen, welche dabei

Deine willigen und freundlichen Werkzeuge ſind. Das iſt meine Zuverſicht, und ich freue mich ſchon auf den nicht mehr fernen Tag, wo die erſte Frucht gepflückt und einer auf Dich hoffenden armen Wittwe in Deinem Namen und zu Deiner Ehre gereicht werden wird. Ja, ſegne auch fernerhin! Denn wo Du, Vater, nicht Segen und Gedeihen gibſt, da bauen und ſtreuen und pflanzen Deine Kinder umſonſt."

Aehnliche Gebetsworte ſprach der liebe Zizmann am 17. November des nämlichen Jahres in dem Geſellenverein, und gedachte dann einer Summe von 44 fl., die man zum größten Theil der gnädigſt regierenden Frau Herzogin Hoheit verdankte. Denn ſie hatte ſich zur Theilnahme an einer muſikaliſch-deklamatoriſchen Abendunterhaltung zum Beſten der Wittwen herabgelaſſen und zum Eintritt fünfzehn Thaler geſpendet.

In den Verſammlungen des Gewerbvereins vom 4. November und 23. December 1839 trat der Treue im Kleinen und Kleinſten auf, „freudig, wie ein frommer Bergmann, der aus dem finſtern Schacht emporfährt, eine reiche Stufe ſeiner Grubenherrſchaft vorlegt, ſich freut, gen Himmel blickt und Gott für das Gefundene dankend preiſt." Denn er konnte ſeinen Mitarbeitern und den Theilnehmern an dem milden und wohlthätigen Werke berichten, daß das für die armen Wittwen geſammelte Kapital ſchon auf 2423 baare Gulden angewachſen ſey, und daß aus dem allgemeinen Conto, dem ſchon 820 fl. 52 kr. gut geſchrieben wären, in den nächſten Tagen wieder 25 fl. durch das Loos auf einen der beſondern Conti übergetragen werden könnten.

Doch der freundliche Leſer wird indeß begierig geworden ſeyn, zu erfahren, wie der liebe Zizmann ſeine Trödelwaaren ſammelt und wieder an den Mann bringt. Es geſchieht auf eine ihm ganz eigenthümliche Weiſe. Er beſucht zum Exempel nach dem Abendeſſen noch einen Amtsgenoſſen, um

mit ihm über dieſes und jenes zu ſprechen. Aber kaum hat das Geſpräch begonnen, ſo fängt auch der Kanarienvogel in ſeinem Käfig an der Stubendecke an, darein zu ſchreien, und machts ſo arg, daß die beiden Collegen lieber in einer gehenden Sägmühle als unter dieſem Schreier mit einander reden möchten. „Der unverſchämte Kerl!“ ruft die Hausfrau an dem Nähtiſch, „wüßte ich nur Jemanden, der ihn geſchenkt möchte!“ — „Der bin ich,“ erwidert Zizmann, „wenn der Käfig darein gegeben und dieſem lauten Stück Fleiſch zugewogen wird.“ „Mit Vergnügen,“ antworten Frau und Mann zugleich, und der Rentmeiſter, der immer das Eiſen, ſo lange es warm iſt, zu ſchmieden pflegt, nimmt den Vogel herab, ſteckt die lange Seidenſchnur, an welcher der Käfig hing, in ſeine Taſche und empfiehlt ſich unter den lebhafteſten Dankbezeugungen. Im Schleier der Nacht begibt er ſich geradenwegs in die Abendgeſellſchaft. Die Thüre öffnet ſich weit und Aller Augen richten ſich auf den Mann mit dem Vogelhaus. Der Rentmeiſter benützt die geſpannte Aufmerkſamkeit der Verſammelten, und ſpricht: „Eine milde Gabe, meine hochgeehrteſten Herrn, ein Geſchenk für die armen Wittwen. Aber es iſt ein freſſendes Pfand dabei, und darum werden Sie mir gütigſt erlauben, daß ich es verſteigere, ehe ich mich in Ihrer mir ſo ſchätzenswerthen Mitte niederlaſſe, um von des Tages Laſt und Hitze zu ruhen. Eilf und einen halben Kreuzer zum Erſten!“ — Die heiter geſtimmten Herren ſteigern nun eine Weile und der Vogel ſammt ſeinem Hauſe und der ſeidenen Schnur wird zuletzt einem jungen Manne zugeſchlagen. Aber in dem Augenblick, wo er ſein erſtandenes Eigenthum aus der Hand des Rentmeiſters in Empfang nehmen will, fällt es ihm ein, daß er in ſeinen Geſchäften oft wochenlang verreist ſey, und in ſolchen Fällen, da er noch nicht verheirathet wäre, den Canarier in die Koſt geben müßte.

Er legt alſo einen Thaler in die Hand des Auctionators und ruft: „Ich ſchenke den Vogel unſerer Wittwenkaſſe noch einmal zur Verſteigerung. Alſo mit Gunſt, meine Herren! Sechs Kreuzer zum Erſten!“ Und dießmal fällt der gelbe Prinz ſammmt ſeinem Schloß einem jungen Lehrer gegen 51 Kreuzer zu. — „Wird er Sie nicht in ihren Studien ſtören?“ fragt nun der ſchlaue Rentmeiſter der armen Wittwen. „Nein,“ annwortet der Käufer, „ich will ſehen, wer es länger aushält, ſeine Kehle oder meine Violine.“

Oder der liebe Zizmann tritt in die Stube eines ſeiner alten Bekannten. Die Mutter darin iſt gerade im Begriffe, ihrem Hugo ein dickes Buch an den Lockenkopf zu ſchlagen. „Halt!“ ruft der Eintretende, „was in aller Welt gibt es denn, verehrteſte Frau Baſe?“ „O, der Schlingel!“ antwortete dieſe, „kommt auf den Schulweg in ein Treffen, und im Handgemenge reißt ihm ein Vorſtädter fünf Blätter aus dem Geſangbuch. Und er weiß nicht, wer es gethan hat, noch wo die Blätter ſind. Nun iſt das Buch nicht mehr zu brauchen, und ich darf auf der Stelle ein anderes kaufen.“ — „Sechs Kreuzer,“ verſetzte der liebe Zizmann, „gebe ich doch noch dafür.“ — „Sie können es umſonſt mitnehmen, nur damit es mir aus den Augen kommt,“ erwiedert die Mutter, durch die anſteckende Freundlichkeit ihres Vetters ſchon ganz beſänftigt, und denkt nicht mehr daran, es in eine unſanfte Berührung mit den Gliedmaßen ihres Hugo zu bringen. Der Rentmeiſter aber warnt ſeinen kleinen Vetter vor ähnlichen Landfriedensbrüchen, und geht dann mit ſeinem Buch in der Taſche in die Rumpelkammer der Wittwenanſtalt. Dort liegt auch ein Geſangbuch, das zwar ebenfalls defekt iſt, aber glücklicherweiſe die Blätter noch hat, die in dem zuletzt empfangenen fehlen. Mit beiden Büchern unter dem Arme erſcheint er nun in der nächſten Verſammlung des Gewerbver-

eins, und bittet den Hofbuchbindermeiſter, aus dem einen Buche den Mangel des andern zu erſetzen. Dieſer erfüllt ſeine Bitte umſonſt, und in der nächſten Auction wird Hugos Geſang- und Schlacht-Buch aufgeworfen, und zum Beſten der Wittwenkaſſe um einen halben Gulden verkauft an einen Vater, der gerade für ſeinen Knaben eins braucht.

Iſt der liebe Rentmeiſter des Herzogs und der armen Wittwen nicht der chriſtlichſte Trödler, den es giebt?

Die Nacht.

Eine Parabel allen frommen Wittwen zum freundlichen Gruße.

Der Tag ſchließt ſeine Augen, ſchließt ſie im Tode zu,
Nach Müh' und Arbeit gehet er ein zur Grabesruh;
Es läutet ihn zu Grabe der Eremit im Wald,
Und von dem alten Dome das Trauerläuten ſchallt.

Der Quellen leiſes Murmeln, der Unke dumpfer Laut,
Das Liſpeln in dem Kranze der eingeſargten Braut,
Und aufgeſcheuchte Schwäne, hinrauſchend durch die Luft,
Vereinen ſich zur Klage an des Erblaßten Gruft.

Des Tages arme Wittwe, die ſtille, bleiche Nacht,
Hat drin den theuren Gatten zur ſanften Ruh gebracht,
Im nebelgrauen Schleier, im farbenloſen Kleid
Trägt ſie um den Erblaßten, wie in dem Herzen, Leid.

Des Regenbogens Farben, den Kranz vom Blüthenbaum,
Die glühenden Rubine am Abendwolkenſaum,

Und was an Schmuck die Gattin, beſchenkt vom Gatten, trägt,
Hat ſie am Sarkophage des Tages abgelegt.

Valet ſagt ſie der Freude und Fahrewohl der Luſt.
Ein Kreuz von hellen Sternen hängt an der treuen Bruſt;
Das Kreuz von Sternen deutet nach einer andern Welt,
An die ſich ihr Verlangen und ihre Sehnſucht hält.

Die Sehnſucht zieht von hinnen, die Pflicht hielt ſie zurück,
Und fällt auf ihre Kinder ihr thränenvoller Blick:
So ſchwindet aus der Seele des Sehnens milder Schmerz,
Und Sorge für die Kleinen erfüllt ihr ganzes Herz.

Des Tages holde Kinder an mütterlicher Bruſt,
Fühlt ſie die höchſte Wonne und unnennbare Luſt.
Des Keimes zarte Pflege, der hohen Saaten Huth
Weckt ſie zu neuem Leben, erfriſchet ihren Muth.

Sie wiegt in tiefen Schlummer mit Nachtigallenlied
Die aufgeblühte Blume am Waldesſaum, und zieht
Mit zarter Hand die Rebe hinauf an weißer Wand,
Und tränkt aus vollem Kelche den Halm im dürren Sand.

Die Sternlein in der Höhe ſehn gern der Wittwe zu,
Dem Mond auf ſeiner Reiſe läßt's immer keine Ruh;
Er ſieht ihr ſtilles Walten auf zartbenetzter Au,
Und wirbt, ſo oft er kommet, um die geliebte Frau.

Sein Werben iſt vergebens, die treue Wittwe flieht,
Wann er auf ſeiner Straße herauf am Himmel zieht;
Sie eilt in dunkle Lauben, in den Cypreſſenhain,
Ins graue Kloſter gehet ſie, ihm ausweichend, ein.

Ihr Herz kann ſie nicht theilen, es bleibt dem Tag allein,
Dem ſie als Braut gelobte, auf ewig treu zu ſeyn;

Ob auch die Dämm'rung immer, wenn ihr der Morgen ſtirbt,
Als Wittwe um den Abend in zweiter Liebe wirbt.

Sie kennt nur Eine Liebe, die treue, keuſche Nacht.
Hat auch der Tag die Stunden des kurzen Laufs vollbracht,
Schloß er auch ſeine Augen, für ſie iſt er nicht todt,
Sie hoffet Wiederſehn im goldnen Morgenroth.

Und hoffet nicht vergebens. An ihres Lebens Saum
Erwacht ſie, wie der Kranke, aus einem ſchweren Traum.
Der Tag ſieht durch die Wolken verklärt auf ſie herab,
Verklärt legt ſie die Trauer, ihr Leid auf immer ab.

Er ſinket zu ihr nieder, ſie ſchwebet zu ihm auf,
Der Morgenſtern nimmt beide in ſeinen Himmel auf,
Und unten auf der Erde, wo Alles grünt und blüht,
Ertönt aus tauſend Kehlen ein neu Vermählungslied.

Dresden, Druck von C. Heinrich.

Inhalt.

	Seite
Das blaue Waſſer	1
Handwerk hat einen goldenen Boden	36
Der Tag in der Schenke	52
Ein Hohenheimer	69
Die äußerſte Hütte	88
Der Stricker	112
Das Elmthäli	134
Die Schatzkammer	175
Das Fräulein von Aſſenſtein	195
Der Schweizer	208
Drei Bilder	
Erſtes Bild	218
Zweites Bild	223
Drittes Bild	228
Der Phariſäer	231
Broſamen	
1) Das Horchen	242
2) Der Wolf	245
3) Der Wiedertäufer	248
Erfahrungen eines Seelſorgers an Andern und an ſich.	
1) Etwas aus einem Tagebuche	255
2) Der Griechenthaler	261
Der Meiſter in allerlei Teig	265
Der Trödler	276
Die Nacht. Eine Parabel, allen frommen Wittwen zum freundlichen Gruß	294

Nachricht.

Die Zeitschrift, in welcher die meisten dieser Erzählungen zuerst gedruckt erschienen sind, erscheint seit dem Jahre 1836 (monatlich ein Heft zu 5 Bogen in Quart auf Velinpapier mit mehreren Abbildungen) unter dem Titel:

Jugendblätter.

Monatschrift

zur Förderung wahrer Bildung.

Herausgegeben

von

Dr. C. G. Barth und L. Hänel.

Stuttgart,

Verlag der J. F. Steinkopf'schen Buchhandlung.

Preis halbjährig 1 Thlr. oder 1 fl. 36. kr.

und hat sich, wie kaum ein ähnliches Unternehmen, der zahlreichsten Beweise einer dankbaren Aufnahme von nah und fern zu erfreuen. Eine Anzeige in Gersdorfs Repertorium erklärt sie für „ein durchaus gemeinnütziges und wohlthätiges Werk, das jede andere derartige Erscheinung sowohl hinsichtlich des Gehalts, als der höchst sauberen Ausstattung bei weitem hinter sich lasse, und dessen Kenntniß und Förderung Referent um so mehr zur Pflicht mache, als seine Anschaffung durch einen ungemein billigen Preis erleichtert sey."

Obgleich zunächst für die Jugend der mittleren und höheren Stände bestimmt, hat sich dieselbe doch allenthalben auch unter dem Volke durch die edle Popularität und die ansprechende Manchfaltigkeit ihrer Mittheilungen vielen Eingang verschafft, indem sie in Schulbibliotheken, Sonntagsschulen, Fortbildungsanstalten, Lesevereinen, Kasernen, Werkstätten u. s. w. häufig in mehreren Exemplaren gebraucht wird und namentlich Geistlichen, Schullehrern, Principalen und Familienvätern eine sehr willkommene Hülfe für ihre Vorsorge an den Winterabenden gewährt.

Da ihr Plan Alles umfaßt, was jeden nach allgemeiner Bildung trachtenden Menschen interessiren muß, und die Mitarbeiter lauter Männer von erprobtem Talent und christlicher Gesinnung sind, so bieten die nun vorliegenden vierzehn Bände einen solchen nie veraltenden Schatz von gesundem, planmäßig belehrendem und unterhaltendem Lesestoff dar, daß sie unbedenklich als der Kern jeder richtig angelegten Büchersammlung „für Volk und Jugend" gelten und zur weitesten Verbreitung empfohlen werden können.

Von den drei ersten Bänden ist bereits eine neue verbesserte Auflage erschienen, die sie besonders zu einem nützlichen und erfreuenden Geschenk für junge Leute beiderlei Geschlechts in den wichtigen Jahren nach der Confirmation geeignet macht.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an. Von je 11 Exemplaren wird eines frei gegeben.